3 1761 07979575 3

UNIV. OF
TORONTO
LIBRARY

Digitized by the Internet Archive
in 2011 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/tausendundeine01habi

LA48
A658
-Gh
Arabian Nights

Tausend und Eine Nacht.

Arabische Erzählungen.

Deutsch
von
Max. Habicht,
Fr. H. von der Hagen
und
Carl Schall.

Erstes Bändchen.

Sechste Auflage.

Stuttgart,
Albert Heitz, Verlagsbuchhandlung.

1881.

27398
13/6/93.

9645
29/11/90
15 vols
8

Tausend und Eine Nacht.

Arabische Erzählungen.

Erstes Bändchen.

Vorwort.

Die Erzählungen der „Tausend und Eine Nacht" sind, was sie ursprünglich waren, und im Morgenlande noch sind, auch längst in Frankreich zum Volksbuch geworden, und zum Theil auch in Deutschland, wo der Uebersetzer Homers (Voß) nicht verschmähte, sie aus der Französischen Uebersetzung zu verdeutschen. Sie finden sich, wie in Paris in mannigfaltigen Abdrücken, neben der schon selteneren blauen Bibliothek, auch in einzelnen Heften unter den Deutschen Volksbüchern, fehlen hier aber schon lange der übrigen Lesewelt, da die echten Abdrücke längst vergriffen, und nur schmutzige und fehlerhafte, seit Jahren auch schon wieder vergriffene, Nachdrücke noch hie und da umlaufen.

Unterdessen haben besonders auch die Franzosen den zuerst von ihnen eröffneten Quellen weiter nachgespürt und Galland's Nachfolger auf dem Arabischen Lehrstuhl in Paris, Caussin de Perceval, hat vollständige Handschriften der großen Sammlung entdeckt, — wie Jonathan Scott in England und Herr von Hammer bei uns, — und daraus das

Verhältniß Galland's zu seiner noch vorhandenen Urschrift, so wie zum Umfange des Ganzen, aufgezeigt. Zugleich hat er dargethan, daß die Fortsetzung der 1001 Nacht durch Chavis und Cazotte (in unserer blauen Bibliothek verdeutscht) von jenem zwar der Grundlage nach meist aus einer Arabischen Handschrift zu Paris entnommen, von diesem aber willkürlich ausgesonnen worden, oft dem Morgenlande widersprechend und mißverstanden. Aus der Urschrift hat Caussin nun diesen Theil der Sammlung hergestellt und die anderweitige Ergänzung und den Schluß des Ganzen in zwei Bänden dem berichtigten Abdrucke der Galland'schen Ausgabe in sieben Bänden (schon 1806) angefügt. Ganz neulich (1822) ist eine andre, auf ähnliche Weise vermehrte Ausgabe dieser Galland'schen Uebersetzung durch Eduard Gauttier, unter Langlès Mitwirkung, zu Paris veranstaltet, worin dieselbe aus Handschriften und andern seitdem in Druck erschienenen Beiträgen, durch Einschaltungen bereichert, und ergänzt wird: wie Scott schon 1811 zu London eine solche berichtigte und mit einem Bande vermehrte Englische Uebersetzung (in 6 Bänden) herausgegeben hat.

Demnach ist es wohl Zeit, auch bei uns an eine neue Musterung und Ergänzung dieses wichtigen Werkes zu denken. Und eine neue, berichtigte und vervollständigte Verdeutschung soll dasselbe in seinem ganzen Umfange, mit seinen mannigfaltigen Aneignungen und echten Fortdichtungen, herstellen.

Die Herausgeber haben sich zu diesem, seit lange

vorbereiteten Unternehmen, vereinigt, von welchem bestimmt Folgendes zu erwarten ist.

1) Eine Revision und Ergänzung der Gallandschen Uebersetzung, aus einer Tunesischen Handschrift (in Dr. Habichts Besitz), welche, neben einzelnen Erzählungen, namentlich auch die von Galland und seinen Herausgebern übergangenen, so eigenthümlichen und oft auch so bedeutsamen Gedichte liefert.
2) Eine gemeinsame Verdeutschung der sämmtlichen hier namhaft gemachten Theile, Ergänzungen, Einschaltungen und Nachträge der 1001 Nacht.
3) Eine gegen 200 Nächte starke neue Ergänzung sammt dem Schlusse des Werkes, aus der vorgedachten Tunesischen Handschrift, welche nach hinten fast ganz von allen übrigen bekannten Handschriften abweicht.

Ueber die in unserer Uebersetzung befolgte Weise, die Arabischen Namen zu schreiben, begnügen wir uns, Folgendes zu bemerken.

Das Arabische Alphabet hat drei H aufzuweisen, die darin als der sechste, siebente und sechsundzwanzigste Buchstabe stehen. Der sechste und siebenundzwanzigste wird von uns immer mit dem Deutschen H ausgedrückt, wenn er nämlich im Arabischen vor einem Vokale vorkömmt; steht er aber nach einem Vokale, so bezeichnen wir ihn durch ch, weil das h im Arabischen nie seinen Hauchlaut verliert; und bemerken dabei nur noch, daß auch hinter i und

e das ch den Achlaut und nicht den Ichlaut haben muß. Was das dritte Arabische h betrifft, so ist es immer mit ch ausgedrückt, ausgenommen in einigen, dem Gebrauch gemäß, immer mit k geschriebenen Wörtern. Das Arabische Gim, welches im Munde der wahren Araber, der Aegypter und der Beduinen unserm g zwar ganz gleich kömmt, in Syrien aber und in einigen Staaten Afrika's wie das Italienische g in angelo klingt, wird stets durch unser g bezeichnet; nur in Wörtern Persischen und Türkischen Ursprungs, wo dieser Buchstabe wie dsch lautet, ist er durch diese Schriftzeichen ausgedrückt. Doch auch hier ist dem Gebrauch gehuldigt, und Arabische Wörter, die in Deutschland schon dsch geschrieben und eingeführt sind, behalten wir unverändert bei und umgekehrt, behalten wir China (die aus der Französischen geläufige Schreibart), anstatt Schina. Schließlich bemerken wir noch, daß y für ein langes i, für Ghaie gh, für Kaf meistens c, und für Kef immer k steht. —

Die nöthigen Erklärungen werden überall die Uebersetzung begleiten, so wie die Vorreden der Französischen Herausgeber die Geschichte des ganzen Werks zweckmäßig und anziehend darstellen; und eine Ausgabe der Urschrift durch den Besitzer derselben, mit den so eben von des Königs Majestät der hiesigen Universität geschenkten Arabischen Typen, wird demnächst auch den Sprachgelehrten genugthun [1]).

---

[1]) Der erste Band dieser Ausgabe der Urschrift in Europa ist nunmehr erschienen.

Dieses zum Theil uralte, und deshalb so vielfach überarbeitete, fortgesetzte und nachgeahmte große Werk ist wohl würdig, auf alle Weise vollständig bekannt zu werden und fortzuwirken.

Breslau, im Januar 1824.

Die Herausgeber.

Vorrede

des

neuesten Französischen Herausgebers.

Es gibt wenige Werke in der Schriftwelt, welche älter und mehr verbreitet sind, als die Tausend und Eine Nacht. Viele glaubten anfangs, daß diese Erzählungen der Einbildungskraft Galland's ihren Ursprung verdankten; aber man erfuhr bald, daß dieselben eins der vorzüglichsten Denkmale der Asiatischen [1]) Literatur ausmachten, daß sie in der Türkei, in Arabien, Persien, Hindostan, und China [2]), ja bis mitten in die unermeßlichen Wüsten Afrika's [3]) verbreitet, und dort fast eben so bekannt waren, als der Koran selber.

---

[1]) They are (Arabian nights) universally read and admired throughout Asia by all rank of men both young and old. James Capper Observations on a Passage to India through Egypt. Lond. 1 Vol. in 8.

[2]) S. eine Erzählung bei Duhalde, description historique de la Chine. T. 3.

[3]) Voyage de Lyon dans l'intérieur de l'Afrique. T. 3 p. 44. (der Französischen Uebersetzung.)

Der Mensch ist begierig nach Täuschungen, und er bedarf ihrer:

Er ist von Eis für die Wahrheit,
Von Feuer für die Lüge,

sagt der gute La Fontaine; die Wirklichkeit ist für ihn oft so mühselig, daß man ihm verzeihen muß, wenn er manchmal die zu strengen Wahrheiten des Lebens unter lachenden Bildern verhüllt, indem er die Welt mit eingebildeten Wesen bevölkert, welche er für geneigt hält, ihm einst zur Hülfe zu kommen; oder indem er an diese reichen und wundersamen Schätze unter der Erde und auf dem Grunde des Meeres glaubt, welche vielleicht sein glückliches Geschick für ihn aufbewahrt. Gewiß mehr als einmal mochte das Mährchen von dem Fischer[1]) und dem Geiste die Hoffnung eines armen Schiffmannes vom Eufrat, oder vom Ganges wieder beleben; mehr als einmal mögen die Abenteuer Hindbads des Lastträgers[2]), die Saccas von Konstantinopel oder die Hammal von Baghdad und Ispahan, von glücklicheren Tagen haben träumen lassen.

„Um den Werth der Tausend und Einen Nacht zu beurtheilen," sagt ein gelehrter Englischer Reisender, „müßte man zuvor Zeuge von den Wirkungen gewesen sein, welche sie auf diejenigen hervorbringt, die sie am besten verstehen. Mehr als einmal habe ich die Araber der Wüste um ein Feuer sitzen, und diese Erzählungen mit solcher Aufmerksamkeit und sol-

[1]) S. Nacht 9—31. [2]) S. Nacht 32. f.

chem Vergnügen anhören gesehen, daß sie gänzlich der Müdigkeit und der Beschwerden vergaßen, welche sie einen Augenblick zuvor überwältigten." [1])

Mehrere andere Reisende [2]) bestätigen diese Nachricht des Obristen Capper; sie haben uns die Trubadure des Orients geschildert, wie sie von Kaffeehaus zu Kaffeehaus wandern, und hier, mitten in einem zahlreichen Kreise von Zuhörern sich setzend, ihren Vortrag anheben, dessen Grundlage immer aus der Tausend und Einen Nacht genommen ist, den sie aber nach ihrem Gefallen verschönen oder entstellen [3]). Oft geschieht es, daß in dem Augenblicke, wo die Erzählung die Aufmerksamkeit am höchsten spannt, wo die Zuhörer, mit offenem Munde, ängstlich die Entwickelung erwarten, der Erzähler, — sei es nun, daß er nicht weiß, wie er enden soll, oder sei es, daß er ihnen einen Streich spielen und sie nöthigen will, morgen wieder zu kommen, um ihn zu hören, — mit

---

[1]) Before any person decides on the effect of these books, he should be eye-witness on the effect they produce on those who best understand them. I have more than once seen the Arabians on the desert, sitting round the fire, listening tho these stories with such attention and pleasure, as totally to forget the fatigue and hardship, with which an instant before, they are totally overcome. James Capper, a. a. O.

[2]) Dalawy, Russel, Jonathan Scott, Olivier u. A.

[3]) . . . By combining the incidents of the differents tales and varying the catastrophe of such, as he has related before, gives them an air of novelty even to persons, who at first imagine they are listening to tales, with which they are acquainted. Russel, History of Aleppo.

einem leichten Sprunge aus dem Saale hüpft, und der gefoppten und erstaunten Menge überläßt, die angefangene Erzählung auf ihre Weise zu Ende zu bringen.

Aber nicht allein bei halbgebildeten Völkern und bei Leuten aus dem Volke hat die Tausend und Eine Nacht so viel Glück gemacht: auch in der Hauptstadt der gelehrten Welt, haben mehrere unserer ausgezeichnetesten Schriftsteller ihr eine gerechte Huldigung dargebracht, indem sie aus dieser reichen Fundgrube den Inhalt ihrer reizenden Dichtungen schöpften. Kritiker, die sich eben so sehr durch das Verdienst ihrer Werke, als durch den Takt und die Besonnenheit ihrer wissenschaftlichen Urtheile, empfehlen, haben sich nicht gescheuet, ihm die schmeichelhaftesten Lobsprüche zu spenden. Wir können uns auch auf das Urtheil Florians berufen, dessen Name für Werke dieser Art zum Gewährsmann dienen muß. Niemand wird sich scheuen, mit ihm zu sagen, daß, wenn es auch möglich ist, mehr Vernunft von Scheherasade'n zu fordern, sie jedoch zu schön und zu geistreich ist, um der Vernunft zu bedürfen. Es sei uns erlaubt, hier noch das Urtheil La Harpe's herzusetzen, welchen man nicht einer zu großen Nachsicht bezüchtigen wird.

„Ich hätte gleich zu Anfange," sagte dieser Schriftsteller in seiner Abhandlung von dem Roman, „einer Art von Werken erwähnen sollen, welche denjenigen vorangingen, von denen ich eben gehandelt habe, die aber unsern Romanen nur darin gleichen, daß sie auch der Einbildungskraft angehören. Es ist wahr,

daß die Feerei und das Wunderbare darin mißbraucht sind; aber die Anmuth läßt alles verzeihen. Ich lese alle Jahre die morgenländischen Mährchen wieder, und allemal mit demselben Vergnügen. Das Morgenland, muß man gestehen, ist die Wiege der Fabel und die Quelle der Mährchen, welche die Welt erfüllt haben. Diese Völker, verweichlicht durch den Himmelsstrich, und eingeschüchtert durch die Regierung, haben sich nicht zu den Spekulationen der Philosophie erhoben, und nur die Blüthen der Wissenschaften abgestreift. Aber sie haben die Sittenlehre in Gleichnisse gekleidet, und anmuthige Fabeln erfunden, welche die andern Völker mit Begier angenommen haben. Welche wunderbare Fruchtbarkeit in dieser Art! welche Mannigfaltigkeit! Wie anziehend der Inhalt!

Nicht, daß in der Mythologie der Araber eben so viel Geist und Geschmack wäre, wie in der Griechischen. Die Fabeln der letzten scheinen für Männer erfunden, die der ersten dagegen für Kinder: aber sind wir nicht alle noch ein wenig Kinder, wenn von Mährchen die Rede ist? Gibt es eine angenehmere Geschichte als die des Abulkasem [1]), eine rührendere als die des Ganem[2])? Uebrigens ist die Unterhaltung, welche diese Bücher gewähren, nicht ihr

---

[1]) Wohl in 1001 Tag, gleich die erste: wenn nicht jene bekannte Geschichte von den Schicksalspantoffeln des Abulkasem, in Cardonne Mèlanges de litt. Orient. I. 95.

[2]) Bei uns Nacht 348, Bd. VIII. (Vgl. Vorb. zu Bd. V.)

einziges Verdienst: sie dienen zugleich, eine sehr getreue Vorstellung von dem Charakter und den Sitten dieser Araber zu geben, welche so lange im Orient geherrscht haben. Man erkennt darin diese Großmuth, welche immerdar eine ihrer Lieblingstugenden gewesen ist, und für welche die Seele und der Schwung ihrer Dichter und Romanschreiber stets begeistert zu sein scheint. Die schönsten Züge dieser Art kommen uns von ihnen: man kann es nicht läugnen. Und was dieses Volk merkwürdig auszeichnet: es ist das einzige, bei welchem der Despotismus weder das Herz verderbt, noch den Geist erstickt hat. Es gab nie einen unumschränkteren und furchtbareren Despoten, als der berühmte Harun oder Arun, dessen Name alle Augenblicke in ihren Erzählungen vorkömmt, und dessen Regierung die glänzendste Zeit des Chalyfats und der Macht der Araber ist.

Man ist stets in Verwunderung über die sonderbaren Sitten und Meinungen, welche bei einem geistreichen und großherzigen Volke, auf der einen Seite die Gewohnheit der Sklaverei, und auf der andern der Mißbrauch der Gewalt hervorbringt. Dieser Sinn in einem sonst aufgeklärten Fürsten, das Leben der Menschen für nichts zu achten; und in eben diesen Menschen die Leichtigkeit, sich zu überreden, daß sie keinen größeren Werth haben, als man ihnen beilegt, und die politische Knechtschaft zu einer frommen Hingebung zu machen: das ist es, was man überall in ihren Büchern wiederfindet; und vielleicht hängt diese Selbstverachtung zum Theil mit jenem Lehrsatze

von der Vorbestimmung zusammen, welcher zu jeder Zeit in den Köpfen der Orientalen eingewurzelt gewesen zu sein scheint. Er kehrt in allen ihren Dichtungen wieder, deren Grundlage fast immer ein schleuniger Uebergang aus dem Abgrunde des Unglücks zum Gipfel des Glücks, und aus dem Rausche, der Freude zum Uebermaße der Trauer ist. Es scheint, daß sie keinen andern Zweck gehabt haben, als uns zu lehren, in welchem Maße wir dieser ewigen Bestimmung unterworfen sind, welche auf der Tafel des Lichts geschrieben steht.

Die Tausend und Eine Nacht ist eine Art dramatischer Gemälde des Arabischen Volkes. Die List ihrer Frauen, die Heuchelei ihrer Geistlichen, die Bestechlichkeit ihrer Richter, die Schelmerei ihrer Sklaven, — alles ist hier treulich geschildert, und viel besser, als es der genauste Reisende vermöchte. Man findet darin auch viele uralte Ueberlieferungen, welche mehrere Völker auf ihre Weise wiederholt haben: die Geschichte der Phädra und die der Circe sind sehr leicht darin zu erkennen, mehrere Stellen gleichen auch geschichtlichen Zügen in den Büchern der Juden. Die Geschichte Josephs, die rührendste vielleicht, welche das Alterthum uns überliefert hat, dieses Urbild des Neides, welcher Brüder gegen einen Bruder beseelt, findet sich auch zum Theil in den Arabischen Mährchen wieder.

Die Art, wie diese Erzählungen herbeigeführt sind, ist freilich nicht eben zu empfehlen. Bekannt ist,

daß das Abenteuer Giocondo's[1]) zum Hintergrunde der Tausend und Einen Nacht dient, und daß der Sultan Schahrjar, erzürnt über die Treulosigkeit seiner Sultanin, sich zum Gesetze macht, jede Nacht eine neue Gemahlin zu nehmen, und sie am Morgen erdrosseln zu lassen. Das Mittel ist gewaltsam; aber zuletzt gelingt es der Tochter seines Wesyrs, diesen mörderischen Hochzeiten ein Ende zu machen, und ihr eigenes Leben zu retten, indem sie den Sultan durch Erzählungen ergötzt. Man darf glauben, daß Schahrjar mehr die Mährchen als die Frauen liebte, und daß er beinahe eben so vernünftig in seiner Gnade, als in seiner Grausamkeit war. Man muß gleichwohl gestehen, daß alle Geschichten des ersten Bandes, nach den ersten zwanzig Zeilen, die Neugier dermaßen reizen, daß es in der That schwer ist, sich der Lust zu enthalten, auch das Uebrige zu wissen, zumal wenn man sagen kann, wie der Sultan von seiner Frau sagte, indem er aufstand: „Ich kann sie ja immer noch tödten lassen[2])."

Je größer nun das Interesse für Tausend und Eine Nacht ist, je mehr wünscht man auch, den Urheber dieser Erzählungen und die Zeit ihre Abfassung zu kennen.

Eine ansehnliche Zahl von Gelehrten[3]) hat schon

---

[1]) Nach dem Ariost, jetzo von den Franzosen auf die Bühne gebracht, und auch auf die unsrige übergegangen.

[2]) In der ersten Nacht.

[3]) Der Mollah Firus (Herausgeber des zu Kalkutta gedruckten Arabischen Textes der Tausend und Eine Nacht), Cauf-

diese Frage zu ergründen gesucht, welche jedoch niemals völlig genügend kann aufgelöst werden. Einige haben behauptet, dieses Werk sei von einem Araber aus Syrien verfaßt, zum Unterrichte für Europäer, welche seine Sprache lernen wollen [1]); Andere haben, mit mehr Wahrscheinlichkeit, angenommen, daß die Erzählungen der Tausend und Einen Nacht zu verschiedenen Zeiten und von verschiedenen Verfassern erfunden sind. Noch Andere endlich haben gemeint, daß sie aus dem Indischen oder Altpersischen übersetzt und durch die Araber vermehrt sind.

Diese letzte Meinung scheint mir die glaublichste, und hier sind die Gründe, welche mich bewegen, sie anzunehmen.

Die Mythologie der Geister, welche die Grundlage der Mährchen der Tausend und Einen Nacht ausmacht, ist gänzlich dem System der Brachmanischen Theologie entnommen. Nach diesem System, welches die Muselmänner mit diesen Erzählungen überkamen, sind die Daiwadi's (offenbar die Diw's der Perser) Wesen einer geringeren Art, als die Götter, und allen menschlichen Gebrechen unterworfen,

---

sin de Perceval, von Hammer, Hole, Langlès, Murr Jonathan Scott, Russel, Sylvestre de Sacy, u. A.

[1]) Der Mollah Firus, in der Persischen Anmerkung, welche an der Spitze seiner Ausgabe steht.

Wir vernehmen mit Leidwesen, daß dieser gelehrte Verfasser mehrerer geschätzten Werke sein Unternehmen aufgegeben, und sich nach Lucknow, in der Landschaft Aud, zurückgezogen hat. Die Freunde der morgenländischen Litteratur werden lebhaft bedauern, daß seine so interessanten Arbeiten unterbrochen, sind.

ohne gleichwohl einen für unsere Sinne faßlichen Leib zu haben. Die Bewachung der Städte, der Felder und der Dörfer liegt ihnen ob. Tempel sind ihnen errichtet; man feiert sogar noch heute, ihnen zu Ehren, Feste mit Opfern, zu welchen man Hähne oder Ziegen darbringt. Die Geister weiblichen Geschlechts führen den Namen Pyrari (worin man die Persischen Peris erkennt), und sind eine Art guter Feen, deren Hülfe man anruft, gegen die Daiweri's oder bösen Geister, und gegen die Asuri's, die boshaften Riesen [1]).

Es ist also augenscheinlich, daß die alte Religion Hindostans der Schöpfung unsrer morgenländischen Mährchen zur Grundlage gedient hat; es würde uns nicht schwer sein, zu beweisen, daß dieser alten Heimath auch verschiedene Gebräuche angehören, auf welche die Verwickelung mancher Erzählungen gegründet ist, und welche folglich der Arabische Uebersetzer nicht hat vertilgen und die Sitten seines Landes den Hindostanischen unterschieben können. In den Beschreibungen gewisser Gegenden, deren Schilderung, aus gleichen Gründen, nicht verändert werden konnte, erkennt man die Erzeugnisse, die Oertlichkeit, und das Thierreich des Festlandes von Hindostan, oder der Insel Zeylan, oder der Inseln des Indischen Meeres.

Fügen wir zu diesen Erwägungen nun noch das Zeugniß eines der glaubwürdigsten und besonnensten

[1]) Vergl. die Anmerkung (10) zur Einleitung.

Arabischen Schriftstellers, der zu Anfange des vierten Jahrhunderts der Hedschra (im 10. Jahrh. nach Christi Geburt) lebte, und welcher von Langlès angeführt wird [1]), so werden unsere Vermuthungen noch einen viel größeren Anschein von Wahrheit gewinnen.

„Was die Bücher anlangt die man uns überbracht hat," sagt Almaßudi [2]), „und die man uns aus dem Persischen, dem Indischen, dem Griechischen übersetzt hat, und die Art ihrer Abfassung, so haben wir derer schon Erwähnung gethan, zum Beispiel des Werkes, welches überschrieben ist (im Persischen): Hésâr âfsâneh, die tausend Mährchen, wovon die nach dem Persischen gemachte Arabische Umschreibung den Titel führt: Alef chirâfèt [3]); und man bezeichnet dies Buch gemeiniglich

---

[1]) In der Vorrede zu seiner Ausgabe der Reisen Sindbads des Meersfahrers (hier Nacht 74. ff.), Arabisch und Französisch, Paris 1814. 12, S. VIII.

[2]) Maßudi Abu'l Hassan Ali (st. zu Kahiro im J. 346 der Hedschra) schrieb im J. 336 der Hedschra sein geschichtliches und geographisches Werk, betitelt: Goldwiese und Edelsteingrube. — Aus dem Prolog zum Schach-nahmeh (Königsbuch) von Ferdusi oder Hassan ben Scharfschah (st. 411 der Hedschra, 1020 nach Chr.) erhellet, daß ein Dichter Rasti, Verfasser des Buchs Hésar epsaneh ist, der mit Ferdusi unter dem Sultan Mahmud Ibn Sebekteghin, gegen Ende des vierten Jahrhunderts der Hedschra (des 10ten nach Chr.) lebte, während Maßudi schon um die Mitte desselben Jahrhunderts starb. Woraus sich ergiebt, daß die obige Stelle bei Maßudi unecht oder untergeschoben ist, oder Rasti jenes früher in Prosa verfaßte Werk nur in Versen gedichtet hat. Vergl Notice sur le Schah-nahmeh de Ferdusi, ouvrage posth. de Mr. de Wallenburg. (Vienne 1810.) p. 52. und Wiener Lit. Zeit. 1815. Nro. 6. (v. Hammer).

[3]) Chirâfet ist gleichbedeutend mit dem Persischen âfsâneh

mit dem Namen: Aléf leilét, né leilét (Tausend und Eine Nacht)."

Diese Stelle eines durch seine Genauigkeit bekannten Schriftstellers erlaubt nicht mehr, zu zweifeln, daß dieses Werk aus dem Indischen, oder aus dem Pehlvi, ins Arabische übersetzt ist; und mehrere Gründe, unter andern der Persische Ursprung einer großen Anzahl von Namen [1]), bestimmen mich, anzunehmen, daß die Arabische Uebertragung zunächst aus dieser letzten Sprache gemacht ist, in welche die Grundlage dieser Geschichte übertragen war, sei es durch die Gèbern, die zur Zeit der Religions-Unruhen, welche Persien verwüsteten, sich gezwungen sahen, eine Zuflucht auf der Halbinsel Gusarate zu suchen.

Es findet sich unter den Erzählungen der Tausend und einen Nacht eine, welche ich in ihren verschiedenen Schicksalen zu verfolgen suchte, und deren Geschichte, die ich hier andeuten will, uns zum Leitfaden dienen kann, um bis zum äußersten Punkt in diesem fast unentwirrbaren Labyrinth zu gelangen.

Dies ist die Erzählung von den vierzig Wesyren, welche ich in dem ersten Band liefere. Galland hatte sich, ich weiß nicht, aus welchem Grunde [2]), begnügt, nur durch einige Worte im Munde des

[1]) Vergl. die Anmerkungen: 1. 2. 3. 11. 12.

[2]) Vermuthlich steht sie nur so in Galland's Handschrift, die noch in der Pariser Bibliothek ist. Vergl. Caussins Vorrede zu seiner Ergänzung der 1001 Nacht, bei uns Bd. XIII. In der Tunessischen Handschrift steht auch nicht mehr davon.

Griechischen Königs [1]), den Inhalt derselben anzudeuten, und die kleine Erzählung von dem Ehemanne und dem Papagei daraus mitzutheilen. Da diese Geschichte sich in einer aus Indien gebrachten Arabischen Handschrift der Tausend und Einen Nacht, von welcher Jonathan Scott einen Auszug gegeben hat [2]), so wie in drei in Aegypten entdeckten Handschriften [3]), wiederfand, so meinte ich, sie in den Text selber einrücken zu dürfen, wo ihre Stelle durch Galland bezeichnet war; und ich habe mich nicht durch die Unwahrscheinlichkeit abhalten lassen, welche aus der Länge dieser Erzählung in dem Munde eines Königs entsteht, der zu seinem Wesyr spricht: man muß nicht aus dem Gesichte verlieren, daß Scheherasade'n in ihren Erzählungen an den Sultan vor allem daran liegen mußte, eine große Reihe derselben an einander zu knüpfen, um die Entwickelung noch länger zu verschieben, und so seine Neugier noch lebhafter anzuregen.

Aber was mich vor allem bestimmt hat, sie hier einzuschalten, ist die Aufmerksamkeit, welche ein Werk verdient, das den Stoff zu mehreren Fabeln unsers unnachahmlichen La Fontaine geliefert hat, wie ich sogleich darthun will.

Die Erzählung von den vierzig Wesyren, oder um mich genauer auszudrücken, das Buch Sind-

---

[1]) In der 13. und 14. Nacht.

[2]) In Ouseley's oriental Collections. (Vergl. uns. Vorb. zu Bd. XI. S. XXX).

[3]) Vergl. uns. Vorb. zu Bd. XII. S. V.

bads, verdankt man, nach Almaßudi, der Feder eines Gelehrten in Indien zur Zeit der Kurus[1]), eines Herrscherstammes, dessen Wurzeln sich in die Nacht der Zeiten verlieren. In das Pehlvi[2]) übersetzt, gelangte sie zu den Parthern, und wurde den Römern[3]) bekannt. Man machte davon eine an-

---

[1]) Der folgende König war Kurus . . . und in seinem Reiche und zu seiner Zeit lebte Sind-bad, und dieser ist es, von dem wir das Buch von den sieben Weyren, dem Lehrmeister, dem Jüngling und der Gemahlin des Königs haben. Almaßudi, Handschrift 598. Bl. 25.

Ein anderer Arabischer Schriftsteller, Ismaël Schahinschah, den Assemanni anführt, versichert, daß Sind-bad, das Haupt der Weisen von Hindostan, ein Jahrhundert vor der christlichen Zeitrechnung lebte, unter der Regierung des Chus. (Es ist unser altes Gedicht und prosaisches Volksbuch von den sieben weisen Meistern, über welches Görres zu vergleichen ist.) Vergl. uns. Vorb. zu Bd. XIII, S. XXX.

[2]) Das Pehlvi ist die Sprache der Perser vor dem Einfalle der Muselmänner in ihr Land.

[3]) Man hat in Italien ein erhabenes Bildwerk aus der Geschichte der Matrone von Ephesus entdeckt, welche sich in einer großen Anzahl von Uebersetzungen des Buches Sindbads wiederfindet, und die Petronius erzählt. Dacier, in einer der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften im Jahre 1773 vorgetragenen Abhandlung, nimmt an, daß diese Geschichte zu den Milesischen Mährchen gehörte, welche aus dem Griechischen des Aristides übersetzt wurden, und wovon sich nach der Schlacht, welche Crassus gegen die Parther verlor, ein Exemplar unter den Geräthschaften eines Römischen Offiziers fand Da eben diese Erzählung auch in China bekannt ist, so ist natürlicher, anzunehmen, daß sie aus Indien auf einer Seite nach China, auf der andern zu den Pathern gekommen, welche sie weiter den Römern mitgetheilt haben. Es ist übrigens unbestreitbar, daß der größte Theil der Apologen aus Indien stammt, und Sylvestre de Sacy, in seiner Abhandlung über eine Hebräische Uebersetzung der Parabeln Sindbads, nimmt an, daß diese Erzählungen das Werk des berühmten Bidpaï sind. Notices et extr des mss. de la bibl. royale T. IX. p. 397.

sehnlich vermehrte Arabische Uebersetzung, unter dem Titel: Geschichte der vierzig Morgen und vierzig Abende; eine Hebräische, unter dem Titel: Gleichnisse Sindbars. Endlich wurde sie zur Zeit Murads II. (um 1480, von seinem Lehrer Scheich Sade) aus dem Arabischen ins Türkische übersetzt, unter dem Titel: Geschichte der vierzig Wesyre und der Königin[1]); und aus dem Syrischen ins Griechische, unter dem Titel: Mythologikon Syntipa tou Philosophou. Die Hebräische Uebersetzung ist zu Konsta. tinopel gedruckt, die Griechische zu Venedig, und einen Theil der Türkischen zu Paris[2]).

Aber schon vor dieser Zeit, zu Anfange des zwölften Jahrhunderts (1104) hatte ein getaufter Jude (Petrus Alfonsus) aus Spanien, dann ein Mönch der Abtei Haute-Selve Auszüge davon ins Lateinische übersetzt[3]), welche mannigfaltig

---

[1]) Der Türkische Text, den wir übersetzt haben, (Nacht 14—19) ist viel vollständiger, als alle übrigen. — Es ist meist Petis de la Croix's unvollendete Uebersetzung dieses Werkes beibehalten, so wie dessen Anmerkungen dazu. Vergl. hinten Anmerk. 23.

[2]) Auf der Wanderung durch diese verschiedenen Sprachen, wird der Held dieser Geschichte, von den Persern Kuru genannt, Cyrus von den Griechen, Sindbad von den Arabern, Hâfikin von den Türken, Karl der Große oder Dolopathos von den Trouvères; und der Verfasser des Werkes heißt bei den Griechen Musa, Sindbad bei den Persern, und Sindbar bei den Hebräern. Es ist überflüssig, zu bemerken, daß der ursprüngliche Text durch alle diese verschiedenen Uebersetzungen bedeutend verändert ist.

[3]) Von der lateinischen Uebers., welche zum Theil in die große Compilation der Gesta Romanor. (um 1340) aufge-

umgebildet, den Altfranzösischen Verfassern der Fabliaux, dann dem Boccaccio, und endlich dem La Fontaine, den Stoff zu verschiedenen Erzählungen und einigen Fabeln geliefert haben. Demnach wird man sich nicht verwundern, den Müller mit seinem Sohn und Esel[1]) und Belphegor, in einer aus Indien stammenden Erzählung wiederzufinden. Ich hätte daraus auch die Matrone von Ephesus[2]), den bezauberten Birnbaum[3]), und die Frauen und das Geheimniß[4]) übersetzen können: aber diese Dichtungen sind schon zu bekannt, und einige sind auch zu ausschweifend in meinem Text, als daß ich es mir hätte erlauben dürfen. Es ist übrigens bekannt, daß La Fontaine den Inhalt dieser Fabeln nicht erfunden hat, und der gute Mann war zu naiv, um es nicht selber zu gestehen.

Mon imitation n'est point un esclavage;
Je ne prends que l'idée et le tour et les lois,
Que nos maîtres suivoient eux-même autrefois,
Si d'ailleurs quelque endroit chez eux plein d'excellence,
Peut entrer dans mes vers sans nulle violence,
Je l'y transporte et veux q'uil n'ait rien d'affecté,
Tâchant de rendre mien cet air d'antiquité.

La Fontaine, épitre à Huet.

---

nommen ist, kenne ich jetzt einen besondern Cölner Druck v. 1490. — Bekannt, aber noch ungedruckt, ist auch eine Altfranzösische Uebers. des Ganzen in Reimen von dem Mönche Hebers um 1206.

[1]) Nacht 14.

[2]) Ist nachgeliefert, Nacht 555, bei uns Bd. XIII.

[3]) Die aus dem Decamerone bekannte Novelle. In den cento Novelle antiche ist sie auf Tristan bezogen.

[4]) Wohl die bekannte Geschichte von dem jungen Papi-

Nicht eine Sklaverei ist meine Nachahmung;
Nur die Gedanken sind's, die Regeln und die Wendung,
Wie unsre Meister einst sie zeigten in Vollendung,
Und wenn bei ihnen mich ein Meisterzeug erfreut,
Und ungezwungen sich für meine Verse beut,
Nehm' ich gar gern ihn auf und wünsche zu erreichen,
Daß ihrer alten Art die meine möge gleichen.

La Fontaine, Epistel an Hüet.

Aus dem Umrisse des Ganges dieser einzigen Erzählung kann man auf die Menge der Verwandlungen schließen, durch welche die übrigen gegangen sein müssen; aber wenn man diese Thatsachen mit den oben entwickelten Vermuthungen verbindet, darf man mit Recht annehmen, daß das ursprüngliche Vorbild der Tausend und Einen Nacht aus Hindostan herstammt, jener am frühesten gebildeten Gegend Asiens; daß sie von dort, über Persien, zu den Arabern gekommen, welche unter der Herrschaft der Chalyfen aus dem Stamme der Abassiden, jener großmüthigen Beschützer der Wissenschaften, sie übersetzten und umbildeten, indem sie sie den Personen und Sitten einer von der Zeit, in welcher sie schrieben, nicht sehr entfernten Zeit anpaßten.

Denselben Gang haben auch die Fabeln des Bidpaï genommen, und nicht ohne die lebhafteste Theilnahme kann man sehen, wie diese ersten Denkmale der ältesten Literatur von Volke zu Volke, von Jahrhundert zu Jahrhundert überliefert werden, durch die

---

rius, die auch im Volksbuche von Salomon und Markolf erzählt wird.

verschiedenen Zeitalter der Barbarei gehen, und von neuem überall fast unter denselben Formen erscheinen, um die Kindheit der Völker zu ergötzen, sie spielend zu unterrichten, und sie auf ernstere Studien vorzubereiten.

Auf solchem Wege, ohne Zweifel, sind diese Erzählungen bis zu uns gekommen. Galland, der sie übersetzte, gab anfangs nur einen Theil derselben heraus: aber ermuthigt durch den Beifall, den sie fanden, ließ er mehrere andere folgen; und bald waren sie nun über fast alle Länder Europa's verbreitet. Dieser Orientalist hat sich nicht darauf beschränkt, eine getreue Uebersetzung zu liefern, was beinahe unmöglich gewesen wäre: theils, wegen der großen Menge Arabischer Gedichte, die kein anderes Verdienst haben, als ihren poetischen Tonfall, und die im Französischen widerlich erschienen wären; theils, weil der Geist jener Sprache zu verschieden von dieser ist, um ein genau übersetztes Werk derselben den Lesern genießbar zu machen[1]). Ich habe daher auch in seiner Uebersetzung nur mehrere veraltete Wörter und einige dunkle Redensarten verbessert, sonst aber die größte Vorsicht angewandt bei dem, was ich mir erlaubt habe hinzuzufügen oder abzuschneiden[2]).

---

[1]) Daß die Deutschen Uebersetzer, im anderen Verhältnisse auch anders hierüber urtheilen, zeigt das Vorwort, und die Uebersetzung dieser Gedichte.

[2]) Zu den letzten gehören besonders die Anfänge und Schlüsse der Nächte seit der 32sten. Wir haben diese im Deutschen hergestellt, so wie manche andere kleine Auslassungen, die

Galland hatte keine vollständige Handschriften der Tausend und Einen Nacht. Auch lieferten Chavis und Cazotte zu seinen Werken eine Fortsetzung, welche sich zum größten Theile in dem Bahari Danisch von Jnaiet Ullah wiederfindet.

Diese Fortsetzung, welche Cazotte aus Chavis Dolmetschung erweiterte, ist zugleich untreu, und überladen mit falschen und lächerlichen Ausschmückungen.

Ein gelehrter Professor am Collège de France übersetzte diese Erzählungen von neuem aus den Handschriften, von welchen jene Fortsetzer Gebrauch gemacht hatten; er fügte eine Folge von Erzählungen bei, aus einer ihm gehörigen Handschrift, welche wirklich zu dieser berühmten Sammlung gehören[1]).

Aber, seitdem dieser ausgezeichnete Orientalist seine Ausgabe bekannt gemacht hat, sind uns neue Beiträge zur Vervollständigung unsers Vorraths von der Tausend und Einen Nacht zugekommen. Ein in das Studium der Asiatischen Sprachen tief eingeweihter Engländer (Jonathan Scott) hat aus Handschriften, welche er sich aus Indien verschafft, und andern aus Syrien mitgebrachten Handschriften zu London eine prächtige Ausgabe dieses Werks ge-

---

manchmal nur Schuld des Setzers zu sein scheinen, z. B. der Spruch S. 21. Ueberhaupt haben wir Caussin's genaue Ausgabe des Galland wiedergegeben.

[1]) Dieser ist Caussin de Perceval, dessen Vorrede zu seiner Fortsetzung (Bd. 8. 9. seiner Ausgabe des Galland) besonders nähere Auskunft über dieses Verhältniß Cazotte's und Chavis, und auch Galland's, zu ihren Urschriften gibt. Wir geben sie vor Bd. XIII.

liefert, welcher er einen ganzen Band neuer Erzählungen beigefügt hat[1]). Vorher hatte dieser Schriftsteller schon aus einer seiner Handschriften der Tausend und Einen Nacht den Auszug einer Erzählung bekannt gemacht, welche wir nach der Türkischen Bearbeitung fast ganz hergestellt haben[2]).

Hier haben noch die beiden Bände des zu Kalkutta erschienenen Arabischen Textes[3]), und die trefflichen Anmerkungen von Langlès, bei seiner Ausgabe des Arabischen Textes[4]), welche in der Indischen Ausgbe wiederholt sind, neue schätzbare Urkunden geliefert.

Bei der Uebersetzung der neuen Erzählungen[5]) habe ich es mir zur Pflicht gemacht, der Urschrift nichts hinzuzufügen; nur habe ich, nach dem Bei-

---

[1]) Arabian Nights entertainments carefully revised and occasionelly corrected from the Arabic. To which is added a selection of new Tales now first translated from the Arabic: also an introduction and notes by Jonathan Scott. London 1811. Vol. VI. 8.

[2]) Vermuthlich eben die Erzählung der vierzig Weyre, aus welcher Scott die Geschichte Mahmud's (in der 19ten Nacht) aus einer fast vollständigen Handschrift des Professors White zu Oxford mittheilte, in Ouseley's oriental collections (London 1798.)

[3]) Die oben in der Anmerk. zu S. XIII. gedachte Ausgabe des Mollah Firus.

[4]) Vermuthlich seine Ausgabe des Arabischen Textes von den eigentlich nicht zur 1001 Nacht gehörigen Reisen Sindbad's des Meerfahrers (Nacht 74. ff.), zuerst bei Savarys Arabischer Sprachlehre (Paris 1813. 4.), dann besonders gedruckt, mit Franz. Uebers. und Anmerk. Paris 1814. 12.

[5]) Woher diese genommen, ist meist bei den einzelnen Erzählungen angegeben.

spiele meiner Vorgänger, manches wegschneiden zu dürfen geglaubt, was zu unbedeutend erschien; zugleich habe ich die oft seltsam entstellten morgenländischen Namen der Aussprache und Rechtschreibung gemäß hergestellt[1]). Endlich, habe ich in kurzen Anmerkungen[2]) manche bedeutsame Züge aus den Sitten der Moslemin zu erläutern nöthig erachtet, und meiner Arbeit einige neue Erzählungen beigefügt, welche mein gelehrter und verehrter Lehrer Langlès mir gütigst mitgetheilt, und Gebrauch davon zu machen erlaubt hat.

Ich bin fast versucht, diejenigen meiner Leser, die keine Orientalisten sind, um Entschuldigung zu bitten, wegen der umständlichen Erörterung, welche ich hier gegeben habe. Die Erklärer anmuthiger und leichter Werke gleichen, sagt Rivarol, den Zöllnern, welche ihr Blei der Italienischen Vase anlegen. Es sollte mir leid thun, einen ähnlichen Vorwurf zu verdienen; aber es schien mir anziehend, durch die Nacht der Zeiten bis zu dem Ursprung unserer Erzählungen aufzusteigen. Es ist merkwürdig, daß überall die ersten Denkmale der aufkeimenden Litteratur-Werke derselben Art sind, denen nur die Eigenthümlichkeit des Volkes und des Himmelstrichs, unter welchen sie verfaßt worden, aufgedrückt ist. So haben im Norden alle Schöpfungen der Einbildungskraft etwas Finste-

[1]) Dasselbe haben die deutschen Uebersetzer, auf Deutsche Weise gethan, nachdem die bisher gewöhnliche Französische Schreibung mit der Deutschen vertauscht.

[2]) Die Deutschen Uebersetzer haben diese wiederholt, gelegentlich berichtigt und vermehrt.

res und Wildes; die Barden kennen keine andere Geister, als die Seelen der Krieger, die auf den Wolken schweben und im Nebel durch die Nacht gleiten, um hier den nahen Tod zu verkündigen, und dort zum Kampf und Sieg zu ermuthigen. Griechenland gründete seine bewundernswürdige Mythologie auf die Trümmer der Mythologie mehrerer Völker des Morgenlands. Aber im Morgenlande selber zeigt sich die Kindheit des Menschengeschlechts in all ihrer Anmuth und Ursprünglichkeit. Man würde hier vergebens diese schwermüthigen Farben des Nordens suchen, oder diese ernsten und tiefen Anklänge, welche bei den Griechen oft aus den reizenden Gemälden hervorspringen. Da sieht man, daß die Einbildungskraft sich nur in Thätigkeit gesetzt hat, um sich selber Vergnügen zu schaffen; und es ist nur zufällig, wenn sie manchmal auch Lehren giebt. Diese Peri's, diese Geister, welche sie hervorgebracht hat, streuen überall Perlen, Gold und Diamanten aus; sie errichten in einem Augenblicke prächtige Paläste; sie schenken ihren Günstlingen bezaubernde Huri's; mit Einem Worte, sie überhäufen sie mit allen Freuden, ohne daß sie sich einige Mühe darum geben dürfen. Der Morgenländer verlangt ein leichtes und vollständiges Glück, er will es ohne Umwölkung, wie die Sonne, welche ihm leuchtet.

Unterdessen dringen die ersten Anfänge, mannigfaltig ausgeschmückt von dem Geiste der sie Auffassenden, durch die Jahrhunderte, ohne in ihnen unterzugehen. Homer, Ossian und die Taasend und Eine

Nacht[1]), obwohl sehr verschieden ihrem Gehalte nach, bezaubern auf gleiche Weise unsere gebildeten Völker, und die Darstellungen aus der Kindheit der Gesellschaft sind noch die Lust ihres reifen Alters.

So sagt unser treffliche La Fontaine:

Die Welt ist alt, ich glaub's, nichts desto minder
Will Unterhaltung sie noch immer, wie die Kinder.

---

[1]) Hole nennt die Reisen Sindbad's (Nacht 74 ff.) die Odyssee des Morgenlandes. Hule, on Arabian nights.

E. G.

Galland's Vorrede.

Es ist unnöthig, den Leser auf den Werth und die Schönheiten der in diesem Werke enthaltenen Erzählungen aufmerksam zu machen. Sie tragen ihre Empfehlung in sich: man darf sie nur lesen, um einzugestehen, daß in dieser Art bis jetzt noch nichts so Schönes in keiner Sprache erschienen ist.

In der That, was ist sinnreicher, als diese Vereinigung einer so überschwenglichen Menge von Erzählungen, deren Mannigfaltigkeit so erstaunlich, und deren Verknüpfung so bewundernswürdig ist, daß sie eigens dafür gemacht zu sein scheinen, um die große Sammlung zu bilden, aus welcher diese hier gezogen sind? Ich sage, große Sammlung; denn die Arabische Urschrift, welche den Titel: Tausend und Eine Nacht führt, hat sechs und dreißig Theile; und es ist nur die Uebersetzung des ersten, welche hier[1]) bekannt gemacht wird. Der Name des Verfassers eines so großen Werkes ist unbekannt; aber wahrscheinlich ist es nicht ganz von einer Hand; denn wie ist es denkbar, daß die Einbildungskraft eines einzigen Menschen so fruchtbar gewesen, um für so viele Dichtungen auszureichen.

[1]) In dem ersten Bande, dem später die übrigen folgten.

Wenn die Erzählungen dieser Art durch das darin gewöhnlich herrschende Wunderbare angenehm und unterhaltend sind, so müssen diese hier über alle andere bisher erschienenen hierin den Preis davon tragen, weil sie voll sind von Begebenheiten, welche den Geist anlocken und überraschen, und zeigen, wie sehr die Araber alle andere Völker in dieser Dichtungsart übertreffen. Sie sind überdies anziehend durch die Sitten und Gewohnheiten der Morgenländer, durch die Gebräuche ihrer Religion, sowohl der heidnischen als der Mohamedanischen; denn diese Dinge sind darin besser dargestellt, als bei den Schriftstellern, die darüber geschrieben haben, und in den Berichten der Reisenden. Alle Morgenländer, Perser, Tataren, Indier lassen sich darin unterscheiden, und erscheinen so, wie sie sind, von den Fürsten bis zu den Personen des niedrigsten Standes. Also, ohne die Mühe, diese Völker in ihren Ländern aufzusuchen, hat der Leser hier das Vergnügen, sie handeln zu sehen und sprechen zu hören. Man hat Sorge dafür getragen, ihre Eigenthümlichkeiten zu erhalten, und nichts von ihren Ausdrücken und ihren Gedanken zu verwischen; und nur dann ist von der Urschrift abgewichen, wenn die Wohlanständigkeit es nicht erlaubte, ihr zu folgen.

Der Uebersetzer schmeichelt sich, daß diejenigen, die Arabisch verstehen, und sich die Mühe geben wollen, die Urschrift mit der Uebersetzung zu vergleichen, eingestehen werden, daß er die Araber den Franzosen mit aller der Umsicht vorgeführt hat, welche die Feinheit unserer Sprache und unserer Zeit erforderte.

Ja, wenn die Leser dieser Erzälungen nur irgend geneigt sind, die Beispiele von Tugenden und Lastern, die sie darin finden werden, zu beherzigen, so können sie daraus einen Vortheil ziehen, wie ihn die Lesung anderer Erzählungen nicht gewährt, welche geschickter sind, die Sitten zu verderben, als sie zu verbessern.

Späterer Zusatz.

Von der siebzigsten (bei uns 74) Nacht an wird der Leser nicht mehr finden: „Meine liebe Schwester, wenn du nicht schläfst, u. s. w.“ Weil die Wiederholung mehreren geistvollen Personen [1]) anstößig gewesen ist, so hat man sich ihrem Zartgefühle bequemt und sie weggelassen.

Aus Galland's Zueignung an die Marquise d'O.

— Und in diesem Vertrauen bitte ich Sie für dieses Buch um dieselbe Aufnahme, welche Sie die Güte hatten der Französischen Uebersetzung von sieben Arabischen Erzählungen [2]) zu gewähren, welche ich die Ehre hatte, Ihnen zu übereichen.

[1]) Es ist bekannt, daß während der ersten Erscheinung der 1001 Nacht Galland von lustigen nachtschwärmenden Gesellen aufgeweckt und mit den obigen Worten ans Fenster gerufen wurde.

[2]) Dies waren die sieben Reisen Sindbads des Meerfahrers (Nacht 74. ff.) Vergl. Caussin's Vorrede.

Sie werden sich wundern, daß ich seitdem nicht die Ehre gehabt habe, Ihnen dieselben gedruckt darzubringen.

Diese Verzögerung, Gnädige Frau, kömmt daher, weil ich vor dem Anfange des Drucks vernahm, daß die Erzählungen aus einer großen Sammlung ähnlicher Erzählungen gezogen waren, welche, in mehreren Bänden, den Titel Tausend und Eine Nacht führte. Diese Endeckung nöthigte mich, den Abdruck aufzuschieben, und alle Mühe anzuwenden, die Sammlung zu erhalten. Ich mußte sie aus Syrien kommen lassen, und den ersten Band von vier Bänden nur, die mir geschickt wurden, ins Französische übersetzen, wie er hier erscheint. Die darin enthaltenen Erzählungen werden Ihnen ohne Zweifel viel angenehmer sein, als die, welche sie schon kennen. Sie werden Ihnen neu sein, und Ihnen eine größere Mannigfaltigkeit gewähren. Sie werden darin selbst mit Vergnügen die sinnreiche Erfindung des unbekannten Arabischen Verfassers erkennen, der ein so großes Ganzes aus den Erzählungen seines Landes bildete, die allerdings mährchenhaft, aber zugleich anmuthig und unterhaltend sind.

Inhalt des ersten Bändchens.

(Ein * bezeichnet die nicht bei Galland befindlichen Erzählungen).

	Seite
Vorwort	III
Vorrede Gauttier's	VIII
Vorrede Galland's	XXXI
Tausend und Eine Nacht	1
Der Esel, der Ochs und der Bauer. Fabel.	20
1ste Nacht	32
Geschichte des Kaufmanns mit dem Geiste.	
2te Nacht	36
3te Nacht	39
4te Nacht	41
Geschichte des ersten Greises mit der Hinde	41
5te Nacht	45
6te Nacht	49
Geschichte des zweiten Greises mit den beiden schwarzen Hunden	49
7te Nacht	52
8te Nacht	56
* Geschichte des dritten Greises mit dem Maulthiere	56
Geschichte des Fischers mit dem Geiste	58
9te Nacht	60
10te Nacht	63
11te Nacht	67
Geschichte des Griechischen Königs und des Arztes Duban	70
12te Nacht	71
13te Nacht	73
14te Nacht	76
* Geschichte der Vierzig Weyre	76
* Geschichte des Scheichs Schahabeddin	85
* Der Gärtner, sein Sohn und der Esel. Fabel	102

Geschichte des Ehemannes mit dem Papagei . . . 103
* Der Sultan Mahmud und sein Wesyr. Gleichniß 106
* Geschichte des Brachmanen Padmanaba und des jungen Fikaï 108
* Geschichte des Sultans Alschid 121
15te Nacht 125
16te Nacht 132
* Geschichte des Prinzen von Karisme und der Prinzessin von Georgien. 132
17te Nacht 135
* Der Schuster und die Königstochter 161
18te Nacht 165
* Der Holzhauer und der Geist 166
* Der König Papagei 170
19te Nacht 172
* Geschichte Mahmuds 172
Geschichte des bestraften Wesyrs 177
20ste Nacht 179
21ste Nacht 185
22ste Nacht 186
23ste Nacht 189
24ste Nacht 192
25ste Nacht 197
26ste Nacht 201
Geschichte des jungen Königs der Schwarzen Inseln . 202
27ste Nacht 204
28ste Nacht 206
29ste Nacht 211
30ste Nacht 215
31ste Nacht 218
Anmerkungen 220

Tausend und eine Nacht.

Arabische Erzählungen.

Die Geschichtbücher der Sassaniden[1]), jener alten Perser-Könige, welche ihre Herrschaft über Indien und die großen und kleinen dazu gehörigen Inseln ausgedehnt hatten, ja weit jenseit des Ganges bis nach China, berichten, daß einst ein König dieses mächtigen Stammes lebte, welcher der trefflichste Fürst seiner Zeit war. Er machte sich durch seine Weisheit und Klugheit so beliebt bei seinen Unterthanen, als er seinen Nachbaren sich furchtbar gemacht hatte, durch den Ruf seiner Tapferkeit und das Ansehen seines streitbaren und wohlgeübten Heeres. Er hatte zwei Söhne, der ältere, Namens Schachriar[2]), war der würdige Erbe seines Vaters, und besaß alle Tugenden desselben; der jüngere hieß Schachsenan[3]), und hatte nicht minder Verdienste als sein Bruder.

Nach einer eben so langen als ruhmvollen Regierung starb der alte König, und Schachriar bestieg den Thron. Schachsenan, welcher durch die Reichsgesetze von der Nachfolge ausgeschlossen war, und als bloßer Privatmann leben mußte, beneidete jedoch nicht das Glück seines ältern Bruders, sondern befliß sich auf alle Weise, ihm zu gefallen. Es ward ihm nicht schwer, dies zu erreichen. Schachriar, welcher ihn so schon, als seinen Bruder, liebte,

war erfreut über seine Gefälligkeit; und in der Fülle der brüderlichen Liebe theilte er mit ihm sein Reich, und gab ihm die große Tartarei[4]). Schachsenan reiste bald hin, um davon Besitz zu nehmen, und hielt seinen Hof zu Samarkand[5]), der Hauptstadt dieses Königreichs.

Es war schon zehn Jahre, daß die beiden Könige von einander getrennt waren, da beschloß Schachriar, der seinen Bruder gern einmal wiederzusehen wünschte, ihm einen Gesandten zu schicken, um ihn zu einem Besuche einzuladen. Er wählte zu dieser Sendung seinen ersten Wesyr[6]), welcher mit einem seiner Würde angemessenen Gefolge dahin reiste, und sich so viel als möglich beeilte.

Als er in der Nähe von Samarkand war, kam Schachsenan, von seiner Ankunft benachrichtigt, ihm entgegen, mit den vornehmsten Herren seines Hofes, welche dem Minister des Sultans zu Ehren sich alle prächtig gekleidet hatten. Der König der Tartarei empfing ihn mit großen Freudenbezeigungen, und fragte sogleich nach dem Befinden des Sultans, seines Bruders. Der Wesyr befriedigte seine Neugier, und eröffnete ihm dann die Absicht seiner Gesandschaft. Schachsenan war gerührt darüber: „Weiser Wesyr," sprach er zu ihm, „der Sultan, mein Bruder, thut mir zu viel Ehre an, und er könnte mir nichts entbieten, das mir lieber wäre. Wenn er mich zu sehen wünscht, so bin ich schon längst von demselben Verlangen erfüllt. Die Jahre, welche seine Liebe nicht vermindert haben, haben auch die meine nicht geschwächt. Mein Reich ist in Ruhe, und ich bedarf nur zehn Tage, um mich in den Stand zu setzen, mit dir zu reisen. Demnach ist es nicht nöthig, daß du auf so kurze Zeit in die Stadt kommest. Ich bitte dich, an diesem Orte zu bleiben und hier deine Zelte aufschlagen zu lassen. Ich werde sogleich befehlen, daß man Erfrischungen in Ueberfluß herbringe für dich und alle Personen deines Gefolges."

Dies ging sogleich in Erfüllung, und kaum war der

König nach Samarkand zurückgekehrt, als der Wesyr eine überschwängliche Fülle von Lebensmitteln aller Art ankommen sah, welche von den kostbarsten Geschenken begleitet waren.

Schachsenan rüstete sich unterdessen zur Reise, er ordnete die wichtigsten Angelegenheiten, setzte einen Staatsrath ein zur Regierung des Reichs während seiner Abwesenheit, und stellte an die Spitze desselben einen Minister, dessen Weisheit ihm bekannt war und auf welchen er volles Vertrauen hatte.

Nach zehn Tagen war er zur Abfahrt bereit, er nahm Abschied von seiner Gemahlin, verließ am Abend Samarkand, und begab sich mit seinem Reisegefolge zu dem königlichen Gezelte, welches er bei den Zelten des Wesyrs hatte aufschlagen lassen.

Er unterhielt sich mit diesem Gesandten bis um Mitternacht. Da wollte er nochmals seine Gemahlin umarmen, die er sehr liebte, und kehrte allein in seinen Palast zurück. Er ging gerade nach dem Zimmer der Königin, welche, seiner Wiederkehr sich nicht versehend, einen der niedrigsten Bedienten des Hauses in ihr Bette aufgenommen hatte. Beide lagen schon lange bei einander und waren jetzt in tiefen Schlaf versunken.

Der König trat ohne Geräusch ein, und wollte sich das Vergnügen machen, eine Gemahlin zu überraschen, von welcher er sich zärtlich geliebt wähnte. Wie groß aber war seine Ueberraschung, als er bei dem Scheine der Kerzen, welche die ganze Nacht in den Zimmern der Fürsten und Fürstinnen brennen, einen Mann in ihren Armen erblickte! Er stand einige Augenblicke unbeweglich, ungewiß. ob er seinen Augen trauen sollte. Als er aber nicht mehr zweifeln konnte, sprach er bei sich selber: „Wie! kaum bin ich aus meinem Palaste, und noch unter den Mauern von Samarkand, und schon wagt man es, mich zu beschimpfen! Ha, Treulose, dein Verbrechen soll nicht ungestraft bleiben! Als König muß ich die Missethaten in

meinen Staaten bestrafen; als beleidigter Gatte muß ich dich meiner gerechten Rache opfern!" Kurz in der ersten Aufwallung zog der unglückliche Fürst seinen Säbel, näherte sich dem Bette, und mit einem Streiche sandte er die Schuldigen hinüber in den Tod. Hierauf nahm er einen nach dem andern und warf sie aus dem Fenster in den Graben, welcher den Palast umgab.

Nachdem er sich also gerächt hatte, ging er eben so heimlich aus der Stadt, wie er hinein gekommen war, und begab sich in sein Gezelt. Kaum war er daselbst angekommen, so befahl er, ohne jemand etwas von dem zu sagen, was er eben gethan hatte, die Zelte abzubrechen und abzureisen. Alles war schnell bereit, und es war noch nicht Tag, als sich der Zug in Bewegung setzte, unter dem Schalle der Pauken und anderer Instrumente, welche alle mit Freuden erfüllten, außer dem Könige. Dieser Fürst war stets mit der Treulosigkeit seiner Gattin beschäftigt und einer tiefen Schwermuth hingegeben, welche ihn während der ganzen Reise nicht verließ.

Als er in der Nähe der Hauptstadt von Indien war, sah er den Sultan[7]) Schachriar mit seinem ganzen Hofstaat ihm entgegen kommen. Welche Freude für die beiden Fürsten, sich wiederzufinden! Sie stiegen vom Pferde, sich zu umarmen, und nachdem sie sich tausend Zeichen der Zärtlichkeit gegeben hatten, saßen sie wieder auf, und ritten, unter dem Zujauchzern einer zahllosen Volksmenge, in die Stadt. Der Sultan führte den König, seinen Bruder, in dem für ihn eingerichteten Palast. Dieser Palast stand mit dem seinen durch einen Garten in Verbindung; er war um so prächtiger, als er zu den Festen und Vergnügungen des Hofes bestimmt war, und sein Glanz war noch durch eine ganz neue Ausschmückung erhöhet.

Schachriar verließ hier den König der Tartarei, und ließ ihm Zeit, ins Bad zu gehen und die Kleider zu wechseln; sobald er aber vernahm, daß es geschehen war, kam er wieder zu ihm. Sie setzten sich auf ein Sofa, und

während die Hofleute, aus Ehrerbietung, sich entfernt hielten, besprachen die beiden Fürsten sich über alles, was zwei Brüder, welche noch mehr durch Freundschaft als durch die Blutsverwandschaft verbunden sind, nach so langer Trennung einander zu sagen haben.

Als die Stunde des Abendessens gekommen war, speisten sie zusammen, und nach der Mahlzeit nahmen sie ihre Unterhaltung wieder auf, welche so lange währte, bis Schachriar bemerkte, daß es schon tief in der Nacht war, und sich zurückzog, um seinen Bruder ausruhen zu lassen.

Der unglückliche Schachsenan legte sich nieder; aber wenn gleich die Gegenwart des Sultans, seines Bruders, auf einige Zeit seinen Gram zu beschwichtigen vermochte, so erwachte dieser jetzo wieder desto heftiger. Anstatt der Ruhe zu genießen, deren er bedurfte, rief er nur in sein Gedächtniß die qualvollsten Vorstellungen zurück. Alle Umstände der Treulosigkeit seiner Gattin traten so lebhaft vor seine Einbildungskraft, daß er ganz außer sich war, endlich, da er nicht schlafen konnte, stand er wieder auf: und indem er sich ganz so quälenden Gedanken hingab, erschien auf seinem Antlitz ein Ausdruck der Traurigkeit, welchen sein Bruder nicht unbemerkt ließ.

„Was fehlt dem König der Tartarei?“ sprach der Sultan, „wer kann diesen Kummer verursachen, den ich an ihm sehe? sollte er Ursache haben, sich über die Aufnahme bei mir zu beklagen? Nein, ich habe ihn wie einen geliebten Bruder empfangen, und ich habe mir hierin nichts vorzuwerfen. Vielleicht macht die Entfernung von seinem Reiche, oder von seiner Gemahlin, ihm diesen Kummer. Ja, wenn das ist, so muß ich ihm sogleich die für ihn bestimmten Geschenke geben, damit er, sobald er will, abreisen und nach Samarkand heimkehren kann.“

Und wirklich, sogleich am folgenden Morgen sandte er ihm einen Theil dieser Geschenke, welche aus dem Seltensten, dem Reichsten und Wunderbarsten bestanden,

das Indien nur hervorbrachte. Dabei unterließ er nicht, ihn täglich durch neue Vergnügungen zu erheitern; aber auch die fröhlichsten Feste, anstatt ihn zu erfreuen, erregten nur noch mehr seinen Kummer.

Eines Tages hatte Schachriar eine große Jagd angestellt, zwei Tagereisen von der Hauptstadt, in einer Gegend, wo es hauptsächlich viel Hirsche gab[8]). Schachsenan bat, daheim bleiben zu dürfen, weil der Zustand seiner Gesundheit ihm nicht erlaubte, an der Jagd Theil zu nehmen. Der Sultan wollte ihm nicht Zwang anthun, sondern ließ ihm volle Freiheit, und ritt mit seinem ganzen Hofe zu dieser Jagdlust aus.

Nach seiner Abreise verschloß der König der großen Tartarei sich einsam in sein Zimmer. Er setzte sich an ein Fenster, welches die Aussicht auf den Garten hatte. Die Anmuth dieses Ortes und der Gesang unzähliger Vögel, welche sich hier aufhielten, hätten ihm Vergnügen gewährt, wenn er fähig gewesen wäre, es zu empfinden; aber stets gequält von dem leidigen Andenken der ehrlosen Handlung der Königin, verweilten seine Augen weniger auf dem Garten, als er sie zum Himmel aufhob, um sich über sein unglückliches Schicksal zu beklagen.

So sehr er mit seinem Schmerze beschäftigt war, so unterließ er jedoch nicht, einen Gegenstand zu beobachten, der seine ganze Aufmerksamkeit auf sich zog.

Eine geheime Thür des Palastes seines Bruders öffnete sich plötzlich, und heraus traten zwanzig Frauen, in deren Mitte die Sultanin ging, welche durch ihre Haltung sich leicht kenntlich machte. Die Fürstin, im Wahne, daß der König der großen Tatarei mit auf der Jagd wäre, kam dreist bis unter die Fenster seines Zimmers; und er, aus Neugier sie zu beobachten, stellte sich so, daß er alles sehen konnte, ohne gesehen zu werden. Er bemerkte, daß die Personen, welche die Sultanin begleiteten, um allen Zwang zu entfernen, den Schleier vom Gesichte nahmen, der sie bisher verhüllte, und die langen

Gewänder ablegten, welche sie über anderen kürzeren Kleidern trugen. Aber wie groß war sein Erstaunen, als unter dieser Gesellschaft, welche ihm nur aus Frauen zu bestehen schien, sich zehn Schwarze befanden, deren jeder ein Liebchen zu sich nahm. Die Sultanin ihrerseits blieb auch nicht lange ohne Liebhaber; sie klatschte in die Hände und rief: „Masud, Masud!“ und alsbald stieg noch ein Schwarzer von einem Baume herab, und lief mit großer Inbrunst auf sie zu[9]).

Die Schamhaftigkeit erlaubt nicht, alles zu erzählen, was zwischen diesen Weibern und ihren Schwarzen vorging; es genügt zu sagen, daß Schachsenan genug sah, um zu erkennen, daß sein Bruder nicht weniger zu beklagen wäre, als er selber. Die Vergnügungen dieser verliebten Bande dauerten bis um Mitternacht. Sie badeten sich alle zusammen in einem großen Wasserbecken, welches eine der schönsten Zierten des Gartens war, worauf sie ihre Kleider wieder anlegten, und durch die geheime Thür wieder in den Palast des Sultans schlüpften. Masud aber, der von außen über die Gartenmauer gekommen war, nahm denselben Rückweg.

Da alle diese Dinge unter den Augen des Königs der Großen Tartarei vorgegangen waren, so gaben sie ihm Anlaß zu zahllosen Betrachtungen: „Wie sehr hatte ich Unrecht,“ sagte er, „mein Unglück so einzig zu wähnen! Das ist ohne Zweifel die unvermeidliche Bestimmung aller Ehemänner, da der Sultan, mein Bruder, der unumschränkte Beherrscher so vieler Reiche, der größte Fürst der Welt, es nicht vermeiden konnte. Wie thöricht bin ich also, mich so vom Gram aufzehren zu lassen? Es sei drum: das Andenken eines so gemeinsamen Unglücks soll fortan nicht mehr die Ruhe meines Lebens stören!“

Und wirklich, von diesem Augenblicke an hörte er auf, sich zu grämen; und weil er nicht eher zu Nacht speisen wollte, als bis er das ganze Schauspiel gesehen hatte, welches unter seinen Fenstern aufgeführt wurde, so

ließ er sich nun auftragen, aß mit größerer Lust, als er seit seiner Abreise von Samarkand gethan hatte, und hörte sogar mit Vergnügen ein angenehmes Konzert von Gesang und Saitenspiel, welches seine Mahlzeit begleitete.

Die folgenden Tage war er sehr aufgeräumt; und sobald er vernahm, daß der Sultan zurückkam, ging er ihm entgegen, und bewillkommte ihn mit heiterer Miene. Schachriar gab nicht sogleich Acht auf diese Veränderung; er war nur bedacht, sich freundlich zu beklagen, daß er es versagt hatte, ihn auf die Jagd zu begleiten; und ohne ihm Zeit zu lassen, auf diese Vorwürfe zu antworten, erzählte er ihm von der großen Anzahl von Hirschen und anderen Thieren, die er erlegt, und von allem Vergnügen, das er gehabt hatte. Nachdem Schachsenan ihn mit Theilnahme angehört hatte, nahm er auch das Wort, und da der Gram seinen Geist nicht mehr umwölkte, so sagte er tausend angenehme und scherzhafte Dinge.

Der Sultan, welcher ihn in demselben Zustande wiederzufinden erwartete, in welchen er ihn verlassen hatte, war erfreut, ihn so heiter zu sehen. „Mein Bruder," sprach er zu ihm, „ich sage dem Himmel Dank für die glückliche Veränderung, welche er während meiner Abwesenheit in dir hervorgebracht hat: ich empfinde eine wahrhafte Freude darüber; aber ich habe eine Bitte an dich, und ich beschwöre dich, sie mir zu gewähren." — „Wie könnte ich dir etwas versagen?" antwortete der König der Tartarei. „Du vermagst alles über Schachsenan. Rede; ich bin voll Ungeduld, zu wissen, was du von mir wünschest." — „So lange du an meinem Hofe bist," fuhr Schachriar fort, „habe ich dich in eine düstere Schwermuth versunken gesehen, welche ich durch alle Arten von Lustbarkeiten vergeblich zu zerstreuen suchte. Ich bildete mir ein, daß dein Gram von der Entfernung aus deinem Reiche herrührte; ich glaubte sogar, daß die Liebe großen

Theil daran hätte, und daß die Königin von Samarkand, zu welcher du ohne Zweifel eine vollkommene Schönheit erwählt hast, die Ursache davon wäre. Ich weiß nicht, ob ich mich in meiner Vermuthung geirrt habe; aber ich bekenne dir, daß ich besonders aus diesem Grunde nicht weiter in dich dringen wollte, aus Furcht, dir zu mißfallen. Nun aber, ohne daß ich im geringsten dazu beigetragen habe, finde ich dich bei meiner Heimkehr in der besten Laune von der Welt, und den Geist völlig befreit von diesem schwarzen Gewölke, welches seine Heiterkeit trübte. Sage mir, ich bitte dich, warum warst du bisher so traurig, und warum bist du es jetzo nicht mehr?"

Auf diese Anrede blieb der König der großen Tartarei eine Weile nachdenklich, als wenn er sich besänne, was er antworten sollte. Endlich erwiederte er folgendes: „Du bist mein Sultan und mein Herr; aber erlaß mir, ich bitte dich darum, dir die Aufklärung zu geben, die du verlangst." — „Nein, mein Bruder," erwiederte der Sultan, „du mußt sie mir gewähren, ich dringe darauf, versage sie mir nicht." Schachsenan konnte Schachriars Andringen nicht länger widerstehen: „Wohlan denn, mein Bruder," sagte er zu ihm, „ich will dir genugthun weil du es befiehlst."

Hierauf erzählte er ihm die Treulosigkeit der Königin von Samarkand; und als er die Erzählung davon beendigt hatte, fuhr er fort: „da siehst du nun den Grund meiner Traurigkeit; erwäge selber, ob ich Unrecht hatte, mich ihr hinzugeben." — „O mein Bruder!" rief der Sultan aus, „welche furchtbare Geschichte hast du mir da erzählt! Mit welcher Ungeduld habe ich sie bis zu Ende gehört! Ich lobe dich, daß du die Treulosen so bestraft hast, welche dir solchen empfindlichen Schimpf anthaten. Man kann dir keinen Vorwurf über diese Handlung machen: sie ist gerecht; und was mich betrifft, so bekenne ich, daß ich an deiner Stelle noch weniger Mäßigung gehabt hätte, als du. Ich hätte mich nicht begnügt, einem Weibe

allein das Leben nehmen, ich glaube, ich hätte ihrer wohl tausend meiner Wuth aufgeopfert. Ich bin nicht mehr verwundert über deinen Gram; die Ursache davon war zu lebhaft und zu kränkend, um ihm nicht zu erliegen. Welche Begebenheit! Nein, ich glaube, daß niemals einem Manne, außer dir, dergleichen begegnet ist. Aber am Ende muß man Gott danken, daß er dir Trost gewährt hat; und da ich nicht zweifle, daß derselbe auch wohl begründet sei, so habe noch die Güte, mich davon zu unterrichten, und schenke mir dein ganzes Vertrauen."

Schachsenan machte über diesen Punkt mehr Schwierigkeit, als über den vorigen, wegen des Antheils seines Bruders daran; aber er mußte dessen wiederholten dringenden Bitten nachgeben. „So will ich dir denn gehorchen," sagte er, „weil du es durchaus willst. Ich fürchte aber, daß mein Gehorsam dir noch mehr Leid verursachen wird, als ich empfunden habe; aber du hast es dir allein beizumessen, weil du mich zwingst, dir eine Sache zu enthüllen, welche ich in ewige Vergessenheit begraben wünschte."

„Was du mir da sagst," unterbrach ihn Schachriar, „reizt meine Neugier nur noch mehr; säume nicht, mir dies Geheimniß zu entdecken, von welcher Art es auch sein mag."

Der König der Tartarei konnte nicht länger sich weigern, und erzählte ihm nun umständlich alles, was er erblickt hatte, die Verkleidung der Schwarzen, die Ausschweifungen der Sultanin und ihrer Frauen, und vergaß auch nicht des Masud. „Nachdem ich Zeuge dieser Schandthaten gewesen war," fuhr er fort, „so gedachte ich, daß alle Weiber von Natur ihnen ergeben sind, und daß sie ihrer Neigung nicht widerstehen können. In dieser Ueberzeugung dünkte es mich eine große Thorheit für einen Mann, seine Ruhe an ihre Treue zu knüpfen. Diese Betrachtung erzeugte andere, und am Ende erkannte ich, daß ich keine bessere Partei ergreifen könnte, als mich zu

trösten. Es hat mich einige Ueberwindung gekostet, jedoch bin ich zum Ziele gelangt, und wenn du mich hören willst, so folge meinem Beispiele."

So verständig dieser Rath war, so wollte er dem Sultan doch nicht eingehen. Er gerieth vielmehr in Wuth: „Wie!" rief er aus, „die Sultanin von Indien ist fähig, sich auf eine so unwürdige Weise preiszugeben! Nein, mein Bruder," fügte er hinzu, „ich kann's nicht glauben, was du mir sagst, wenn ich es nicht mit meinen eigenen Augen sehe. Die deinen müssen dich getäuscht haben; die Sache ist wichtig genug, daß ich mich selber davon überzeuge." — „Mein Bruder," antwortete Schachsenan, „wenn du Zeuge davon sein willst, so wird das eben nicht schwer sein: du brauchst nur eine neue Jagd anzustellen; wenn wir mit deinem ganzen Hofe und mit meinen Leuten außerhalb der Stadt sind, so bleiben wir dort unter unsern Gezelten, und in der Nacht kehren wir beide ganz allein zurück in mein Zimmer: ich bin gewiß, du wirst am nächsten Morgen dasselbe sehen, was ich gesehen habe."

Der Sultan billigte diese List, und befahl sogleich eine neue Jagd; so daß noch an demselben Tage die Zelte an dem bestimmten Orte aufgeschlagen wurden.

Am folgenden Morgen ritten die beiden Fürsten mit ihrem ganzen Gefolge hinaus. Sie kamen zu der Lagerstatt, und blieben dort bis in die Nacht. Da berief Schachriar seinen Groß-Wesyr, und ohne ihm seine Absicht zu entdecken, befahl er ihm, in seiner Abwesenheit seine Stelle zu vertreten, und nicht zu erlauben, daß jemand aus dem Lager ginge, aus welchem Grunde es auch sein möchte.

Sobald er diesen Befehl ertheilt hatte, stieg er mit dem Könige der Großen Tartarei zu Pferde; beide ritten unerkannt durch das Lager zurück in die Stadt, und begaben sich in Schachsenans Palast. Hier legten sie sich schlafen, und am folgenden Morgen nahmen sie dieselbe

Stelle am Fenster ein, wo der König der Tartarei den Auftritt mit den Schwarzen gesehen hatte.

Sie genossen einige Zeit der Frische des Morgens, denn die Sonne war noch nicht aufgegangen; und während ihrer Unterhaltung warfen sie oft einen Blick nach der geheimen Thüre. Sie öffnete sich endlich: die Sultanin erschien mit ihren Frauen und den zehn verkleideten Schwarzen; sie rief: „Masud!“ und der Sultan sah mehr, als er bedurfte, um völlig von seiner Entbehrung und seinem Unglück überzeugt zu sein.

„O Himmel!“ rief er aus, „welche Herabwürdigung, welche Abscheulichkeit! die Gemahlin eines Fürsten, wie ich bin, kann einer solchen Ehrlosigkeit fähig sein? Welcher Fürst darf nun noch sich rühmen, vollkommen glücklich zu sein? Ach, mein Bruder!“ fuhr er fort, indem er den König der Tartarei umarmte, „laß uns beide der Welt entsagen: Treue und Glauben ist daraus entwichen: schmeichelt sie auf der einen Seite, so verräth sie auf der andern. Wir wollen unsre Reiche und allen Glanz, der uns umgiebt, verlassen, und in fremden Ländern unser Leben in Dunkelheit hinschleppen und unser Unglück verbergen.“

Schachsenan billigte diesen Entschluß nicht; bei der Heftigkeit, worin er seinen Bruder sah, wagte er jedoch nicht, ihm zu widersprechen. „Mein Bruder,“ sagte er zu ihm, „ich habe keinen anderen Willen, als den deinen: ich bin bereit, dir überall zu folgen, wohin du willst: aber versprich mir, daß wir zurückkehren, wenn wir jemand finden, der noch unglücklicher ist, als wir.“ — „Ich verspreche es dir,“ antwortete der Sultan; „aber ich zweifle, daß wir einen solchen finden können.“ — „Ich bin hierin nicht deiner Meinung,“ erwiederte der König der Tartarei, „vielleicht werden wir sogar nicht weit darnach reisen dürfen.“

In diesem Gespräche gingen sie heimlich aus dem Palast, und schlugen einen andern Weg ein, als der, auf

welchem sie gekommen waren. Sie wanderten den ganzen Tag, und brachten die erste Nacht unter einem Baume zu. Früh morgens standen sie auf, und setzten ihre Wanderung fort, bis sie auf eine schöne Wiese am Ufer des Meeres kamen, wo hin und wieder hohe und dichtbelaubte Bäume standen. Sie setzten sich unter einem dieser Bäume nieder, um sich auszuruhen und zu erfrischen. Die Treulosigkeit ihrer Frauen war der Gegenstand ihres Gesprächs.

Sie hatten noch nicht lange so gesessen, als sie ganz nahe bei sich ein furchtbares Getöse und ein schreckliches Geheul hörten, welches sie mit Grauen erfüllte. Alsbald that das Meer sich auf, und es erhob sich daraus, wie eine dicke schwarze Säule, welche sich in den Wolken zu verlieren schien. Diese Erscheinung verdoppelte ihr Schrecken, sie standen eilig auf und stiegen auf einen Baum, der ihnen am tauglichsten schien, sie zu verbergen. Kaum waren sie droben, als sie sich umschauend nach der Stelle, wo das Getöse herkam und das Meer sich aufgethan hatte, bemerkten, daß die schwarze Säule das Wasser durchfurchte und sich gegen das Ufer bewegte; sie konnten im Augenblicke nicht unterscheiden, was es eigentlich war, aber bald erblickten sie deutlich einen furchtbaren Gegenstand.

Es war einer von jenen bösen und den Menschen todfeindlichen Geistern[10]). Er war schwarz und scheuslich; er hatte die Gestalt eines Riesen von ungeheurer Größe, und trug auf seinem Haupte einen großen Glaskasten, der mit vier Schlössern von feinem Stahle verwahrt war. Mit dieser Bürde betrat er die Wiese, und setzte sie an dem Fuße desselben Baumes nieder, auf welchem die beiden Fürsten versteckt waren, die nun die große Gefahr erkannten, in welcher sie schwebten, und sich schon verloren glaubten.

Der Geist setzte sich neben dem Kasten nieder, öffnete ihn mit vier Schlüsseln, welche er an seinem Gürtel trug, und ließ eine Frau heraus die höchst kostbar ge-

kleidet; von stolzem Wuchse und vollkommener Schönheit war. Das Ungeheuer ließ sie an seiner Seite niedersitzen, blickte sie verliebt an, und sprach: „Vollkommenste aller Weiber, welche durch ihre Schönheit bewundert sind, liebenswürdigste Frau, die ich an ihrem Hochzeittage entführt, und seitdem immer so standhaft geliebet habe, erlaube, daß ich ein wenig bei dir ruhe; ich fühle mich vom Schlaf überwältigt, und habe diesen Ort erwählt, um der Ruhe zu genießen."

Indem er dieses sagte, ließ er sein großes Haupt in den Schooß der Frau sinken; und nachdem er seine Füße ausgestreckt hatte, welche bis ans Meer reichten, schlief er bald ein, und schnarchte dermaßen, daß das Gestade davon wiederhallte.

Da blickte die Frau von ungefähr empor, und als sie die beiden Fürsten oben auf dem Baume ersah, gab sie ihnen ein Zeichen mit der Hand, leise herab zu steigen. Beider Schreck war nicht klein, als sie sich entdeckt sahen. Sie baten die Frau durch andere Zeichen, ihnen den Gehorsam zu erlassen; sie aber, nachdem sie das Haupt des Geistes säuberlich von ihrem Schooße gehoben und sanft auf die Erde gelegt hatte, stand auf, und rief ihnen mit leiser, aber lebhafter Stimme zu: „Steiget herab, ihr müßt durchaus zu mir kommen." Vergeblich wollten jene noch durch Geberden ihr begreiflich machen, daß sie sich vor dem Riesengeiste fürchteten; sie erwiederte ihnen mit demselben Ausdrucke: „Wenn ihr nicht eilet, mir zu gehorchen, so werde ich ihn aufwecken und selber euren Tod von ihm verlangen."

Diese Worte erschreckten die beiden Fürsten dergestalt, daß sie allgemach hinabstiegen, mit aller möglichen Vorsicht, um den Geist nicht aufzuwecken. Als sie drunten waren, nahm die Frau sie bei der Hand, und nachdem sie sich mit ihnen ein wenig unter die Bäume entfernt hatte, machte sie ihnen freimüthig einen sehr lebhaf-

ten Antrag. Jene weigerten sich anfangs; die Frau aber zwang sie durch neue Drohungen, ihr zu willfahren.

Nachdem sie von ihnen erlangt hatte, was sie wünschte, bemerkte sie, daß jeder von ihnen einen Ring am Finger trug, und begehrte diese von ihnen. Sobald sie dieselben in Händen hatte, ging sie hin und holte eine Schachtel aus dem Bündel, welches ihren Putz enthielt; daraus zog sie eine Schnur hervor, auf welche viele andere Ringe aller Art gereihet waren, und zeigte sie ihnen, indem sie sagte: „Wißt ihr wohl, was diese Kleinode bedeuten?“ — „Nein,“ antwortete sie, „aber es kommt nur auf dich an, es uns zu erklären.“ — „Dies sind,“ fuhr sie fort, „die Ringe von allen den Männern, denen ich meine Gunst geschenkt habe. Es sind ihrer acht und neunzig, wohlgezählt, welche ich zu ihrem Andenken bewahre. Ich habe aus demselben Grunde die eurigen von euch verlangt, und um erdlich das Hundert voll zu haben.“

„So sind es denn,“ fuhr sie fort, „hundert Liebhaber, welche ich bis auf diesen Tag gehabt habe, trotz der Wachsamkeit und Vorsicht dieses schnöden Geistes, welcher mich nimmer verläßt. Er mag mich immerhin in diesen Glaskasten einschließen und mich im Grunde des Meeres verbergen, ich ermangele dennoch nicht, alle seine Vorkehrungen zu Schanden zu machen. Ihr sehet hieraus, daß wenn eine Frau einmal einen Vorsatz gefaßt hat, weder ein Ehemann noch ein Liebhaber vermag, sie an der Ausführung zu verhindern. Die Männer würden besser thun, uns keinen Zwang aufzulegen: das wäre das Mittel, uns vernünftig zu machen.“

Nachdem die Frau also zu ihnen geredet hatte zog sie ihre beiden Ringe auf dieselbe Schnur, auf welche die übrigen gereiht waren. Darauf setzte sie sich wieder auf ihre Stelle hin, hob das Haupt des Geistes auf, ohne daß er erwachte, legte es wieder in ihren Schooß, und gab den Fürsten ein Zeichen, sich zu entfernen.

Sie kehrten denselben Weg zurück, den sie gekom-

men waren, und als sie der Frau mit dem Unholde aus dem Gesichte waren, sagte Schachriar zu Schachsenan: „Wohlan, mein Bruder, was dünkt dich von dem Abenteuer, das uns soeben aufgestoßen ist? Hat der Geist nicht ein recht treues Liebchen? und mußt du nicht gestehen, daß der Weiberlist nichts gleich kommt?“ — „Ja wohl, lieber Bruder,“ antwortete der König der Großen Tartarei. „Und du mußt auch eingestehen, daß der Geist mehr zu beklagen und unglücklicher ist, als wir. Drum also, weil wir gefunden haben, was wir suchten, laß uns heimkehren in unser Reich, und uns hierdurch nicht abhalten, uns wieder zu vermählen. Was mich betrifft, so weiß ich wohl ein Mittel, durch welches die mir schuldige Treue unverletzt gehalten werden soll. Ich will mich gegenwärtig nicht weiter darüber erklären; aber du wirst einst davon hören, und ich bin sicher, daß du meinem Beispiele folgen wirst.“

Der Sultan stimmte seinem Bruder bei; und beide setzten ihren Weg fort, und kamen mit Ende der Nacht wieder ins Lager zurück, drei Tage nach ihrer Auswanderung.

Als die Neuigkeit von der Rückkehr des Sultans sich dort verbreitet hatte, versammelten die Hofleute sich frühmorgens vor seinem Gezelte. Er ließ sie eintreten, empfing sie heiterer, als gewöhnlich, und ließ ihnen Geschenke austheilen. Darauf erklärte er, daß er nicht weiter jagen wollte, befahl ihnen aufzusitzen, und kehrte nach seinem Palaste zurück.

Kaum war er angekommen, so rannte er nach dem Zimmer der Sultanin. Er ließ sie auf der Stelle binden, und überlieferte sie seinem Groß-Wesyr, mit dem Befehle, sie erdrosseln zu lassen; was dieser Minister auch sogleich ausrichtete, ohne sich zu erkundigen, welches Verbrechens sie schuldig wäre. Der gereizte Fürst blieb dabei nicht stehen: Er schlug mit eigener Hand allen Weibern der Sultanin die Köpfe ab. Nach diesem scharfen

Gerichte beschloß er, in der Ueberzeugung, daß es keine getreue Frau gäbe, jede Nacht eine neue zu nehmen, und, um ihrer Treulosigkeit zuvorzukommen, dieselbe am folgenden Morgen hinrichten zu lassen. Nachdem er sich dieses grausame Gesetz auferlegt hatte, schwur er, es sogleich nach der Abreise des Königs der Tartarei zu beobachten. Dieser nahm bald darauf Abschied von ihm, und begab sich, mit kostbaren Geschenken überhäuft, auf den Weg.

Nachdem Schachsenan abgereist war, befahl Schachriar sogleich seinem Groß-Wesyr, ihm die Tochter eines seiner Feldherrn zuzuführen. Der Wesyr gehorchte. Der Sultan schlief mit ihr eine Nacht, und am Morgen übergab er sie ihm, um sie hinrichten zu lassen, zugleich mit dem Befehle, ihm eine andere Frau für die nächste Nacht zu bringen.

Wie sehr es dem Wesyr widerstrebte, dergleichen Befehle auszuführen, gleichwohl war er dem Sultan, seinem Herrn, einen blinden Gehorsam schuldig, und mußte sich ihnen unterwerfen. Er brachte ihm also die Tochter eines unteren Beamten, welche ebenfalls am nächsten Morgen hingerichtet wurde. Auf diese folgte die Tochtee eines Bürgers aus der Hauptstadt; und kurz, jeden Tag wurde also eine Jungfrau vermählt und eine Frau getödtet.

Das Gerücht von dieser Unmenschlichkeit ohne Beispiel verbreitete eine allgemeine Bestürzung in der Stadt. Man hörte darin nur Heulen und Wehklagen. Hier war es ein weinender Vater, in Verzweiflung über den Verlust seiner Tochter, dort waren es zärtliche Mütter, welche, für ihre Kinder dasselbe Schicksal befürchtend, die Luft mit ihrem Jammergeschrei erfüllten. Und anstatt der Lobeserhebungen und Segnungen, welche der Sultan sich bisher erworben hatte, stießen gegenwärtig alle seine Unterthanen nur Verwünschungen gegen ihn aus.

Der Groß Wesyr, welcher, wie gesagt, wider seinen Willen der Vollstrecker einer so empörenden Ungerechtig-

keit war, hatte zwei Töchter, von denen die ältere Scheherasade [11]) und die jüngere Dinarsade [12]) hieß.

Diese letzte war nicht ohne Vorzüge; die erste aber besaß einen Muth über ihr Geschlecht hinaus, viel Geist und bewundernswürdigen Scharfsinn. Sie hatte dabei eine große Belesenheit und ein erstaunliches Gedächtniß, so daß ihr nichts entfiel von allem, was sie gelesen hatte. Mit Erfolg hatte sie sich der Weltweisheit, der Arzneikunde, der Geschichte und der schönen Künste beflissen; und sie machte bessere Verse als die berühmtesten Dichter ihrer Zeit. Ueber dies alles war sie mit einer außerordentlichen Schönheit begabt; und eine festgegründete Tugend krönte alle ihre schönen Eigenschaften.

Der Wesyr liebte aufs innigste eine seiner Zärtlichkeit so würdige Tochter. Eines Tages, als er sich mit ihr unterhielt, sprach sie zu ihm: „Mein Vater, ich habe euch um eine Gnade zu bitten, und ich flehe inständigst, sie mir zu gewähren." — „Ich werde sie dir nicht versagen," antwortete er, „vorausgesetzt, daß sie gerecht und verständig sei." — „Was jenes betrifft, so kann nichts gerechter sein; und ihr könnt davon aus dem Beweggrunde urtheilen, welcher mich antreibt, euch darum zu bitten. Ich habe die Absicht, den Lauf dieser Barbarei zu hemmen, welche der Sultan über die Familien unserer Stadt verhängt. Ich will die Besorgnisse so vieler Mütter zerstreuen, welche ihre Töchter auf eine so unselige Weise zu verlieren fürchten." — „Deine Absicht ist sehr löblich, meine Tochter," sagte der Wesyr; „aber das Uebel, welches du heilen willst, scheint mir ohne Heilmittel. Auf welche Weise gedenkst du zum Ziele zu kommen?" — „Mein Vater," entgegnete Scheherasade, „da der Sultan durch eure Vermittelung täglich eine neue Hochzeit feiert, so beschwöre ich euch, bei der herzlichen Zärtlichkeit, welche ihr für mich habt, mir die Ehre seines Beilagers zu verschaffen." Der Wesyr konnte diese Rede nicht ohne Entsetzen anhören. „O Gott!" unterbrach er sie mit Unge-

stüm, „hast du den Verstand verloren, meine Tochter? Wie kannst du mir eine so gefährliche Bitte thun? Du weißt, daß der Sultan bei seiner Seele geschworen hat, nur eine einzige Nacht mit derselben Frau zu schlafen, und ihr am nächsten Morgen das Leben nehmen zu lassen, und du willst, daß ich ihm antrage, dich zu heirathen? Bedenkst du wohl, welcher Gefahr dein unzeitiger Eifer dich aussetzt?" — „Ja, mein Vater," antwortete diese tugendhafte Tochter, „wohl kenne ich alle die Gefahr, die mir droht, und doch vermag sie mich nicht abzuschrecken. Wenn ich umkomme, so wird mein Tod ruhmvoll sein; wenn aber mein Unternehmen mir gelingt, so werde ich meinem Vaterlande einen wichtigen Dienst leisten."

„Nein, nein," sagte der Wesyr, „was du mir auch vorstellen magst, um mich zu der Erlaubniß zu bewegen, dich in diese furchtbare Gefahr zu stürzen, bilde dir nicht ein, daß ich darein willige. Wenn der Sultan mir beföhle, dir den Dolch in die Brust zu stoßen, Wehe mir! ich müßte ihm ja gehorchen. Welch ein Auftrag für einen Vater! Ach wenn du den Tod nicht fürchtest, so fürchte wenigstens doch, mir den tödtlichen Schmerz zu verursachen, daß ich meine Hand mit deinem Blute färben müßte."

„Noch einmal, lieber Vater," sagte Scheherasade, „gewähret mir die Gnade, um welche ich euch bitte." — „Dein Starrsinn," erwiederte der Wesyr, „erregt meinen Zorn. Warum willst Du selber in dein Verderben rennen? Wer nicht das Ende einer gefährlichen Unternehmung absieht, wird nimmer glücklich daraus kommen. Ich fürchte, es wird dir begegnen, was jenem Esel begegnete, welcher sich in einer glücklichen Lage befand, aber sich nicht darin zu erhalten wußte." — „Welches Unglück begegnete denn diesem Esel?" fragte Scheherasade. „Ich will es dir erzählen," antwortete der Wesyr, „höre mir zu:

Der Esel, der Ochs und der Bauer.

Fabel.

Ein reicher Kaufmann besaß mehrere Landhäuser, wo er eine große Menge Vieh von aller Art unterhielt. Er zog mit seiner Frau und seinen Kindern auf eins von diesen Gütern, um es selber zu bewirthschaften. Er hatte die Gabe, die Sprache der Thiere zu verstehen; aber unter der Bedingung, daß er sie niemand auslegen durfte, ohne die Gefahr das Leben zu verlieren; und dies verhinderte ihn, dasjenige mitzutheilen, was er mittelst dieser Gabe vernommen hatte.

Nun stand in seinem Stalle an derselben Krippe ein Ochs und ein Esel. Eines Tages, als er neben beiden saß und sich an den Spielen seiner Kinder vor ihm ergötze, hörte er, daß der Ochs zum Esel sagte: „Vater der Wachsamkeit[13]), wie ich dich glücklich preise, wenn ich bedenke, welcher Ruhe du genießest und wie wenig Arbeit man von dir fordert. Ein Mensch wartet dein sorgfältig, striegelt dich, wäscht dich, giebt dir wohlgesiebte Gerste und frisches klares Wasser. Deine größte Arbeit ist, den Kaufmann, unsern Herrn, zu tragen, wenn er etwa eine kleine Reise zu machen hat. Ohne das, würdest du dein ganzes Leben in Müßigkeit zubringen. Die Art, wie ich behandelt werde, ist dagegen ganz anders, und meine Lage ist eben so unglücklich, als die deine an-

nehmlich. Kaum ist Mitternacht vorüber, so spannt man mich an einen Pflug, welchen ich den ganzen Tag ziehen muß, um die Erde zu furchen; was mich so sehr ermüdet, daß mir manchmal die Kraft ausgeht. Dabei hört der Bauer, der stets hinter mir ist, nicht auf, mich zu schlagen. Von dem Ziehen des Pfluges ist mir der ganze Hals geschunden. Und wenn ich wieder in den Stall komme, nachdem ich vom Morgen bis zum Abend gearbeitet habe, so wirft man mir schlechte trockene Bohnen vor, welche man nicht einmal von der Erde zu reinigen sich bemühet hat, oder andere Dinge, die nichts besser sind. Und zum Uebermaße meines Elendes, nachdem ich mich mit so unschmackhafter Kost gesättigt habe, muß ich die Nacht auf meinem Miste liegen. Du siehst, daß ich Ursache habe, dein Loos zu beneiden."

Der Esel unterbrach den Ochsen nicht, sondern ließ ihn alles sagen, was er wollte; als jener aber ausgeredet hatte, antwortete er: „Du verläugnest nicht den Beinamen des unwissenden, welchen man dir gegeben hat; du bist zu einfältig, du läßt dich führen, wie man will, und kannst keinen rechten Entschluß fassen. Und welchen Vortheil hast du dabei von all der Schmach, welche du erduldest? Du opferst dich auf für die Ruhe, das Vergnügen und den Nutzen derjenigen, welche dir deß keinen Dank wissen. Man würde dich nicht auf solche Weise behandeln, wenn du so viel Muth als Stärke hättest. Wenn man dich an die Krippe binden will, warum sträubst du dich nicht? warum theilst du nicht tüchtige Hörnerstöße aus? warum drückst du deinen Zorn nicht aus durch Schlagen und Stampfen mit den Füßen? warum jagst du durch dein furchtbares Gebrüll nicht Schrecken ein? Die Natur hat dich mit Mitteln ausgerüstet, dir Ehrfurcht zu verschaffen, du aber bedienst dich derselben nicht. Wirft man dir schlechte Bohnen und schlechtes Stroh vor, so friß nicht davon, sondern beriech' es nur, und laß es liegen. Wenn du den Rath befolgst, den ich

dir gebe, so wirst du bald eine Aenderung wahrnehmen, für die du mir danken wirst."

Der Ochs nahm die Unterweisung des Esels sehr gut auf, und bezeigte ihm, wie sehr er ihm verpflichtet wäre. „Theurer Vater der Wachsamkeit," fügte er hinzu, „ich werde nicht ermangeln alles zu thun, was du mir gesagt hast, und du sollst sehen, wie ich es anstellen werde." Beide schwiegen nach dieser Unterredung, von welcher der Kaufmann kein Wort verloren hatte.

Am nächsten Morgen ganz früh kam der Bauer, nahm den Ochsen, spannte ihn in den Pflug, und trieb ihn zu der gewöhnlichen Arbeit. Der Ochs, welcher den Rath des Esels nicht vergessen hatte, war widerspenstig; und am Abend, als der Bauer ihn wieder an die Krippe führte, und ihn wie gewöhnlich anbinden wollte, so sträubte sich das boshafte Vieh, anstatt die Hörner von selber darzubieten, drängte zurück, und brüllte, ja drohte sogar seinem Pfleger mit den Hörnern; kurz, er trieb es ganz so, wie der Esel ihn unterrichtet hatte.

Am folgenden Morgen kam der Bauer, ihn wieder an die Arbeit zu spannen; als er aber die Krippe noch voll Bohnen und Stroh fand, die er am Abend eingeschüttet hatte, und der Ochs mit ausgestreckten Beinen auf der Erde lag und auf ungewöhnliche Weise schnob, so hielt er ihn für krank; er hatte Mitleid, und hielt es für unnütz, ihn zur Arbeit zu treiben; er ging sogleich zu dem Herrr, ihn davon zu benachrichtigen.

Der Kaufmann sah wohl, daß die bösen Rathschläge des Vaters der Wachsamkeit waren befolgt worden; und um ihn zu strafen, wie er es verdiente, sagte er zu dem Bauer: „Geh hin, und nimm den Esel anstatt des Ochsen, und unterlaß nicht, ihn scharf einzuüben." Der Bauer gehorchte. Der Esel war genöthigt, diesen ganzen Tag den Pflug zu ziehen; was ihn um so mehr ermüdete, je weniger er an dergleichen Arbeit gewöhnt war. Ueberdies empfing er dabei so viel Stockschläge,

daß er sich kaum aufrecht erhalten konnte, als er zurück kam.

Der Ochs war indessen sehr zufrieden, er hatte alles aufgefressen, was in seiner Krippe war, und sich den ganzen Tag geruht. Er freute sich im Herzen, den Rath des Vaters der Wachsamkeit befolgt zu haben; er segnete ihn tausendmal für das Glück, welches er ihm verschafft hatte, und ermangelte nicht, ihm dafür Dank abzustatten, als er ihn ankommen sah.

Der Esel antwortete dem Ochsen nicht, so voll Verdruß war er, so gemißhandelt zu sein. „Durch meine Unklugheit," sprach er bei sich selber, „habe ich mir dieses Unglück zugezogen; ich lebte glücklich, alles lachte mich an, ich hatte alles, was ich nur wünschen konnte: es ist meine eigene Schuld, daß ich nun in diesem jammervollen Zustande bin; und wenn ich mit meinem Witze nicht irgend eine List ersinne, mich wieder herauszuziehen, so ist mein Verderben gewiß." Indem er dieses sagte, waren seine Kräfte dermaßen erschöpft, daß er halb todt vor seiner Krippe niedersank.

Hier hielt der Groß-Wesyr inne, und wandte sich zu Scheherasaden: „Meine Tochter, du thust, wie dieser Esel: durch deinen Fürwitz setzest du dich der Gefahr des Verderbens aus. Folge mir, bleib in Ruhe, und suche nicht deinen Tod zu beschleunigen." — „Mein Vater," antwortete Scheherasade, „das Beispiel, welches ihr mir erzählt habt, ist nicht im Stande, mich in meinem Entschlusse wankend zu machen; und ich werde nicht aufhören, in euch zu dringen, als bis ihr mir gewähret habt, mich dem Sultan zur Gemahlin vorzustellen."

Als der Wesyr sah, daß sie durchaus auf ihrer Bitte beharrte, erwiederte er: „Wohlan denn, weil du deinen Starrsinn nicht beugen willst, so bin ich genöthigt, dich eben so zu behandeln, wie der Kaufmann, von welchem ich eben erzählte, bald darauf seine Frau behandelte; höre, wie:

„Als dieser Kaufmann den kläglichen Zustand des Esels vernommen hatte, war er neugierig zu wissen, was weiter zwischen ihm und dem Ochsen vorgehen würde. Deshalb ging er nach dem Abendessen hinaus in den Mondschein, und setzte sich mit seiner Frau neben ihnen nieder. Bei seiner Ankunft hörte er den Esel zum Ochsen sagen: „Gevatter, ich bitte dich, sage mir, was gedenkst du zu thun, wenn der Bauer dir morgen wieder das Futter bringt?“ — „Was ich thun werde?“ antwortete der Ochs, „ich werde fortfahren zu thun, was du mich gelehrt hast: ich werde sogleich auf die Seite springen, und meine Hörner weisen, wie gestern, ich werde den Kranken spielen und mich stellen, als wenn ich in den letzten Zügen läge.“ — „Hüte dich wohl, das zu thun,“ unterbrach ihn der Esel, „das wäre das Mittel dich zu verderben; denn als ich diesen Abend zurückkam, hörte ich den Kaufmann, unsern Herrn, etwas sagen, was mich für dich zittern macht.“ — „He! was hast du denn gehört?“ fragte der Ochs. „Verhehle mir ja nichts, mein lieber Vater der Wachsamkeit.“ — „Unser Herr,“ fuhr der Esel fort, „sagte zu dem Bauer diese betrübten Worte: weil der Ochs nicht frißt, und sich nicht aufrecht halten kann, so soll er gleich morgen geschlachtet werden. Wir wollen um Gottes willen, sein Fleisch den Armen zum Almosen geben: und seine Haut, die wir brauchen können, tragt zu dem Gerber; vergiß also nicht, den Schlächter zu bestellen.“ „Das ist es, was ich dir mittheilen mußte,“ fügte der Esel hinzu; „meine Theilnahme an deiner Erhaltung, und meine Freundschaft zu dir, verpflichten mich, dich hiervon zu benachrichtigen, und dir einen neuen Rath zu geben. Sobald man dir deine Bohnen und dein Stroh bringt, steh auf, und wirf dich mit Gier darüber her; der Herr wird daran erkennen, daß du wieder genesen bist, und wird ohne Zweifel das Todesurtheil widerrufen: wenn du dagegen anders handelst, so ist es um dich geschehen.“

Diese Rede brachte die Wirkung hervor, welche der Esel erwartet hatte. Der Ochs ward dadurch sehr beunruhigt und brüllte vor Angst.

Der Kaufmann, welcher sie beide mit großer Aufmerksamkeit angehört hatte, lachte jetzt so laut auf, daß seine Frau sehr verwundert darüber war. „Sage mir," sprach sie zu ihm, „warum du so laut lachest, damit ich mit dir lachen kann." — „Liebe Frau," antwortete ihr der Kaufmann, „begnüge dich, daß du mich lachen hörst." — „Nein," wiederholte sie, „ich will die Ursach davon wissen." — „Ich kann dir hierin nicht Genüge leisten," erwiederte der Mann; „so viel nur magst du wissen, daß ich über das lache, was unser Esel eben zu unserm Ochsen gesagt hat; das übrige ist ein Geheimniß, das ich dir nicht enthüllen darf." — „Und wer hindert dich, mir dies Geheimniß zu entdecken?" versetzte sie. — „Wisse, wenn ich dir es sagte," antwortete er, „daß es mich das Leben kosten würde." — „Du hast mich zum besten!" rief die Frau aus; „was du mir da sagst, ist gewiß nicht wahr. Wenn du mir nicht auf der Stelle gestehst, worüber du gelacht hast, und mir nicht sagen willst, was der Esel und der Ochs gesprochen haben, so schwöre ich, bei dem großen Gott im Himmel, daß wir fortan nicht mehr mitsammen leben werden."

Als sie dies gesprochen hatte, ging sie wieder ins Haus, und setzte sich in einen Winkel, wo sie die ganze Nacht hindurch aus aller Macht weinte. Der Mann schlief allein; und als er sie am Morgen immer noch wehklagen hörte, sprach er zu ihr: „Du bist thöricht, dich dermaßen zu betrüben; die Sache ist nicht der Mühe werth, und ist dir eben so unwichtig zu wissen, als wichtig für mich, sie geheim zu halten. Denke also nicht mehr daran, ich beschwöre dich darum." — „Ich denke noch sehr daran," antwortete die Frau, „daß ich nicht aufhören werde zu weinen, als bis du meine Neugier befriedigt hast." — „Aber ich sage dir in allem Ernste,"

versetzte er, „daß es mich das Leben kostet, wenn ich deinen unzeitigen Bitten nachgebe.“ — „Mag daraus entstehen, was Gott will,“ erwiederte sie, „ich werde nicht davon ablassen.“ —

„Ich sehe wohl,“ sagte hierauf der Mann, „daß es kein Mittel giebt, dich zur Vernunft zu bringen; und da ich voraussehe, daß du durch deine Hartnäckigkeit dich selber umbringen wirst, so will ich nur deine Kinder rufen, damit sie noch den Trost haben, dich vor deinem Tode zu sehen.“

Er ließ nun seine Kinder kommen, und schickte auch nach dem Vater und der Mutter und den übrigen Verwandten der Frau. Als alle versammelt waren, und er ihnen kund gethan hatte, wovon die Rede wäre, so versuchten alle ihre Beredsamkeit, um der Frau begreiflich zu machen, daß sie Unrecht hätte, auf ihrem Starrsinne zu beharren. Sie aber wies alle zurück, und sagte, daß sie lieber sterben wollte, als hierin ihrem Manne nachgeben. Was auch der Vater und die Mutter insgeheim mit ihr redeten, und ihr vorstellten, daß die Sache, welche sie zu wissen wünschte, durchaus von keiner Wichtigkeit für sie wäre, sie vermochten nichts über ihren Starrsinn weder durch ihr Ansehen, noch durch ihr Zureden.

Als ihre Kinder sahen, daß sie so hartnäckig alle vernünftigen Vorstellungeu verwarf, so fingen sie bitterlich an zu weinen.

Der Mann selber wußte kaum noch, wo er war. Er saß allein vor der Thür seines Hauses, und überlegte schon, ob er sein Leben aufopfern sollte, um das Leben seiner Frau zu retten, welche er zärtlich liebte.

Nun, meine Tochter, fuhr der Wesyr fort, hatte dieser Kaufmann funfzig Hühner mit einem Hahn, und einen wachsamen Hofhund. Während er nun so saß, wie ich gesagt habe, und in tiefen Gedanken war, welchen Ausweg er ergreifen sollte, sah er den Hund auf den Hahn zulaufen, der sich auf eine Henne gesetzt hatte, und

hörte, daß er also zu ihm sprach: „O Hahn! der Himmel wird dich gewiß nicht lange leben lassen! Schämst du dich nicht, heute das zu thun, was du thust? Der Hahn erhob sich auf seinen Sporen, drehte sich gegen den Hund um, und antwortete stolz: „Warum sollte es mir heute mehr verboten sein, als an andern Tagen?“ — „Weil du es nicht weißt,“ antwortete der Hund, „so höre denn, daß unser Herr heute in großer Trauer ist. Seine Frau verlangt, daß er ihr ein Geheimniß entdecke, welches von der Art ist, daß es ihm das Leben kostet, wenn er es offenbart. So stehen die Sachen; und es ist zu fürchten, daß er nicht Festigkeit genug habe, um der Hartnäckigkeit der Frau zu widerstehen; denn er liebt sie, und ist gerührt von ihren Thränen, die sie unaufhörlich vergießt. Er geht vielleicht zu Grunde. Wir alle im Hause sind dadurch sehr beunruhigt. Du allein spottest unsrer Trauer und hast die Unverschämtheit, dich mit deinen Hennen lustig zu machen.“

Der Hahn erwiederte folgendergestalt auf den Verweis des Hundes: „Was unser Herr für ein Thor ist! er hat nur eine Frau und kann damit nicht fertig werden, während ich ihrer funfzig habe, welche nur thun, was ich will. Möge er wieder zur Besinnung kommen, so wird er bald ein Mittel finden, sich aus dieser Verlegenheit zu ziehen.“ — „He, was meinst du denn, daß er thun soll?“ fragte der Hund. „Er soll in die Kammer zu seiner Frau gehen,“ antwotete der Hahn, „und nachdem er sich mit ihr eingeschlossen hat, einen guten Stock nehmen und sie tüchtig durchprügeln: ich bin versichert, sie wird wieder klug werden, und ihn fortan nicht mehr plagen, ihr zu sagen, was er ihr nicht entdecken darf.“

Kaum hatte der Kaufmann vernommen, was der Hahn sagte, so erhob er sich von seinem Sitze, nahm einen dicken Stock, und ging damit zu seiner Frau, welche noch immer weinte; er schloß sich mit ihr ein, und bläute

sie so wacker, daß sie endlich laut schrie: „Es ist genug, lieber Mann, es ist genug, laß mich los; ich will dich nie wieder etwas fragen!"

Auf diese Worte, und da er sah, daß sie ihre unzeitige Neugier bereute, hörte er auf sie zu schlagen; er öffnete die Thür, die ganze Verwandtschaft trat hinein, Alle freuten sich, die Frau von ihrem Starrsinne zurückgekommen zu sehen, und wünschten ihm Glück, daß er ein Mittel gefunden, wodurch er sie wieder zur Vernunft gebracht hätte."

„Meine Tochter," fügte der Wesyr hinzu, „du verdientest, auf dieselbe Weise behandelt zu werden, wie die Frau dieses Kaufmannes."

„Mein Vater," sagte hierauf Scheherasade, „ich bitte, deutet es mir nicht übel, daß ich auf meinem Sinne beharre. Die Geschichte dieser Frau kann mich darin nicht wankend machen. Ich könnte euch viele andere Geschichten erzählen, euch zu überreden, daß ihr euch meinem Vorhaben nicht widersetzen solltet. Uebrigens, verzeihet mir, wenn ich euch zu erklären wage, daß ihr euch vergeblich widersetzen würdet; und wenn die väterliche Zärtlichkeit die Bitte versagen sollte, welche ich an euch thue, so würde ich hingehen und selber mich dem Sultan vorstellen."

Der Vater, durch die Standhaftigkeit seiner Tochter bis aufs Aeußerste getrieben, ergab sich endlich ihren dringenden Bitten; und zwar sehr betrübt, daß er sie von einem so unseligen Entschlusse nicht abzuwenden vermochte, ging er auf der Stelle zu dem Sultan und kündigte ihm an, daß er ihm die nächste Nacht seine Tochter Scheherasade zuführen würde.

Der Sultan war erstaunt über das Opfer, das sein Groß-Wesyr ihm darbrachte. „Wie hast du dich entschließen können," fragte er ihn, „mir deine einzige Tochter zu überliefern?" — „Herr," antwortete ihm der Wesyr, „sie hat sich von selber dazu erboten. Das trau-

rige Schicksal, das sie erwartet, hat sie nicht abschrecken können, und höher als das Leben achtet sie die Ehre, eine einzige Nacht die Gemahlin Euer Majestät zu sein."

„Aber täusche dich nicht, Wesyr," versetzte der Sultan: „morgen früh überliefere ich Scheherasade'n deinen Händen, und fordere, daß du ihr das Leben nehmest. Wenn du es unterlässest, so schwöre ich, dich selber tödten zu lassen." — „Herr," erwiederte der Wesyr, „mein Herz wird ohne Zweifel bluten, indem ich euch gehorche, aber die Natur mag immerhin murren: obwohl ich Vater bin, so stehe ich euch doch für einen getreuen Arm."

Schachriar nahm das Erbieten seines Ministers an, und sagte ihm, daß er nur seine Tochter bringen möchte, wann er wollte.

Der Groß Wesyr ging, und brachte Scheherasade'n diese Nachricht, welche sie mit so viel Freuden empfing, als wenn es ihr die angenehmste von der Welt gewesen wäre. Sie dankte ihrem Vater, sie so höflich verpflichtet zu haben; und als sie ihn von Schmerz überwältigt sah, sagte sie, ihn zu trösten, sie hoffte, daß es ihn nicht gereuen würde, sie mit dem Sultan vermählt zu haben: daß er im Gegentheil Ursach haben würde, sich sein ganzes übriges Leben darob zu freuen."

Sie dachte jetzo nur daran, sich in Bereitschaft zu setzen, um vor dem Sultan zu erscheinen. Aber bevor sie das väterliche Haus verließ, nahm sie noch ihre Schwester Dinarsade beiseite, und sagte zu ihr: „Meine liebe Schwester, ich bedarf deiner Hülfe in einer höchst wichtigen Angelegenheit; ich bitte dich, sie mir nicht zu versagen. Mein Vater wird mich zu dem Sultan führen, um mich mit ihm zu vermählen. Laß diese Neuigkeit dich nicht erschrecken; höre mich nur ruhig an. Sobald ich bei dem Sultan bin, werde ich ihn um die Erlaubniß bitten, daß du bei mir in der Brautkammer schlafest, damit ich mich diese Nacht noch deiner Gesellschaft erfreue. Wenn ich diese Gnade erlange, wie ich

hoffe, so vergiß nicht, mich morgen früh eine Stunde vor Tage aufzuwecken, mit folgenden Worten: „Liebe Schwester, wenn du nicht schläfst, so bitte ich dich, bis der nahe Tag anbricht, mir eins von den schönen Mährchen zu erzählen, die du weißt.“ Sogleich werde ich dir eins erzählen, und ich schmeichle mir, durch dieses Mittel das ganze Volk von der Bestürzung zu befreien, in welcher es sich befindet.“ Dinarsade antwortete ihrer Schwester, daß sie mit Vergnügen Alles thun würde, was sie von ihr verlangte.

Als endlich die Stunde des Beilagers gekommen war, begleitete der Groß-Wesyr Scheherasade'n zum Palast und zog sich zurück, nachdem er sie in das Gemach des Sultans eingeführt hatte. Sobald dieser Fürst sich mit ihr allein sah, befahl er ihr das Antlitz zu enthüllen. Er fand sie so schön, daß er ganz davon bezaubert wurde; als er sie aber in Thränen sah, befragte er sie um die Ursache. „Gnädiger Herr,“ antwortete Scheherasade, „ich habe eine Schwester, die ich so zärtlich liebe, als ich von ihr geliebt werde. Ich wünschte wohl, daß sie diese Nacht hier in der Kammer schliefe, um noch einmal sie zu sehen und ihr Lebewohl zu sagen. Gewähret ihr mir wohl den Trost, ihr diesen letzten Beweis meiner Liebe zu geben?“ Schachriar willigte darein, und man ging, Dinarsade'n zu holen, welche auch ungesäumt kam.

Der Sultan legte sich mit Scheherasade'n auf einer hohen Bühne zu Bette, nach dem Brauche der Fürsten des Morgenlandes, und für Dinarsade'n war ein Lager unten an derselben bereitet.

Eine Stunde vor Tage erwachte Dinarsade und ermangelte nicht, zu thun, was ihre Schwester sie geheißen hatte. „Meine liebe Schwester,“ rief sie aus, „wenn du nicht schläfst so bitte ich dich, mir bis der nahe Tag anbricht, eins von den schönen Mährchen zu erzählen,

die du weißt. Ach! es ist vielleicht das letztemal, daß ich dieses Vergnügen habe."

Scheherasade, anstatt ihrer Schwester zu antworten, wandte sich an den Sultan, und sprach: „Gnädiger Herr, geruhet Eure Majestät wohl, mir zu erlauben, daß ich diesem Wunsche meiner Schwester genüge?" — „Sehr gern," antwortete der Sultan. Darauf sagte Scheherasade zu ihrer Schwester, daß sie zuhören möchte; und indem sie die Erzählung an Schachriar richtete, begann sie folgendermaßen:

Erste Nacht.

Der Kaufmann und der Geist.

„Herr, es war einmal ein Kaufmann, der große Reichthümer besaß, sowohl an liegenden Gründen, als an Waaren und baarem Gelde. Er hatte viele Handelsdiener, Faktoren und Sklaven. Indem er von Zeit zu Zeit Reisen machen mußte, um sich mit seinen Handelsfreunden zu besprechen, so rief eines Tages eine wichtige Angelegenheit ihn ziemlich weit weg von seinem Wohnorte. Er bestieg ein Pferd, und ritt dahin, mit einem Felleisen hinter sich, in welchem er einen kleinen Vorrath Zwieback und Datteln hatte, weil er durch ein wüstes Land reisen mußte, wo er nichts zu leben gefunden hätte. Er kam ohne Unfall an, und nachdem er das Geschäft beendigt, welches ihn dahingerufen hatte, stieg er wieder zu Pferde, um heimzukehren.

Am vierten Tage seiner Reise fühlte er sich dergestalt von der Sonnengluth und dem durch ihre Strahlen erhitzten Boden angegriffen, daß er von seinem Wege ablenkte, um sich unter einigen Bäumen zu erfrischen, welche er auf dem Felde bemerkte. Hier fand er, am Fuß eines großen Nußbaumes, einen Springquell von sehr klarem Wasser. Er stieg ab, band sein Pferd an einen Baumast, und setzte sich an der Quelle nieder, nachdem er aus seinem Felleisen einige Datteln und Zwieback genommen hatte. Indem er nun die Datteln aß, warf er die Schalen zur Rechten und zur Linken hin. Nachdem er sein einfaches Mahl verzehrt hatte, wusch er, als gu-

ter Muselmann, sich die Hände, das Gesicht und die Füße und sprach sein Gebet.[14])

Er hatte dieses noch nicht vollendet, und lag noch auf den Knieen, da erschien ihm ein Geist, ganz weiß, von hohem Alter, und von ungeheurer Größe, welcher mit einem Säbel in der Hand auf ihn losging, und mit schrecklicher Stimme sprach: „Steh auf, damit ich dich mit diesem Säbel tödte, wie du meinen Sohn getödtet hast." Er begleitete diese Worte mit einem entsetzlichen Geschrei.

Der Kaufmann, eben so erschrocken über die scheusliche Gestalt des Ungeheuers, als über die Worte, welche er zu ihm sprach, antwortete ihm zitternd: "O weh! mein lieber Herr, welches Verbrechens kann ich mich gegen euch schuldig gemacht haben, um den Tod von euch zu verdienen?" — „Ich will dich tödten," wiederholte der Geist, „wie du meinen Sohn getödtet hast." — „Ach, guter Gott," erwiderte der Kaufmann, „wie könnte ich euren Sohn getödtet haben? ich kenne ihn ja nicht und habe ihn nimmer gesehn." Hast du dich nicht niedergesetzt, als du hierher kamst?" antwortete der Geist; „hast du nicht Datteln aus deinem Felleisen genommen, und indem du sie aßest, hast du nicht die Schalen zur Rechten und zur Linken hingeworfen?" — „Ich habe das alles gethan, was du sagst," antwortete der Kaufmann, „ich kann es nicht läugnen." — „Wenn das ist," fuhr der Geist fort, „so sage ich dir noch einmal, daß du meinen Sohn getödtet hast; und merke, auf welche Weise: indem du die Schalen wegwarfst, ging mein Sohn gerade vorbei, und ihn traf eine ins Auge, daß er davon gestorben ist." — „Ach, lieber Herr, Gnade!" rief der Kaufmann aus. — „Keine Gnade, kein Erbarmen," antwortete der Geist. „Ist es nicht gerecht, den zu tödten, der getödtet hat?" — „Ich gebe zu," sagte der Kaufmann; „aber ich habe sicherlich nicht euren Sohn getödtet; wäre es aber, so habe ich es ganz unschuldig ge-

thun: drum also flehe ich euch an, mir zu verzeihen und mir das Leben zu lassen." — „Nein, nein," rief der Geist, auf seinem Entschlusse beharrend, „ich muß dich eben so tödten, wie du meinen Sohn getödtet hast."

Mit diesen Worten ergriff er den Kaufmann beim Arme, warf ihn mit dem Gesichte gegen die Erde, und schwang den Säbel, ihm den Kopf abzuhauen.

Der Kaufmann zerfloß unterdessen in Thränen, betheuerte seine Unschuld, bejammerete seine Frau und seine Kinder, und sagte die rührendsten Sachen von der Welt. Der Geist, stets mit geschwungenem Schwerte, hatte die Geduld zu warten, bis der Unglückliche seine Wehklage geendigt hatte, aber er ward keineswegs dadurch erweicht. „Alle diese Klagen sind überflüssig," rief er aus; „und wenn du auch blutige Thränen weintest, so würden sie mich doch nicht abhalten, dich zu tödten, wie du meinen Sohn getödtet hast." — „Wie!" entgegnete der Kaufmann, „kann nichts euch rühren? Wollt ihr durchaus einem armen Unschuldigen das Leben nehmen?" Und zugleich begann der Kaufmann folgende Verse herzusagen:

„Das menschliche Leben besteht aus zwei Tagen, von welchen der eine Sicherheit bietet, der andere aber Vorsicht erheischt; und die Dauer desselben hat zwei Hälften, von welchen die eine hell, die andere trübe ist.

Siehest du nicht den Wind, wenn seine Stürme toben? Er greift am stärksten nur die höchsten Bäume an.

Wie viel giebts nicht auf Erden schöner und schlechter Bäume? Aber nur die werden von den Leuten mit Steinen geworfen, auf denen Früchte prangen.

Am Himmel stehen Sterne sonder Zahl: aber nur die größten unter ihnen, die Sonne und der Mond, sind den Finsternissen ausgesetzt.

Dein Gemüth ist fröhlich, wenn die Tage heiter sind, und du fürchtest nicht die Zukunft, mit welcher das Geschick dir entgegen eilt.

Das Glück hat dich unbesorgt gemacht und hat dich

irre geleitet: aber während der Nacht entsteht oft plötzlich das stärkste Ungewitter."

Nachdem der Kaufmann nochmals seine Bitten und Klagen wiederholt hatte, so beharrte der Geist nichts desto weniger auf dem Vorsatze ihn zu tödten.

Scheherasade bemerkte bei dieser Stelle, daß es schon Tag war, und da sie wußte, daß der Sultan sehr früh aufstand, um sein Gebet zu verrichten und seine Rathsversammlung zu halten, so hörte sie auf zu reden.

„Guter Gott! meine Schwester," sprach darauf Dinarsade, „wie wundervoll ist deine Erzählung!" — „Das Folgende ist noch viel überraschender," antwortete Scheherasade, „und du würdest mir gewiß darin beistimmen, wenn der Sultan mich heute noch leben lassen und mir erlauben wollte, es dir in der nächsten Nacht zu erzählen."

Schachriar, welcher Scheherasaden mit Vergnügen zugehört hatte, sagte bei sich selber: „Ich will bis morgen warten; ich kann sie ja immer noch tödten lassen, wenn ich das Ende ihrer Erzählung gehört habe." Nachdem er also den Entschluß gefaßt hatte, Scheherasaden diesen Tag noch das Leben zu lassen, stand er auf, sein Gebet zu verrichten und in den Rath zu gehen.

Während dieser Zeit war der Groß-Wesyr in einer tödtlichen Unruhe. Anstatt der Süßigkeit des Schlafes zu genießen, hatte er die Nacht unter Seufzen und Wehklagen über das Schicksal seiner Tochter hingebracht, deren Henker er sein sollte. Aber so sehr er in dieser bangen Erwartung den Sultan fürchtete, so angenehm wurde er überrascht, als dieser Fürst in die Rathsversammlung trat, ohne ihm den unseligen Befehl zu geben, welchen er erwartete.

Der Sultan beschäftigte sich, seiner Gewohnheit nach, den Tag über mit den Angelegenheiten seines Reiches; und als die Nacht kam, lag er abermals bei Scheherasade'n.

Am folgenden Morgen, ehe der Tag erschien, ermangelte Dinarsarde nicht, ihre Schwester anzureden, und zu ihr zu sagen: „meine liebe Schwester wenn du nicht schläfst, so bitte ich dich, bis es Tag wird, die gestrige Geschichte fortzusetzen.

Der Sultan wartete nicht, bis Scheherasade ihn um die Erlaubniß dazu bat, sondern sagte sogleich: „Vollende die Erzählung von dem Geiste und dem Kaufmanne; ich bin neugierig, das Ende davon zu hören." Scheherasade nahm hierauf das Wort, und fuhr in ihrer Erzählung folgendermaßen fort:

Zweite Nacht.

„Herr, als der Kaufmann sah, daß der Geist ihm durchaus den Kopf abhauen wollte, that er einen lauten Schrei, und rief aus: „Haltet ein, nur noch ein Wort, ich bitte euch; seid so gnädig und bewilligt mir eine Frist: laßt mir Zeit, hinzugehen, um meiner Frau und meinen Kindern Lebewohl zu sagen, und durch ein Testament, das ich noch nicht gemacht habe, mein Vermögen unter sie zu theilen, damit sie nach meinem Tode in keinen Prozeß verwickelt werden. Ist dieses geschehen, so werde ich alsbald wieder hieher kommen und mich allem unterwerfen, was euch beliebt über mich zu verhängen." — „Ich fürchte aber," sagte der Geist, „wenn ich dir die erbetene Frist bewillige, daß du nicht wiederkömmst." — „Wenn ihr meinem Eide trauen wollt," antwortete der Kaufmann, „so schwöre ich bei dem Gotte des Himmels und der Erden, daß ich unfehlbar hieher zu euch zurückkommen will." — „Wie lang wünschest du, daß diese Frist sein soll?" fragte der Geist. „Ich bitte euch um ein Jahr," antwortete der Kaufmann; „in kürzerer Zeit vermag ich nicht, meine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen und mich vorzubereiten, um ohne Kümmerniß der Lust des Lebens

zu entsagen. Ich verspreche euch also, daß ich morgen über ein Jahr mich unfehlbar unter diesen Bäumen einstellen und mich euren Händen überliefern will." — „Rufst du Gott zum Zeugen des Versprechens, welches du mir thuest?" fragte der Geist. „Ja," antwortete der Kaufmann, „ich rufe ihn nochmals zum Zeugen an, und ihr könnt auf meinen Schwur bauen." Bei diesen Worten ließ der Geist ihn bei der Quelle, und verschwand.

Als der Kaufmann sich von seinem Schreck erholt hatte, bestieg er wieder sein Pferd, und setzte seinen Weg fort. Wenn er aber auf der einen Seite froh war, sich aus einer so großen Gefahr gezogen zu haben, so war er auf der andern in einer tödtlichen Traurigkeit, wenn er an den verhängnißvollen Eid dachte, welchen er gethan hatte.

Als er heim kam, empfingen seine Frau und seine Kinder ihn mit allen Aeußerungen der vollkommensten Freude; er aber, anstatt sie auf dieselbe Weise zu umarmen, fing bitterlich an zu weinen, so daß sie wohl erkannten, daß ihm etwas Außerordentliches begegnet wäre. Seine Frau fragte ihn um die Ursache seiner Thränen und des heftigen Schmerzes, welchen er ausbrechen ließ. „Wir alle," sagte sie, „freuen uns über deine Heimkehr, du hingegen beunruhigst uns durch den Zustand, in welchem wir dich sehen. Erkläre uns ich bitte dich, die Ursache deiner Traurigkeit." — „Ach!" antwortete der Mann, „wie könnte ich in einer andern Stimmung sein? ich habe nur noch ein Jahr zu leben." Hierauf erzählte er ihnen, was sich zwischen ihm und dem Geiste zugetragen hatte, und sagte, daß er ihm sein Wort gegeben, nach Ablauf eines Jahres zurückzukehren und den Tod aus seinen Händen zu empfangen.

Als sie diese traurige Nachricht hörten, wurden alle trostlos. Die Frau brach in Jammergeschrei aus, zerschlug sich das Gesicht und zerriß sich die Haare; die Kinder zerflossen in Thränen, und ließen das Haus von

ihren Wehklagen wiederhallen; und der Vater der Gewalt des Blutes weichend, vermischte seine Thränen mit den Klagen. Mit einm Worte, es war das rührendste Schauspiel von der Welt.

Gleich am folgenden Morgen war der Kaufmann bedacht, seine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, und besorgte vor allen Dingen, seine Schulden zu bezahlen. Er gab seinen Freunden Geschenke, und reichte Almosen den Armen, schenkte seinen Sclaven des einen wie des andern Geschlechts die Freiheit, theilte sein Vermögen unter seine Kinder, ernannte Vormünder für die noch nicht Volljährigen [15]), und nachdem er seiner Frau herausgegeben, was ihr nach dem dem Ehevertrage zukam, vermachte er ihr noch alles, was er ihr, den Gesetzen gemäß, geben konnte.[91]

Endlich lief das Jahr ab, und er mußte scheiden. Er packte sein Felleisen, und legte das Tuch hinein, in welches seine Leiche verhüllt werden sollte; als er aber seiner Frau und seinen Kindern Lebewohl sagen wollte, da hatte man nimmer einen lebhafteren Schmerz gesehen. Sie konnten es nicht ertragen, ihn zu verlieren: alle wollten ihn begleiten und mit ihm sterben. Dennoch mußte er sich Gewalt anthun und so theure Gegenstände verlassen: „Meine lieben Kinder," sagte er zu ihnen, „ich gehorche dem Befehle Gottes, indem ich von euch scheide. Folget meinem Beispiele: unterwerft euch muthig dieser Nothwendigkeit, und bedenket, daß die Bestimmung des Menschen der Tod ist."

Nachdem er diese Worte gesagt hatte, entriß er sich den Armen und dem Jammergeschrei seiner Familie. Er ritt hinweg, und kam an den Ort, wo ihm der Geist erschienen war, an demselben Tage, da er versprochen hatte, sich dort einzustellen. Er stieg sogleich ab, und setzte sich an den Rand der Quelle wo er den Geist in aller Betrübniß erwartete, die man sich vorstellen kann.

Während er in einer so qualvollen Erwartung hin-

starrte, erschien ein freundlicher Greis, welcher eine Hirde am Bande führte, und näherte sich ihm. Sie begrüßten sich gegenseitig; worauf der Greis zu ihm sagte: „Mein Bruder, darf man wissen, weshalb du an diesen wüsten Ort gekommen bist, wo sich nur böse Geister aufhalten, und wo man nicht sicher ist? Wenn man diese schönen Bäume ansieht, so sollte man ihn für bewohnt halten; aber es ist eine wahrhafte Einöde, wo es gefährlich ist, lange zu weilen."

Der Kaufmann befriedigte die Neugier des Greises, und erzählte ihm das Abenteuer, welches ihn verpflichtete, sich dort einzufinden.

Der Greis hörte ihm mit Erstaunen zu, und rief endlich aus: „Das ist in der That die seltsamste Begebenheit von der Welt; und du hast dich durch den unverletzlichsten Eid gebunden. Ich will," fügte er hinzu, „Zeuge deiner Zusammenkunft mit dem Geiste sein."

Indem er dies sagte, setzte er sich neben dem Kaufmann nieder; und während beide sich mit einander unterhielten. . . .

„Aber ich sehe, daß es tagt," sagte Scheherasade, indem sie innehielt; „was noch übrig, ist gerade der schönste Theil des Mährchens." Der Sultan, gesonnen das Ende davon zu hören, ließ Scheherasade'n noch einen Tag leben.

Dritte Nacht.

Die folgende Nacht that Dinarsade an ihre Schwester dieselbe Bitte, wie in den beiden vorhergehenden: „Meine liebe Schwester," sprach sie zu ihr, „wenn du nicht schläfst, so bitte ich dich, mir eins von den schönen Mährchen zu erzählen, die du weißt."

Der Sultan aber sagte, daß er das Ende der Er-

zählung von dem Kaufmann und dem Geiste hören wollte; weshalb Scheherasade sie also wieder aufnahm:

„Herr, während der Kaufmann und der Greis, welcher die Hinde führte, sich unterhielten, kam noch ein Greis dorthin, dem zwei schwarze Hunde folgten. Er näherte sich ihnen, grüßte sie und fragte sie, was sie an diesem Orte machten. Der Greis mit der Hinde erzählte ihm das Abenteuer des Kaufmanns mit dem Geiste, was zwischen beiden vorgegangen, und den Schwur des Kaufmanns. Er fügte hinzu, daß dieses der Tag des gegebenen Versprechens wäre, und daß er gesonnen wäre, dort zu bleiben, um zu sehen, was daraus würde.

Der andere Greis fand die Sache ebenfalls seiner Neugier werth, und faßte denselben Entschluß. Er setzte sich zu ihnen, und kaum hatte er sich in ihr Gespräch gemischt, als noch ein dritter Greis mit einem Maulthiere ankam, welcher die beiden andern anredete und sie fragte, warum der Kaufmann neben ihnen so traurig wäre. Man sagte ihm die Ursache davon, welche auch ihm so außerordentlich däuchte, daß er ebenfalls Zeuge zu sein wünschte von dem, was sich zwischen dem Geist und dem Kaufmanne zutragen würde. Er setzte sich deshalb zu den Andern.

Bald darnach erblickten sie auf dem Felde einen dicken Dunst, wie wenn der Wind Staubwirbel emportriebe. Dieser Dunst nahte sich ihnen, verschwand plötzlich, und der Geist erschien, welcher, ohne sie zu grüßen, mit dem Säbel in der Hand auf den Kaufmann losging, ihn beim Arm ergriff, und zu ihm sagte: „Steh auf, damit ich dich tödte, wie du meinen Sohn getödtet hast."

Der Kaufmann und die drei Greise erschraken, und fingen an zu weinen und die Luft mit ihrem Geschrei zu erfüllen.

Indem bemerkte Scheherasade, daß es Tag war, und brach ihre Erzählung ab, welche die Neugier des Sultans so sehr gereizt hatte, daß er durchaus das Ende da-

von wissen wollte, und daher den Tod der Sultanin nochmals bis morgen aufschob.

Es ist nicht auszudrücken, wie groß die Freude des Groß-Wesyrs war, als er sah, daß der Sultan ihm nicht befahl, Scheherasade'n tödten zu lassen. Seine Familie, der Hof, und alle Leute waren allgemein verwundert darüber.

Vierte Nacht.

Gegen das Ende der folgenden Nacht begann Scheherasade, mit Erlaubniß des Sultans, folgendermaßen:

„Herr, als der Greis mit der Hinde sah, daß der Geist den Kaufmann ergriff, und ihn unbarmherzig tödten wollte, so warf er sich dem Ungeheuer zu Füßen, küßte sie, und sprach zu ihm: „Fürst der Geister, ich flehe euch demüthigst an, haltet ein mit eurem Zorn, und habt die Gnade mich anzuhören. Ich will euch meine Geschichte mit dieser Hinde erzählen, welche ihr hier sehet, und wenn ihr sie wunderbarer und überraschender findet, als das Abenteuer dieses Kaufmanns, dem ihr das Leben nehmen wollt, darf ich alsdann wohl hoffen, daß ihr diesem armen Unglücklichen ein Drittheil seines Verbrechens erlassen wollt?"

Der Geist besann sich einige Zeit, endlich antwortete er: „Wohlan, laß hören, ich willige drein."

Geschichte
des ersten Greises und der Hinde.

„Ich will also," fuhr der Greis fort, „meine Erzählung beginnen; höret mir, ich bitte euch, mit Auf-

merksamkeit zu. Diese Hinde, die ihr hier sehet, ist meine Nichte noch mehr, sie ist meine Frau. Sie war nur zwölf Jahre alt, als ich sie heirathete; ich kann also wohl sagen, daß sie mich nicht weniger als ihren Vater, denn als ihren Oheim und Gatten, anzusehen hatte.

Wir haben dreißig Jahre zusammen gelebt, ohne Kinder zu bekommen; aber ihre Unfruchtbarkeit hat mich nicht verhindert, große Gefälligkeit und Freundschaft für sie zu haben. Nur das Verlangen, Kinder zu haben, bestimmte mich, eine Sklavin zu kaufen, von welcher ich einen Sohn hatte [17], der die glücklichsten Anlagen zeigte. Meine Frau ward darüber eifersüchtig, und verabscheute die Mutter und das Kind, verbarg aber ihre Gesinnung so gut, daß ich sie nur zu spät erfuhr.

Unterdessen wuchs mein Sohn auf, und er war schon zehn Jahre alt, als ich genöthigt wurde, eine Reise zu machen. Vor meiner Abreise empfahl ich meiner Frau, der ich keineswegs mißtraute, die Sklavin und das Kind, und bat sie, während meiner Abwesenheit, Sorge für sie zu tragen. Ich blieb ein ganzes Jahr aus, und diese Zeit benutzte sie, ihren Haß zu befriedigen. Sie legte sich auf die Zauberei, und als sie genug von dieser teuflischen Kunst wußte, um ihr schreckliches Vorhaben ins Werk zu richten, führte die Verworfene meinen Sohn an einen abgelegenen Ort, dort verwandelte sie ihn durch ihre Beschwörungen in ein Kalb, und übergab es meinem Pächter, mit dem Befehl, ihn zu füttern wie ein Kalb, welches sie, wie sie sagte, gekauft hätte. Ihre Wuth begnügte sich aber nicht mit dieser verabscheuungswürdigen Handlung: sie verwandelte auch die Sklavin in eine Kuh, und übergab sie meinem Pächter.

Bei meiner Heimkehr fragte ich sie nach der Mutter und dem Kinde. „Deine Sklavin ist todt," antwortete sie, „und deinen Sohn habe ich seit zwei Monaten nicht gesehen, und weiß nicht, was aus ihm geworden ist." Ich war betrübt über den Tod der Sklavin, aber

da mein Sohn nur verschwunden war, so schmeichelte ich mir, ihn wohl noch wiederzusehen. Dennoch vergingen acht Monate, ohne daß er zurückkam, und ich hatte noch keine Kunde von ihm, als das große Bairams-Fest herannahte[18]).

Um dieses zu feiern gebot ich meinem Pächter, mir eine der fettesten Kühe zu bringen, welche ich opfern wollte. Er gehorchte, und die Kuh, welche er mir brachte, war die verwandelte Sklavin, die unglückliche Mutter meines Sohnes. Ich band sie; als ich mich aber anschickte, sie zu opfern, stieß sie ein klägliches Gebrüll aus, und ich gewahrte, daß Thränenströme aus ihren Augen stürzten. Dieses schien mir sehr seltsam, und von einem unwillkürlichen Gefühle des Mitleids ergriffen, konnte ich mich nicht entschließen, sie zu schlachten. Ich befahl meinem Pächter mir eine andere zu holen.

Meine Frau, welche gegenwärtig war, ergrimmte über mein Mitleid; sie widersetzte sich meinem Befehle, welche ihre Bosheit zu Schanden machte, und rief aus: „Was machst du, mein Freund? Opfere doch diese Kuh. Dein Pächter hat keine schönere, noch eine, die mehr sich zu dem Feste eignete, das wir begehen wollen."

Aus Gefälligkeit gegen meine Frau, näherte ich der Kuh, und das Mitleid bekämpfend, welches das Opfer verzögerte, war ich im Begriff, den tödlichen Streich zu thun, als das Opferthier sein Weinen und Gebrüll verdoppelte und mich zum zweitenmal entwaffnete. Da gab ich dem Pächter den Schlägel in die Hand, und sagte zu ihm: „Nimm und opfere sie selber; ihr Gebrüll und ihre Thränen zerreißen mir das Herz."

Der Pächter, weniger mitleidig als ich, opferte sie; aber beim Abziehen der Haut fand sich, daß nichts als Knochen daran war, obgleich sie uns sehr fett geschienen hatte. Ich war recht verdrießlich darüber. „Nimm sie für dich," sagte ich zu dem Pächter, „ich überlasse sie dir; gieb Geschenke und Almosen davon, wem du willst;

und wenn du ein recht fettes Kalb hast, so bringe es mir an ihrer Stelle."

Ich bekümmerte mich nicht darum, was er mit der Kuh machte; aber bald darauf, nachdem er sie mir hatte aus den Augen tragen lassen, sah ich ihn mit einem sehr fetten Kalbe daher kommen. Obschon ich nicht wußte, daß dieses Kalb mein Sohn wäre, so fühlte ich nichtsdestoweniger bei seinem Anblicke mein Inneres sich regen. Er seinerseits, sobald er mich erblickte, strengte sich so gewaltig an, zu mir zu kommen, daß er seinen Strick zerriß. Er warf sich zu meinen Füßen, und neigte den Kopf zur Erde, als wenn er mein Mitleid erregen und mich beschwören wollte, nicht so grausam zu sein und ihm das Leben zu rauben.

Ich war über diesen Vorgang noch mehr überrascht und gerührt, als ich es über die Thränen der Kuh gewesen war. Ich fühlte ein zärtliches Mitleid, welches mir Theilnahme für ihn einflößte; oder vielmehr, das Blut that in mir seine Schuldigkeit. „Geh," sagte ich zu dem Pächter, „und führe dieses Kalb zurück, pflege dasselbe wohl, und an seiner Stelle bringe mir ungesäumt ein anderes her."

Sobald meine Frau mich also reden hörte, ermangelte sie nicht, noch einmal auszurufen: „Was thust du lieber Mann? Folge mir, und opfere kein anderes Kalb, als dieses da." — „Frau," antwortete ich ihr, „ich werde dieses hier nicht opfern, ich will ihm das Leben schenken, und ich bitte dich, dich dem nicht zu wiedersetzen." Sie hütete sich wohl, das boshafte Weib, meiner Bitte nachzugeben; sie haßte meinen Sohn zu sehr, um drein zu willigen, daß ich ihn rettete. Sie verlangte seine Opferung mit solcher Hartnäckigkeit von mir, daß ich genöthigt wurde, sie ihr zu gewähren. Ich band das Kalb an, und ergriff das unselige Messer. . . ."

Scheherasade hielt hier inne, weil sie den Tag bemerkte.

„Liebe Schwester," sagte darauf Dinarsade, „ich bin ganz bezaubert von diesem Mährchen, welches so angenehm meine Aufmerksamkeit gespannt hält." — „Wenn der Sultan mich heute noch leben läßt," erwiederte Scheherasade, „so wirst du sehen, daß das, was ich dir morgen erzählen werde, dich noch weit mehr ergötzen wird."

Schachriar, neugierig zu wissen, was aus dem Sohne des Greises mit der Hinde werden würde, sagte zu der Sultanin, daß er mit Vergnügen in der folgenden Nacht das Ende dieser Erzählung hören würde.

Fünfte Nacht.

„Herr," fuhr Scheherasade fort, „der Greis mit der Hinde erzählte dem Geiste, so wie den beiden andern Greisen und dem Kaufmanne, den Verfolg seiner Geschichte. „Ich nahm also," sagte er zu ihnen, „das Messer, und war im Begriff, meinem Sohne die Kehle abzuschneiden, als er seine von Thränen gebadeten Augen flehend zu mir drehte und mich dermaßen erweichte, daß ich nicht die Kraft hatte, ihn zu opfern. Ich ließ das Messer fallen, und sagte zu meiner Frau, daß ich durchaus ein anderes Kalb, als dieses da, schlachten wollte. Sie bot alles auf, um mich in diesem Entschlusse wankend zu machen; aber was sie mir auch vorstellen mochte, ich blieb standhaft, und versprach ihr, blos um sie zu beruhigen, daß ich dieses Kalb am Bairams-Feste des nächsten Jahres opfern wollte.

Am folgenden Morgen verlangte mein Pächter mich insgeheim zu sprechen. „Ich komme," sagte er zu mir, „euch eine Neuigkeit zu melden, deren ihr, wie ich hoffe, mir guten Dank wissen werdet. Ich habe eine Tochter, welche sich etwas auf die Zauberei versteht. Gestern, als ich das Kalb zurückführte, welches ihr nicht opfern wolltet, bemerkte ich, daß sie lachte, als sie es sah, und

einen Augenblick darauf fing sie an zu weinen. Ich fragte sie, warum sie zu gleicher Zeit zwei so entgegengesetzte Dinge thäte. „Mein Vater," antwortete sie mir, „dieses Kalb, das du zurückführst, ist der Sohn unsers Herrn. Ich lachte vor Freuden, ihn noch am Leben zu sehen, und ich weinte, indem ich an das Opfer gedachte, das man gestern von seiner Mutter brachte, welche in die Kuh verwandelt war. Diese beiden Verwandlungen sind durch die Beschwörung der Frau unsers Herrn bewirkt worden, welche die Mutter und das Kind haßte. Das ist es, was meine Tochter mir sagte," fuhr der Pächter fort, „und ich komme, dir diese Neuigkeit zu bringen."

„Ich überlasse es dir, o Geist," fuhr der Greis fort, „zu ermessen, wie groß mein Erstaunen bei diesen Worten war. Ich ging auf der Stelle zu meinem Pächter, um selber mit seiner Tochter zu sprechen. Sobald ich hinkam, ging ich in den Stall, worin mein Sohn war. Er konnte meine Umarmung nicht erwiedern, er empfing sie aber auf eine Weise, welche mich völlig überzeugte, daß er mein Sohn wäre.

Die Tochter des Pächters kam nun. „Mein gutes Mädchen," fragte ich sie, „kannst du meinem Sohne seine erste Gestalt wiedergeben?" — „Ja, ich kann es," antwortete sie. „Ach, wenn du das zu Stande bringst," fuhr ich fort, „so mache ich dich zur Herrin all meiner Güter." Darauf erwiederte sie mir lächelnd: „Ihr seid unser Herr, und ich weiß wohl, was ich euch schuldig bin; aber ich sage euch zum voraus, daß ich eurem Sohne nur unter zwei Bedingungen seine erste Gestalt wiedergeben kann: die erste ist, daß ihr ihn mir zum Manne gebet; und die zweite, daß mir erlaubt sei, diejenige zu bestrafen, welche ihn in ein Kalb verwandelt hat." — „Was die erste Bedingung betrifft," antwortete ich ihr, „so nehme ich sie von ganzem Herzen an; ich sage mehr, ich verspreche dir noch ein ansehnliches Vermögen für dich allein, unabhängig von dem, was ich meinem Sohne be-

stimmte. Kurz, du sollst sehen, wie ich den großen Dienst erkennen werde, welchen ich von dir erwarte. Auch die andere Bedingung, welche meine Frau betrifft, will ich gern annehmen. Ein Weib, welches fähig gewesen ist, eine solche Freveltat zu begehen, verdient wohl, dafür gestraft zu werden; ich gebe sie dir hin, thue mit ihr, was dir beliebt: ich bitte dich nur, ihr nicht das Leben zu nehmen." — „Ich will also," fuhr sie fort, „sie auf dieselbe Weise behandeln, wie sie deinen Sohn behandelt hat." — „Ich willige drein," antwortete ich ihr; „aber zuvor gieb mir meinen Sohn wieder."

Hirauf nahm das Mädchen ein Gefäß voll Wasser, murmelte darüber einige Worte, welche ich nicht verstand, wandte sich dann zu dem Kalbe, und sprach: „O Kalb, wenn du von dem allmächtigen und unumschränkten Beherrscher der Welt so geschaffen bist, wie du gegenwärtig erscheinst, so bleibe in dieser Gestalt: wenn du aber ein Mensch, und nur durch Verzauberung in ein Kalb verwandelt bist, so nimm mit Erlaubniß des allmächtigen Schöpfers deine ursprüngliche Gestalt wieder an!" Indem sie diese Worte sprach, besprengte sie ihn mit Wasser, und im Augenblick stand er in seiner vorigen Gestalt da.

„Mein Sohn, mein lieber Sohn!" rief ich sogleich aus, ihn mit einem Entzücken umarmend, das sich meiner völlig bemeisterte. „Es ist Gott selber, der uns dieses junge Mädchen gesandt hat, um die schreckliche Verzauberung, die dich umgab, zu vernichten, und das Böse zu rächen, welches dir und deiner Mutter angethan ist. Ich zweifle nicht, daß du sie aus Erkenntlichkeit gern zu deiner Gattin annehmen wirst, wie ich es hier gelobt habe."

Er willigte mit Freuden ein; aber bevor sie sich verheiratheten, verwandelte das junge Mädchen meine Frau in eine Hinde, und sie ist es, welche ihr hier sehet. Ich wünschte, daß sie lieber diese Gestalt erhielte, als eine weniger angenehme, damit wir sie ohne Widerwillen in unserm Hause sehen möchten.

Nach dieser Zeit ist mein Sohn Wittwer geworden und auf Reisen gegangen. Da nun mehrere Jahre verflossen sind, daß ich keine Nachricht von ihm erhalten habe, so habe ich mich auf den Weg gemacht, um etwas von ihm zu vernehmen; und weil ich die Sorge für meine Frau niemand anvertrauen wollte, während ich diese Nachforschungen anstellte, so hielt ich es fürs beste, sie überall mit mir zu führen. Da habt ihr meine Geschichte und die dieser Hinde. Ist sie nicht eine der seltsamsten und wunderlichsten?"

„Ich gebe es zu;" sagte der Geist, „und um deswillen gewähre ich dir ein Drittheil der Begnadigung dieses Kaufmanns."

„Als nun der erste Greis, Herr," fuhr die Sultanin fort, „seine Geschichte beendigt hatte, redete der zweite mit den beiden schwarzen Hunden den Geist an, und sprach zu ihm: „Ich will euch auch erzählen, was mir begegnet ist und diesen schwarzen Hunden, die ihr hier sehet; und ich bin sicher, daß ihr meine Geschichte noch erstaunlicher finden werdet, als die, welche ihr so eben gehört habt. Wenn ich sie euch aber erzählt habe, wollt ihr mir dann auch das zweite Drittheil der Begnadigung des Kaufmanns bewilligen?" — „Ja!" antwortete der Geist, „vorausgesetzt, daß deine Geschichte die von der Hinde noch übertrifft."

Nach dieser Bewilligung begann der zweite Greis folgendermaßen: . . .

Aber indem sie diese letzten Worte aussprach, erblickte Scheherasade den Tag und hörte auf zu erzählen.

„Guter Gott, meine Schwester," sagte Dinarsade, „was das für seltsame Abenteuer sind!" — „Meine Schwester," antwortete die Sultanin, „sie sind noch gar nicht zu vergleichen mit denen, welche ich dir in der folgenden Nacht erzählen würde, wenn der Sultan, mein Gebieter und Herr, die Güte hätte, mich leben zu lassen."

Schachriar antwortete nichts; aber er stand auf, ver-

richtete sein Gebet, und ging in den Rath, ohne einen Befehl gegen das Leben der reizenden Scheherasade zu ertheilen.

Sechste Nacht.

Als die sechste Nacht gekommen war, legte der Sultan mit seiner Gemahlin sich nieder. Dinarsade erwachte zur gewöhnlichen Stunde, und redete die Sultanin an. Da nahm Schachriar das Wort, und sagte: „Ich wünschte wohl die Geschichte des zweiten Greises mit den beiden schwarzen Hunden zu hören." — „Ich will sogleich eure Neugier befriedigen, Herr," antwortete Scheherasade. „Der zweite Greis," fuhr sie fort, „erzählte dem Geiste seine Geschichte, und begann also:"

Geschichte
des zweiten Greises und der beiden schwarzen Hunde.

„Mächtiger Fürst der Geister, du mußt wissen, daß wir drei Brüder sind, diese beiden schwarzen Hunde, die du hier siehst, und ich bin der dritte. Unser Vater hatte bei seinem Ableben jedem tausend Zechinen[19]) hinterlassen Mit dieser Summe fingen wir alle drei dasselbe Gewerbe an: wir wurden Kaufleute. Kurze Zeit, nachdem wir unsere Laden eröffnet hatten, beschloß mein älterer Bruder, der eine dieser beiden Hunde, zu reisen und in fremden Ländern Geschäfte zu machen In dieser Absicht verkaufte er all sein Gut, und kaufte dafür Waaren, welche dem Handel, den er treiben wollte, angemessen waren.

Er reiste fort, und war ein ganzes Jahr lang abwesend. Nach Verlauf dieser Zeit trat ein Armer, der mich um Almosen anzusprechen schien, an meinen Laden. Ich sagte zu ihm: „Gott sei mit dir!“ — „Gott sei auch mit dir!“ antwortete er, „ist es möglich, daß du mich nicht erkennest?“ Darauf betrachtete ich ihn aufmerksam, und erkannte ihn. „Ah! mein Bruder,“ rief ich aus, indem ich ihn umarmte, „wie hätte ich dich in diesem Zustande erkennen sollen?“ Ich führte ihn in mein Haus und erkundigte mich nach seiner Gesundheit und nach dem Erfolge seiner Reise. „Frage mich nicht darnach:“ antwortete er mir, „indem du mich ansiehst, siehst du alles. Es würde meinen Schmerz erneuen, wenn ich dir alle Unglücksfälle umständlich erzählen sollte, welche mir seit einem Jahre zugestoßen sind, die mich in den Zustand gebracht, in welchem ich mich befinde.“

Ich ließ sogleich meinen Laden zuschließen; und alles andere hintenansetzend, führte ich ihn ins Bad und gab ihm die schönsten Kleider aus meinem Vorrathe. Ich untersuchte meine Rechnungsbücher, und da ich fand, daß sich mein Vermögen verdoppelt hatte, das heißt, daß ich zwei tausend Zechinen reich war, so gab ich ihm davon die Hälfte. „Damit, mein Bruder,“ sagte ich zu ihm, „wirst du den Verlust, den du erlitten hast, verschmerzen können.“ Er nahm die tausend Zechinen mit Freuden an, richtete sein Geschäft wieder ein, und wir lebten mit einander, wie wir zuvor gelebt hatten.

Einige Zeit darauf wollte mein zweiter Bruder, welches der andere dieser beiden Hunde ist, auch sein Gut verkaufen. Wir anderen Brüder thaten alles, was wir vermochten, um ihn davon abzubringen, aber es half nichts. Er kaufte Waaren, welche dem auswärtigen Handel, welchen er unternehmen wollte, angemessen waren. Er schloß sich einer Karawane an, und reiste fort.

Nach Verlauf eines Jahres kam er in demselben Zustande heim, wie sein älterer Bruder. Ich ließ ihn

kleiden! und da ich abermals tausend Zechinen über mein Kapital gewonnen hatte, so gab ich sie ihm. Er öffnete wieder einen Laden, und trieb sein voriges Gewerbe.

Eines Tages kamen meine beiden Brüder zu mir, und schlugen mir vor, mit ihnen eine Reise zu machen und gemeinsam Handel zu treiben. Ich verwarf anfangs ihren Antrag. „Ihr habt nun gereist," sagte ich zu ihnen, „und was habt ihr dabei gewonnen?" Wer versichert mich, daß ich glücklicher sein werde, als ihr?" Vergebens stellten sie mir alles vor, was ihrer Meinung nach mich blenden und reizen müßte, mein Glück zu versuchen; ich schlug es ab, in ihr Unternehmen einzugehen. Sie kamen jedoch so oft auf denselben Gegenstand zurück, daß ich, nachdem ich fünf Jahre lang standhaft ihrem Andringen widerstanden hatte, mich endlich doch ergab. Aber als nun die Vorbereitungen zu der Reise getroffen werden sollten, und die Rede war von den Waaren, deren wir dazu bedurften, da fand es sich, daß beide alles aufgezehrt hatten und gar nichts von den tausend Zechinen übrig war, die ich jedem von ihnen gegeben hatte. Ich machte ihnen nicht den geringsten Vorwurf darüber: im Gegentheil, da mein Vermögen sich auf sechs tausend Zechinen belief, so theilte ich die Hälfte mit ihnen, indem ich sagte: „Meine Brüder, wir wollen diese tausend Zechinen daran wagen, und die andere Hälfte an irgend einem sicheren Orte verbergen, damit, wenn unsere Reise nicht glücklicher ausfällt als die, welche ihr schon gemacht habt, wir noch etwas haben, uns darüber zu trösten, und unser altes Gewerbe wieder aufnehmen können."

Ich gab also jedem tausend Zechinen, behielt eben so viel für mich, und begrub die andern drei tausend in einem Winkel meines Hauses. Wir kauften nun Waaren, und nachdem wir uns zusammen ein Schiff gemiethet und uns eingeschifft hatten, gingen wir mit einem günstigen Winde unter Segel.

Nach der Fahrt eines Monats ....

„Aber ich sehe, es ist schon Tag," unterbrach sich Scheherasade. Schachriar stand auf, wie den vorigen Tag, und gab dem Groß-Wesyr keinen Befehl, seine Tochter tödten zu lassen.

Siebente Nacht.

Gegen das Ende der siebenten Nacht bat Dinarsade die Sultanin, die Geschichte weiter zu erzählen, welche sie gestern nicht hatte vollenden können.

„Ich will es gern thun," antwortete Scheherasade; „und um den Faden derselben wieder aufzunehmen, sage ich euch, daß der Greis mit den beiden schwarzen Hunden fortfuhr, dem Geiste, so wie den beiden andern Greisen und dem Kaufmanne, seine Geschichte zu erzählen."

„Endlich", sagte er zu ihnen, „nach einer Schifffahrt von zwei Monaten, gelangten wir glücklich in einen Seehafen, wo wir ausschifften, und einen starken Absatz unserer Waaren machten. Vor allen ich, ich verkaufte die meinen so gut, daß ich Zehn für Eins gewann. Wir kauften dagegen Waaren des Landes, um sie nach dem unsrigen zu verschiffen und dort zu verkaufen.

Als wir schon bereit waren, uns zur Heimfahrt einzuschiffen, begegnete ich am Ufer des Meeres einer Frau, die recht wohlgebildet, aber sehr armselig gekleidet war. Sie kam auf mich zu, küßte mir die Hand, und bat mit den dringendsten Worten, sie zur Frau zu nehmen und mit mir einzuschiffen. Ich machte Schwierigkeiten, ihr diese Bitte zu gewähren; aber sie sagte mir so viel vor, um mich zu überreden, ich möchte nicht auf ihre Armuth sehen, und ich würde Ursache haben, mit ihrer Aufführung zufrieden zu sein, daß ich endlich besiegt wurde. Ich ließ ihr anständige Kleider machen; und nachdem ich sie durch einen Ehevertrag in aller Form gehei-

rathet hatte, schiffte sie mit mir ein, und wir gingen unter Segel[20]).

Während unserer Seefahrt entdeckte ich in meiner Neuvermählten so viele schöne Eigenschaften, daß ich sie täglich mehr und mehr liebte. Meine Brüder indessen, welche nicht so gute Geschäfte gemacht hatten, als ich, und neidisch über mein Glück waren, trugen mir Haß. Ihre Wuth ging sogar so weit, einen Anschlag gegen mein Leben zu machen. In einer Nacht, während ich mit meiner Frau ruhig schlief, nahmen sie uns, und warfen uns ins Meer.

Meine Frau war eine Fee, und folglich aus dem Geistergeschlechte; ihr könnt also wohl denken, daß sie nicht ertrank. Was mich betrifft, so wäre ich ohne ihre Hülfe gewiß umgekommen; ich war aber kaum ins Wasser gefallen, als sie mich aufhob und mich auf eine Insel brachte.

Als es Tag ward, sagte die Fee zu mir: „Du siehst, mein lieber Mann, daß ich, indem ich dir das Leben gerettet, dir die Güte, welche du mir bewiesen hast, nicht übel vergolten habe. Du sollst wissen, daß ich Fee bin, und daß ich, als ich dich am Ufer des Meeres bei deiner Einschiffung sah, eine starke Neigung für dich fühlte. Ich wollte die Güte deines Herzens prüfen, und stellte mich dir so verkleidet dar, wie du mich gesehen hast. Du hast dich großmüthig gegen mich betragen; und ich bin erfreut, eine Gelegenheit gefunden zu haben, dir meine Erkenntlichkeit dafür zu beweisen. Aber ich bin erzürnt auf deine Brüder, und ich werde nicht zufrieden sein, als bis ich sie am Leben gestraft habe."

Mit Verwunderung hörte ich diese Rede der Fee an; ich dankte ihr von ganzem Herzen für die große Wohlthat, welche sie mir erwiesen hatte: „Aber Herrin," sagte ich zu ihr, „was meine Brüder betrifft, so bitte ich euch, ihnen zu verzeihen. Wie sehr ich auch Ursache habe, mich über sie zu beklagen, so bin ich doch nicht grausam

genug, um ihr Verderben zu wollen." Ich erzählte ihr darauf, was ich für den einen, wie für den andern gethan hatte; und mein Bericht vermehrte noch ihren Unwillen gegen sie. „Ich muß," rief sie aus, „auf der Stelle diesen undankbaren Verräthern nachfliegen, und schleunige Rache an ihnen nehmen. Ich will ihr Schiff versenken und sie in den Grund des Meeres stürzen." — „Nein, Herrin," erwiederte ich, „im Namen Gottes, thut das nicht, sondern mäßiget euren Zorn; bedenkt, daß es meine Brüder sind, und daß man Böses mit Gutem vergelten soll."

Ich besänftigte die Fee durch diese Worte; und nachdem ich also gesprochen hatte, versetzte sie mich, in einem Augenblick, von der Insel, wo wir waren, auf das flache Dach meines Hauses, und gleich darauf verschwand sie. Ich stieg hinunter, öffnete die Thüren, und grub die drei tausend Zechinen aus, welche ich vergraben hatte. Darauf ging ich nach dem Orte, wo mein Laden stand; ich öffnete ihn, und empfing von den Kaufleuten, meinen Nachbaren, die Glückwünsche über meine Heimkehr.

Als ich wieder nach Hause kam, fand ich diese beiden schwarzen Hunde, welche mir demüthig entgegen kamen. Ich wußte nicht, was das zu bedeuten hätte, und war sehr verwundert darüber; aber die Fee, welche alsbald erschien, erklärte es mir. „Mein Gemahl," sagte sie zu mir, „verwundere dich nicht, diese zwei Hunde bei dir zu sehen; es sind deine beiden Brüder." Ich entsetzte mich bei diesen Worten, und fragte sie, durch wessen Macht sie sich in diesem Zustande befänden. „Ich bin es," antwortete sie mir, „die sie darein versetzt hat; oder wenigstens ist eine von meinen Schwestern, der ich den Auftrag dazu gegeben habe, und welche zu gleicher Zeit ihr Schiff auf den Grund gestürzt hat. Du verlierst dabei die Waaren, welche du darauf hattest, aber ich will dich hinlänglich dafür entschädigen. Was deine Brüder angeht, so habe ich sie verdammt, zehn Jahre lang in dieser Gestalt zu

bleiben: ihre Treulosigkeit macht sie dieser Strafe nur zu würdig." Endlich, nachdem sie mich unterrichtet hatte, wo ich ferner von ihr vernehmen könnte, verschwand sie.

Gegenwärtig, da die zehn Jahre voll sind, bin ich auf dem Wege sie zu suchen, und da ich im Vorbeigehen diesen Kaufmann und den guten Greis mit der Hinde hier antraf, verweilte ich bei ihnen. Da hast du nun meine Geschichte, o Fürst der Geister; scheint sie dir nicht eine der außerordentlichsten?"

„Ich gebe es zu," antwortete der Geist, „und ich erlasse deshalb auch das zweite Drittheil des Verbrechens, dessen der Kaufmann sich gegen mich schuldig gemacht hat."

Sobald der zweite Greis seine Geschichte beendigt hatte, nahm der dritte das Wort, und that dem Geiste dieselbe Bitte, wie die beiden vorigen, das heißt, dem Kaufmann auch das dritte Drittheil seiner Schuld zu erlassen, vorausgesetzt, daß die Geschichte, welche er ihm erzählen wollte, an seltsamen Begebenheiten die beiden noch überträfe, welche er soeben gehört hatte. Der Geist gab ihm dasselbe Versprechen, wie den beiden andern, „Höret also," sprach darauf dieser Greis . . . .

„Aber der Tag bricht an," sagte Scheherasade, „und ich muß hier inne halten." „Meine Schwester," sprach darauf Dinarsade, „ich kann mich nicht genug verwundern über die Abenteuer, die du uns da erzählt hast." — „Ich weiß noch unzählige andere," antwortete die Sultanin, „welche noch viel schöner sind."

Schachriar, neugierig, ob die Erzählung des dritten Greises auch so angenehm wäre, als die des zweiten, verschob den Tod der Scheherasade bis morgen.

Achte Nacht.

Sobald Dinarsade gewahrte, daß es Zeit wäre, die Sultanin anzureden, bat sie ihre Schwester, ihr, bis es Tag würde, eine Geschichte zu erzählen.

„Erzähle uns die des dritten Greises," sagte der Sultan zu Scheherasaden; „ich kann kaum glauben, daß sie noch wunderbarer sei, als die des Greises mit den beiden schwarzen Hunden."

„Herr," antwortete die Sultanin, „der dritte Greis erzählte seine Geschichte folgendermaßen[21]).

Geschichte
des dritten Greises mit dem Maulthiere.

Wisse, o Geist, daß dieses Maulthier meine Gattin war. Eines Tages verreiste ich, und blieb ein ganzes Jahr von ihr abwesend. Bei meiner Heimkehr kam ich bei Nacht in meiner Wohnung an, und fand meine Frau mit einem schwarzen Sclaven in den zärtlichsten Umarmungen liegen.

Sobald sie mich erblickte, sprang sie schnell auf, trat mir mit einem Becher voll Wasser entgegen, über welchem sie einige Worte murmelte, bespritzte mich damit, und sprach: „Verlaß deine Gestalt, und verwandle dich in die eines Hundes!" Ich ward auf der Stelle zu einem Hunde und sie jagte mich aus dem Hause.

Als ich vor die Thüre kam, lief ich fort, bis an den Laden eines Fleischers, wo ich verweilte und an den Knochen nagte. Der Fleischer aber, dem ich gefiel, nahm mich auf in sein Haus.

Als mich aber hier seine Tochter erblickte, verschlei-

erte sie sich sogleich vor mir und sprach zu ihrem Vater: „Wie kannst du denn einen fremden Mann bei uns einführen, und ihn sogar in unser Zimmer bringen?“ — „Und wo ist denn der Mann?“ fragte der Vater. — „Dieser Hund hier ist es, den seine Frau so eben verzaubert hat. Indessen vermag ich ihn zu befreien.“ Als der Vater diese Worte hörte, sprach er zu seiner Tochter: „Bei Gott, ich beschwöre dich, befreie ihn, aus Dankbarkeit für deine Genesung.“

Hierauf stand die Tochter des Fleischers auf, nahm einen Becher voll Wasser, sprach darüber einige Formeln aus, und spritzte davon ein wenig auf mich, indem sie sagte: „Gehe aus dieser Gestalt in deine erste Gestalt zurück, mit der Erlaubniß des erhabenen Gottes!“ Und auf der Stelle war ich wieder in meine vorige Gestalt umgewandelt.

Ich nahte mich nunmehr der Jungfrau, küßte ihr die Hände und sprach: „Bei Gott ich bitte dich, verzaubere mein Weib, wie sie mich verzaubert hat.“ Da gab sie mir von dem Wasser und sagte: „Wenn du sie schlafen findest, so sprenge dieses Wasser über sie, und sage dabei, worin du wünschest, daß sie verwandelt werde, so wird es auf der Stelle geschehen.“

Ich nahm das Wasser, und begab mich zu meiner Frau; und da ich sie im tiefen Schlafe fand, besprengte ich sie damit, indem ich ausrief: „Verlaß diese Gestalt und verwandle dich in die eines Maulthieres!“ Sogleich ward sie das, was ich gewünscht hatte, und sie ist es, die du hier mit deinen eignen Augen siehst, o du Beherrscher und Oberhaupt der Könige und Geister!“

Zugleich wandte sich der Greis zu dem Maulthiere, und fragte: „ist dieses nicht die Wahrheit?“ Worauf das Maulthier mit dem Kopfe nickte, und durch dieses Zeichen es bejahte.

„Dieses ist also meine Geschichte,“ beschloß der dritte Greis. Der Geist war ganz erstaunt darüber, und

sprach: „Ich schenke dir das letzte Drittheil der Begnadigung für den Kaufmann; er hat wohl Ursache euch zu danken, daß ihr ihn durch eure Geschichtchen aus dieser Verlegenheit gezogen habt: ohne euch wäre er nicht mehr auf der Welt.“ Indem er also sprach, verschwand er, zur großen Zufriedenheit der ganzen Gesellschaft.

Der Kaufmann ermangelte nicht, seinen drei Befreiern allen Dank zu sagen, den er ihnen schuldig war. Sie freuten sich mit ihm, ihn außer Gefahr zu sehen; worauf sie Abschied von einander nahmen, und jeder seinen Weg verfolgte Der Kaufmann kehrte heim zu seiner Frau und seinen Kindern, und verlebte ruhig mit ihnen seine übrigen Tage.

„Aber Herr,“ fügte Scheherasade hinzu, „wie schön auch die Geschichten sein mögen, welche ich Euer Majestät bisher erzählt habe, so kommen sie doch der von dem Fischer nicht gleich.“

Als Dinarsade sah, daß die Sultanin hier inne hielt, sprach sie zu ihr: „Liebe Schwester, weil uns noch Zeit übrig ist, so sei so gut, und erzähle uns die Geschichte dieses Fischers; der Sultan wird es gern erlauben.“ Schachriar willigte ein, und Scheherasade nahm die Rede wieder auf und begann folgendermaßen:

Geschichte
des Fischers mit dem Geiste.

„Herr, es war einmal ein alter und so armer Fischer, daß er kaum so viel erwerben konnte, um seine Frau und drei Kinder zu ernähren, welche seine Familie ausmachten. Er ging alle Tage sehr früh auf den Fischfang, hatte es sich aber zum Gesetze gemacht, nur viermal jeden Tag seine Netze auszuwerfen.

Er ging eines Morgens beim Mondschein hinaus an das Ufer des Meeres. Er entkleidete sich, und warf sein Netz aus. Als er es ans Ufer zog, fühlte er bald Widerstand; er glaubte einen guten Fang gethan zu haben, und freute sich schon innerlich darüber. Als er aber bald darauf bemerkte, daß anstatt der Fische in seinem Netze nur das Gerippe eines Esels war, welches sogar sein Netz zerrissen hatte, so war er sehr verdrießlich darüber und sprach folgende Verse aus:

„O du, der du dich während der Dunkelheit der Nacht in Gefahren begiebst, laß nach in deinen Bemühungen; denn der Lebensunterhalt wird dir trotz deinen Anstrengungen doch nicht zu Theil!

Betrachte den Fischer im Meere, wie er in der sternlosen Nacht, seines Erwerbes wegen sich aussetzt!

Bis an die Brust watet er im Wasser, die Wellen peitschen ihn von allen Seiten; doch hört sein Auge nicht auf, jede Bewegungen des Netzes zu beobachten.

Endlich beschließt er noch freudig seine Nacht, wenn nur ein Fisch an seiner Angel sich verwundet hat.

Derjenige kauft ihm denselben ab, welcher seine Nacht in Ruhe, und ohne sich der Kälte auszusetzen, in den Segnungen des Glücks zugebracht hat.

Gepriesen sei der Herr, der diesem gibt, und jenem vorenthält! Jener verzehrt die Fische mit Ruhe, die dieser mit Mühe gefangen hat."

Scheherasade hörte hiermit auf zu reden, weil sie den Tag anbrechen sah.

„Meine Schwester," sagte Dinarsade zu ihr, „ich gestehe dir, daß dieser Anfang mich reizt, und ich sehe voraus, daß die Folge sehr anmuthig sein wird." — „Nichts ist überraschender, als die Geschichte vom Fischer," antwortete die Sultanin; „und du wirst in der nächsten Nacht mir darin beistimmen, wenn der Sultan die Gnade hat und mich leben läßt."

Schachriar, neugierig, den Erfolg des Fischzugs zu

vernehmen, wollte diesen Tag Scheherasade'n noch nicht tödten lassen. Er stand also auf, ohne diesen furchtbaren Befehl zu ertheilen.

Neunte Nacht.

„Meine liebe Schwester," rief Dinarsade in der folgenden Nacht zur gewöhnlichen Stunde, „ich bitte dich, die Geschichte des Fischers zu vollenden; ich sterbe vor Begierde sie zu hören." — „Ich will deine Neugier befriedigen," antwortete die Sultanin. Zu gleicher Zeit bat sie den Sultan um Erlaubniß; und nachdem sie dieselbe erhalten hatte, nahm sie die Geschichte vom Fischer folgendermaßen wieder auf:

„Herr, als der Fischer, verdrießlich über einen so schnöden Fang, sein Netz wieder ausgebessert, welches das Eselsgerippe an mehreren Stellen zerrissen hatte, so warf er es zum zweitenmal aus. Indem er es herauszog, spürte er abermals starken Widerstand, weshalb er glaubte, daß es voll Fische wäre; aber er fand darin nichts als einen großen Korb voll Sand und Schlamm.

Er gerieth darüber in große Betrübniß. „O Schicksal," rief er mit kläglicher Stimme aus, „höre auf, gegen mich zu zürnen, und verfolge nicht einen Unglücklichen, welcher dich bittet, sein zu schonen! Ich bin von Hause gegangen, um hier meinen Unterhalt zu suchen, und du drohest mir den Tod. Ich habe kein anderes Gewerbe, als dieses, um mich zu ernähren, und trotz aller Sorgfalt, welch ich darauf verwende, kann ich meiner Familie kaum die dringendsten Bedürfnisse verschaffen. Aber ich habe Unrecht, mich über dich zu beklagen: du findest Vergnügen daran, die ehrlichen Leute zu mishandeln und die großen Männer in der Dunkelheit zu lassen, während du die Bösen begünstigst und diejenigen erhebst, die sich durch keine Tugend empfehlen."

Indem er in diese Klage ausbrach, schleuderte er ungestüm den Korb weg; und nachdem er sein Netz wieder rein gewaschen von dem Kothe, welcher es verunreinigt hatte, warf er es zum drittenmal aus. Aber er zog nichts als Steine, Muscheln und Unrath heraus.

Es ist nicht auszusprechen, wie groß seine Verzweiflung war, es fehlte nicht viel, daß er im Uebermaße seines Unglücks den Verstand verlor. Hierauf seiner Frau und seiner Kinder gedenkend, sprach er folgende Verse aus:

„Dein Unterhalt hängt weder von deiner Nachlässigkeit, noch von deinem Eifer ab; und es ist weder deine Geschicklichkeit, noch sind es deine schönen Schriftzüge, welche dich glücklich machen.

Das glückliche Loos und der Unterhalt sind nur Gaben des Schicksals, und du mußt damit zufrieden sein, es sei dir günstig oder widrig.

Es erniedriget die Höchsten und Trefflichsten, und erhöhet oft die Niedrigsten und Bösesten, welche das schlechteste Loos verdient hätten

Komm also, o Tod! denn das Leben ist mir verächtlich geworden, weil in demselben Menschen mit Adler-Tugenden erniedrigt, und Leute mit Enten-Fähigkeiten erhöhet werden.

Denn es ist kein Wunder mehr, zu sehen, daß die Tugend mit Armuth kämpft, und das Laster mit dem ihm zugefallenen Glücke sich brüstet.

Unser Loos ist vorherbestimmt, und mit unsern dort oben vorgezeichneten Schicksalen gleichen wir Vögeln, welche hie und da etwas aufzupicken finden: der eine fliegt von Osten nach Westen, und findet nichts; während der andere die beste Nahrung findet, ohne sich zu entfernen."

Unterdessen brach der Tag an, und der Fischer vergaß nicht, als guter Muselmann, sein Gebet zu verrichten; darauf fügte er Folgendes hinzu: „Herr, du weißt,

daß ich nur viermal jeden Tag mein Netz auswerfe. Ich habe es nun schon dreimal ausgeworfen, ohne die geringste Frucht meiner Arbeit gewonnen zu haben. Es ist mir nur noch ein Zug übrig: und ich flehe dich an, mir das Meer günstig zu machen, wie du es dem Mosis [22]) gethan hast!"

Nachdem er dieses Gebet geendigt hatte, warf er sein Netz zum viertenmal aus. Als er glaubte, daß Fische darin sein müßten, zog er es abermals mit großer Mühe heraus. Es waren gleichwohl keine darin; aber er fand darin ein Gefäß von Messing, welches seiner Schwere nach ihm etwas zu enthalten schien. Er bemerkte, daß es mit Blei verschlossen und versiegelt war, und sah den Abdruck eines Petschafts darauf. Dies erfreute ihn. „Ich will es an den Gelbgießer verkaufen," sagte er, „und für das Geld, das ich daraus löse, ein Maaß Getreide kaufen."

Er untersuchte das Gefäß von allen Seiten, schüttelte es, um zu hören, ob das, was darinnen wäre, kein Geräusch machte. Er hörte nichts; und dieser Umstand sammt dem Siegel auf dem Deckel von Blei, brachten ihn auf den Gedanken, daß es mit etwas Kostbarem angefüllt sein müßte. Um sich darüber aufzuklären, nahm er sein Messer, und mit einiger Mühe öffnete er es. Er kehrte sogleich die Oeffnung gegen den Boden, aber es kam nichts heraus; was ihn äußerst verwunderte.

Er setzte das Gefäß vor sich hin; und während er es aufmerksam betrachtete, stieg ein dichter Rauch daraus empor, welcher ihn nöthigte, zwei oder drei Schritte zurückzutreten. Dieser Rauch erhob sich bis in die Wolken, breitete sich über das Meer und Gestade aus, und bildete einen dicken Nebel: welches Schauspiel, wie man sich vorstellen kann, dem Fischer ein außerordentliches Erstaunen erregte. Als aller Rauch aus dem Gefäße war, vereinigte er sich wieder und verdichtete sich zu einem festen Körper, und daraus bildete sich ein Geist, der noch ein-

mal so groß war als der größte aller Riesen. Bei dem Anblick eines Ungethüms von so ungeheuerer Größe wollte der Fischer die Flucht ergreifen; aber er war so erschüttert und erschrocken, daß er keinen Fuß rühren konnte.

„Salomon[23]," rief alsbald der Geist aus, „Salomon, großer Prophet Gottes, Gnade, Gnade! Nimmer will ich mich deinem Willen widersetzen. Ich will allen deinen Befehlen gehorchen."

Scheherasade bemerkte hier den Tag und brach ihre Erzählung ab.

Dinarsade nahm darauf das Wort: „Meine Schwester," sagte sie, „man kann nicht besser sein Versprechen halten, als du es gethan hast: dieses Mährchen ist ohne Zweifel viel wunderbarer, als die vorigen." — „Meine Schwester," antwortete die Sultanin, „du wirst Dinge hören, die dich noch weit mehr in Verwunderung setzen werden, wenn der Sultan, mein Herr, mir erlaubt, sie dir zu erzählen."

Schachriar hatte zu große Begierde, das Uebrige der Geschichte vom Fischer zu hören, um sich dieses Vergnügens zu berauben. Er verschob also den Tod der Sultanin abermals auf morgen.

Zehnte Nacht.

Dinarsade weckte in der folgenden Nacht, als es Zeit war, ihre Schwester, und bat sie, die Geschichte vom Fischer fortzusetzen.

Der Sultan bezeigte auch seine Ungeduld, zu vernehmen, welchen Zwist der Geist mit Salomon gehabt hatte; und Scheherasade fuhr also fort:

„Herr, der Fischer hatte nicht sobald die Worte des Geistes vernommen, als er sich wieder erholte, und zu ihm sagte: „Stolzer Geist, was sprichst du da? Es

sind mehr als achtzehn hundert Jahre, daß Salomon, der Prophet Gottes, todt ist, und wir sind gegenwärtig am Ende der Tage. Erzähle mir deine Geschichte, und weshalb du in diesem Gefäße verschlossen wareſt."

Auf diese Anrede blickte der Geist den Fischer mit stolzer Geberde an, und antwortete ihm: „Rede höflicher mit mir; du bist sehr dreist, mich einen stolzen Geist zu nennen." — „Wohlan," erwiederte der Fischer, „ist es höflicher geredet, wenn ich dich den Uhu des Schicksals nenne?" — „Ich rathe dir," erwiederte der Geist, „höflicher zu mir zu reden, bevor ich dich tödte." — „He," versetzte der Fischer, „warum wollteſt du mich tödten? Ich habe dich soeben in Freiheit gesetzt: hast du es schon vergessen?" — „Nein, ich erinnere mich dessen wohl," erwiederte der Geist, aber das soll mich nicht abhalten, dich zu tödten: und ich habe nur eine einzige Gnade dir zu gewähren." — „Und welche Gnade ist das?" fragte der Fischer. — „Sie ist," antwortete der Geist, „daß ich dir die Wahl lasse, auf welche Weise ich dich tödten soll." — „Und wodurch," versetzte der Fischer, „habe ich dich beleidigt? Willst du mich also für die Wohlthat belohnen, die ich dir erwiesen habe?" — „Ich kann dich nicht anders behandeln," sagte der Geist; „und damit du selber dich davon überzeugeſt, so höre meine Geschichte:

Ich bin einer der abtrünnigen Geister, welche sich dem Willen Gottes widersetzten. Alle andere Geister erkannten den großen Salomon, den Propheten Gottes, und unterwarfen sich ihm. Wir, Sakar und ich, waren die einzigen, welche sich nicht so erniedrigen wollten. Um sich dafür zu rächen, gebot dieser mächtige König seinem ersten Minister Aſſaf, Barachia's Sohn, mich gefangen zu nehmen. Das geschah. Aſſaf kam, sich meiner zu bemächtigen, und führte mich mit Gewalt vor den Thron des Königs seines Herrn.

Salomon, Davids Sohn, befahl mir, mein bisheri-

ges Leben aufzugeben, seine Macht anzuerkennen und mich seinen Befehlen zu unterwerfen. Ich versagte trotzig, ihm zu gehorchen; und ich wollte mich lieber seinem ganzen Zorne aussetzen, als ihm den Eid der Treue und Unterthänigkeit leisten, welchen er von mir forderte. Zur Strafe schloß er mich in dieses kupferne Gefäß ein; um sich meiner zu versichern, und damit ich mein Gefängniß nicht sprengen könnte, so drückte er selber auf den bleiernen Deckel sein Siegel, in welches der hohe Name Gottes eingegraben war. Als das geschehen war, übergab er das Gefäß einem der Geister, welche ihm gehorchten, mit dem Befehle, mich ins Meer zu werfen; was auch zu meinem großen Verdrusse geschah.

Während des ersten Jahrhunderts meiner Gefangenschaft schwur ich, wenn jemand mich vor Ablauf dieser hundert Jahre daraus befreiete, ihn reich zu machen, selbst nach seinem Tode. Aber das Jahrhundert verlief, und niemand leistete mir diesen guten Dienst. Während des zweiten Jahrhunderts schwur ich, jedem, der mich in Freiheit setzte, alle Schätze der Erde zu eröffnen; aber ich war nicht glücklicher. In dem dritten gelobte ich, meinen Befreier zu einem mächtigen König zu machen, stets als Geist bei ihm zu sein, und ihm jeden Tag drei Bitten zu gewähren, von welcher Art dieselben auch immer sein möchten; aber auch dieses Jahrhundert verging, wie die beiden vorigen, und ich blieb stets in demselben Zustande. Endlich, verzweifelnd, oder vielmehr erbost, mich so lange gefangen zu sehen, schwur ich, wenn in der Folge jemand mich befreite, ihn erbarmungslos zu tödten, und ihm keine andere Gnade zu gewähren, als die, daß ich ihm die Wahl ließe, auf welche Weise ich ihn tödten sollte. Deshalb also, da du heute hierher gekommen bist, und mich befreiet hast, wähle wie du von mir getödtet sein willst."

Diese Rede betrübte den Fischer gar sehr. „Ich Unglückseliger," rief er aus, „daß ich an diesen Ort ge-

kommen bin, um einem Undankbaren einen so großen Dienst zu leisten! Ich bitte dich, bedenke deine große Ungerechtigkeit, und widerrufe deinen so unvernünftigen Eid. Verzeihe mir, damit Gott auch dir verzeihe. Wenn du mir großmüthig das Leben schenkst, so wird er dich gegen Nachstellungen schützen, welche etwa dein Leben bedrohen." — „Nein, dein Tod ist gewiß," sagte der Geist; „wähle nur, auf welche Weise ich dich tödten soll."

Als der Fischer seinen beharrlichen Entschluß sah, ihn zu tödten, war er in großer Angst, nicht sowohl aus Liebe zu sich selber, als wegen seiner drei Kinder, und beklagte ihr Elend, in welches sein Tod sie versetzen würde. Er versuchte nochmals, den Geist zu besänftigen: „Weh mir!" rief er aus, „hab' Erbarmen mit mir, in Rücksicht dessen, was ich für dich gethan habe." — „Ich habe es dir schon gesagt," erwiederte der Geist, „daß dieses gerade die Ursache ist, daß ich dich tödten muß." — „Das ist doch seltsam," entgegnete der Fischer, „daß du durchaus Gutes mit Bösem vergelten willst. Zwar ist jener Spruch aller Welt bekannt:

„Gutes haben wir erwiesen, man hat uns mit Bösem belohnt: — so handelt, bei meinem Leben, nur der Gottlose!

Doch es ist gewiß: wer den Unwürdigen Gutes erweiset, hat kein anderes Schicksal zu erwarten, als der einer Hyäne Zuflucht giebt."

Ich glaubte bisher immer, daß dieses falsch wäre; und in der That, verstößt nichts so sehr gegen die Vernunft und gegen die Rechte der Gesellschaft: nichts desto minder erfahre ich nun grausamerweise, daß es nur zu wahr ist." — „Laß uns nicht die Zeit verlieren," unterbrach ihn der Geist, „alle deine Vernünfteleien können mich von meinem Vorhaben nicht abwendig machen. Mach' fort, und sage, wie du wünschest, daß ich dich tödte."

Die Noth macht erfinderisch. Der Fischer besann sich auf eine List. „Da ich den Tod nicht vermeiden

kann, sagte er zu dem Geiste, „so unterwerfe ich mich denn dem Willen Gottes. Bevor ich aber eine Todesart wähle, so beschwöre ich dich bei dem hohen Namen Gottes, welcher auf dem Siegel des Propheten Salomon, des Sohnes Davids, eingegraben ist, mir die Wahrheit zu sagen, auf eine Frage, die ich dir thun will."

Als der Geist auf eine Weise beschworen wurde, welche ihn zwang, bestimmt zu antworten, zitterte er innerlich, und sagte zu dem Fischer: „Frage mich, was du willst, und eile dich ...."

Da brach der Tag an, und Scheherasade schwieg.

„Meine Schwester," sagte Dinarsade, „man muß gestehen, jemehr du erzählest, jemehr Vergnügen gewährst du. Ich hoffe, daß der Sultan, unser Herr, dich nicht tödten läßt, bevor er das Ende des schönen Mährchens vom Fischer gehört hat." — „Der Sultan hat zu gebieten," erwiederte Scheherasade; „wir müssen uns gefallen lassen, was ihm beliebt."

Der Sultan, welcher nicht weniger Lust hatte, als Dinarsade, das Ende dieser Erzählung zu hören, verschob abermals den Tod der Sultanin.

Eilfte Nacht.

Schachriar und seine Gemahlin brachten diese Nacht eben so zu, wie die vorhergehenden, und ehe der Tag anbrach, weckte Dinarsade durch folgende Worte, welche sie an die Sultanin richtete: „Meine Schwester, ich bitte dich, die Erzählung vom Fischer wieder aufzunehmen." — „Sehr gern," antwortete Scheherasade, „ich will dir genugthun, mit Erlaubniß des Sultans."

„Als der Geist," fuhr sie fort, „versprochen hatte, die Wahrheit zu sagen, sprach der Fischer zu ihm: „Ich möchte wohl wissen, ob du wirklich in diesem Gefäße warest: getraust du dir wohl, es bei dem hohen Namen

Gottes zu beschwören?" — „Ja," antwortete der Geist, „ich schwöre bei diesem hohen Namen, daß ich darin war; und das ist gewißlich wahr." — „Bei meiner Treue," erwiederte der Fischer, „ich kann's nicht glauben. Dieses Gefäß vermöchte ja nicht einmal einen deiner Füße in sich zu fassen: wie wäre es möglich, daß du ganz und gar darin eingeschlossen gewesen wärest?" — „Ich schwöre es dir gleichwohl," sagte der Geist, „daß ich darin war, so wie du mich hierin siehest. Glaubst du mir noch nicht, nach dem großen Eide, den ich dir geschworen habe?" — „Wahrhaftig, nein," antwortete der Fischer; „und ich werde dir nicht glauben, wenn du mich nicht durch den Augenschein überzeugest."

Hierauf verflüchtigte sich der Leib des Geistes wieder und verwandelte sich in Rauch, welcher sich, wie zuvor, über das Meer und Gestade ausbreitete, dann sich wieder sammelte und in das Gefäß hineinzog, und in gleichmäßiger und langsamer Bewegung so fortfuhr, bis gar nichts mehr davon draußen war. Alsbald kam eine Stimme daraus hervor, welche zu dem Fischer sagte: „Wohlan, ungläubiger Fischer, da bin ich wieder in dem Gefäße; glaubst du mir nun?"

Der Fischer aber, anstatt dem Geiste zu antworten, nahm den bleiernen Deckel, verschloß eilig das Gefäß damit, und rief ihm zu: „Geist, jetzt ist die Reihe an dir, um Gnade zu bitten, und wähle nun, welchen Tod ich dich soll sterben lassen! Aber nein, es ist besser, daß ich dich wieder ins Meer werfe, an derselben Stelle, wo ich dich herausgezogen habe. Dann will ich mir auf diesem Gestade ein Haus bauen, und hier wohnen, um alle Fischer, welche hierher kommen und ihre Netze auswerfen, zu warnen, daß sie sich wohl hüten, einen so boshaften Geist wieder herauszufischen, welcher geschworen hat, jeden zu tödten, der ihn etwa in Freiheit setzt."

Bei diesen spöttischen Worten strengte der erzürnte Geist alle seine Kräfte an, um wieder aus dem Gefäße

zu kommen; aber es war ihm unmöglich, denn das aufgedrückte Siegel des Propheten Salomon, des Sohnes Davids, verhinderte ihn daran. Als er nun sah, daß der Fischer ihn in seiner Gewalt hatte, unterdrückte er seinen Zorn, und sagte zu ihm, mit besänftigter Stimme: „Fischer, hüte dich wohl, das zu thun, was du sagst. Was ich hier gethan habe, ist nur aus Schmerz geschehen, und du mußt die Sache nicht ernsthaft nehmen.“ — „O Geist,“ antwortete der Fischer, „du, der vor einem Augenblicke der größte aller Geister war, und gegenwärtig der kleinste bist, wisse, daß alle deine listigen Reden dir nichts helfen. Du mußt wieder ins Meer zurück. Wenn du so lange Zeit darin gewesen bist, wie du mir gesagt hast, so kannst du auch wohl bis zum Tage des jüngsten Gerichts dort bleiben. Ich habe dich im Namen Gottes gebeten, mir nicht das Leben zu rauben, und hast meine Bitte verworfen; jetzt will ich dir Gleiches mit Gleichem vergelten.“

Der Geist sparte nichts, den Fischer zu rühren: „Oeffne das Gefäß,“ sagte er zu ihm, „und gieb mir die Freiheit, ich flehe dich darum, und verspreche dir, daß du zufrieden mit mir sein sollst.“ — „Du bist und bleibst ein Verräther,“ erwiederte der Fischer. „Ich verdiente das Leben zu verlieren, wenn ich die Unklugheit hätte, dir zu trauen. Du würdest nicht ermangeln, mich auf dieselbe Weise zu behandeln, wie ein gewisser Griechischer König seinen Arzt Duban behandelte. Das ist eine Geschichte, die ich dir erzählen will; höre zu:

Geschichte
des Griechischen Königs und des Arztes Duban.

In dem Lande Suman, in Persien, herrschte einst ein König, dessen Unterthanen ursprüngliche Griechen waren. Dieser König war vom Aussatze befallen, und seine Aerzte, nachdem sie vergeblich alle ihr Mittel angewandt hatten, ihn zu heilen, wußten nicht mehr, was sie ihm verordnen sollten; als ein sehr geschickter Arzt, genannt Duban, an seinem Hofe ankam.

Dieser Arzt hatte seine Wissenschaft aus Griechischen, Persischen, Türkischen, Arabischen, Lateinischen, Syrischen und Hebräischen Büchern geschöpft; überdies war er vollendet in der Weltweisheit, und kannte vollkommen die guten und bösen Eigenschaften aller Arten von Kräutern und Säften.

Sobald er von der Krankheit des Königs unterrichtet war, und vernommen hatte, daß seine Aerzte ihn schon aufgegeben hatten, kleidete er sich so zierlich als er nur konnte, und fand Mittel und Wege, sich dem Könige vorstellen zu lassen. „Herr," sprach er zu ihm, „ich weiß, daß alle Aerzte, welche euer Majestät bedienen, euch nicht von dem Aussatze heilen konnten: wenn ihr mir aber die Ehre erzeigen und meine Dienste annehmen wollt, so verpflichte ich mich, euch zu heilen, ohne Tränke und ohne Umschläge."

Der König hörte auf diesen Antrag, und antwortete ihm: „Wenn du ein so geschickter Mann bist, das zu thun, was du sagst, so verspreche ich, dich reich zu machen, dich und deine Nachkommenschaft; und außer den reichen Geschenken, welche ich dir machen will, sollst du mein liebster Günstling sein. Du verheißest mir also,

mich von dem Aussatze zu befreien, ohne mich einen Trank einnehmen zu lassen und ohne mir ein äußeres Mittel aufzulegen?" — „Ja Herr," antwortete der Arzt, „ich schmeichele mir, es wird mir gelingen, mit Gottes Hülfe; und gleich morgen will ich den Anfang machen."

Hierauf begab sich der Arzt Duban wieder in seine Wohnung, und machte eine Kolbe zum Kugelspiel, deren Handgriff er aushöhlte und den Saft darein that, dessen er sich bedienen wollte. Als dies gethan war, machte er auch eine Kugel auf die Weise, wie er wollte, und damit ging er am folgenden Morgen hin und stellte sich dem Könige vor; er warf sich zu seinen Füßen, küßte die Erde . . ."

Bei dieser Stelle bemerkte Scheherasade, daß es Tag war, erinnerte Schachriar daran, und schwieg.

„In Wahrheit, meine Schwester," sagte darauf Dinarsade, „ich weiß nicht, wo du alle die schönen Sachen hernimmst." — „Du wirst morgen noch ganz andre hören," antwortete Scheherasade, „wenn der Sultan, mein Herr, die Güte hat, mir das Leben noch zu verlängern."

Schachriar, der nicht minder als Dinarsade vor Begierde brannte, den Verfolg der Geschichte des Arztes Duban zu hören, dachte nicht daran, diesen Tag die Sultanin tödten zu lassen.

Zwölfte Nacht.

Die zwölfte Nacht war schon weit vorgerückt, als Scheherasade den Faden der Geschichte des Griechischen Königs und des Arztes Duban also wieder aufnahm:

„Herr, der Fischer fuhr also fort, dem in dem Gefäße verschlossen gehaltenen Geiste zu erzählen: „Der Arzt Duban stand wieder auf, und nachdem er eine tiefe Verbeugung gemacht hatte, sagte er zu dem König, er fände

es heilsam, daß seine Majestät zu Pferde stiege und sich nach dem Platze zum Kugelspiel begäbe.

Der König that, was ihm gesagt wurde, und als er auf der Bahn des Kugelspiels zu Pferde war, kam der Arzt mit der von ihm zubereiteten Kolbe, überreichte sie ihm und sprach: „Herr spielet mit dieser Kolbe, und treibt damit die Kugel auf die Bahn, bis daß ihr eure Hand und euren Leib in Schweiße fühlt. Wenn das Heilmittel, welches ich dem Handgriff dieser Kolbe eingeschlossen habe, durch eure Hand erwärmt wird, so durchdringt es euren ganzen Leib; und sobald ihr schwitzet, habt ihr nichts zu thun, als mit Spielen aufzuhören; denn das Mittel hat alsdann seine Wirkung gethan. Und wenn ihr in den Palast zurückkommt, so gehet ins Bad, und laßt euch tüchtig waschen und reiben: darauf leget euch zu Bette; und wenn ihr morgen aufstehet, so werdet ihr geheilt sein."

Der König nahm die Kolbe und trieb sein Pferd der Kugel nach, welche er ausgeworfen hatte; er schlug sie und sie wurde ihm von den Hofleuten, die mit ihm spielten, zurückgeschlagen; er schlug sie abermals, und kurz das Spiel dauerte so lange, bis seine Hand, wie sein ganzer Leib davon schwitzte: da that das in den Handgriff eingeschlossene Mittel die Wirkung, welche der Arzt beabsichtigt hatte. Sogleich hörte der König auf zu spielen, kehrte in seinen Palast zurück und ging ins Bad, kurz, er beobachtete ganz genau alles, was ihm vorgeschrieben war.

Er befand sich sehr wohl darnach; denn am folgenden Morgen beim Aufstehen bemerkte er mit so viel Erstaunen als Freuden, daß sein Aussatz geheilt und sein Leib so rein war, als wenn er niemals von dieser Krankheit befallen gewesen wäre.

Sobald er angekleidet war, trat er in den Reichssaal, bestieg seinen Thron, und ließ sich allen seinen Hofleuten sehen, welche die Begierde, den Erfolg des neuen

Heilmittels zu erfahren, schon frühe dort versammelt hatte. Als sie den König völlig geheilt sahen, bezeigten alle die größte Freude darüber.

Der Arzt Duban trat in den Saal, warf sich vor dem Throne nieder und berührte mit dem Gesichte die Erde und sprach hierauf folgende Verse aus:

„Die Tugenden gewinnen an Werth, weil du Vater derselben genannt wirst: und welcher Fürst verdiente jemals diesen Namen so, wie du, der du sie besitzest?

Du, dessen Antlitz mit einem Glanze strahlet, fähig die dunkelste Nacht zu erleuchten!

Möge es nie aufhören zu glänzen, so ernst auch das Antlitz die Zeiten blicken möge!

Deine Freigebigkeit hat uns mit Wohlthaten überhäuft: du warst mir wie eine reiche Regenwolke ausgetrockneten Hügeln.

Du hast deine Reichthümer verschwendet, und dein Ziel, den höchsten Ruhm, erreicht!"

Hierauf rief ihn der König, ließ ihn an seiner Seite sitzen, zeigte ihn der Versammlung und gab ihm öffentlich alle die Lobeserhebungen, welche er verdiente. Damit ließ dieser Fürst es noch nicht bewenden, sondern, da er an diesem Tage den ganzen Hof bewirthete, so ließ er den Arzt an seinem Tische mit ihm allein speisen...."

Bei diesen Worten bemerkte Scheherasade, daß es Tag war, und hörte auf in ihrer Erzählung.

Schachriar erhob sich, sehr zufrieden mit dem, was er gehört hatte, und erwartete den folgenden Tag.

Dreizehnte Nacht.

Gegen das Ende der dreizehnten Nacht setzte Scheherasade, um die Neugier ihrer Schwester Dinarsade zu befriedigen, mit Erlaubniß des Sultans, ihres Herrn, die

Geschichte des Griechischen Königs und des Arztes Duban fort.

„Der Griechische König," fuhr der Fischer fort, „begnügte sich nicht, den Arzt Duban an seine Tafel zu ziehen, sondern gegen Ende des Tages, als er die Versammlung entlassen wollte, ließ er ihn noch mit einem langen sehr reichen Rocke bekleiden, gleich denen, welche seine Hofleute gewöhnlich in seiner Gegenwart trugen; überdieß ließ er ihm zweitausend Zechinen geben. Auch den nächsten Morgen und die folgenden Tage hörte er nicht auf, ihm sein Wohlwollen zu bezeigen. Kurz, dieser Fürst glaubte die Verpflichtungen, welche er diesem geschickten Arzte hatte, nicht genugsam erkennen zu können, und überhäufte ihn täglich mit neuen Wohlthaten.

Nun hatte dieser König einen Groß-Wesyr, der war geizig und neidisch und von Natur fähig zu Verbrechen aller Art. Nicht ohne Aerger hatte er die Geschenke ansehen können, welche dem Arzte gemacht wurden, dessen Verdienste ihn überdies in den Schatten zu stellen anfingen; er beschloß also, ihn in der Gunst des Königs zu stürzen.

In dieser Absicht ging er zu diesem Fürsten, und sagte ihm insgeheim, daß er ihm eine Entdeckung von der äußersten Wichtigkeit mitzutheilen hätte. Auf die Frage des Königs, worin dies bestände, antwortete er: „Herr, es ist sehr gefährlich für einen König, sein Vertrauen einem Manne zu schenken, dessen Treue er noch nicht geprüft hat. Euer Majestät überhäuft den Arzt Duban mit Wohlthaten und verschwendet alle Liebkosungen an ihn, und weiß nicht, daß er ein Verräther ist, welcher sich an euren Hof eingeschlichen hat, um euch zu ermorden."

„Von wem hast du, was du mir zu sagen wagst?" fragte der König. „Bedenke wohl, daß du zu deinem Herrn sprichst, und hier eine Sache vorbringst, welche ich nicht so leichthin glauben werde." — „Herr", erwiederte der Wesyr, „ich bin vollkommen unterrichtet von

dem, was ich die Ehre habe euch vorzutragen. Ueberlasset euch nicht einem gefährlichen Zutrauen. Wenn Euere Majestät schläft, so möge sie erwachen; denn kurz, ich wiederhole es, der Arzt Dubau ist tief aus Griechenland, seinem Vaterlande, nur deshalb an euern Hof gekommen, um sein schreckliches Vorhaben zu vollbringen, wovon ich euch gesagt habe."

„Nein, nein, Wesyr," unterbrach ihn der König, „ich bin sicher, daß dieser Mann, den du einen Treulosen und Verräther schiltst, der tugendhafteste und beste aller Menschen ist; es giebt keinen Menschen auf der Welt, den ich so sehr liebe, als ihn. Du weißt, durch welches Mittel, oder vielmehr durch welches Wunder, er mich von dem Aussatze geheilt hat: wenn er mir nach dem Leben trachtet, warum hat er es denn gerettet? Er durfte mich ja nur meinem Uebel überlassen; ich konnte ihm nicht entgehen; mein Leben war schon halb verzehrt. Höre also auf mir ungerechten Argwohn einzuflößen zu wollen; anstatt darauf zu achten, kündige ich dir an, daß ich von heut an diesem großen Manne für sein ganzes Leben ein Gehalt von tausend Zechinen monatlich gebe. Wenn ich alle meine Reichthümer, ja selbst mein Reich, mit ihm theilte, so würde ich ihn noch nicht genug belohnen für das, was er an mir gethan hat. Ich sehe wohl, daß seine Tugend deinen Neid erregt; aber glaube nicht, daß ich mich ungerechterweise wider ihn einnehmen lasse; ich erinnere mich wohl dessen, was die Wesyre dem Könige Sindbad, ihrem Herrn, sagten, um ihn daran zu verhindern, den Prinzen, seinen Sohn, tödten zu lassen."

„Aber Herr," fügte Scheherasade hinzu, „der anbrechende Tag verbietet mir fortzufahren." — „Es gefällt mir sehr an dem Griechischen Könige," sagte Dinarsade, „daß er die Festigkeit hat, die falsche Anklage seines Wesyrs abzuweisen." — „Wenn du heute die Festigkeit dieses Fürsten lobst," unterbrach sie Scheherasade, „so wirst

du morgen seine Schwachheit tadeln, wenn der Sultan vergönnt, daß ich diese Geschichte zu Ende erzähle."—

Der Sultan, neugierig, worin der Griechische König diese Schwäche zeigte, schob abermals den Tod der Sultanin auf.

Vierzehnte Nacht.

„Meine Schwester," rief Dinarsade am Ende der vierzehnten Nacht, „ich bitte dich, nimm die Geschichte des Fischers wieder auf; du bist da stehen geblieben, wo der Griechische König die Unschuld des Arztes Duban behauptet, und ihn so kräftig vertheidigt." — „Ich erinnere mich wohl daran," antwortete Scheherasade; „du sollst sogleich den Verfolg davon hören."

„Herr," fuhr sie fort, stets an Schachriar das Wort richtend, „was der Griechische König von dem Könige Sindbad sagte, reizte die Neugier des Wesyrs, so daß er zu ihm sagte: „Ich bitte Euer Majestät um Verzeihung, wenn ich die Dreistigkeit habe, zu fragen, was denn die Wesyre des Königs Sindbad zu ihrem Herrn sagten, um ihn abzuhalten, den Prinzen, seinen Sohn, tödten zu lassen". Der Griechische König hatte die Gefälligkeit, seine Neugier zu befriedigen, und begann also:

Die vierzig Wesyre[24]).

„Es herrschte einst in Persien ein mächtiger König, Namens Sindbad. Ganz Asien gehorchte seinen Geboten. Er war der reichste König auf Erden; seine Tapferkeit glich seiner Macht; und wenn er ehrgeizig genug gewesen wäre, nach der Herrschaft der Welt zu trachten,

so hätte er sie erobern können. Aber zufrieden, über weite und blühende Länder zu herrschen, dachte er nicht daran, sich derer seiner Nachbarn zu bemächtigen. Er hatte kein anderes Ziel im Auge, als die Wohlfahrt seiner Völker, welche sich auch so glücklich fühlten, daß sie jeden Tag seiner Regierung segneten. Alle andern Völker beneideten sie deshalb, und wünschten, so wie sie, zu seinen Unterthanen zu gehören.

Dieser große Kaiser hatte einen Sohn, welcher die Bewunderung aller war, die ihn sahen. Er war Nurgehan[25]) genannt, daß heißt, Licht der Welt. Dieser junge Prinz war von stattlichem Wuchse und himmlischer Schönheit, und verband mit diesen glänzenden Gaben alle empfehlenswerthe Geschicklichkeiten. Er konnte bewundernswürdig in verschiedenen Sprachen schreiben; er war ein vortrefflicher Bogenschütze; kurz, es gibt fast keine Wissenschaft, die er nicht besaß, oder davon er mindestens nicht eine genügende Einsicht hatte.

Er war das lebendige Ebenbild der Sultanin, seiner Mutter, welche man den Schönheiten von Kaschemir verglich. Sindbad liebte seine Gemahlin zärtlich. Davon gab er eben so aufrichtige als schmerzliche Beweise, als, durch einen verhängnißvollen Beschluß des Schicksals, sie nach einer langen Krankheit starb. Er empfand darüber einen so lebhaften Schmerz, daß es unmöglich ist, ihn auszudrücken. Gleichwohl that die Zeit ihre gewöhnliche Wirkung; der Kaiser tröstete sich, und die Reize einer neuen Frau ließen ihn die vergessen, die er verloren hatte.

Er vermählte sich mit der Prinzessin Chansade[26]), der Tochter eines benachbarten Königs. Sie war schön, sie hatte Geist: aber sie vermochte ihren Leidenschaften nichts zu versagen. Sie konnte den jungen Prinzen nicht sehen, ohne die heftigste Liebe für ihn zu empfinden; und weit entfernt, ihre Kräfte aufzubieten, und sie zu

besiegen, gab sie sich ihr hin, und beschloß, sie dem Prinzen zu erklären, sobald sie Gelegenheit dazu fänden.

Unterdessen befliß Nurgehan sich der Wissenschaften, und machte große Fortschritte in der Sterndeutung, worin ihm sein Lehrer Abuschamar unterrichtete, ein Mann von tiefem Wissen, und der geschickteste Sterndeuter in Asien.

Dieser gelehrte Mann stellte eines Tages dem Prinzen, seinem Schüler, das Horoskop, und erkannte durch seine untrüglichen Beobachtungen, daß derselbe von einem furchtbaren Unglücke bedroht würde; er sprach zu ihm: „Prinz, ich habe die Sterne über eure Bestimmung befragt, und sie euch wenig günstig befunden. Ein trauriges Schicksal steht euch bevor, und ihr sehet mich deshalb von Schmerz durchdrungen."

Nurgehan erblaßte bei diesen Worten; sein Lehrer aber beruhigte ihn, indem er ihm sagte: „Glaubet indessen nicht, daß meine Zärtlichkeit für euch und meine Kunst dem feindlichen Geschicke weichen, welches euch bedrohet; euer Untergang steht freilich in den Sternen geschrieben, aber es ist nicht unmöglich, ihm zuvorzukommen. Mein Buch hat mir das Mittel dazu gezeigt. Ihr müßt nämlich vierzig Tage stumm sein. Was man auch zu euch spreche, antwortet nichts darauf; und was auch immer euch begegne, hütet euch wohl ein Stillschweigen zu brechen, von welchem euer Leben abhängt."

Der Prinz versprach, vierzig Tage lang zu schweigen. Nach diesem Versprechen schrieb sein Lehrer einige Namen[27]) auf, und hängte sie ihm um den Hals; darauf begab er sich in ein unterirdisches Gemach, welches er nur allein wußte, und verbarg sich dort, um nicht genöthigt zu werden, die Neugier des Kaisers zu befriedigen, und ihm Dinge zu entdecken, die er ihm nicht entdecken wollte.

Sindbad, welcher nicht lange sein konnte, ohne seinen Sohn zu sehen, ließ ihn zu sich kommen, und that

ihm verschiedene Fragen, auf welche der Prinz nicht antwortete. Der Kaiser war sehr verwundert darob, und rief aus: „O mein Sohn, warum redest du nicht? hast du die Sprache verloren? was hat man dir gethan? was ist dir begegnet? Zerstreue die Unruhe, welche mir dein Stillschweigen verursacht.“ Diese Worte thaten nicht mehr Wirkung, als die ersten. Der Prinz sah seinen Vater traurig an, und senkte dann die Augen, ohne ein einziges Wort zu sagen.

Darauf wandte der König sich an den Hofmeister seines Sohnes, und sagte zu ihm: „Der Prinz hat einen geheimen Kummer, der ihn verzehrt. Führ' ihn in das Zimmer der Sultanin, seiner Stiefmutter, vielleicht eröffnet ihr sich sein Herz.“

Der Hofmeister gehorchte dem Befehle des Kaisers; er führte Nurgehan zu der Sultanin Chansade: „Herrin,“ sagte er zu dieser Fürstin, „es scheint, daß der Prinz die Sprache verloren hat. Seine Seele ist der Raub einer unseligen Betrübniß, deren Ursache er hartnäckig verhehlt. Der Kaiser sendet ihn zu euch, weil er hofft, daß eure Gegenwart seine Schwermuth verbannen wird.“

Die Sultanin empfand bei diesen Worten eine angenehme Unruhe. „Ich muß,“ sagte sie bei sich selber, „diesen glücklichen Augenblick benutzen, auf welchen ich so lange gewartet habe. Ich habe nichts zu befürchten, wenn ich mich erkläre. Hat Nurgehan die Sprache verloren, so kann er seinem Vater nicht wiedersagen, was ich ihm gesagt habe; und ist er unbescheiden genug, um meine Liebe zu offenbaren, so werde ich sagen, daß ich dergleichen zu ihm geredet habe, bloß um ihn zum Sprechen zu bewegen.“ Kurz, Chansade ergriff diese Gelegenheit, als die günstigste, welche sie jemals finden konnte, ließ alle Gegenwärtigen aus ihrem Zimmer treten, und blieb allein mit dem Prinzen.

Sie begann damit, ihm um den Hals zu fallen, und ihn inbrünstig zu umarmen: „Geliebter Prinz,“ sagte

sie zu ihm, „was ist es, das dich so betrübt? verbirg mir es nicht, mir, die ich dich zärtlicher liebe, als wenn du mein eigener Sohn wärest."

Der Prinz, gerührt von den Zeichen der Freundschaft, welche seine Stiefmutter ihm gab, bemühte sich, durch seine Blicke und Geberden ihr begreiflich zu machen, daß er innigst betrübt wäre, ihr nicht antworten zu können. Sie legte diese Geberden und Blicke falsch aus, und bildete sich ein, daß er von demselben entbrenne, welches sie verzehrte, und daß er ohne Zweifel sich nicht hätte erwehren können, Liebe für sie zu empfinden, so wie sie sich nicht hatte enthalten können, ihn zu lieben; und daß er aus Ehrfurcht vor seinem Vater nicht wagte, seine Empfindungen zu entdecken.

Bezaubert durch diesen Irrthum fuhr sie fort, mit aller Leidenschaft, deren nur eine Frau fähig ist, welche die Tugend und die Vernunft verlassen hat: „O mein König! o meine Seele! brich dieses grausame Schweigen, welches uns beide quält. Du weißt, daß alles, was der Kaiser besitzt, in meiner Gewalt steht. Willst du dich mit mir verständigen, und einwilligen, was ich dir antrage, so sollst du in kurzer Zeit auf dem Gipfel deiner Wünsche sein. Du bist jung, Prinz; wie du, bin auch ich noch jung. Ich passe für dich besser, als für deinen Vater, dessen hohes Alter mein Leben traurig und langweilig macht. Du antwortest nicht? Verpflichte dich durch einen unverletzlichen Eid, mich zu deiner Gemahlin zu nehmen, und ich verspreche dir, dich bald zum Kaiser zu machen und den Tod deines Vaters zu beschleunigen. Ich schwöre bei dem großen Gott, Schöpfer Himmels und der Erden, daß meine Worte ohne Arglist sind. Verbinde dich also durch denselben Eid, und versichere mich, daß du die Hand empfangen willst, welche dich krönen wird."

Nurgehan gab keine Antwort auf diese Rede; und da er darüber betroffen schien, fuhr die Sultanin fort:

„Ich sehe wohl ein, Prinz, daß mein Vorschlag dich überrascht. Du zweifelst, ob ich ihn ausführen könne. Aber vernimm, auf welche Weise ich den Kaiser sterben lassen will. Es befinden sich in dem Schatze alle Arten von Gift. Da sind welche, die das Leben einen Monat, nachdem es genommen ist, enden. Andere sind, welche erst binnen zwei Monaten tödten. Es sind selbst welche, die noch langsamer ihre Wirkung thun. Wir wollen uns dieser letzten bedienen. Der Kaiser wird krank, und geht allmälig seiner Bestimmung entgegen, ohne daß das Volk in uns die Urheber seines Todes argwöhnen kann. Darauf besteigst du den Thron. Das ganze Land erkennt dich für seinen Herrn, und das Heer gehorcht dir."

Wenn der Sohn des Kaisers auch hätte reden wollen, so würde er nicht die Kraft dazu gehabt haben, so erstaunt war er, diesen schrecklichen Antrag zu hören.

Die Sultanin, als sie ihn so nachdenklich sah, fügte hinzu: „Prinz, wenn du etwa in Verlegenheit bist, wie du die Gemahlin deines Vaters zur Frau nehmen könnest, so will ich es dich lehren. Nach dem Tode des Kaisers darfst du mich nur in mein Vaterland heimsenden, und mir heimlich einen deiner Hauptleute mit etlichen Soldaten folgen lassen: sie fallen als Räuber über uns her, und entführen mich. Darnach bringe man das Gerücht in Umlauf, daß ich auf dem Wege getödtet worden, und einige Tage darauf kaufst du mich von dem Hauptmanne, so wie man Sklavinnen kauft. Durch dieses Mittel kannst du mein Mann werden, und so werden wir beide in der süßesten Vereinigung leben."

Hier hielt die Fürstin inne, um dem Prinzen Zeit zu lassen, ein schon zu langes Stillschweigen zu brechen; da er aber immer noch nicht antwortete, so verlor sie alle Zurückhaltung, sie drückte ihn fest in ihre Arme und küßte ihn mit Inbrunst. Aber Nurgehan, entrüstet über die Schamlosigkeit seiner Stiefmutter, riß sich ungestüm

aus ihren Armen los, und schlug sie so unsanft ins Gesicht, daß ihr der Mund davon blutete.

Auf der Stelle wechselte der Zorn mit der Zärtlichkeit in dem Herzen der Sultanin. Ihre Augen, die einen Augenblick zuvor nur von dem Feuer der Liebe glänzten, funkelten jetzt so vor Wuth. „Ha, Niederträchtiger!“ rief sie aus, „so behandelst du eine Fürstin, die dich anbetet? Barbar! wenn ich, indem ich dir die Stelle deines Vaters anbiete, deine wilde Tugend empöre; wenn du mich, nach diesem Antrage, mit Abscheu betrachtest: sollte st du nicht die Leidenschaft einer Frau entschuldigen, welche eine thörigte Liebe verblendet? Ich verdiente eher dein Mitleid, als die schändliche Behandlung, welche mir von dir widerfahren ist. Wohlan, folge nur deiner Rohheit. Verdoppele, wenn du kannst, deinen Haß gegen mich. Du kannst mich nie so sehr hassen, als ich in diesem Augenblicke dich hasse. Fliehe meine Gegenwart, und fürchte die Rache einer Frau, deren Gunst du verschmähet hast.“

Sie hatte nicht nöthig, dem Prinzen zu befehlen, sich zu entfernen: er hatte dies schon gethan, sobald er die Sultanin geschlagen hatte; so daß er nicht die Hälfte von ihren Vorwürfen und Drohungen hörte.

Chansade athmete nichts als Wuth und Rache. Sie beschloß Nurgehans Verderben. In dieser Absicht zerriß sie ihre Kleider, zerraufte ihr Haar, rieb sich das ganze Gesicht mit dem Blute, welches ihr aus der Nase floß, und ließ ihr Zimmer von ihrem Geschrei und Wehklagen widerhallen.

Der Kaiser kam bald darauf, sich zu erkundigen, ob sein Sohn endlich sein Stillschweigen gebrochen hätte. Wie erstaunte er aber, als er die Sultanin auf dem Sofa sitzend fand mit zerstreuten Haaren und blutigem Gesichte! Da er sie liebte, so war er außer sich vor Zorn und Schmerz: „O geliebte Seele meiner Seele,“ rief er aus, „wer hat dich in diesen kläglichen Zustand versetzt!

Nenne mir ihn schleunigst. Du sollst jetzt schon gerächt sein."

Die listige Königin verdoppelte bei dieser Anrede ihr Weinen, und antwortete also: „Herr, du bist Vater! warum kann ich dir nicht verbergen, was du zu wissen wünschest? Wenn du erstaunt bist über die Verwirrung, in welcher ich bin, wie groß wird erst dein Erstaunen sein, wenn du erfährst, daß es das Werk deines Sohnes ist?" — „Meines Sohnes? großer Gott!" unterbrach sie der Kaiser. „Ach, meine Frau, was sagst du mir da? Wie! sein Haß gegen eine Stiefmutter konnte ihn dahin bringen, dir solchen Schimpf anzuthun! Die Ehrfurcht, welche er mir schuldig ist, hat ihn nicht zurückhalten können?" — „Herr," erwiederte die Sultanin, er ist noch viel schuldiger, als du denkst. Ach! welche Frau hätte seiner bescheidnen Miene, diesem Anscheine der Tugend, welcher so gut auf seinem Gesichte ausgedrückt ist, mißtrauet? Ich saß auf diesem Sofa, als er hereintrat; ich ließ alle Gegenwärtigen herausgehen, um ihn zu vermögen, mir desto freier die Ursache seines Stillschweigens zu entdecken. Er hat sie mir leider nur zu deutlich erklärt! Sobald er sich allein sah mit mir, setzte er sich an meine Seite, und sprach zu mir; „Meine Königin, ich muß dies Schweigen brechen, welches ich bisher beobachtet habe, und wovon du die einzige Ursache bist, Ich bete dich an, und die Verzweiflung, dich nicht allein sprechen zu können, stürzte mich in eine Schwermuth, welche mich zu verzehren drohte. Wie glücklich bin ich, diese Gelegenheit gefunden zu haben, dich ohne Zeugen zu sprechen! Genehmigst du meine Liebe, so bin ich entschlossen, meinen Vater zu tödten und dich zu heirathen. Seine Völker sowohl als ich, sind so schon seiner langen Regierung überdrüssig." „Erlaß mir, Herr," fuhr die Sultanin fort, „dir Wort für Wort alles zu wiederholen, was er zu mir gesagt hat. Ich zittere noch vor Entsetzen darüber. Es genüge dir, zu erfahren, daß

du dem schändlichen Prinzen das Leben gegeben hast. Als er bemerkte, daß, anstatt mich zu überreden, sein Antrag mich empörte, streckte er ungestüm die Hand nach mir aus, um mir Gewalt anzuthun. Ich widerstand: er zerriß meine Kleider, schlug mich, und hätte mir ohne Zweifel das Leben genommen, um sich zu rechtfertigen und mir im Tode das Verbrechen aufzubürden, dessen ich ihn anklage: aber er fürchtete, daß meine Frauen, die ich entfernt hatte, wiederkommen und ihn dabei betreffen möchten. Er entfloh also und ließ mich in dem Zustande zurück in welchen du mich siehst."

Sie sagte dieses mit allen Zeichen einer tiefbetrübten Frau. Der Kaiser hielt alles für wahr; und wie groß auch seine Zärtlichkeit für seinen Sohn war; doch ließ er sich von den Aufwallungen seines Zornes hinreißen. Er verließ das Zimmer der Fürstin, ließ den Scharfrichter kommen, und befahl ihm, alles zu der Hinrichtung des Prinzen Nurgehan vorzubereiten.

Aber bald vernahmen die Wesyre den grausamen Befehl, welchen der Kaiser ertheilt hatte; sie verwunderten sich, daß er ohne sie zu Rathe zu ziehen, den Entschluß gefaßt hatte, seinen Sohn tödten zu lassen. Sie versammelten sich alle, und begaben sich zu dem erzürnten Fürsten, zu welchen einer von ihnen also sprach:

„O Beherrscher der Welt, wir flehen dich an, uns nur heute noch das Leben des Prinzen zu bewilligen und uns zu unterrichten, welches große Verbrechen er begangen haben kann, um gegen sein Leben den Arm eines Vaters zu bewaffnen, welcher doch langsam sein soll, seine Kinder zu strafen."

Der Kaiser erzählte ihnen alles, was die Sultanin ihm gesagt hatte.

Darauf nahm der älteste Wesyr das Wort und sprach: „O König, hüte dich wohl, den Aufwallungen der Wuth zu folgen, welche eine Frau dir angiebt, und eine Handlung zu begehen, welche den Geboten Gottes und der Ge-

rechtigkeit, welche die Propheten lehren, widerstreitet. Die Königin klagt den jungen Prinzen an, ohne Zeugen gegen ihn vorzubringen; sie verlangt seinen Tod, weil er sie liebt, und weil er, wie sie sagt, mit Gewalt seine Leidenschaft hat befriedigen wollen! Aber seit wann halten die Frauen ihre Keuschheit so hoch in Ehren, daß sie den Tod der Männer verlangen, die es wagen, sie anzutasten? Ohne Zweifel gibt es tugendhafte genug, um einen verwegenen Angriff würdig abzuweisen; aber indem ihre Tugend ihn verdammt, entschuldigt ihn zugleich ihre Eitelkeit, und leicht verzeihen sie ein Verbrechen, welches ihre Schönheit veranlaßte. Darum hüte dich wohl, Herr, deinen Sohn der Verleumdung, ja vielleicht der Wuth einer Person aufzuopfern, welch ihn verderben will, weil sie ihn nicht verführen konnte. Euer Majestät möge bedenken, daß die Frauen arglistig sind. Die Geschichte Scheichs[28]) Schahabeddin beweiset hinlänglich, wie sehr ihre Bosheit zu befürchten ist."

Der Kaiser wünschte die Geschichte zu hören, und der Wesyr erzählte sie folgendermaßen:

Geschichte
des Scheichs Schahabeddin.

Der Sultan von Aegypten versammelte eines Tages alle Gelehrten seines Reichs in seinem Palaste; da erhub sich unter ihnen ein Streit. Man sagt, daß der Engel Gabriel den Mohamed aus seinem Bette entrückte und ihm alles zeigte, was in den sieben Himmeln, im Paradies und in der Hölle ist, und daß der große Prophet, nachdem er achtzigtausend Unterredungen mit Gott gehabt, von demselben Engel in sein Bett zurückgebracht wurde. Dabei behauptet man, daß alle diese Dinge in so kurzer

Zeit vorgegangen wären, daß Mohamed bei seiner Rückkunft sein Bette noch ganz warm gefunden; ja sogar, daß er einen Topf wieder aufgehoben, dessen Wasser noch nicht ausgeflossen war, obwohl derselbe in eben dem Augenblick umgefallen war, als der Engel Gabriel den Propheten entrückt hatte.

Der Sultan, welcher in dieser Versammlung den Vorsitz hatte, behauptete, daß solches unmöglich wäre. „Ihr versichert," sprach er, „daß es sieben Himmel gibt, je fünfhundert Jahrreisen von einander entfernt und daß jeder Himmel eben so tief, als von dem andern entfernt ist. Wie ist es nun möglich, daß Mohamed, nachdem er alle diese Himmel durchfahren und mit Gott achtzigtausend Unterredungen gehabt, bei der Rückkehr sein Bette noch warm und seinen umgeworfenen Topf noch nicht vom Wasser ausgeleert gefunden habe? Wer könnte leichtgläubig genug sein, um einer so lächerlichen Fabel Glauben beizumessen? Wisset ihr denn nicht, daß, wenn ihr einen Topf voll Wasser umwerfet, und ihn auf der Stelle aufhebt, ihr doch nichts mehr darin findet?"

Die Gelehrten antworteten, daß solches freilich nicht natürlich zuginge; daß aber der Allmacht Gottes alles möglich wäre. Der Sultan von Aegypten, welcher zu den Freigeistern gehörte, und sich zum Grundsatze gemacht hatte, nichts zu glauben, was die Vernunft beleidigte, wollte von diesem Wunder nichts wissen, und die Gelehrten gingen auseinander.

Dieser Streit machte Aufsehen in Aegypten. Die Nachricht davon kam auch zu dem gelehrten Scheich Schahabeddin, welcher aus gewissen Ursachen, auf welche es hier nicht ankömmt, bei der Versammlung nicht zugegen sein konnte. Er begab sich sogleich nach dem Palaste des Sultans, in der größten Hitze des Tages.

Sobald der Sultan von der Ankunft des Scheichs an seinem Hofe benachrichtigt war, ging er ihm entgegen, führte ihn in ein prächtiges Zimmer, ließ ihn hier nie-

dersitzen, und sprach zu ihm: „Scheich, es war nicht nöthig, daß du dir die Mühe gabst, hierher zu kommen: du durftest nur einen deiner Diener senden, und wir hätten ihm gern alles gewährt, was er von uns für dich verlangt hätte.“ — „Herr,“ antwortete der Gelehrte, „ich komme gerade deshalb, um die Ehre zu haben, mit Euer Majestät zu reden.“ Der Sultan, welcher wußte, daß der Scheich in dem Rufe stand, vor Fürsten stolz zu sein[29]), erzeigte sich sehr freundlich und höflich gegen ihn.

Nun hatte das Zimmer, in welchem sie sich befanden, vier Fenster, nach den vier Weltgegenden. Der Scheich bat den König, sie verschließen zu lassen. Nachdem dies gethan war, setzten sie noch einige Zeit ihre Unterredung fort; worauf der Scheich das eine Fenster wieder öffnen ließ, welches die Aussicht auf einen Berg, Namens Kiseldagi, das heißt, der rothe Berg, hatte, und bat den König, hinaus zu schauen. Der Sultan stellte sich ans Fenster, und sah auf dem Berge und in der Ebene bewaffnete Krieger mit Schilden und Panzerhemden. Sie saßen alle zu Pferde, mit bloßem Schwerte, und sprengten mit verhängten Zügeln, und zahllos, wie das Heer der Sterne gegen den Palast an.

Bei diesem Schauspiele verwandelte der Fürst seine Farbe, und rief ganz erschrocken aus: „O Himmel, was ist das für ein furchtbares Kriegsheer, welches sich meinem Palaste nähert.“ — „Seid ohne Furcht, Herr,“ sagte der Scheich, „es ist nichts.“ Indem er dies sagte, schloß er selber das Fenster, und öffnete es dann sogleich wieder: da sah der König niemand, weder auf dem Berge, noch in der Ebene.

Das andere Fenster war der Stadt zugekehrt. Der Scheich ließ es öffnen; und der Sultan sah die Stadt Kahiro[30]) ganz in Flammen, welche hoch in der Luft emporstiegen. „Welche Feuersbrunst!“ rief der erstaunte König aus: „da liegt meine Stadt, meine schöne Stadt Kahiro, in der Asche!“ — „Sei ohne Furcht, Herr,“

sagte der Scheich, „es ist nichts.“ Zu gleicher Zeit schloß er das Fenster, und als er es wieder öffnete, sah der König nichts von den Flammen, welche ihn so sehr erschreckt hatten.

Der Scheich ließ nun das dritte Fenster öffnen, durch welches der Sultan den Nil erblickte, wie er seine Ufer überstieg und seine Wogen wüthend gegen den Palast heran stürzten. Obschon der König, nachdem er das Kriegsheer und die Flammen wieder verschwinden gesehen, über dieses neue Wunder nicht erschrecken durfte, so konnte er sich jedoch der Furcht nicht erwehren. „Ah, es ist um uns geschehen,“ rief er dennoch aus, „alles ist verloren; diese furchtbare Ueberschwemmung wird meinen Palast fortreißen und mich mit meinem ganzen Volk ersäufen!“ „Fürchtet euch nicht, Herr,“ sagte der Scheich, „es ist nichts.“ In der That, als der Scheich das Fenster geschlossen und wieder geöffnet hatte, da floß der Nil wie gewöhnlich in seinen Ufern dahin.

Er ließ endlich das vierte Fenster öffnen, welches die Aussicht auf eine dürre Wüste hatte. So sehr der König über die vorigen Erscheinungen erschrocken war, so viel Vergnügen machte ihm dieser Anblick. Seine Augen, gewohnt, durch dieses Fenster nur eine unfruchtbare Gegend zu sehen, wurden angenehm überrascht, hier nun Weinberge zu schauen, und Gärten voll der schönsten Früchte von der Welt, und Bäche, welche mit süßem Gemurmel dahin rieselten, und deren Ufer mit Rosen, Basiliken, Balsam-Stauden und Narzissen geschmückt, dem Auge einen lachenden Anblick und dem Geruch eine Mischung von süßen Düften darboten. Zwischen diesen Blumen sah man eine zahllose Menge von Turteltaubeu und Nachtigallen, von welchen einige schon erschöpft waren von ihrem lauten Gezwitscher, während die andern noch mit ihren zärtlichen und klagenden Tönen die Luft erschütterten.

Der König, entzückt von allen den wunderbaren Gegenständen, welche seinem Blicke sich darboten, glaubte den

Garten von Eram[31]) zu sehen. „Ah, welche Veränderung!“ rief er im Uebermaße seiner Bewunderung aus: „der schöne Garten; welch ein reizender Aufenthalt! Welche Lust werde ich haben, täglich darin zu wandeln!“ — „Freuet euch nicht so sehr, Herr,“ sagte der Scheich, „was ihr da sehet, ist nichts.“ Mit diesen Worten schloß der Scheich das Fenster und öffnete es sogleich wieder: und der Sultan sah, anstatt jener reizenden Gebilde, wieder nur die Wüste.

„Herr,“ sagte hierauf der Scheich, „ich habe euch hier wohl Wunderdinge genug gezeigt: aber alles dieses ist nichts, im Vergleich mit dem großen Wunder, welches ich Euer Majestät noch sehen lassen will. Befehlet, daß man eine Kufe mit Wasser hierher bringe.“

Der König gab einem seiner Leute den Befehl; und als die Kufe im Zimmer stand, sprach der Scheich zum Sultan: „Habet die Güte und laßt euch ganz nackt ins Wasser heben, und ein Tuch um eure Hüften gürten.“ Der König hatte die Gefälligkeit, sich ganz zu entkleiden und ein Tuch umgürten zu lassen. Da sprach der Scheich zu ihm: „Herr, tauchet den Kopf ins Wasser, und zieht ihn wieder zurück.“

Der König tauchte den Kopf in die Kufe, und im Augenblick befand er sich auf einem Berge am Ufer des Meeres. Dies unerhörte Wunder erstaunte ihn noch weit mehr, als die vorigen. „Ha, Scheich!“ rief er aus, außer sich vor Zorn, „treuloser Scheich, der du mich so grausam betrogen hast! du hast mir meinen Thron rauben wollen; wenn ich aber je wieder nach Aegypten komme, von wo deine verfluchte Schwarzkunst mich entrückt hat, so schwöre ich, mich an dir zu rächen!“

Er fuhr noch in seinen Verwünschungen gegen den Scheich fort; aber bedenkend, daß alle seine Drohungen und Klagen unnütz wären, faßte er einen herzhaften Entschluß, und ging zu einigen Leuten, welche im Walde Holz fällten, beschloß aber, ihnen nicht seinen Stand zu

entdecken; „denn wenn ich auch," sprach er bei sich selber, „ihnen sage, daß ich ein König bin, so werden sie mir doch nicht glauben, und mich für einen Narren oder Betrüger halten."

Die Holzhauer fragten ihn, wer er wäre. „Gute Leute," antwortete er, „ich bin ein Kaufmann, ich habe Schiffbruch gelitten und auf einem Brette mich gerettet: ich bemerkte euch, und komme zu euch. Die Lage, worin ihr mich sehet, muß euer Mitleid erregen."

Sie waren gerührt von seinem Unglück; aber sie waren selber in zu tiefem Elende, um das seinige erleichtern zu können. Dennoch unterließen sie nicht, ihm, der eine einen alten Rock, der andere ein Paar alte Schuhe, zu geben; und als sie ihn so eben in den Stand gesetzt hatten, mit Anstand in ihrer Stadt zu erscheinen, welche hinter dem Berge lag, so führten sie ihn dahin.

Sobald sie dort angelangt waren, nahmen alle Abschied von ihm, gingen heim zu den Ihrigen, und überließen ihn der Vorsehung.

Der Sultan blieb also allein. Welches Vergnügen sonst auch neue Gegenstände gewähren, so wahr er jedoch zu sehr mit seinem Abenteuer beschäftigt, um auf die Dinge zu achten, welche sich seinem Blicke darboten. Er ging die Straßen auf und ab, ohne zu wissen, was aus ihm werden sollte. Schon war er müde, und suchte mit den Augen einen Ort, um sich auszuruhen.

Er stand still vor dem Hause eines alten Hufschmids, welcher ihm ansah, daß er müde war, und ihn einzutreten bat. Der König ging hinein und setzte sich auf eine Bank an der Thüre. „Junger Mann," sagte der Greis zu ihm, „darf ich euch fragen, welches euer Gewerbe ist, und wie ihr hierher gekommen seid?" Der Sultan gab ihm dieselbe Antwort, welche er den Holzhauern gegeben hatte. „Ich begegnete," fügte er hinzu, „guten Leuten, welche auf dem Berge Holz fällten, ich erzählte ihnen mein Unglück und sie waren großmüthig genug, mir die-

sen alten Rock und diese alten Schuhe zu schenken." — „Es freut mich," sagte darauf der Schmid, „daß ihr dem Schiffbruch entronnen seid. Tröstet euch über den Verlust eurer Güter; ihr seid noch jung, und werdet vielleicht nicht unglücklich sein in dieser Stadt, deren Gewohnheiten den Fremden sehr vortheilhaft sind, welche sich niederlassen wollen. Habt ihr nicht diese Absicht?" — „Gewiß," antwortete der Sultan, „ich verlange nichts anderes, als hier zu bleiben, vorausgesetzt, daß mein Gewerbe hier gut geht." — „Wohlan," fuhr der Greis fort, „so befolget den Rath, welchen ich euch geben will: Gehet sogleich zu den öffentlichen Bädern der Frauen, setzet euch dort an die Thüre, und fraget jede Frau, welche herauskömmt, ob sie einen Mann habe: diejenige, welche es verneint, wird eure Frau, nach dem Brauche des Landes."

Der Sultan, entschlossen, diesem Rathe zu folgen, stand auf, nahm von dem Greise Abschied, und begab sich an die Thür der Bäder.

Es währte nicht lange, so sah er eine Frau von bezaubernder Schönheit herauskommen. „Ah, wie glücklich wäre ich," sprach er bei sich selber, „wenn diese liebenswürdige Frau noch unverheirathet wäre! Ich würde mich über all mein Unglück trösten, wenn ich sie besitzen könnte." Er hielt sie an, und fragte: „Schöne Frau, habt ihr schon einen Mann?" — „Ja, ich habe einen," antwortete sie. „Desto schlimmer," versetzte darauf der König, „ihr wäret sonst wohl meine Sache."

Die Frau ging ihres Weges, und bald darauf trat eine andere heraus, von einer schreckbaren Häßlichkeit. Der Sultan entsetzte sich bei ihrem Anblick: „Ha, welch ein scheuslicher Gegenstand," sprach er bei sich selber; „ich will lieber Hungers sterben, als mit einem solchen Geschöpfe leben. Mag sie gehen, ohne daß ich sie frage, ob sie verheirathet ist; ich fürchte, sie möchte Nein sagen. Aber der Schmid hat mir gesagt, daß ich allen Frauen diese Frage thun soll; ohne Zweifel ist das die Regel;

ich muß mich ihr also wohl unterwerfen. Was weiß ich, ob sie nicht einen Mann hat? Irgend ein unglücklicher Fremdling, welchen sein Mißgeschick hierher geführt hat, wie mich, kann sie geheirathet haben."

Kurz, der König entschloß sich, sie zu fragen, ob sie verheirathet wäre. Sie antwortete mit Ja; und diese Antwort machte ihm eben so viel Vergnügen, als die vorige ihm Verdruß gemacht hatte.

Es kam eine dritte Frau heraus, eben so häßlich als die letzte. „O Himmel!" sagte der König, sobald er sie erblickte, „da ist eine noch scheuslicher als die andere. Was hilft's: da ich einmal begonnen habe, so will ich auch durch. Wenn diese hier einen Mann hat, so muß ich bekennen, daß es Männer gibt, die noch mehr zu beklagen sind als ich."

Als sie an ihm vorüber ging, redete er sie an und sprach zitternd: „Schöne Frau, seid ihr schon verheirathet?" — „Ja, junger Mann," antwortete sie, ohne sich aufzuhalten. „Ich bin sehr froh darüber," erwiederte der Sultan. „Welches Glück," fuhr er fort, „diesen beiden Weibern entronnen zu sein! Aber es ist noch nicht Zeit, mich zu freuen; alle Frauen sind noch nicht aus dem Bade gekommen. Ich habe sie noch nicht gesehen, die mir bestimmt ist: ich werde bei dem Tausche vielleicht nichts gewinnen.

Er erwartete, noch eine so häßliche zu erblicken, als die beiden letzten: da erschien eine vierte, deren Schönheit noch die erste übertraf, die er schön gefunden hatte. „Welcher Abstand!" rief er aus, „Tag und Nacht sind nicht so entgegengesetzt, als diese schöne Frau und die beiden vorhergehenden Weiber. Kann man an demselben Orte Engel und Dämonen finden?"

Er nahte sich ihr mit großem Eifer, und fragte sie: „Liebenswürdige Frau, seid ihr schon verheirathet?" Sie antwortete Nein, indem sie ihn mit eben so viel Stolz

als Aufmerksamkeit betrachtete. Darauf ging sie weiter, und ließ den König in äußerster Ueberraschung zurück.

„Was soll ich hiervon denken?" sagte er. „Der alte Schmid muß mir was aufgeheftet haben. Wenn ich nach den Gesetzen des Landes diese Frau heirathen soll, warum ist sie so grob fortgegangen? und warum hat sie ein so stolzes und hochmüthiges Wesen angenommen? Sie maß mich vom Haupte bis zu den Füßen, und ich sah in ihren Blicken Zeichen der Verachtung. Es ist wahr, sie hat nicht groß Unrecht; ich muß mir selber Gerechtigkeit widerfahren lassen: dieser abgenutzte Rock voll Löcher erhebt eben nicht mein gutes Aussehen, und ist keineswegs geeignet, eine Frau für mich einzunehmen. Ich verzeihe ihr den Wunsch, daß sie es besser hätte treffen mögen."

Während er diese Betrachtungen anstellte, nahte sich ihm ein Sclave und sprach zu ihm: „Herr, ich suche einen ganz zerlumpten Fremden; und nach eurem Aussehen zu urtheilen, seid ihr es. Bemühet euch, wenn es euch gefällt, mir zu folgen. Ich werde euch an einen Ort führen, wo ihr mit großer Ungeduld erwartet werdet."

Der König folgte dem Sklaven, welcher ihn zu einem großen Hause führte, und ihn in ein sehr sauberes Gemach eintreten, und dort einen Augenblick verziehen hieß. Der Sultan blieb hier zwei Stunden, ohne jemand zu sehen, ausgenommen den Sklaven, welcher von Zeit zu Zeit kam, ihm zu sagen, daß er nicht ungeduldig werden möchte.

Endlich erschienen vier reich gekleidete Frauen, und begleiteten eine andere, welche ganz von Edelsteinen strahlte, aber noch mehr durch ihre unvergleichliche Schönheit hervorglänzte. Der Sultan hatte nicht sobald die Augen auf sie geworfen, als er sie für die letzte Frau erkannte, welche er aus dem Bade gehen sah. Sie näherte sich ihm freundlich und sprach lächelnd zu ihm: „Verzeihet, wenn ich euch ein wenig habe warten lassen. Ich wollte

mich vor meinem Herrn und Meister nicht im nachlässigen Anzuge zeigen. Ihr seid in euerm Hause. Alles was ihr hier sehet, gehört euch. Ihr dürft nur befehlen, was ihr wünschet, ich bin bereit, euch zu gehorchen." — „Schöne Frau," antwortete der Sultan, „vor einem Augenblick beklagte ich mein Schicksal, und jetzo bin ich der glücklichste der Menschen. Aber da ich euer Mann bin, warum habt ihr mich vorhin so stolz angesehen? Ich glaubte, daß mein Anblick euch stutzig machte, und aufrichtig zu gestehen, ich konnte es euch nicht übel nehmen." — „Herr," antwortete die Frau, „ich hüte mich wohl, anders zu thun. Die Frauen dieser Stadt sind genöthigt, öffentlich stolz zu erscheinen. Das ist der Brauch. Zur Vergeltung dafür sind sie sehr freundlich daheim." — „Desto besser," erwiederte der König, „sie sind um so erfreulicher. Wenn ich denn Herr hier bin, so befehle ich, daß man mir einen Schneider und Schuster kommen lasse. Ich schäme mich hier vor euch, in diesem schiechten Rock und diesen alten Schuhen, welche keineswegs dem Range entsprechen, welchen ich bisher in der Welt behauptet habe." — „Ich bin diesem Befehle schon zuvorgekommen," sagte die Frau, „und habe einen Sklaven zu einem jüdischen Handelsmann geschickt, welcher ganz fertige Kleider verkauft, und euch auf der Stelle alle Sachen verschaffen wird, deren ihr nöthig habt. Unterdessen kommet, euch zu erfrischen."

Indem sie dies sagte, faßte sie ihn bei der Hand, und führte ihn in einen Saal, wo eine Tafel, bedeckt mit allen Arten von Früchten und eingemachten Sachen stand. Sie setzten sich beide an die Tafel, und während sie aßen, sangen die vier Frauen, welche hinter ihnen standen, mehrer Lieder des Dichters Bada Saudai[32]). Sie spielten zugleich auf verschiedenen Instrumenten, und zuletzt nahm noch ihre Herrin eine Laute, bekleidete sie mit ihrer Stimme, und bezauberte den Sultan durch ihren Gesang und ihr Spiel.

Dieses Konzert wurde durch die Ankunft des jüdischen Kaufmanns unterbrochen, welcher mit einigen Bedienten in den Saal trat, die Packete herein trugen und öffneten: drinnen waren Kleider von verschiedenen Farben. Man beschaute alle, eins nach dem andern, und wählte eine Weste von weißer Seide mit goldenen Blumen, und einen Rock von veilchenfarbigem Tuche. Der Jude besorgte das übrige der Kleidung, und ging mit seinen Leuten weg.

Jetzt bewunderte die Frau das gute Aussehen des Königs, und war sehr zufrieden, einen solchen Mann zu haben; so wie er sehr vergnügt war, eine so schöne Frau zu besitzen.

Er lebte hierauf sieben Jahre mit dieser Frau, von welcher er sieben Töchter und sieben Söhne hatte. Weil aber beide den Aufwand liebten, und nur daran dachten, sich gütlich zu thun und sich zu erfreuen, so kam es dahin, daß endlich alle Güter der Frau verschwendet waren. Man mußte sich der dienenden Frauen und Sklaven entledigen, und das Hausgeräthe verkaufen, um zu bestehen.

Als die Frau des Sultans sich so in das äußerste Elend versetzt sah, sprach sie zu ihrem Manne: „So lange ich etwas besaß, hast du es nicht gespart. Du hast im Müßiggange gelebt. Es ist gegenwärtig an dir, auf Mittel zu denken, deine Familie zu ernähren."

Diese Worte betrübten den König. Er ging wieder zu dem alten Schmid, ihn um Rath zu fragen. „O mein Vater," sprach er zu ihm, „du siehst mich unglücklicher wieder, als ich bei meiner Ankunft in diese Stadt war. Ich habe eine Frau mit vierzehn Kindern, und habe nichts, sie zu ernähren." — „Junger Mann," fragte ihn der Greis, „kannst du kein Handwerk?" Der Sultan antwortete mit Nein. Da zog der Schmid zwei Aktschas[33]) aus seiner Tasche, gab sie dem Sultan in

die Hand, und sagte zu ihm: „Geh sogleich hin, und kauf' dir Trage-Stricke und stelle dich auf den Platz, wo die Lastträger sich versammeln."

Der König ging hin, kaufte sich die Stricke, und stellte sich unter die Lastträger. Kaum stand er dort eine Weile, da kam ein Mann, und fragte ihn: „Willst du eine Last tragen?" — „Ich bin nur deshalb hier," antwortete der Sultan. Darauf belud ihn der Mann mit einem schweren Sacke. Der König konnte ihn nur mit Mühe tragen, und die Stricke am Sacke zerschnitten ihm die Schultern. Er empfing seinen Lohn, welcher in einem Aktscha bestand, den er nach Hause trug.

Als die Frau sah, daß er nur eine Aktscha brachte, sagte sie zu ihm, wenn er nicht alle Tage zehnmal so viel gewänne, so würde seine Familie bald Hungers sterben.

Am folgenden Morgen ging der König, von Traurigkeit überwältigt, anstatt auf den öffentlichen Platz, am Ufer des Meeres auf und nieder, und bedachte sein Elend. Er betrachtete mit Aufmerksamkeit den Ort, wohin er unversehens durch die Kunst des Scheichs Schahabeddin versetzt worden war. Er rief dieses seltsame und trübselige Abenteuer in sein Gedächtniß zurück und konnte sich nicht enthalten darüber zu weinen.

Da er noch die Abwaschung vor dem Gebete thun mußte, so tauchte er sich ins Wasser: aber als er den Kopf wieder herauszog, war er höchst erstaunt, sich in seinem Palaste zu befinden, mitten in der Kuse und umgeben von seinen Beamten.

„O grausamer Scheich!" rief er aus, indem er ihn in derselben Stellung erblickte, in welcher er ihn verlassen hatte; „fürchtest du nicht die Strafe Gottes, daß du deinen Sultan und Herrn also behandelt hast?" — „Herr," antwortete der Scheich, „woher kömmt dieser Zorn Euer Majestät gegen mich? ihr habt so eben den Kopf in dieses Becken getaucht, und ihn sogleich wieder

zurückgezogen: wollt ihr mir nicht glauben, so fragt eure Beamten, welche Zeugen davon sind."

Der König beruhigte sich noch nicht bei ihrem Zeugnisse: ihr seid Betrüger," sprach er zu ihnen: „es sind sieben Jahre, daß dieser verwünschte Scheich durch die Gewalt seiner Bezauberungen mich in einem fremden Lande zurückhielt. Ich habe mich verheirathet, und sieben Söhne und sieben Töchter erzeugt: darüber beklage ich mich jedoch nicht so sehr, als daß ich ein Lastträger gewesen bin. Ha, boshafter Scheich, wie hast du dich unterfangen können, mich Laststricke tragen zu lassen?" — „Wohlan, Herr, antwortete der Scheich, „weil ihr meinen Worten nicht Glauben beimessen wollt, so will ich euch durch die That überzeugen."

Bei diesen Worten zog er sich aus, umgürtete sich mit einem Tuche, stieg in die Kufe, und tauchte den Kopf ins Wasser.

Der Sultan, noch immer erzürnt gegen ihn, und eingedenk seines Eides, ihn zu strafen, wenn er je wieder nach Aegypten heim käme, ergriff einen Säbel, und wollte dem Scheich den Kopf abhauen, sobald er ihn wieder aus dem Wasser emporhöbe. Aber der Scheich kannte durch die Wissenschaft, welche man Mekaschefa [34]) nennt, die Absicht des Königs, und durch die Wissenschaft Algaib an alas bar [35]), verschwand er plötzlich und wurde nach der Stadt Damaskus entrückt, von wo er an den Sultan von Aegypten einen Brief folgenden Inhalts schrieb:

„O König, wisse, daß wir du und ich, nichts anderes sind, als arme Knechte Gottes. Während du den Kopf ins Wasser tauchtest, den du sogleich wieder zurück zogest, hast du eine Reise von sieben Jahren gemacht, eine Frau geheirathet, sieben Töchter und sieben Söhne erzeugt und viel ausgestanden, und doch willst du nicht glauben, daß Mohamed unser großer Prophet, sein Bette noch ganz warm und seinen Wassertopf noch nicht aus-

gelert gefunden habe? Erkenne, daß nichts unmöglich ist für denjenigen, welcher aus nichts Himmel und Erde geschaffen hat, durch das bloße Wort Kun [36])!"

Nachdem der Sultan von Aegypten diesen Brief gelesen hatte, fing er an gläubig zu werden. Gleichwohl konnte er seinen Zorn gegen den Scheich nicht besänftigen. Er schrieb an den König von Damaskus, und bat ihn den Scheich gefangen zu nehmen, ihn hinrichten zu lassen und ihm seinen Kopf zu senden.

Der König von Damaskus ging auf das Verlangen des Königs von Aegypten ein, und beeilte sich ihm zu genügen. Er vernahm, daß der Scheich sich in einer Höhle, ziemlich fern von der Stadt aufhielt, und befahl seinen Kapidschi's [37]), sich dahin zu begeben, den Scheich zu ergreifen und ihm denselben zu bringen.

Die Kapidschi's eilten dahin, und wähnten, diesen Befehl leicht auszuführen: aber sie waren nicht wenig überrascht, den Eingang der Höhle von einer zahllosen Schaar von Kriegern vertheidigt zu finden, welche alle wohlberitten, und mit Schwert und Panzerhemde bewaffnet waren. Sie kehrten zu ihrem König zurück, und berichteten ihm, was sie gesehen hatten. Der Sultan, erzürnt über diesen Widerstand, versammelte seine Truppen, und zog selber hin, den Scheich zu belagern, welcher ihm aber ein so überlegenes Kriegsheer entgegenstellte, daß der Fürst erschrocken sich zurückzog.

Voll Verdruß über diesen üblen Erfog, und entschlossen sich nicht bloß zu geben, berief er seine Wesyre und befragte sie, was unter diesen Umständen zu thun wäre. Die Wesyre antworteten ihm, ein wie mächtiger König er auch wäre, so dürfte er doch nicht hoffen, einen Mann zu besiegen, welchem die göttliche Macht beistände. „Jedoch Herr," sprach der älteste Wesyr, „wenn du dich des Scheichs bemächtigen willst, so sende hin zu ihm, und laß ihm sagen, daß du Frieden mit ihm zu machen wünschest. Erwähle die schönsten Sclavinnen dei-

nes Harems, und mache ihm ein Geschenk damit. Befiehl aber zuvor diesen Mädchen, von dem Scheich zu erforschen, ob es eine Zeit giebt, in welcher er keine Macht hat, seine Wunder zu thun."

Der König gab diesem Rathe Beifall, verstellte sich und ließ dem Scheich seine Freundschaft anbieten, indem er ihm Sklavinen von seltener Schönheit übersandte. Der Scheich glaubte wirklich, daß der König von Damaskus es bereute, ihn so ungerecht verfolgt zu haben. Er ging in die Schlinge, und nahm die Sklavinen an, unter welchen eine war, in die er sterblich verliebt wurde.

Sobald dieses Mädchen den Scheich von einer so heftigen Leidenschaft ergriffen sah, sprach sie zu ihm: „Lieber Scheich, ich bin neugierig, zu wissen, ob es eine Zeit gibt, in welcher du keine Wunder thun kannst?" — „Schönes Fräulein," antwortete er ihr, „ich bitte dich, mir diese Frage nicht mehr zu thun: denken wir nur daran, ein fröhliches Leben zu führen; es kann dir sehr gleichgültig sein, zu wissen, was du frägest." Die Sklavin stellte sich sehr gekränkt über diese Antwort; sie bezeigte eine tiefe Schwermuth darüber, und als der Scheich ihr Liebkosungen machte, fing sie an zu weinen, und sprach zu ihm: „Alle Beweise der Liebe, welche du mir gibst, sind nicht wahrhaft; wenn du mich liebtest, so würdest du kein Geheimniß vor mir haben." Kurz, sie setzte ihm so zu, daß er schwach genug war, ihr zu gestehen, daß er, nachdem er eine Frau erkannt, ohne Macht wäre, bis er die Abwaschung gethan hätte[38]).

Als die Sklavin diesen Umstand erfahren hatte, ließ sie es den König von Damaskus wissen, welcher seinen Kapidschi's befahl, sich heimlich in der Nacht an die Thüre des Scheichs zu stellen, und ihn zu ergreifen, sobald die Sklavin ihnen die Thür öffnen würde.

Der Scheich hatte die Gewohnheit, alle Nacht zu seinem Haupte einen großen Krug voll Wasser hinzustellen, um sich dessen zu bedienen, wenn er die Abwaschung

nöthig hatte. Die Sklavin hatte beim Niederlegen das Wasser ausgegossen, ohne daß er es bemerkt hatte, so daß, als er sich waschen wollte, er den Krug leer fand. Die Treulose machte die Geschäftige, sie nahm den Krug, und unter dem Vorwande, Wasser zu holen, öffnete sie die Thüre den Kapidschi's, welche ungestüm in die Höhle drangen.

Der Scheich erkannte nun die Verrätherei der Sklavin, ergriff zwei Kerzen, welche auf den Leuchtern brannten, und drehte sich mit den Lichtern im Zimmer umher, seltsame Worte murmelnd, welche die Kapidschi's nicht verstanden. Erschrocken über die Gebehrten und Worte des Scheichs, und voll Furcht, daß er irgend ein Wunderwerk gegen sie hervorrufen wollte, flohen sie aus der Höhle.

Der Scheich verschloß sogleich die Thüre hinter sich, und verrichtete die Abwaschung. Hierauf, um sich an der treulosen Sklavin zu rächen, nahm er ihre Gestallt an und gab ihr die seine; so verließ er die Höhle, und lief den Kapidschi's nach. „Ha, ihr Feigen!" rief er ihnen zu, „befolgt ihr so die Befehle des Königs, eures Herrn? Er wird euch alle hinrichten lassen, wenn ihr nach Damaskus zurückkommet ohne den Scheich, seinen Feind. Warum seid ihr entflohen? habt ihr Ungeheuer oder Soldaten zu seiner Vertheidigung erscheinen gesehen? Kehret um, gehet in die Höhle zurück, und fürchtet nichts. Muthiger als ihr, werde ich mich ihm nahen, ihn ergreifen und selber ihn euch überliefern."

Die Kapidschi's standen auf diese Anrede still, und ermuthigten sich; sie kehrten sogleich um, und folgten dem Scheich unter der Gestalt der Sklavin, traten mit ihm in die Höhle und ergriffen die Sklavin, den Scheich zu fangen wähnend; sie banden ihr die Füße und die Hände, ohne daß sie ein einziges Wort sprach, weil der Scheich ihr die Sprache genommen hatte.

So führten sie sie vor den König von Damaskus,

welcher ihr sogleich den Kopf abhauen ließ. Aber sobald der Kopf vom Rumpfe getrennt war, gab der Scheich dem Leichname seine vorige Gestalt wieder, und ließ den König und alle seine Beamten sehen, daß es die Sklavin wäre, welche eben enthauptet worden; und er selber, der unter der Gestalt der Sklavin gegenwärtig war, nahm seine eigene Gestalt wieder an, und sprach zum König von Damaskus:

„O König, der du, dem Sultan von Aegypten zu gefallen, alles angewendet hast, mich zu verderben, wisse, daß man nie ungerechten Verfolgungen die Hand bieten muß, und danke Gott, daß ich meine Rache auf die Bestrafung dieses elenden Weibes beschränke, welches mich verrathen."

Indem er dieses sagte, verschwand der Scheich, und ließ den König von Damaskus und alle Zeugen dieser wunderbaren Begebenheit, im größten Erstaunen zurück.

„Dieses ist, Herr, die Geschichte des Scheichs Schahabeddin," fuhr der erste Wesyr des Kaisers von Persien fort; „Euer Majestät ersieht daraus, daß die Männer nicht genug auf ihrer Hut sein können gegen die Frauen. Bevor du den Prinzen Nurgehan hinrichten lässest, erlaube uns, ihn zu befragen. Vielleicht wird er uns seine Unschuld zu erkennen geben." — „Wohlan, es sei," sagte der König, „ich willige ein, den Tod meines Sohnes bis morgen aufzuschieben."

Während die Wesyre den Prinzen besuchten, der im Gefängnisse war, stieg der Kaiser zu Pferde, und ritt aus der Stadt, um sich auf der Jagd zu zerstreuen.

Am Abend, bei seiner Heimkehr, speiste er mit der Sultanin Chansade zusammen. Nach der Mahlzeit sprach sie zu ihm: „Ich fürchte, Herr, daß es dich gereuen wird, die Bestrafung des Prinzen aufgeschoben zu haben. „Der Mensch," sagt der Koran, „hat zwei Arten von

Feinden, die er liebt, seine Kinder und seine Güter.“ Ja euer Sohn ist euer Feind, weil er den Gedanken des abscheulichen Verbrechens fassen konnte, welches er begehen wollte. Säumet nicht, ihn zu bestrafen. Höret nicht mehr auf die Zärtlichkeit und das Mitleid, welche bei euch für ihn sprechen. Sein böser Hang muß die Stimme des Blutes in euch ersticken; seid nicht so schwach, euch an die Weisungen aller Leute zu kehren; denn es ist eine Thorheit, auf jeden Rath zu hören, wie dies die Fabel von dem Gärtner und seinem Sohne so gut beweiset. Vielleicht ist sie euch unbekannt. Euer Majestät erlaube mir, sie zu erzählen:

Der Gärtner, sein Sohn und der Esel.

Fabel.

Eines Tages ging ein alter Gärtner zu Fuße neben seinem Sohne, der auf einem Esel ritt, und begab sich nach seinem Garten; einige Leute, die ihm begegneten, riefen aus: „Sehet doch diesen alten Narren, der so thöricht ist, zu Fuße zu gehen, während sein Sohn sich auf dem Esel spreizt.“

Der folgsame Greis ließ seinen Sohn absteigen, und nahm dessen Platz ein.

Kurze Zeit darnach gingen andere Leute vorüber, und sagten: „Dieser Mensch hat ohne Zweifel den Verstand verloren: welchen Grund kann er haben, allein auf seinem Esel zu sitzen?“

Der Gärtner nahm seinen Sohn hinter sich auf dem Esel.

„Welche Ungeschicklichkeit,“ riefen weiterhin einige

Vorübergehende aus, „diesen jungen Menschen hinter dem Greise sitzen zu sehen!“

Der Vater und der Sohn hatten kaum die Plätze gewechselt, als sie wieder andern Leuten begneten, welche ausriefen: „Dieser Mensch muß sehr unverschämt sein, diesen Jüngling so vor sich her zu führen.“ So daß der arme Gärtner thun mochte, was er wollte, er konnte nimmer eine Stellung finden, welche aller Welt zu Danke gewesen wäre.

„Ihr seht also, Herr,“ fuhr Chansade fort, „daß niemand dem Urtheile Andrer entgehen kann, und daß es eine Thorheit ist, sich nach jedem Rathe richten zu wollen. Folget eurem ersten Antriebe, und bestrafet einen undankbaren und frevelhaften Sohn.“

Am folgenden Morgen bestieg der Kaiser von Persien den Thron, ließ den Scharfrichter kommen, und befahl ihm, den Prinzen Nurgehan zu tödten.

Da trat der zweite Wesyr hervor, und sprach: „Großer König! hüte dich wohl, dich eines Verbrechens schuldig zu machen, indem du den Anklagen der Sultanin traueſt. Du weißt wohl, wie vieler Täuschungen die Frauen sich schuldig gemacht haben; man erzählt mehr davon, als Sterne am Himmel stehen, oder Wassertropfen im Meere sind: Euer Majestät erlaube mir, unter andern nur die Geschichte von dem Papagei zu erzählen.“

Der Sultan willigte ein, seinen Wesyr anzuhören, welcher also begann:

Geschichte
des Ehemanns und des Papageies.

Ein guter Mann hatte eine schöne Frau, welche er leidenschaftlich liebte, daß er sie so wenig als möglich aus

den Augen ließ. Eines Tages, da dringende Geschäfte ihn nöthigten, von ihr sich zu entfernen, ging er an einen Ort, wo man allerlei Vögel feil hatte: er kaufte hier einen Papagei, der nicht allein sehr gut sprach, sondern auch die Gabe hatte, alles wieder zu erzählen, was in seiner Gegenwart vorgegangen war. Er brachte ihn in einem Käfig nach Hause, und bat seine Frau, ihn in ihr Zimmer zu setzen, und für ihn zu sorgen, während der Reise, welche er machen mußte. Darauf reiste er ab.

Bei seiner Heimkehr ermangelte er nicht, den Papagei über das zu befragen, was während seiner Abwesenheit vorgegangen war; und der Vogel machte ihm darüber Dinge kund, welche ihn veranlaßten, seiner Frau große Vorwürfe zu machen. Sie wähnte, daß eine ihrer Sklavinnen sie verrathen hätte; alle schwuren aber, daß sie treu gewesen wären; sie kamen also darin überein, daß es der Papagei gewesen, welcher diesen übeln Bericht gemacht hätte. —

Erfüllt von diesem Gedanken, sann die Frau auf Mittel, den Verdacht ihres Mannes zu vernichten, und zugleich sich an dem Papagei zu rächen. Sie fand es bald. Als ihr Mann abermals auf einen Tag verreist war, befahl sie einer Sklavin, während der Nacht unter dem Käfig des Papagei's eine Handmühle zu drehen; einer andern befahl sie, Wasser, wie im Regen, auf den Käfig herab zu gießen; und einer dritten, einen Spiegel zu nehmen und ihn im Widerschein eines Lichtes vor den Augen des Papagei's hin und her zu drehen. Die Sklavinnen verwandten einen großen Theil der Nacht, zu vollbringen, was ihre Herrin ihnen geboten hatte, und richteten es sehr geschickt aus.

Am folgenden Tag, als der Mann zurückkam, befragte er wieder den Papagei darüber, was sich unterdeß bei ihm zugetragen hatte. Der Vogel antwortete: „Mein guter Herr, die Blitze, der Donner und der Regen haben

mich dermaßen diese Nacht beunruhigt, daß ich dir gar nicht sagen kann, was ich ausgestanden habe."

Der Mann, welcher wohl wußte, daß es in dieser Nacht weder gedonnert noch geregnet hatte, war nun überzeugt, daß der Papagei, der hierin nicht die Wahrheit sagte, sie ihm auch nicht im Betreff seiner Frau gesagt hätte. Aus Aerger darüber, riß er ihn aus seinem Käfig, und warf ihn so wüthend gegen den Boden, daß er ihn tödtete. Gleichwohl vernahm er in der Folge von seinen Nachbaren, daß der Papagei ihn nicht belogen, was er ihm von der Aufführung seiner Frau erzählt hatte; wehalb es ihn gereuete, ihn getödtet zu haben . . .

„Ihr ersehet hieraus, Herr," fuhr der Wesyr fort, „wie schlau die Frauen sind. Lasset den Prinzen Nurgehan nicht eher umbringen, als bis sein Lehrer sich wiedergefunden hat; denn es ist gewiß etwas Außerordentliches in dieser Sache verborgen: und welches Verbrechen würdet ihr begehen, wenn ihr unschuldiges Blut vergösset!"

Der Kaiser von Persien war gerührt durch die Vorstellung seines Wesyrs, ließ seinen Sohn ins Gefängniß zurückführen, und verließ den Palast.

Am Abend bei seiner Heimkehr speiste er mit der Sultanin, welche nach der Mahlzeit zu ihm sprach: „Ihr habt den Prinzen Nurgehan noch nicht tödten lassen, und hört auf die unvorsichtige Zärtlichkeit, welche ihr für ihn habt. Denket lieber an die Fabel, welche ich gestern Euer Majestät erzählte, und nehmt sie euch zu Herzen, wie der Sultan Mahmud that, dessen Geschichte ich euch erzählen will."

Der Sultan Mahmud und sein Wesyr.

Gleichniß.

Ein Derwisch kam eines Tags zu Chas-Ayas, dem Wesyr des Sultans Mahmud[39]), und bat denselben, ihm ein Gehalt bei diesem Fürsten auszuwirken.

„Ihr sollt es erhalten, antwortete der Wesyr, „aber unter der Bedingung, daß ihr dem König versprechet, mich die Sprache der Vögel zu lehren." Der Derwisch verstand sich zu diesem Betruge, und der Sultan bewilligte ihm ein Gehalt von zehn Goldstücken täglich.

Einige Zeit darnach, als der Sultan mit seinem Wesyr auf der Jagd war, sprach er zu ihm: „Chas-Ayas, hast du schon von dem Derwisch etwas gelernt? ich möchte wohl wissen, was die beiden Eulen dort auf den beiden Bäumen einander zu sagen haben. Höre ihnen zu, und berichte mir ihre Unterhaltung."

Der Wesyr nahte sich den Bäumen, und stellte sich eine zeitlang, als wenn er den Eulen ein aufmerksames Ohr liehe; dann kam er wieder zu seinem Herrn und sagte zu ihm: „Herr, ich habe einen Theil ihres Gesprächs vernommen, aber erlasset mir, es euch mitzutheilen." — „Und warum scheuest du dich, es mir zu sagen?" rief der Sultan. „Herr," antwortete Chas-Ayas, „weil diese beiden Vögel sich von Euer Majestät unterhielten." — „Und welchen Theil kann ich an ihrem Gespräche haben?" erwiderte Mahmud; „ich will durchaus, daß du mir nichts verhehlest, und befehle dir, mir Wort für Wort alles zu sagen, was du vernommen hast." —

„So will ich euch denn gehorchen, Herr," antwortete der Wesyr. „Eine der beiden Eulen hat einen Sohn, und die andere eine Tochter, die wollen sie mit einander

verheirathen. Der Vater des Sohnes sagte zu dem Vater der Tochter: „Bruder, ich willige in diese Heirath, unter der Bedingung, daß du deiner Tochter fünfhundert verwüstete Dörfer mitgibst.“ — „He,“ antwortete sogleich der Vater der Tochter, „du forderst nicht mehr als das? ich will dir wohl tausend anstatt der fünfhundert geben, wenn du es verlangst. Gott gebe dem Sultan Mahmud glückliches und langes Leben! so lange er König von Persien ist, wird es uns daran nicht fehlen.“

Der Sultan verstand wohl das sinnreiche Gleichniß seines Wesyrs, und er nahm es sich zu Herzen. Er beschäftigte sich sogleich damit, die zerstörten Städte wieder aufbauen zu lassen, und dachte fortan nur daran, seine Völker glücklich zu machen; und seitdem begann man den Namen und die Tugenden dieses großen Fürsten zu preisen, wie man noch heute ihn preiset.“

Als die Königin Chansade dieses Gleichniß erzählt hatte, drängte sie den Sultan von neuem, den Prinzen hinrichten zu lassen. Er versprach ihr, daß am nächsten Morgen ihre Rache befriedigt werden sollte.

Am folgenden Tage trat Sindbad mit wüthiger Gebehrde in den Thronsaal und sprach zu dem Scharfrichter: „Man führe sogleich meinen Sohn hierher, und schlage ihm ohne Aufschub den Kopf ab.“ —

„O König der Welt!“ rief da der dritte Wesyr aus, indem er sich am Fuße des Thrones niederwarf, „alle eure Wesyre, eure treuen Sklaven, beschwören euch, die Bestrafung des Prinzen noch zu verschieben, bis daß ihr die Geschichte des Brachmanen Padmanaba gehört habt. Euer Majestät könnte sich wohl noch besinnen, wenn sie dieselbe mit Aufmerksamkeit anhörte.“ — „Ich bewillige, daß du sie mir erzählest,“ antwortete der König, „aber darnach werde ich meinen Sohn doch hinrichten lassen.“

Geschichte
des Brachmanen Padmanaba und des jungen Fikaï.

„Herr," fuhr der dritte Wesyr fort, „es war einmal in der Stadt Damaskus ein Fikáa-Verkäufer[40]), der hatte einen Sohn von fünfzehn bis sechzehn Jahren, welcher sich Hassa nannte, und für ein Wunder gelten konnte. Der Jüngling war von Angesicht wie der Mond, an Wuchs wie die Cypresse, von heiterem Gemüth und anmuthigem Geiste. Wenn er sang, so entzückte er alle Welt durch die Süßigkeit der Stimme; und wenn er die Laute spielte, so war er im Stande, einen Todten zu erwecken.

Diese Gaben waren nicht ohne Nutzen für seinem Vater, der sich gewissermaßen das Vergnügen, welches sein Sohn gewährte, mit bezahlen ließ, und seinen Fikáa sehr theuer verkaufte. Das Maaß, welches anderswo nur einen Mangir[41]) galt, verkaufte er für einen Aktscha. Aber er durfte getrost sein Getränk vertheuern: da man in seine Schenkstube mehr um seinen Sohn zu sehen ging, so war der Zulauf nicht minder groß. Man nannte sogar sein Haus Tchesméy Aby Hhayat, das heißt, die Quelle der Jugend, wegen des Vergnügens, welches die Greise darin fanden.

Eines Tages, als der junge Fikaï sang und die Laute spielte, zum großen Behagen aller, die sich in der Schenke befanden, trat der berühmte Brachmane Padmanaba herein, um sich zu erfrischen. Er bewunderte nicht minder den Hassan; und als er sich mit ihm unterhielt, wurde er ganz bezaubert von seinem Gespräch. Er kam nicht allein den folgenden Tag wieder in die Schenke, sondern verließ sogar seine Geschäfte, um alle

Tage dahin zu gehen: und anstatt, daß die andern nur einen Aktscha bezahlten, gab er eine Zeckine.

Schon lange Zeit dauerte dies so fort, da sprach der junge Fikaï zu seinem Vater: „Es kömmt jeden Tag ein Mensch hieher, welcher das Ansehen eines vornehmen Mannes hat; es macht ihm so viel Vergnügen mit mir zu sprechen, daß er mich alle Augenblicke ruft, um mir irgend eine Frage zu thun, und wenn er weggeht, gibt er mir eine Zeckine." — „Ho, ho!" antwortete der Vater, „dahinter steckt ein Geheimniß: die Absichten dieses vornehmen Mannes sind vielleicht nicht die besten. Manchmal sind die Weltweisen, trotz ihrer ernsthaften Miene, sehr lasterhaft. Wenn du ihn morgen wiedersiehst, so sage ihm, daß ich ihn kennen zu lernen wünsche, daß ihn heraufsteigen in mein Zimmer, ich will ihn ausforschen: ich habe Erfahrung, und werde mitten durch alle seine Reden erkennen, ob er eben so weise ist, als er scheinen will."

Am folgenden Tage that Hassan, was sein Vater verlangte: er nöthigte den Padmanaba hinauf zu steigen in sein Zimmer, wo ein köstliches Frühstück bereitet war. Der Fikáa-Verkäufer erwies den Brachmanen alle erdenkliche Ehre, welcher sie so höflich aufnahm und so viel Weisheit in seiner Unterhaltung zeigte, daß nicht mehr zu zweifeln war, daß er ein sehr tugendhafter Mann wäre. Nach dem Mahle fragte ihn der Vater des jungen Hassan, aus welchem Lande er wäre und wo er wohnte; und sobald er vernahm, daß er ein Fremder war, sagte er zu ihm: „Wenn ihr bei uns wohnen wollt, so will ich euch eine Wohnung in meinem Hause geben." — „Ich nehme das Erbieten an, welches ihr macht," antwortete Padmanaba, „weil es ein Paradies auf dieser Welt ist, bei lieben Freunden zu wohnen."

Der Brachmane nahm also seine Wohnung bei dem Fikáa-Verkäufer. Er machte ihm ansehnliche Geschenke, und empfand bald für Hassan eine so große Zuneigung,

daß er eines Tages also zu ihm sprach: „O mein Sohn! ich muß dir mein Herz öffnen: ich finde, daß dein Geist der geheimen Wissenschaften fähig ist: es ist wahr, daß dein Gemüth ein wenig zu aufgeweckt ist; aber ich bin überzeugt, daß du dich noch ändern, und in der Folge all den Ernst, oder vielmehr all den Tiefsinn haben wirst, welcher den Weisen und den Geheimnissen geziemt, in welche ich dich einweihen will. Ich habe die Absicht, dein Glück zu machen, und wenn du mich außerhalb der Stadt begleiten willst, so will ich dir heute noch Schätze zeigen, in deren Besitz ich dich zu setzen gedenke." —

„Herr," antwortete Hassan, „ihr wisset, daß ich von meinem Vater abhänge; ich kann ohne seine Erlaubniß nicht mit euch gehen." Der Brachmane sprach deshalb mit seinem Vater, welcher, überzeugt von der guten Gesinnung des Weisen, ihm erlaubte, seinen Sohn mit sich zu nehmen, wohin es ihm gefiele.

Padmanaba ging also mit Hassan aus der Stadt Damaskus; sie erreichten ein altes Gebäude, auf welches sie ihren Weg richteten, und fanden dort einen Brunnen, der bis an den Rand voll Wasser stand. „Bemerke wohl diesen Brunnen," sprach da der Brachmane, „die Reichthümer, welche ich dir bestimme, sind da drinnen." — „Desto schlimmer," antwortete lächelnd der Jüngling. „Ei, wie könnte ich sie aus diesem Abgrunde heraufziehen?" — „O mein Sohn!" erwiderte Padmanaba, es wundert mich nicht, daß solches dir so schwer scheint: nicht alle Menschen haben die besondere Gabe, die ich habe; nur diejenigen, welche Gott an den Wundern seiner Allmacht will theilnehmen lassen, haben die Gewalt, die Elemente zu beherrschen und die Ordnung der Natur zu stören."

Zu gleicher Zeit schrieb er auf ein Papier einige Buchstaben im Sanskrit, welches die Sprache der Magier in Indien, Siam und China ist. Hierauf that er nichts weiter, als das Papier in den Brunnen werfen:

und alsogleich senkte sich das Wasser und versiegte, so daß nichts mehr davon zu sehen war. Nun stiegen sie beide in den Brunnen, in welchem sich eine Treppe zeigte, die sie bis auf den Grund führte.

Hier fanden sie eine Thür von Kupfer, verschlossen mit einem großen Vorlegeschlosse von Stahl. Der Brachmane schrieb ein Gebet auf, berührte damit das Schloß, welches auf der Stelle sich öffnete. Sie stießen die Thür auf, und traten in ein Gewölbe, in welchem sie einen der schwärzesten Mooren erblickten: er stand aufrecht, und hatte die eine Hand auf einen großen Stein von weißem Marmor gestützt. „Wenn wir uns ihm nähern," sprach der junge Fikaï, „so wird er uns diesen Stein an den Kopf werfen." In der That, sobald der Moor sah, daß sie heran kamen, hob er den ungeheuren Stein vom Boden auf, als wenn er sie damit werfen wollte; Padmanaba sprach aber schleunigst ein kurzes Gebet, und blies ihn an: der Moor konnte der Gewalt der Worte und des Hauches nicht wiederstehen, und fiel rücklings nieder.

Sie gingen nun ohne Hinderniß durch das Gewölbe, und kamen auf einen Hof von weitem Umfange: in der Mitte desselben stand ein Dom von Krystall, dessen Eingang durch zwei Drachen bewacht war, die einander gegenüber standen und deren offene Rachen Flammenwirbel ausspieen. Hassan erschrack davor, und rief aus: „Gehen wir nicht fürder; die furchtbaren Drachen werden uns verbrennen." — „Fürchte nichts, mein Sohn," sagte der Brachmane; „habe mehr Zutrauen zu mir und sei dreister. Die hohe Weisheit, zu welcher ich dich will gelangen lassen, erfordert Festigkeit; diese Ungeheuer, die dich erschrecken, werden auf meinen Zuruf verschwinden. Ich habe die Macht, den Geistern zu gebieten und alle Bezauberungen zu vernichten." Hierauf sprach er nur einige kabalistische Worte aus, und sogleich krochen die Drachen in ihre Löcher zurück.

Nun öffnete die Thür des Domes sich plötzlich von

selber. Padmanaba und der junge Fikâï traten hinein, und die Augen des letzten wurden angenehm überrascht, als er in einem andern Hofe einen neuen Dom von Rubin erblickte, auf dessen Gipfel ein Karfunkel von sechs Fuß im Durchmesser stand, welcher durch sein Licht das er überall verbreitete, diesem unterirdischen Orte als Sonne diente.

Dieser Dom war nicht, wie der erste von schreckbaren Ungeheuern bewacht. Im Gegentheil sechs reizende Standbilder, jedes aus einem einzigen Diamant gemacht, erscheinen am Eingange und stellten sechs schöne Frauen dar, welche das Tamburin spielten. Die Pforte, aus einem einzigen Smaragd gehauen, stand offen, und ließ in einen prächtigen Saal schauen. Hassan konnte nicht müde werden alles zu betrachten, was sich seinen Blicken darbot.

Nachdem er die Standbilder und den Dom von außen wohl beschaut hatte, ließ Padmanaba ihn in den Saal treten, dessen Boden von gediegenem Golde war, und die Decke von Porphyr, überall mit Perlen besäet. Hier nun beschäftigten tausend mannigfaltige Gegenstände einer immer auffallender als der andere, die gierigen Blicke des Jünglings.

Der Weise ließ ihn hierauf in ein großes viereckiges Zimmer treten: da lag in einem Winkel ein großer Haufe Goldes, in dem andern ein Haufe Rubinen von äußerster Schönheit; in dem dritten ein silberner Krug und in dem vierten ein Haufe schwarzer Erde.

In der Mitte des Zimmers erhub sich ein prächtiger Thron, und auf demselben stand ein silberner Sarg, in welchem ein König lag, mit einer goldenen mit dicken Perlen geschmückte Krone auf dem Haupte. Vorn an dem Sarge sah man eine breite Goldplatte, auf welcher man folgende Inschrift las, in hieroglyphisch-kabalistischen Schriftzügen, deren sich die alten Aegyptischen Priester bedienten:

„Die Menschen schlafen, so lange sie leben: sie erwachen nur in der Stunde des Todes. Was frommt es mir gegenwärtig, ein großes Reich und alle die Schätze, die hier sind, besessen zu haben? nichts währet so kurz, als die Glückseligkeit, und alle menschliche Macht ist nur Schwäche. O thörichter Sterblicher! so lange du in der schwankenden Wiege des Lebens bist, so rühme dich nicht deines Glückes: gedenke der Zeiten, in welchen die Pharaonen herrschten. Sie sind nicht mehr, und bald wirst auch du aufhören zu sein, wie sie."

„Was für ein Fürst liegt in diesem Sarge?" fragte Hassan. — „Es ist einer eurer alten Könige von Aegypten," antwortete der Brachmane, „er ist es, der dieses unterirdische Gewölbe und diesen reichen Dom von Rubinen hat bauen lassen." — „Mich verwundert, was du mir sagst," fuhr der Jüngling fort. „Aus welchem Eigensinne hat dieser König unter der Erde ein Werk erbauen lassen, das alle Schätze der Welt erschöpft zu haben scheint? Alle andere Fürsten, welche der Nachwelt Denkmale ihrer Größe hinterlassen wollen, stellen sie ans Licht, anstatt sie den Augen der Menschen zu verbergen" — „Du hast Recht," erwiderte der Brachmane, „aber dieser König war ein großer Kabalist; er entzog sich oft seinem ganzen Hofe, und begab sich an diesen Ort, um Entdeckungen in der Natur zu machen. Er war im Besitze mehrerer Geheimnisse, unter andern auch in dem des Steins der Weisen, wie man an allen den Reichthümern sehen kann, die hier sind, und welche aus diesem Haufen schwarzer Erde hervorgebracht sind, die du in diesem Winkel siehst." — „Ist es möglich," rief der junge Fikaï aus, „daß diese schwarze Erde das alles hervorgebracht hat?" — „Zweifle keineswegs daran," antwortete der Brachmane; „und um es dir zu beweisen, so will

ich dir zwei Türkische Verse vorsagen, welche das ganze Geheimniß des Steines der Weisen in sich schließen:

Wirgil Arus garby Schachsadey Chitaya
Bir Tifl ola bunlardan sulthan Chob ruyan.

Das heißt buchstäblich: „Vermähle der Braut des Occidents den Sohn des Königs von Orient; ein Kind wird von ihnen geboren, welches der Sultan der schönen Angesichter ist.“ Ich will dir den mystischen Sinn davon sagen: „Laß durch die Feuchtigkeit die trockene Adamische Erde, die aus dem Orient kömmt, auflösen: aus dieser Durchdringung erzeugt sich der philosophische Mercurius, welcher allmächtig ist in der Natur, und die Sonne und den Mond erzeugt; und wenn er den Thron besteigt, so verwandelt er Kiesel in Diamanten und andere Edelsteine.“ Der silberne Krug, der in einem Winkel dieses Zimmers steht, enthält das Wasser, oder die Feuchtigkeit, deren man sich bedient, um die trockene Erde zu durchdringen und sie in den Zustand zu setzen, worin sie sich hier befindet. Wenn du von diesem Haufen nur eine Hand voll nimmst, so kannst du, wenn du willst, alle Erze Aegyptens in Silber oder Gold, und alle Steine der Häuser in Diamanten und Rubinen verwandeln.“

„Man muß gestehen,“ sagte Hassan, „daß dies eine wunderbare Erde ist; jetzt verwundere ich mich nicht mehr, so viel Reichthümer hier zu sehen.“ — „Sie ist noch viel wunderbarer, als ich dir sage,“ fuhr der Brachmane fort; „sie heilet Krankheiten aller Art: wenn ein Kranker schon ausgestreckt daliegt, um den Geist aufzugeben, und nur ein Körnlein davon einnimmt, so fühlt er sogleich seine Kräfte wiederkehren, und erhebt sich auf der Stelle in voller Kraft und Gesundheit. Sie hat aber noch eine andere Eigenschaft, welche ich allen übrigen vorziehe: wer sich mit ihrem Safte die Augen reibt, sieht die Geister der Luft und die Dämonen, und hat die Macht, ihnen zu gebieten.“

„Nach allem, was ich dir gesagt habe, mein Sohn," fuhr der Weise fort, „kannst du ermessen, welche Schätze dir zugedacht sind." — „Sie sind ohne Zweifel unschätzbar," sagte der Jüngling; „aber bis du mich in den Besitz derselben setzest, darf ich nicht etwas davon mit mir nehmen, um meinem Vater zu zeigen, wie glücklich wir sind, einen solchen Freund zu haben, wie du bist?" — „Ja du kannst es," antwortete Padmanaba; „nimm alles was du willst." Hassan benutzte die Gelegenheit, belud sich mit Gold und Rubinen, und folgte dem Brachmanen, welcher das Zimmer mit dem Sarge des Königs von Aegypten verließ.

Sie gingen zurück durch den schönen Saal, die beiden Höfe und das Gewölbe, wo sie den Mohren noch umgestürzt fanden, sie zogen die kupferne Thür hinter sich zu, und sogleich sprang das stählerne Schloß von selber zu. Dann stiegen sie die Treppe hinauf, und sobald sie aus dem Brunnen waren, füllte er sich wieder mit Wasser, und erschien wie zuvor.

Der Brachmane bemerkte, daß der Jüngling über die plötzliche Wiederkehr des Wassers erstaunt war, und fragte ihn: „Woher kömmt dieses Erstaunen, daß du bezeigst? Hast du nie vom Talisman [42]) reden gehört?" — „Nein," antwortete der junge Fikaï, „und ich möchte gern von euch vernehmen, was es ist." — „Ich will es dir nicht bloß sagen," fuhr Padmanaba fort, „sondern dich selbst eines Tages lehren, einen solchen zu machen. Es giebt zwei Arten von Talismanen, den kabalistischen und den astrologischen. Der erste, welcher die höchste Art ist, thut seine wunderbaren Wirkungen vermittelst der Buchstaben, Worte und Gebete; und der zweite wirkt durch die Beziehung, in welcher die Planeten zu den Metallen stehen. Es ist die erste Art der Talismane, deren ich mich bediene: sie ist mir im Traume durch den großen Gott Wischnu [43]) offenbart, dem Herrn aller Pagoden der Welt."

„Wisse mein Sohn," fuhr der Weise fort, „daß die Buchstaben in Beziehung zu den Engeln stehn: daß es keinen Buchstaben giebt, der nicht durch einen Engel beherrscht wird. Und wenn du mich fragst, was ein Engel ist, so antworte ich dir: es ist ein Strahl oder ein Ausfluß der Allmacht und der Eigenschaften Gottes. Die Engel, welche in der übersinnlichen Welt wohnen, beherrschen diejenigen der Himmelswelt, und diese wieder die unserer Erdenwelt. Die Buchstaben bilden Worte, die Worte fügen sich zu Gebeten, und es sind die durch die Buchstaben vorgestellten und in den geschriebenen oder ausgesprochenen Gebeten versammelten Engel, die diese Wunder wirken, welche die gewöhnlichen Menschen in Erstaunen setzen."

Während Padmanaba also zu dem Jünglinge sprach, kehrten beide in die Stadt zurück. Sie kamen heim zu dem Fikáa-Verkäufer, der ganz bezaubert wurde, als sein Sohn ihm das Gold und die Edelsteine zeigte, womit er beladen war. Sie gaben ihre Fikáa-Schenke auf, und fingen an in Ueberfluß und Vergnügen zu leben.

Nun hatte Hassan eine Stiefmutter von geiziger und ehrsüchtiger Gemüthsart. Obgleich er Rubinen von unermeßlichem Werthe mitgebracht hatte, so fürchtete sie dennoch Geldmangel und eines Tages sprach sie zu ihm: „O mein Sohn, wenn wir fortfahren so zu leben, wie jetzo, so werden wir bald zu Grunde gehen." — „Seid unbesorgt deshalb, meine Mutter," erwiederte er ihr, „die Quelle unsers Reichthums ist noch nicht versiegt. Hättet ihr alle die Schätze gesehen, welche der großmüthige Padmanaba mir bestimmt, so würdet ihr nicht diese eitle Furcht haben. Das nächstemal, das er mich wieder zu dem Brunnen führt, werde ich euch eine Handvoll schwarzer Erde mitbringen, welche euch auf lange Zeit beruhigen wird." —

„Belade dich lieber mit Gold und Rubinen," begann die Stiefmutter wieder. „das liebe ich mehr, als

alle Erden der Welt. Aber Hassan," fügte sie hinzu, „es fällt mir ein: da Padmanaba dir alle diese Schätze geben will, warum lehrt er dich nicht alle die erforderlichen Gebete, um nach dem Orte hinabzusteigen, wo sie sich befinden? Wenn er plötzlich stürbe, so wären alle unsere Hoffnungen vereitelt. Uebrigens wissen wir auch nicht, ob er es nicht überdrüssig wird, bei uns zu wohnen. Vielleicht ist er schon im Begriff, uns zu verlassen und jemand anders seine Reichthümer mitzutheilen. Was mich betrifft, mein Kind, so bin ich der Meinung, daß du den Padmanaba dringend bittest, dich die Gebete zu lehren; und wenn du sie weißt, so wollen wir ihn tödten, damit er keinem andern das Geheimniß des Brunnens entdecke.

Der junge Fikaï war entsetzt über diese Rede: „O meine Mutter," rief er aus, „was waget ihr da anzutragen! Wie könnt ihr einen so schwarzen Anschlag fassen? Der Brachmane liebt uns; er überhäuft uns mit Wohlthaten, er verspricht mir Schätze, welche im Stande sind, die Habgier des größten Herrschers der Erde zu stillen; und zum Lohne für all diese Güte wollt ihr ihm das Leben nehmen! Nein, und wenn ich in meinen vorigen Zustand zurückkehren, und mein Lebelang Fikáa verkaufen sollte, so kann ich nicht die Hand bieten zu dem Tode eines Mannes, dem ich so viele Verpflichtungen habe." — „Du hast sehr gute Gesinnungen, mein Sohn," erwiederte die Stiefmutter; „aber man muß nur seinen eigenen Vortheil zu Rathe ziehen. Das Glück bietet uns eine Gelegenheit, uns für immer zu bereichern, drum wollen wir sie nicht entschlüpfen lassen. Dein Vater, der mehr Erfahrung hat, als du, gibt meinem Vorschlage Beifall, und du mußt ihn auch annehmen."

Hassan fuhr fort, großen Widerwillen gegen die Theilnahme an diesem grausamen Vorsatze zu bezeigen: gleichwohl, da er jung und leichtsinnig war, und seine Stiefmutter ihm so viel vorredete, war er schwach ge-

nug, nachzugeben. „Wohlan," sagte er, „ich will zu Padmanaba gehen, und ihn vermögen, mich die Gebete zu lehren."

In der That ging er auf der Stelle zu ihm, und bat ihn so dringend, ihn alles zu lehren, was man thun müßte, um in das unterirdische Gewölbe zu gelangen, daß der Brachmane, welcher diesen Jüngling aufs zärtlichste liebte, es ihm nicht versagen konnte. Er schrieb jedes Gebet auf ein Papier, und bemerkte genau den Ort, wo es gesprochen werden mußte, sammt allen übrigen kabalistischen Umständen, und gab sie dann dem Jüngling.

Sobald dieser die Gebete hatte, benachrichtigte er davon seinen Vater und seine Stiefmutter, die einen Tag bestimmten, an welchem sie alle drei zu den Schätzen gehen wollten. „Bei unserer Heimkehr," sagte die Stiefmutter, „wollen wir den Padmanaba tödten."

Der Tag kam, und sie verließen das Haus, ohne dem Brachmanen zu sagen, wohin sie gingen. Sie nahmen ihren Weg nach dem verfallenen Gebäude. Sobald sie dort angelangt waren, zog Hassan das Papier aus seiner Tasche, auf welches das erste Gebet geschrieben war; er hatte es nicht sobald in den Brunnen geworfen, als das Wasser verschwand. Sie stiegen die Treppe hinab, bis zu der kupfernen Thüre. Der Jüngling berührte mit einem anderen Gebete das stählerne Schloß, welches sich sogleich öffnete, und sie stießen die Thüre auf. Der Mohr, welcher wieder aufrecht stand, im Begriff, seinen weißen Marmorstein zu schleudern, verursachte dem Fikäa-Verkäufer und seiner Frau einigen Schreck; aber Hussan sprach schleunig das dritte Gebet, blies ihn an, und der Mohr fiel zu Boden. Kurz, sie gehen durch das Gewölbe in den Hof mit dem Dome von Krystall; der Jüngling zwingt die Drachen, in ihre Löcher zurückzukriechen. Dann traten sie in den zweiten Hof; sie gehen dnrch den Saal, und gelangen endlich in das Zimmer,

wo die Rubinen, das Gold, der silberne Krug und die schwarze Erde sind.

Die Stiefmutter gab wenig Achtung auf den Sarg des Königs von Aegypten, und hielt sich nicht dabei auf, die lehrreiche Inschrift desselben auf der goldenen Tafel zu lesen. Noch weniger würdigte sie den Haufen schwarzer Erde, welche ihr Stiefsohn ihr so sehr angepriesen hatte, eines Blickes. Sie warf sich gierig über die Rubinen her, und nahm davon eine so große Menge, daß sie kaum gehen konnte. Ihr Mann belud sich mit Gold, und Hassan begnügte sich, zwei Hände voll schwarzer Erde in seine Tasche zu stecken, in der Absicht, bei seiner Heimkehr Versuche damit anzustellen.

Hierauf verließen alle drei das Zimmer des Königs von Aegypten. Beschwert von der Last der Reichthümer, welche sie fortschleppten, gingen sie fröhlich durch den ersten Hof, als plötzlich drei furchtbare Ungeheuer erschienen, welche gerade auf sie losgingen. Der Fikáa Verkäufer und seine Frau von tödtlichem Schreck ergriffen, flüchteten sich zu Hassan, welcher nicht minder erschrocken war, als sie, da er kein Gebet hatte, diese Ungeheuer zu vertreiben. „Ha, undankbare und boshafte Stiefmutter!“ rief er aus, „ihr seid die Ursache unsers Verderbens. Padmanaba weiß ohne Zweifel, daß wir hierher gegangen sind; vielleicht hat er durch seine Wissenschaft sogar entdeckt, daß wir seinen Tod beschlossen haben: und um uns für unsere Undankbarkeit zu bestrafen, sendet er uns diese Ungeheuer, uns zu verschlingen.“

Kaum hatte er diese Worte geendigt, als sie in der Luft die Stimme des Brachmanen vernahmen, welcher ihnen zurief: „Ihr seid alle drei Elende, und meiner Freundschaft unwürdig; ihr hättet mir das Leben geraubt, wenn der große Gott Wischnu mich nicht von euerm bösen Anschlage unterrichtet hätte. Ihr sollt meine gerechte Rache erfahren; du Weib, weil du den Anschlag ersonnen hast, mich zu ermorden; und ihr andern beiden, weil ihr

so schwach gewesen seid, dem Rathe eines Weibes zu folgen, dessen Bosheit ihr verabscheuen mußtet."

Nach diesen Worten ließ sich die Stimme nicht mehr hören, und die drei Ungeheuer rissen den unglücklichen Hassan, seinen Vater und seine schuldige Stiefmutter in Stücken.

„Diese Geschichte lehrt euch, Herr," fügte der Wesyr hinzu, „daß ihr nicht auf die Königin hören sollt, welche euch verleitet, Nurgehan tödten zu lassen: „denn, wenn er unschuldig ist, so wird der Himmel euch als Mitschuldigen der Sultanin strafen, eben so, wie Padmanaba den Hassan und seinen Vater bestrafte, obwohl sie nichts weiter gethan hatten, als dem bösen Willen seiner Stiefmutter nachzugeben."

Der Kaiser von Persien war gerührt durch die Erzählung dieser Geschichte, und sprach: „Mein Sohn soll nicht eher sterben, als bis ich augenscheinliche Beweise seines Verbrechens habe."

Sindbad ging dann wieder auf die Jagd, sich zu erlustigen; und am Abend als er heimkam, sagte die Sultanin zu ihm: „Ihr habet also Nurgehan noch Frist gegeben?" — „Liebe Frau," antwortete der König, „ehe ich ihn tödten lasse, will ich versichert sein, daß er den Tod verdient." — „Wohlan, Herr," fuhr die Fürstin fort. „wenn ihr meinen Worten nicht Glauben beimessen wollt, wenn mein Zeugniß euch verdächtig ist, so glaubt doch dem Stillschweigen eures Sohnes, und der Flucht seines Lehrers. Warum hat Abumaschar sich vom Hofe entfernt? Ohne Zweifel hat er die Leidenschaft und die böse Gemüthsart des Prinzen entdeckt, und gefürchtet, daß man es ihm zum Vorwurfe machen werde, den Prinzen so schlecht erzogen zu haben? Wenn gegen einen Verbrecher keine Zeugen auftreten, soll er darum der Strenge der Gerechtigkeit entgehen? Nein, Herr! in Ermangelung

der Zeugen, muß er auf Anzeigen, und selbst auf bloßen Verdacht verurtheilt werden. Die Anzeigen dienen alsdann anstatt der Beweise. Davon will ich euch überzeugen, wenn ihr mir erlaubet, euch die Geschichte des Sultans Akschid zu erzählen." — „Ich bin bereit, euch anzuhören, Herrin," sagte der König. Und sogleich erzählte sie folgendermaßen:

Geschichte
des Sultans Akschid.

Als Akschid, Sultan von Aegypten, das äußerste Ziel des Alters erreicht hatte, und den letzten Tag seines Lebens herannahen fühlte, versammelte er seine drei Söhne und sprach zu ihnen: „Meine Kinder, ich werde bald mit meinen Werken vor dem Richterstuhle Gottes erscheinen; aber bevor der Engel des Todes mein Haupt auf mein Kissen hinstreckt, befehle ich euch, mein Leichenbegängniß zu halten. Ich will sehen, auf welche Weise ihr dasselbe anstellen werdet, wenn ich todt bin. Befriediget meine Neugier; gehet sogleich und befehlet in meinem Namen allen meinen Wesyren, daß sie eiligst alle Chane[44]) und die benachbarten oder mir zinspflichtigen Könige entbieten, sich zu dieser Feierlichkeit einzufinden. Kurz, lasset nichts daran fehlen, und begehet sie mit demselben Pomp, als wenn ich nicht mehr auf der Welt wäre."

Die drei Prinzen fingen über diese Rede an zu weinen, schickten sich jedoch an, dem Befehle des Königs, ihres Vaters, zu gehorchen.

Die Wesyre säumten nicht, alle nöthigen Befehle für dieses traurige Fest zu ertheilen, dessen Tag angesetzt wurde. Die Beys[45]) machten auch alle Anstalten, die

man von ihnen erwartete: so daß alles in Bereitschaft war, als dieser Tag erschien.

Der Palast war mit Trauerteppichen behangen. Auf dem Platze davor wurde die Leibwache, welche fünfzigtausend Mann zählte, in Schlachtordnung aufgestellt; und man vertheilte unter sie den Sold in goldenen Beuteln. Hierauf traten alle Bey's in das Zimmer des Sultans, der auf seinem Bette lag; sie nahmen ihn, und trugen ihn auf den Thron, vor welchem vier Weyre einen Sarg unter einen prächtigen Thronhimmel stellten, den vier Königssöhne emporhielten. Sechs Beys begannen nun, überall aus dem Palast genommene Erde, vermischt mit unzähligen Stückchen Taft von allen Farben auszustreuen. Sodann kamen drei Söhne des Sultans, und schmückten den Sarg mit einer ungeheuren Menge von Edelsteinen, und setzten auf denselben die Krone Akschids, die von großen Diamanten blendend strahlte.

Nach diesem nahmen vier Groß-Chane, das heißt, vier unumschränkte Tataren Fürsten, jeder einen Fuß des Sarges, und stützten ihn mit ihren Armen. Die Scheiche, oder Gelehrten, und die Derwische gingen vor dem Sarge her und sangen Psalmen. Die Sahiden[46]), oder Einsiedler, folgten ihnen, und einer von diesen, auf einer Kameel-Stute reitend, trug den Koran mit großer Ehrfurcht. Die Königssöhne, die Groß-Chane und ihre Söhne gingen an den Seiten des Sarges; und unmittelbar hinter demselben folgten zweihundert Tamburin-Spieler, welche, auf unbarmherzige Weise ihre Tamburine schlagend, Verse zum Ruhme des Königs sangen, dann plötzlich ihren Gesang unterbrachen, und alle zusammen aus vollem Halse schrieen: „O grausames Schicksal! O unglücklicher Tag! Der König, der gerechteste der Könige, der Eroberer der Reiche, der Vertilger der Feinde, und Ernährer der Freunde, ist todt!“ Nach diesem Geschrei warfen sie schwarzgefärbte Mandeln mit vollen Händen auf den Sarg.

Nach diesen Tamburin-Spielern erschienen funfzig Wesyre, in langen, schwarzen und blauen Trauerkleidern; und hinter ihnen kamen die Bey's, welche sämmtlich zerbrochene Bogen in der Hand trugen. Ihnen folgten zehntausend Pferde mit goldenen Sätteln und Zäumen und abgeschnittenen Schwänzen, geführt von zehntausend schwarzen, sämmtlich in blaue Säcke gekleideten Sklaven. Endlich beschlossen alle Mädchen des Harems, mit blau und schwarz beschmierten Gesichtern und zerstreueten Haaren, den Trauerzug, und erhuben ein gräuliches Geschrei und Geheul.

Bei diesem Schauspiele stieß Akschid einen tiefen Seufzer aus, und rief: „Ich habe mein Leichenbegängniß vor meinem Tode gesehen!"

Er befahl darauf, daß man ihm herabhülfe vom Throne und als er unten war, raffte er eine Handvoll von der Erde auf, welche die Bey's umhergestreut hatten, rieb sich dabei das Haupt und den Bart, und sprach: „Möge die Erde einen Menschen bedecken, wie ich bin, der während einer so langen Regierung nichts gethan hat, das die Nachwelt in Andenken bewahren kann."

Hierauf wandte er sich an seine Wesyre, und sagte: „Ich will Stiftungen machen; schreibet." Der Groß-Wesyr setzte sich in Bereitschaft, zu schreiben, und der Sultan sagte ihm folgende Worte in die Feder: „Erstens, ich bestimme eine Million zweihundert und zwanzigtausend Asper[47]), zur Erbauung eines Hospitals für Muselmänner, die von der großen Krätze befallen sind. Zweitens, ich gebe dieselbe Summe zur Erbauung eines Hofes, wo das Bogenschießen und Kugelspiel gelehrt wird. Drittens, befehle ich die Errichtung einer neuen Karawanserei[48]), versehen mit schwarzen Sklavinnen, zum Dienste der weißen Reisenden; und zu diesem Zwecke soll man jeden Tag aus meinem Schatze fünfhundert Dinare[49]) erheben. Viertens und letztens, befehle ich die Erbauung von Bädern, wohin sich verstoßene Ehefrauen

zurückziehen können, bis sie einen Hulla[50]) oder Mittelsmann gefunden haben: und dazu setze ich neunmal hunderttausend Asper aus."

Als der König diese frommen und milden Stiftungen gemacht hatte, ließ er sich die Bücher des Korans bringen und vorlesen; er schenkte dem Vorleser tausend Dinare; und die Blinden und Lahmen empfingen jeder hundert.

Hierauf wurde auch das Leichenmahl gehalten. Die Speisen wurden in goldenen Gefäßen aufgetragen, und zu allen, denen sie gereicht wurden, sagte man: „Das Gefäß ist auch für euch, es ist euch erlaubt, es mitzunehmen."

Nach dem Festmahle setzte Akschid noch alle Sklavinnen seines Palastes in Freiheit.

So war die Feierlichkeit, welche der Sultan anstellen ließ, und die man am folgenden Tage wiederholen mußte. Denn er erkrankte noch denselben Tag. Er legte sich, und da er seinen letzten Augenblick herannahen fühlte, berief er die drei Prinzen, seine Kinder, und sprach zu ihnen: „O meine Söhne, ich habe in einem Winkel meiner Kammer, vom Eingange links, ein Kästchen verborgen, welches die schönsten Edelsteine der Welt enthält: ich befehle euch, sie gleich unter euch zu theilen, wenn ich todt bin, und ihr meinem Begräbnisse die Ehre angethan habt, welche ihr ihm schuldig seid."

Der König starb. Aber der jüngste seiner Söhne, ungeduldig, dies Kästchen zu sehen, wovon er gehört hatte, ging sogleich allein in die Kammer, fand es, und wurde von der Schönheit der Edelsteine dermaßen geblendet, daß er beschloß, sie für sich allein zu behalten, und zu läugnen, daß er sie gefunden hätte.

Nach dem Leichenbegängnisse des Vaters liefen die beiden andern Prinzen, von derselben Neugier getrieben, wie ihr Bruder, ebenfalls nach der Kammer. Sie suchten nicht blos in dem Winkel zur Linken vom Eingange,

sondern überall, und waren sehr verwundert, daß all ihr Suchen vergeblich war, als der dritte Prinz dazu kam. „Nun, meine Brüder," fragte er sie, „sind die Edelsteine schön?" — „Du weißt es besser als wir," antwortete der älteste; „ich müßte mich sehr täuschen, wenn du sie nicht entwendet hättest." — „Ah, wahrhaftig," fuhr der jüngste fort, „ihr erzählt mir da ein allerliebstes Mährchen; ihr habt sie selber genommen, und klagt mich nun dessen an."

„Höret meine Brüder," unterbrach sie der dritte Prinz, „einer von uns muß sie durchaus entwendet haben, weil niemand außer uns die Freiheit hat, diese Kammer zu betreten. Wenn ihr mir folgen wollt, so lassen wir den Kadi holen, welcher für den feinsten und durchdringendsten Mann in Groß-Kahiro gilt: er wird uns ausforschen und vielleicht den Dieb entdecken."

Die beiden andern Prinzen stimmten bei, und ließen den Kadi holen. Dieser, nachdem er vernommen hatte, um was es sich handelte, sprach zu ihnen: „Meine Herren Prinzen, bevor ich ausspreche, wer von euch dreien die Edelsteine genommen hat, bitte ich euch, mit Aufmerksamkeit die Geschichte anzuhören, welche ich euch erzählen will. . . .

Scheherasade bemerkte den Tag, und verschob die Fortsetzung ihrer Erzählung auf morgen.

Funfzehnte Nacht.

Als in der folgenden Nacht Dinarsade ihre Schwester Scheherasade aufgeweckt hatte, fuhr diese, mit Erlaubniß des Sultans, folgendermaßen fort:

„Herr, der Kadi erzählte den drei Prinzen, bevor er sein Urtheil aussprach, folgende Geschichte:

„Es war einmal ein junger Mann, der ein junges Mädchen leidenschaftlich liebte, und von ihr wieder geliebt

wurde. Sie wünschten beide, daß eine glückliche Heirath sie vereinen möchte: aber die Eltern des Mädchens hatten andre Absichten mit ihr, sie versprachen sie mit einem andern Manne, und waren eben bereit, sie ihm zu überliefern, als sie ihrem Geliebten begegnete.

„Ihr wißt nicht, was vorgeht," sagte sie weinend zu ihm; „meine Eltern geben mich einem Manne, den ich niemals gesehen habe; ich muß auf die süße Hoffnung verzichten, die Eurige zu werden: welche harte Nothwendigkeit." — „Ach meine Königin," rief der verzweifelte Liebhaber aus, „meine Sultanin, was sagt ihr da? Ist es möglich, daß man euch meinen Wünschen entreißt? O Himmel! was soll aus mir werden?" Indem er diese Worte aussprach, kamen ihm die Thränen in die Augen.

Sie begannen beide, sich über ihr Unglück zu beklagen, und erweichten einander. Aber während der Liebhaber nur mit seinem Kummer beschäftigt war, dachte die gute Geliebte zugleich daran, seinen Kummer zu lindern. „Mäßiget diesen lebhaften Schmerz," sagte sie zu ihm; „ich verspreche euch, in meiner ersten Hochzeitnacht, bevor ich mich mit meinem Manne zu Bette lege, zu euch in eure Wohnung zu kommen." Dieses Versprechen tröstete ein wenig den Liebhaber, welcher diese Nacht mit großer Ungeduld erwartete.

Unterdessen machten die Eltern der Braut alle Anstalten zu der Hochzeit; und kurz, sie vermählten sie mit dem ihr bestimmten Manne.

Es war Nacht, und schon hatten sich die Neuvermählten in die Brautkammer zurückgezogen, und schickten sich an, sich zu Bett zu legen, als der Mann gewahrte, daß seine Frau bitterlich weinte. „Was habt ihr, liebe Frau?" fragte er sie, „und was ist die Ursache eurer Thränen? Wenn ihr Widerwillen hattet, euch mir hinzugeben, warum habt ihr mir es nicht eher kund gethan? Ich würde euch nie zur Heirath gezwungen haben."

Die Frau antwortete, daß sie keinen Widerwillen

gegen ihn hätte. „Wenn das ist, liebe Frau," fuhr er fort, „warum denn betrübt ihr euch so? saget es mir, ich beschwöre euch darum." Kurz, er drang so stark in sie, daß sie ihm gestand, sie hätte einen Geliebten; jedoch wäre weniger die Liebe zu ihm der Gegenstand ihres Kummers und ihrer Thränen, als die Unmöglichkeit, worin sie sich befände, ihr ihm gegebenes Wort zu halten.

Der Mann war ein gutmüthiger Mensch, und dabei von heiterer Laune; er bewunderte die Einfalt seiner Frau, und sagte zu ihr: „Liebe Frau, ich weiß euch euerer Freimüthigkeit so großen Dank, daß ich, anstatt euch Vorwürfe zu machen, dies unzeitige Versprechen gethan zu haben, euch vielmehr erlauben will, es zu erfüllen". — „Wie, Herr," unterbrach sie ihn, sehr überrascht, „ihr könnet einwilligen, daß ich meinen Geliebten zu besuchen ginge?" — „Ja, ich willige drein," erwiderte der Mann, „unter der Bedingung, daß ihr vor Tage wieder hier seid, und daß ihr mir gelobet, niemand wieder dergleichen Versprechen zu thun. Da ihr eurer Zusage so getreu seid, so glaube ich darauf rechnen zu können." Sie schwur ihm, wenn er so gefällig gegen sie wäre, ihr diesen Ausgang zu verstatten, sie ihm immerdar getreu sein würde, und es das letztemal sein sollte, daß sie mit ihrem Liebhaber spräche."

Im Vertrauen auf diesen Schwur ging der Mann selber hin und öffnete ihr leise die Thür nach der Straße, damit niemand vom Hausgesinde das Abenteuer erführe; und die Frau trat hinaus, noch in ihren Hochzeitkleidern, bedeckt mit einer großen Menge von Perlen und Diamanten.

Kaum hatte sie zwanzig Schritte gethan, als sie einem Räuber begegnete, der, als er im Mondschein die Edelsteine erblickte, womit sie geschmückt war, ganz entzückt vor Freuden ausrief: „Ha, welch ein Glück! O Schicksal, welchen Dank bin ich dir schuldig, daß du mir die Gelegenheit darbietest, auf einmal reich zu werden."

Mit diesen Worten näherte er sich der Frau, hält sie an, und schickt sich an, sie zu berauben. Aber indem er ihr ins Angesicht blickte, erschien sie ihm auf einmal so schön, daß er ganz verdutzt davon ward. „Was sehe ich?“ sagte er, „es ist keine Täuschung, die mich blendet; o Himmel! kann man auf einmal so viel Reichthümer und so viel Schönheit sehen? Welche Schätze! welche Reize! Ich weiß nicht, womit ich anfang'n soll. — Aber schöne Frau,“ fügte er hinzu, „darf ich meinen bezauberten Augen trauen? durch welchen Eigensinn des Schicksals wandelt eine so reizende und so reich gekleidete Frau um diese Stunde allein auf der Straße?“

Die Frau erzählte ihm unbefangen den Zusammenhang. Der Räuber hörte ihr mit Verwunderung zu. „Wie? schöne Frau,“ sagte er zu ihr; „euer Mann hat für euch diese Gefälligkeit, und um eure Thränen zu trocknen, hat er einem andern die köstlichste seiner Nächte abtreten wollen?“ — „Ja, Herr,“ antwortete sie. „In Wahrheit, schöne Frau,“ erwiderte der Räuber, „dieser Zug ist einzig. Ich bin davon bezaubert; und da ich auch liebe, ungewöhnliche Dinge zu thun, so will ich weder eure Juwelen, noch eure Ehre antasten; ich lasse euch euren Weg fortsetzen; ich will ein eben so außerordentlicher Räuber sein, als euer Mann ein außerordentlicher Ehemann ist: gehet und besuchet euren glücklichen Geliebten. Aber ich will euch dahin führen und euer Geleiter sein: denn ihr könntet auf einen minder bedenklichen Räuber stoßen als ich bin.“

Mit diesen Worten faßte er sie bei der Hand, und begleitete sie bis zum Hause des Geliebten; darauf sagte er ihr ein Lebewohl, und entfernte sich.

Sie klopft an die Thüre, man öffnet. Sie steigt hinauf in das Zimmer ihres Geliebten; er ist sehr erstaunt, sie zu sehen. „O mein Geliebter,“ sagte sie zu ihm, „ich komme mein euch gegebenes Wort zu halten: heute bin ich verheirathet worden.“ — „Und wie,“ ruft

der junge Mann aus, „wie habt ihr euch der glühenden Ungeduld eines Bräutigams entziehen können? Ihr müßtet, wie mich däucht, in diesem Augenblick in seinen Armen sein.“ Die Frau machte ihm hierauf ebenfalls einen offenherzigen Bericht von dem, was zwischen ihr und ihrem Manne vorgegangen war.

Der Geliebte war darüber nicht minder verwundert, als es der Räuber gewesen war. „Ist es möglich, Herrin,“ sagte er zu ihr, „daß euer Ehemann euch erlaubt hat, ein Versprechen zu erfüllen, welches ihn entehrt, und das ihm ein Kleinod raubt, von welchem seine Einbildungskraft sich die reizenste Vorstellung machen mußte.“ — „Ja, mein theurer Geliebter,“ fuhr die Frau fort, „er willigt ein, daß ich euer Verlangen erfülle, um mein Wort zu lösen; aber ihr seid nicht allein meinem Manne dieses Gut schuldig, das er euch überläßt, ihr verdankt es auch der Großmuth eines Räubers, dem ich auf dem Wege hierher begegnet bin.“ Zugleich erzählte sie ihm den Zwiesprach, welchen sie mit dem Räuber gehabt hatte. Die Verwunderung des Geliebten verdoppelte sich: „Darf ich glauben,“ sagte er, „was ich höre? Ein Bräutigam hat die Güte, einen solchen Schritt gut zu heißen; ein Räuber ist großmüthig genug, nicht die schönste Gelegenheit benutzen zu wollen, welche der Zufall ihm jemals darbieten kann. Dies Abenteuer ist ohne Zweifel neu, und verdient aufgeschrieben zu werden: alle kommende Jahrhunderte werden es bewundern; aber um die Bewunderung der Nachwelt noch zu vermehren, will ich hinter dem Räuber und dem Bräutigam nicht zurückbleiben; ich folge ihrem Beispiele. Also, schöne Frau, ich gebe euch euer Wort zurück, und erlaubet, wenn es euch gefällt, daß ich euch nach eurem Hause begleite.“

Indem er dieses sagte, gab er ihr die Hand, und führte sie bis an die Thür ihres Mannes, wo sie von einander schieden. Die Frau trat hinein, und der Geliebte kehrte heim.

„Saget mir nun, meine Prinzen," fuhr der Kadi von Kahiro fort, „wen von diesen dreien haltet ihr für den Großmüthigsten, den Mann, den Räuber, oder den Geliebten?"

Der älteste Prinz sagte, derjenige, den er am meisten bewunderte das wäre der Mann. Der zweite Prinz behauptete, der Liebhaber sei der bewundernswürdigste. „Und ihr, gnädiger Herr," fragte der Kadi den jungen Prinzen, der noch schwieg, „welcher Meinung seid ihr?" — „Mir scheint," antwortete dieser junge Prinz, „daß der Räuber der großmüthigste ist: ich begreife nicht, wie er den Reizen der Braut widerstehen, und vor allen, wie er sich enthalten konnte, sie zu berauben. Die Diamanten, mit welchen sie geschmückt war, mußten seine Habgier mächtig reizen, und es ist zu bewundern, wie er es vermochte, einen so großen Sieg über sich davon zu tragen." —

„Prinz," erwiederte ihm der Kadi, indem er ihn scharf anblickte, „ihr bewundert zu sehr die Gewalt, welche der Räuber über sich hatte, als daß ich euch nicht im Verdacht haben sollte, die Edelsteine eures seligen Vaters genommen zu haben: ihr habt euch selber verrathen. Bekennet es, gnädiger Herr, und laßt euch nicht von einer falschen Scham zurückhalten; seid ihr schwach genug gewesen, einem Antriebe der Habgier zu weichen, so könnt ihr jetzt eure Schwäche sühnen, indem ihr sie bekennet."

Der Prinz erröthete bei dieser Anrede, und bekannte die Wahrheit.

Die Sultanin von Persien erzählte diese Geschichte nicht ohne Wirkung: die boshaften Folgerungen, welche sie daraus zog, machten Sindbad schwankend; und sie bestimmte ihn vollends durch folgende Rede: „Herr, ihr seid eurem letzten Tage viel näher, als ihr wähnet: euer Sohn, dieser boshafte Sohn, dessen Leben eure Wehre

durch ihre gefährliche Beredsamkeit euch verlängern lassen, wird euch vielleicht morgen schon den Dolch ins Herz stoßen. Wehe mir!" fügte sie hinzu, „was soll aus mir werden, wenn ihr umkommet? Aber was frage ich, was aus mir werden soll? Mein Leben kümmert mich wenig: ich fürchte nur den Tod meines Königs, meines Gatten, den ich einzig liebe."

Indem sie dieses sagte, fing sie an zu weinen; und ihre Verstellung machte auf den Kaiser einen solchen lebhaften Eindruck, daß er ganz erweicht ausrief: „Trocknet eure Thränen, schöne Sultanin; ich will meinem Sohne nicht länger verzeihen; er ist nur zu schuldig, weil er euch in Thränen versetzt. Wir wollen uns jetzo zur Ruhe legen; und seid versichert, gleich morgen, sobald der weiße Widder den schwarzen bis in den äußersten Westen der Erde vertrieben hat[51]), werde ich unserm gemeinsamen Feinde das Haupt abschlagen lassen."

Der Kaiser stand am folgenden Morgen wirklich mit dem Vorsatze auf, der Königin Genugthuung zu gewähren; er setzte sich auf den Thron und befahl dem Scharfrichter, ihm den Prinzen vorzuführen.

Der neunte Wesyr ermangelte aber auch nicht, hervor zu treten, und um Nurgehans Leben zu bitten; der König aber legte ihm Stillschweigen auf, und sprach zornig zu ihm: „Wesyr, es ist vergeblich, daß du zu Gunsten meines Sohnes zu mir redest: sein Tod ist beschlossen."

Darauf hub der Wesyr ein zusammengefaltetes Papier empor, überreichte es dem Kaiser, und sprach zu ihm: „Euer Majestät geruhe, sich wenigstens dieses Papier vorlesen zu lassen, und zu vernehmen, was es enthält: darnach möge sie thun, was sie gut dünkt."

Sindbad nahm selber das Blatt, entfaltete es, und las folgende Worte:

„O weiser und immerdar beglückter König! ich habe die Sterndeutung zum besonderen Gegenstande meiner For-

schungen gemacht; ich habe dem Prinzen das Horoskop gestellt, und gefunden, daß er vierzig Tage lang in äußerster Gefahr schweben wird: hütet euch wohl, ihn tödten zu lassen, bevor diese verflossen sind."

Alle Wesyre vereinigten ihre Bitten mit dieser Warnung: „O König," sprachen sie, „um Gottes Willen, wartet, bis die vierzig Tage vorüber sind; es wird euch nicht gereuen, diese Geduld gehabt zu haben."

„Ja, ohne Zweifel;" setzte der neunte Wesyr hinzu, „und wenn der König es mir erlauben will, so will ich ihm eine Geschichte erzählen, welche einige Aehnlichkeit mit der Geschichte Nurgehans' hat; und Seine Majestät wird eingestehen, daß die Geduld alle Unfälle besiegt." — „Wohlan, Wesyr," sagte der König, „so erzähle uns denn diese Geschichte."

Darauf begann der neunte Wesyr folgendermaßen:

Sechzehnte Nacht.

Geschichte
des Prinzen von Karisme und der Prinzessin von Georgien.

Ein König von Karisme, welcher keine Kinder hatte, brachte unaufhörlich dem Himmel Gelübde und Opfer dar, um einen Erben zu erhalten. Der erhabene Gott nahm sein Opfer an, und schenkte ihm einen Sohn, schöner als der Tag. Er feierte dessen Geburt durch prächtige Feste; er ertheilte Einigen Statthaltereien, Andern Jahrgehalte; kurz, all seine Völker genossen seiner Freude.

Er vergaß auch nicht, alle Sterndeuter seines Reichs zu versammeln, und befahl ihnen, dem Prinzen das Horoskop zu stellen. Aber ihre Beobachtungen waren dem Könige nicht sehr angenehm; denn sie verkündigten ihm, daß sein Sohn bis zum Alter von dreißig Jahren von zahllosen Unfällen bedroht wäre, und daß Gott allein die Unfälle wüßte, welche ihm zustoßen sollten.

Diese Verkündigung verminderte sehr die Freude des Königs; er empfand einen lebhaften Schmerz darüber: gleichwohl, als wenn er gegen die Sterne ankämpfen wollte, ließ er seinen Sohn unter seinen Augen erziehen, und nahm alle erdenklichen Vorsichtsmaßregeln, ihn vor jedem Unfall zu bewahren; und es gelang ihm mehrere Jahre hindurch.

Der Prinz war schon funfzehn Jahre alt, ohne daß noch ein böses Abenteuer sein Horoskop bestätigt hatte: dennoch, da man vergebens seiner Bestimmung widerstrebt, geschah es eines Tages, indem er am Ufer des Meeres ritt, daß ihm die Lust ankam, auf dem Wasser zu fahren. Er ließ eine Barke bereiten, und bestieg sie mit vierzig Personen seines Gefolges. Kaum waren sie in offener See, als ein Europäischer Seeräuber heran kam und sie angriff; sie thaten einigen Widerstand: aber der Korsar war der stärkere, er bemächtigte sich der Barke: und führte sie alle nach der Insel der Samsaren, wo er sie verkaufte.

Die Samsaren waren scheusliche Menschenfresser, und hatten Menschenleiber mit Hundsköpfen. Sie versperrten den Prinzen von Karisme und seine Leute in einem Hause, wo sie dieselben mit Rosinen und Mandeln fütterten. Täglich führten sie einen von ihnen in die Küche des Königs, wo sie ihn schlachteten, und Ragouts von ihm machten, welche Seine Samsardische Majestät höchst vortrefflich fand.

Als die vierzig Mann des Gefolges gefressen waren, erwartete der Prinz von Karisme, welchen man, als den

leckersten Bissen, bis zuletzt aufgespart hatte, dasselbe Schicksal. In dieser grausamen Erwartung sprach er bei sich selber: „Ich weiß wohl, daß ich dem Tode nicht entgehen kann: aber warum soll ich mich feige abschlachten lassen? ist es nicht besser, mein Leben theuer zu verkaufen? Ja, ich will mich wehren, meine Verzweiflung soll wenigstens einigen dieser nach Menschenblut gierigen Ungeheuer verderblich werden."

Er hatte diesen Entschluß gefaßt, als er die Samsaren eintreten sah. Er ließ sich ohne Widerstand in die Küche des Königs führen; aber sobald er dort war, und auf dem Tische ein großes Messer erblickte, womit man ihm die Kehle abschneiden wollte, raffte er all seine Kraft zusammen, zerriß die Bande, welche seine Hände gefesselt hielten, ergriff ungestüm das Messer, und schlug damit die Samsaren, welche ihn hergebracht hatten; er tödtete einen nach den andern: dann warf er sie vor die Küchenthür hinaus, und alle, die es wagten ihm zu nahen, fielen unter seinen Streichen. Der ganze Palast war alsbald in Aufruhr, und hallte wider von Geschrei und Geheule.

Als der König die Ursache davon vernahm, war er erstaunt, daß ein einziger Mensch so vielen Leuten widerstehen konnte; er ging selber zu ihm hin, und sprach zu ihm: „O Jüngling, ich bewundere deinen Muth, und schenke dir das Leben; kämpfe nicht mehr gegen meine Unterthanen, deren Menge dich zuletzt überwältigen würde. Sage mir, wer ist dein Vater?"

„Herr", antwortete der Prinz, „ich bin der Sohn des Königs von Karisme." — „die tapfern Thaten, welche du eben begangen hast," antwortet der König, „beweisen hinlänglich deinen edlen Ursprung, fürchte nichts mehr, mein Hof soll fortan nur ein Aufenthalt des Vergnügens für dich sein; du sollst der glücklichste der Menschen werden, weil ich dich zu meinem Schwiegersohn erwähle: ich will, daß du auf der Stelle meine Tochter

heiratheſt; es iſt eine liebenswürdige Prinzeſſin. Alle Prinzen an meinem Hofe ſind ſterblich verliebt in ſie; aber ich halte dich für den ihrer würd gſten." — „Herr", erwiderte der Prinz, wenig erbaut von dieſem Antrage; „Euer Majeſtät thut mir zu viel Ehre an: mich dünkt, ein Samſariſcher Prinz würde der Prinzeſſin anſtändiger ſein, als ich." — „Nein, nein," ſagte der König mit Ungeſtüm, „ich verlange, daß du ſie heiratheſt, ich wünſche es: widerſetze dich nicht länger meinem Willen, ſonſt könnte es dich gereuen."

Scheherasade bemerkte den Tag, und brach hier ihre Erzählung ab.

Siebzehnte Nacht.

In der folgenden Nacht verlangte der Sultan den Verfolg der Abenteuer des Prinzen von Karisme zu hören, und die Sultanin fuhr folgendermaßen fort:

„Der Prinz von Karisme ſah wohl ein, wenn er dieſe Verbindung nicht annähme, ſo würde der König der Samſaren, durch ſeine Weigerung gereizt, nicht ermangeln, ihn tödten zu laſſen, und willigte endlich in dieſe Heirath. Er vermählte ſich alſo mit der Prinzeſſin. Sie hatte den ſchönſten Hundskopf auf der ganzen Inſel: gleichwohl konnte er ſich nicht daran gewöhnen, und er hatte einen vollkommenen Abſcheu vor ihr; je mehr Liebkoſungen ſie ihm machte, je abſchreckender fand er ſie.

Dieſer Widerwille hätte für den Prinzen verdrießliche Folgen haben können; aber der Engel des Todes kam ihnen zuvor, und nahete ſich dem Bette der Prinzeſſin, welche wenige Tage nach ihrer Verheirathung ſtarb.

Der Prinz freute ſich in ſich ſelber, ſich von einer ſo abſcheulichen Frau befreit zu ſehen, als er vernahm, daß es Brauch war auf dieſer Inſel, ſo wie auf der von Serendib[52]), den Wittwer mit ſeiner verſtorbenen Frau

lebendig zu begraben, wie die Wittwe mit dem verstorbenen Manne. Man sagte ihm, daß die Könige ebenfalls diesem schrecklichen Gesetz unterworfen wären; daß die Samsaren so daran gewöhnt wären, daß sie ohne Kummer den Tag ihres Begräbnisses herannahen sähen; daß dieser Tag sogar ihnen vielmehr ein Tag der Freude denn ein Tag der Traurigkeit schiene, indem die einer solchen Beerdigung beiwohnenden Männer und Frauen dabei tanzten und Lieder sängen, die mehr geeignet wären Freude als Trauer zu erregen.

Diese Nachricht verursachte dem Prinzen von Karisme einen unaussprechlichen Schmerz: gleichwohl mußte er der Nothwendigkeit weichen. Man setzte ihn, wie seine Frau, auf eine offene Bahre, mit einem Brod und einem Kruge Wasser, und trug sie an den Ort des Begräbnisses.

Dieses war eine tiefe und weite unterirdische Höhle, welche man eigens dafür auf dem Felde ausgegraben hatte. Zuvörderst ließ man die Prinzessin mit einem Seile hinab. Hierauf theilten alle Personen des Leichengefolges sich in zwei Reihen, zu tanzen und zu singen. Die Jünglinge mit ihren Geliebten stellten sich auf die eine Seite, und auf die andere die Neuvermählten. Die ersten faßten sich bei der Hand, tanzten im Reigen, während in ihrer Mitte einer der Jünglinge folgende Persische Verse sang:

„Hier sind die Fesseln der Liebe ewige Fesseln: wenn „der Engel der Ehe uns mit unsern Geliebten verbindet, „so schwören wir ihnen Treue bis in den Tod; und aus „Furcht, unser Gelübde zu brechen, begraben wir uns mit „ihnen."

Die Neuvermählten tanzten paarweise, das heißt, jeder Mann mit seiner Gattin, und jede Frau sang abwechselnd diese Verse:

„Wollen wir nicht, geliebter Gatte, einer des andern „Tod fürchten, so laß uns einander beständig lieben; aber

„so zärtlich muß unsere Liebe sein, daß wir einander nicht „überleben können."

Nach allen diesen Tänzen und Gesängen, welche dem Prinzen von Karisme kein sonderliches Vergnügen machten, ließ man ihn eben so, wie seine Frau, in die Höhle hinab, deren Oeffnung man sogleich mit einem schweren Steine verschloß.

Als er sich in diesem entsetzlichen Abgrunde sah, rief er aus: „O mein Gott! in welchen Zustand läßest du mich versinken? Ist dies das Loos, das du für einen Prinzen aufbehalten hast, der immerdar getreulich die Vorschriften des Koraus befolgt hat? Hast du mich nur den Bitten meines Vaters gewährt, um mich dem grausamsten Tode zu weihen?" Indem er also sprach, fing er bitterlich an zu weinen.

Obwohl ohne Hoffnung, aus diesem verhängnißvollen Orte zu entkommen, unterließ er jedoch nicht, sobald er sich auf dem Boden fühlte, aus dem Sarge aufzustehen, und tappend längs einer Mauer hin zu gehen, die ihm aufstieß.

Er hatte noch nicht hundert Schritte gemacht, als seine Augen plötzlich durch den Glanz eines Lichts getroffen wurden, welches er vor sich erblickte; er beschleunigte sogleich seine Schritte, und kam bald dem Lichte so nahe, daß er bemerkte, daß es eine Frau war, die eine Wachskerze in der Hand hielt.

Er näherte sich ihr noch mehr; aber die Frau, sobald sie den Schall seiner Tritte hörte, blies das Licht aus. „O Himmel!" sagte darauf der Prinz, „sollte ich mich getäuscht haben? Habe ich nicht wirklich ein Licht gesehen? Sollte es nur ein Gespenst meines verwirrten Geistes gewesen sein? Ohne Zweifel, es ist eine Täuschung. Ach, unglückseliger Prinz! Gib für immer die Hoffnung auf, die Sonne wiederzusehen. Da bist du nun in die ewige Nacht hinabgestiegen, noch vor dem von der Natur gesetzten Ziele. O König von Karisme! Unglück-

licher Urheber meines Daseins, gib die Hoffnung meiner Heimkehr auf. Ach! dein Sohn wird nicht die Stütze und der Trost deines Alters sein: er muß hier auf die qualvollste Weise umkommen!"

Als er diese letzten Worte aussprach, hörte er eine Stimme, welche zu ihm sagte: „Tröstet euch, Prinz; da ihr der Sohn des Königs von Karisme seid, so sollt ihr hier nicht eure Tage beschließen: ich will euch retten, unter der Bedingung, daß ihr mir zuvor versprechet, mich zu heirathen." — „Herrin," antwortete der Prinz, „es ist ohne Zweifel eine harte Bestimmung, mit funfzehn Jahren lebendig begraben zu sein: aber ich will lieber alle Härte derselben erdulden, als euch dieses Versprechen thun, wenn ihr meiner verstorbenen Frau ähnlich seid. Habt ihr, wie sie, einen Hundskopf, so ist es mir unmöglich, euch zu lieben." — „Ich bin keine Samsarin," erwiederte die Frau; „übrigens bin ich nur vierzehn Jahre alt, und ich glaube nicht, daß mein Gesicht euch Furcht machen wird."

Indem sie dieses sagte, zündete sie die Wachskerze wieder an, und ließ den Augen des Prinzen ein Gesicht entgegen leuchten, dessen Schönheit ihn erstaunte.

„Welche Reize!" rief er mit Entzücken aus, „nichts ist mit dem zu vergleichen, was ich erblicke. Aber um Himmels willen, schönes Fräulein, sage mir, wer seid ihr; ihr müßt eine Fee sein, weil ihr mir gesagt habt, daß ihr mich aus diesem Abgrunde ziehen könnet." —

„Nein, Herr," sagte das Fräulein, „ich bin keine Fee, ich bin die Tochter des Königs von Georgien, und man nennt mich Dilaram[53]). Ich will euch meine Geschichte ein andermal erzählen; gegenwärtig begnüge ich mich, euch zu sagen, daß ich, durch einen Sturm an diese unselige Insel verschlagen, und genöthigt wurde, um dem Tode zu entgehen: einen Samsarischen Herren zu heirathen: er starb gestern, nach einer langen Krankheit; man begrub auch mich, nach dem Landesgebrauche, mit einem

Brot, und einem Kruge Wasser; aber vor meiner Beerdigung verbarg ich unter meinem Rock einen Tschakmak[54]), sammt Zunder und Wachskerze. Sobald ich in diese Gruft hinabgekommen war, und bemerkte, daß man die Oeffnung derselben verschlossen hatte, stieg ich aus meinem Sarge, und zündete die Kerze an: ich empfand nicht ganz das Grauen, welches mich an diesem schreckensvollen Orte hätte ergreifen müssen; der Himmel, welcher meine Erhaltung wollte, flößte mir ein Vertrauen ein, dem sich mein Herz, ohne zu wissen warum, hingab. Ich verfolgte einen ziemlich schmalen Weg, der sich vor mir zeigte, sowohl um mich von den tausend entsetzlichen Gegenständen, die mein Auge beleidigten, zu entfernen, als um zu sehen, ob ich nicht irgend einen Ausgang finden könnte. Kaum hatte ich hundert Schritte gemacht, als ich etwas weißes erblickte: es war ein großer Marmorstein, der sich meinen Augen darstellte. Ich näherte mich ihm, und gerieth in das äußerste Erstaunen, als ich eine Inschrift bemerkte, in welcher auch mein Name vorkam. Kommet, Prinz," fuhr Dilaram fort, „kommet und leset diese Inschrift; sie wird euch nicht weniger Ueberraschung verursachen, als mir."

Indem sie dieses sprach, gab sie die Kerze dem Prinzen, welcher sich dem Steine näherte, und auf demselben folgende Worte las:

„Wenn der Prinz von Karisme und die Prinzessin von Georgien hier zusammenkommen, mögen sie diesen Stein aufheben und die Treppe darunter hinabsteigen."

„Aber wie," sagte der Prinz, „können wir diesen schweren Stein emporheben? es würden mehr denn hundert Mann erfordert, um das zu bewerkstelligen." — „Herr," sagte die Prinzessin, „wir wollen doch immer unsere Kräfte versuchen; irgend ein Weiser ist bei unsern Angelegenheiten im Spiele, und ich habe eine Vorahnung, daß wir uns von hier aus befreien werden."

Der Prinz gab die Kerze wieder an Dilaram, und schickte sich an, den Stein zu lüften; aber er hatte nicht nöthig, all seine Kräfte anzustrengen, denn sobald er ihn nur berührte, schob er sich von selber weg, und darunter erschien eine Treppe.

Beide stiegen sogleich hinab in eine andere Gruft, von wo sie in einen langen Gang traten, der sie bis in eine am Fuß eines Berges ausgehauene Höhle führte; durch diese traten sie wieder ans Licht, und befanden sich am Ufer eines Flusses.

Als gute Moslemin[55], wie sie waren, warfen sie sich nieder und beteten; und nachdem sie Gott den schuldigen Dank gesagt, erblickten sie am Ufer des Flusses eine kleine Barke, welche sie zuvor nicht bemerkt hatten. Sie zweifelten nicht, daß es ein neues Wunder wäre, welches die göttliche Güte für sie gewirkt hätte. Das verdoppelte ihre Freude über das Wiedersehen des Tages; und obschon die Barke ohne Ruder und Matrosen war, so traten sie dennoch mit Vertrauen hinein. „Diese Barke," sagte der Prinz, „wird ohne Zweifel von unserm Schutzengel gesteuert, welcher dafür sorgen wird, uns an irgend einen bewohnten Ort zu führen. Folgen wir dem Laufe des Stromes, und fürchten wir nichts."

Sie überließen sich der Strömung, deren Schnelligkeit im Fortgange immer zunahm; denn der Fluß verengte sich allmählig immer mehr, um zwischen zwei Bergen durchzudringen, deren Gipfel sich vereinigten, und ein unermeßliches Gewölbe bildeten, worin es sehr dunkel war, daß man weder Himmel noch Erde sah. Die Barke wurde in dieses Gewölbe so gewaltig hineingezogen, daß der Prinz und die Prinzessin sich schon verloren glaubten. Sie fingen an zu fürchten, daß der Himmel nicht so viel Sorge für ihr Leben trüge, als sie sich eingebildet hatten. In der That, bald wurden sie hoch bis an das Gewölbe empor gehoben, und bald schienen sie in den Abgrund hinabzufahren. Sie sparten bei dieser Gelegenheit keine Ge-

bete, und sie wurden erhört. Die Barke trat endlich aus dem Gewölbe hervor, und der Strom schob sie ans Ufer.

Sie stiegen sogleich ans Land; und wieder Muth fassend, schauten sie nach allen Seiten in den Gefilden umher, ob sie nicht irgend ein Haus entdeckten, wo sie um Erfrischungen bitten könnten. Sie erblickten auf dem Abhange eines Berges einen hohen Dom, welcher dem ähnlich war, den man Kubbah Chiramant[56]) nennt. Sie richteten ihre Schritte nach demselben, und als sie sich ihm genähert hatten, sahen sie, daß er sich in der Mitte eines prächtigen Palastes befand, auf dessen Thüre mehrere hieroglyphisch-kabalistische Figuren standen, mit dieser Arabischen Inschrift:

„O du, der du in diesen reichen Palast einzutreten wünschest, vernimm, daß du nicht hineinkommst, wenn du nicht vor der Thür ein achtfüßiges Thier opferst."

„Da bin ich in meiner Erwartung betrogen," sagte die Prinzessin Dilaram: „ich glaubte schon, daß ich das Vergnügen haben würde, das Innere dieses Palastes zu schauen." — „Prinzessin," sagte der Prinz, „ich war von derselben Neugier getrieben; aber es ist unmöglich, sie zu befriedigen; wir würden vergebliche Anstrengungen machen, um die Thür zu öffnen. Diese Figuren, welche wir darauf sehen, bilden einen Talisman, der es verhindert." — „Wohlan denn", sagte die Prinzessin von Georgien; „setzen wir uns auf diesen Rasen nieder, um uns einen Augenblick auszuruhen, und zu überlegen, was wir nun thun sollen." — „Meine Prinzessin," erwiederte der Prinz von Karisme, „erzählet mir lieber eure Geschichte, ich bin höchst ungeduldig, sie zu vernehmen."

„Ich will sie euch mit wenigen Worten erzählen, Herr," antwortete Dilaram. „Der König von Georgien, mein Vater, ließ mich in seinem Palaste mit aller Sorgfalt erziehen, deren nur ein Vater fähig ist, der seine

Kinder zärtlich liebt. Ein junger Prinz unsers Hauses, welcher die Freihet hatte, mich manchmal zu sehen, hegte für mich Empfindungen, die seiner Ruhe gefährlich waren. Er liebte mich, und ich fing an, seine Liebe zu erwiedern, als der Groß-Wesyr eines benachbarten Königs an dem Hof von Georgien ankam, und für seinen Herrn um meine Hand warb. Mein Vater, dem diese Verbindung vortheilhaft schien, willigte ohne Bedenken ein, und ich mußte mich zur Abreise mit dem Wesyr anschicken. Der junge Prinz, der mich liebte, war so betrübt über meine Abreise, daß er vor Schmerz starb, indem er mir Lebewohl sagte. Ich beweinte seinen Tod auf eine Weise, die alle Welt überzeugen mußte, daß ich ihn bei seinem Leben nicht gehaßt hatte; gleichwohl da man wußte, daß ich meinen Vater zärtlich liebte, täuschte man sich über die Quelle meiner Thränen, und wähnte mich zärtlicher, als ich war. Indessen reiste ich mit dem Wesyr ab. Wir schifften uns in ein kleines Fahrzeug ein, um über einen Arm des Meeres zu setzen, das wir durchschiffen mußten; da erhob sich plötzlich ein so wüthender Sturm, daß unsere Matrosen nicht mehr wußten, was sie thun sollten, und das Schiff den Winden und Wellen preisgaben, welche uns an die Insel der Samsaren warfen.

Diese Ungeheuer liefen, auf das Gerücht von unserer Ankunft, sogleich an den Strand, und bemächtigten sich der ganzen Schiffsmannschaft. Das Folgende kann ich nicht ohne Grauen erzählen; sie fraßen den Wesyr sammt allen Personen unsers Gefolges. Was mich betrifft, so gefiel ich einem alten Samsarischen Herrn, welcher mir sagte, wenn ich ihn heirathen wollte, so würde ich dasselbe Schicksal vermeiden, dem ich sonst nicht entgehen könnte. Ich bekenne euch aufrichtig, ich hatte eine solche Furcht, gefressen zu werden, daß ich mich lieber entschloß, seine Frau zu werden, obgleich sein Hundskopf mich jedesmal grauen machte, wenn ich ihn ansah. Zwei Tage nach unsrer Hochzeit ward er krank. Lange hatte

seine Krankheit gedauert, bis endlich gestern ihn der Tod...."

Der Prinz von Karisme unterbrach bei dieser Stelle ungestüm die Prinzessin, weil er eine Tarantel auf sie zulaufen sah. „Nehmt euch in Acht, Herrin," rief er aus, „ich sehe eine Tarantel auf euerm Kleide." Auf diese Warnung stieß Dilaram, welche wußte, wie gefährlich die Taranteln sind, einen durchdringenden Schrei aus. Sie sprang schleunig auf, und schüttelte ihr Kleid: die Tarantel fiel herab, und der Prinz trat mit dem Fuße darauf, und zerquetschte sie.

Kaum hatte er sie getödtet, als sie ein starkes Geräusch vom Palaste her hörten, dessen Pforte sich plötzlich von selber öffnete. Betroffen über diese Erscheinung, sahen sie einander mit äußerster Verwunderung an. Sie schlossen aber daraus, daß die Tarantel acht Füße haben müßte, und daß sie das Thier wäre, dessen Opferung die Inschrift verlangte.

Erfreut über dieses Abenteuer, standen sie auf und gingen nach dem Schlosse. Sie traten zuvörderst in einen großen Garten, wo Bäume von allen Arten aus allen Welttheilen versammelt schienen. Die Zweige dieser Bäume schienen mit reifen Früchten beladen! aber als der Prinz, von Hunger getrieben, sich nahte, um welche abzubrechen, bemerkte er, daß sie von Gold waren. Mitten im Garten rieselte ein Bächlein, dessen reines und klares Wasser auf dem Grunde zahllose Edelsteine sehen ließ.

Nachdem sie den Garten mit aller ihm gebührenden Aufmerksamkeit betrachtet hatten, gingen sie auf den Dom zu, welcher schon beim Aussteigen aus der Barke ihre Blicke auf sich gezogen hatte. Er bestand ganz aus Bergkristall; sie gingen durch denselben, und fürder durch mehrere überall von Gold, Diamanten und Rubinen strahlende Zimmer, ohne jemand zu begegnen. Endlich kamen sie an eine silberne Thüre, welche sie öffneten. Sie traten in ein prachtvolles Gemach, und fanden darin auf

einem Sofa einen Greis mit einer Krone von Smaragden auf dem Haupte. Sein weißer Bart hing bis auf die Erde hinab, bestand aber nur aus sechs langen, von einander abstehenden Haaren; ebenso bestand sein Schnauzbart aus drei Haaren auf jeder Seite, welche unter dem Kinne sich mit dem übrigen Barte vereinigten; überdies waren die Nägel seiner Finger wenigstens eine Elle lang.

Diese ehrwürdige Gestalt wandte die Augen auf den Prinzen und die Prinzessin, und sagte zu ihnen: „Ihr jungen Leute, wer seid ihr?“ — „Herr,“ antwortete der Prinz, „ich bin der Sohn des Königs von Karisme, und diese schöne Prinzessin ist die Tochter des Königs von Georgien. Wir wollen euch mit eurer Erlaubniß, unsere Abenteuer erzählen. Ich bin überzeugt, ihr werdet Mitleid mit uns haben, und ich schmeichle mir, ihr werdet großmüthig genug sein, uns eine Zuflucht zu gewähren.“

„Ja, Prinz,“ erwiederte der Greis, „ich gebe sie euch; seid mir eins wie das andere willkommen. Da ihr Königskinder seid, und glücklich genug gewesen, den Eingang in diesen Palast zu finden, so kömmt es nur auf euch an, meine Annehmlichkeit zu theilen. Bleibt hier bei mir, ihr werdet einer ewigen Glückseligkeit genießen. Der Tod, welcher alle andere Menschen seine Macht fühlen läßt, wird euch meiden.“

„Ich war einst König von China. Die Länge meiner Nägel verkündigt euch mein hohes Alter. Eine Umwälzung, die in meinen Staaten vorging, nöthigte mich, sie zu verlassen. Ich begab mich in diese Wüste, ich ließ hier einen Palast erbauen, durch mehrere Geister, denen ich als Kabalist zu gebieten habe. Es sind schon tausend Jahre, daß ich hier bin, und ich habe den Vorsatz, ewig zu leben; denn ich besitze das Geheimniß des Steins der Weisen, und folglich bin ich unsterblich. Ich will euch dieses wunderbare Geheimniß mittheilen, wenn ihr einige Jahrzehende bei mir zugebracht habt. — Meine Rede erstaunt euch,“ fügte er hinzu; „aber was ich euch sage,

ist allerdings wahr. Ein Mensch, der den Stein der Weisen zu bereiten versteht, kann nicht des natürlichen Todes sterben. Er kann, ich gestehe es, ermordet werden; sein Geheimniß vermag ihn nicht vor einem gewaltsamen Tode zu schützen: aber um die Gelegenheit dazu zu vermeiden, darf er sich nur in eine unterirdische Wohnung zurückziehen, oder sich in einer Wüste einen solchen Palast bauen lassen, wie dieser ist. Hier bin ich in Sicherheit; Tollkühnheit und Nachstellung vermögen nichts gegen mich auszurichten. Der Talisman, welchen ihr auf der Thüre bemerkt habt, ist auf eine solche Weise zusammengesetzt, daß weder Räuber noch Bösewichte hereintreten können, und wenn sie auch tausend achtfüßige Thiere opferten. Wer ein solches Thier tödtet, muß ein tugendhafter Mensch sein, sonst öffnet sich die Thür ihm nicht."

Nachdem der alte König von China seine Rede geendigt hatte, erbot er dem Prinzen und der Prinzessin seine Freundschaft, und beide entschlossen sich, bei ihm in dem Palaste zu bleiben.

Er fragte sie darauf, ob sie nicht Erfrischungen bedürften, und als sie ihm dies bejahten, zeigte er ihnen mit dem Finger zwei Springbrunnen, welche sich in goldene Becken ergossen. Der eine bestand aus köstlichem Wein, und der andere aus unvergleichlicher Milch, welche, im Niederfallen gerinnend, zu einer Art von köstlichem Gallert ward. Der alte König rief drei Geister, und befahl ihnen aufzutragen. Sie deckten sogleich einen Tisch für drei Personen, und besetzten ihn mit drei Schüsseln der geronnenen Milch [57]). Der Prinz von Karisme und die Prinzessin von Georgien aßen davon mit großer Lust; und von Zeit zu Zeit reichten ihnen die Geister auch von dem Weine in Schalen von Kristall. Der alte König aber, der sich, wegen der übergroßen Länge seiner Nägel, seiner Hände nicht bedienen konnte, that nichts weiter, als den Mund zu öffnen, und einer der Geister gab ihm zu essen und zu trinken, wie einem Kinde.

Gegen das Ende der Mahlzeit bat dieser gute alte König seine Gäste, ihm ihre Geschichte zu erzählen; was sie auch, sowohl aus Zuneigung, als dem Rechte der Gastfreundschaft zu Ehren, gern thaten.

Nachdem sie die Erzählung ihrer Abenteuer vollendet hatten, nahm er das Wort, und sagte zu ihnen: „Tröstet euch beide über eure vergangenen Unglücksfälle. Ihr seid jung und liebenswürdig, und könnt euch hier, durch das Gelübde gegenseitiger Treue, das angenehmste Leben bereiten."

Der Prinz und die Prinzessin, welche sich schon ewige Liebe geschworen hatten, erneuerten ihren Eid, und vermählten sich vor Seiner Chinesischen Majestät, welche sie zum Zeugen ihres Bundes nahmen.

Gern hätten diese zärtlichen Gatten jeden Augenblick der Liebe geweiht; aber aus Gefälligkeit für den alten König, opferten sie einen Theil des Tages, ihn zu unterhalten, oder vielmehr, alle die Geschichten seiner Zeit anzuhören, welche er nicht müde ward, ihnen zu erzählen.

Unterdessen ward die Prinzessin schwanger, und gebar gleich zwei kleine Prinzen, schön von Angesicht wie der Mond. Sie nährte sie selber mit ihrer Milch, und als sie fähig waren, Unterricht anzunehmen, lehrte sie einer der Geister tausend wundersame Sachen.

Schon waren sie zehn Jahr alt, als die Prinzessin, ihre Mutter, zu dem Prinzen, ihrem Gemahle, sprach: „Mein theurer Herr, ich muß dir bekennen, daß ich anfange in diesem Palaste mich zu langweilen.. Umsonst bietet er meinen Augen tausend wunderbare Gegenstände dar. Der Zwang, für immer darin zu bleiben, beraubt ihn für mich aller Reize. Mag der König von China uns immerhin versichern, daß wir niemals sterben werden, diese Versicherung rührt mich wenig. Sein Geheimniß schützt nicht vor dem Alter, und es ist vielmehr ein Unglück, denn ein Glück, vom Alter beschwert zu leben. Uebri-

gens möchte ich auch gern meinen Vater wiedersehen, wenn der Schmerz über meinen Verlust ihm nicht das Leben geraubt."

„Meine Königin," antwortete der Prinz," bei dieser Unsterblichkeit, welche man uns verheißen hat, habe ich kein anderes Vergnügen im Sinne, als das, dich ewig lieben zu können. Der Himmel ist mein Zeuge, daß auch ich das größte Verlangen trage, den König, meinen Vater, wiederzusehen, dessen Andenken mir oft Thränen entlockt: aber welchen Weg sollen wir einschlagen, um nach Georgien zu gelangen." — „Herr, erwiederte die Prinzessin, „unsere Barke steht noch auf dem Strande, an welchen die Fluthen sie geworfen haben: laß uns ihr zum zweitenmale unser Schicksal anvertrauen, und folgen wir dem Strome; er bringt uns vielleicht an irgend einen Ort, wo wir eine Gelegenheit finden, an den Hof meines Vaters oder in die Staaten des deinen zu gelangen."

„Ich willige ein, meine Herrin," erwiederte der Prinz, „nur dir zu gefallen ist all mein Bestreben. Wir wollen diesen Palast verlassen, weil du dich darin langweilest, und mit den Prinzen, unsern Söhnen, die Barke besteigen. Aber, ach! welche Betrübniß wird unsere Abreise dem Könige von China verursachen! Er liebt uns, wie seine Kinder; er glaubt, daß wir ihn nie verlassen werden: er wird untröstlich sein, wenn wir von ihm scheiden."

„Laß uns hingehen und mit ihm reden," sagte die Prinzessin; „wir wollen uns verstellen, und um seine Verzweiflung abzuwenden, ihn glauben machen, daß wir nicht für immer von ihm scheiden wollen."

Nach dieser Unterhaltung begaben sie sich zu dem alten Könige; sie stellten ihm vor, daß sie eine so heftige Sehnsucht hätten, ihre Etern wiederzusehen, daß sie ihr nicht wiederstehen könnten; sie baten ihn, in ihre Heimkehr in ihr Vaterland zu willigen, und versicherten

ihn, daß sie binnen einiger Jahre wieder zu ihm kommen würden.

Auf diese Rede fing der König an zu weinen: „O meine Kinder!“ rief er aus, „so soll ich euch denn verlieren! Ach! ich werde euch nimmer wiedersehen,“ — „Herr,“ sagte der Prinz, „laßt uns den Antrieben des Blutes folgen: wenn wir ihnen genug gethan haben, so werden wir in diese Einsamkeit zurückkehren, um mit euch die Süßigkeit der Unsterblichkeit zu genießen.“

Die Prinzessin wiederholte ihm dasselbe; aber sie mochten ihn immerhin ihre Wiederkehr versichern, da er die Wissenschaft Mekaschefa besaß, so las er im Grunde ihres Herzens, und wußte wohl, daß sie nicht gesonnen waren, ihm ihr Wort zu halten. Der Schmerz, diese von ihm so überaus zärtlich geliebten Personen zu verlieren, machte ihm das Leben unerträglich. Er rief den Engel des Todes, welchen er seit so vielen Menschenaltern durch die Geheimnisse seiner Kunst von sich entfernt hielt; er gab die Sorgfalt auf, an welche er sich gewöhnt hatte, um seine Tage zu verlängern, und ließ sich sterben.

Kaum hatte er den letzten Seufzer ausgehaucht, als seine Geister ihn entrückten. Der Palast verschwand darauf auch plötzlich, und der Prinz mit seiner Gattin und seinen Kindern, befanden sich mitten auf dem Felde. Sie konnten sich nicht enthalten, zu weinen, wenn sie bedachten, daß sie die Ursache des Todes des alten Königs wären; aber ihr Schmerz wich bald den lockenden Vorstellungen, welche die Hoffnung, ihre Eltern wiederzusehen, ihnen eingab, und sie beschäftigten sich jetzt nur mit ihrer Abreise.

Sie brachen einige Früchte, welche, trotz der Unfruchtbarkeit des Bodens, die gütige Natur eigens für sie in dieser Wüste hervorgebracht zu haben schien. Sie trugen dieselben in ihre Barke, welche an einen Pfahl gebunden, und noch in demselben Stande war, in welchem sie sie verlassen hatten. Sie banden sie los, stiegen alle

viere hinein, und überließen sich dem Laufe des Stromes, welcher eine Viertelmeile von dort sich in das Meer ergoß.

Ein Seeräuber, welcher vor der Mündung dieses Stromes kreuzte, entdeckte die Barke, nahte sich ihr, und rief dem Prinzen zu, sich zu ergeben, wenn er dem Tode entgehen wollte. Der Prinz war ohne Waffen, was konnte er da gegen eine so große Zahl Bewaffneter ausrichten? Anstatt sich unnütz zu vertheidigen, übergab er sich den Händen des Seeräubers, indem er ihn bei allem, was heilig ist, beschwur, seiner Gattin nicht die Ehre und seinen Kindern nicht das Leben zu rauben.

Der Räuber, nachdem er sie an Bord genommen hatte, segelte nach einer Insel, wo er den Prinzen von Karisme aussetzen ließ. Darauf suchte er wieder das Weite, und nahm die Prinzessin und ihre beiden Söhne mit sich.

Es ist unmöglich, den Jammer des Prinzen und seiner Dilaram zu schildern, als sie sich also getrennt sahen. So lange der Prinz das Schiff noch sehen konnte, hörte er nicht auf, dem Räuber nachzurufen. „Ha, Böswicht!“ schrie er ihm zu, „wähne nicht, daß Gott deine Schandthat unbestraft lassen wird. In welchen Winkel der Erde du dich auch verbergen magst, du wirst nicht der Strafe entgehen, welche seine Gerechtigkeit dir bereitet.“ Darauf sich gen Himmel richtend, fuhr er fort: „O du gerechter Himmel! der du mich bisher immer beschützt, hast du mich jetzo verlassen? Hast du es zulassen können, daß man mir meine Gattin und meine Kinder entriß? Wehe mir! wenn du nicht ein neues Wunder thust, um mir diese so theuern Gegenstände wiederzugeben, so habe ich mich über deine bisherige Gnade mehr zu beklagen, als glücklich zu preisen. Warum hast du mich aus so vielen Gefahren gerettet? Schobest du mein Verderben nur auf, bis ich alle Bekümmernisse eines Vaters und Gatten empfände?“

Während er solche Reden ausstieß, sah er mehrere Leute auf sich zukommen, welche ihm sehr seltsam schienen. Sie hatten einen Leib wie andere Menschen, waren aber ohne Kopf: sie hatten ein weites Maul in der Brust und ein Auge an jeder Schulter. Diese Ungeheuer bemächtigten sich seiner, und führten ihn zu ihrem Könige.

„Herr," sagten sie zu ihm, „hier ist ein Fremdling von sehr üblem Aussehen, welchen wir auf dem Strande gefunden haben. Er könnte wohl ein Kundschafter unserer Feinde sein." — „Wohlan," antwortete der König, „man bereite einen Holzstoß und verbrenne ihn darauf, nachdem ich ihn befragt habe. Junger Mensch," fuhr er fort, indem er sich zu dem Prinzen wandte, „wer bist du? woher kömmst du? und was führt dich her auf diese Insel?"

Der Prinz verschwieg ihm nicht seine Abkunft, und machte ihm eine lange und umständliche Erzählung seiner Abenteuer.

Der König verwunderte sich darüber, und sagte zu ihm: „Prinz, ich sehe wohl, daß der Himmel euer Leben in besondere Obhut genommen hat. Wenn die seltsamen Abenteuer, welche ihr mir erzählt habt, es mir nicht bewiesen, so würden die Regungen des Mitleids, welche sie mir einflößen, mich nicht länger daran zweifeln lassen. Ich folge diesem Antriebe: ja, ihr sollt leben, ich gebe euch eine Zuflucht an meinem Hofe, und ich schmeichle mir, daß ihr mir in dem Kriege, welchen ich mit einem benachbarten König führe, nicht unnütz sein werdet. Ich will euch die Ursache des Krieges sagen. Er und seine Unterthanen sind nicht solche Menschen ohne Kopf, wie wir, sondern sie haben große Vogelköpfe, und wenn sie sprechen, so gleicht ihre Stimme dermaßen der Vogelstimme, daß wir, sobald einer von ihnen auf unserer Insel ankömmt, ihn für einen Strandvogel nehmen, und ihn verzehren. Das mißfällt nun ihrem Könige, welcher, um sich zu rächen, von Zeit zu

Zeit eine Flotte ausrüstet, und hier Landungen versucht. Er hat deren schon mehrere gemacht, die ihm mißlungen sind. Indessen gibt er die Hoffnung nicht auf, uns alle zu vertilgen; und wir unsererseits hoffen nicht minder, ihn sammt seinen Unterthanen zu fressen."

„Das ist der Stand meiner Angelegenheiten," fuhr der König der kopflosen Menschen fort „Wir sind auf unserer Hut vor Ueberfällen, und bisher haben wir noch immer die Oberhand über unsere Feinde behalten."

Der Prinz von Karisme bot dem Könige seinen Arm an, und dieser machte ihn zum Befehlshaber seines Heeres. Der junge Feldherr säumte nicht, sein Amt auszuüben, und zu zeigen, daß er dessen nicht unwürdig wäre.

Es erschien bald darauf an der Küste eine große Anzahl von Schiffen. Es war der König von der Insel der vogelköpfigen Menschen, welcher mit dem erlesensten Theil seines Volkes eine neue Landung versuchte. Der Prinz von Karisme ließ ihm Zeit, die Hälfte der Truppen auszuschiffen; dann aber griff er sie mit den Seinen ungestüm an, brachte sie in Unordnung, und zwang sie, wieder auf ihre Schiffe zu fliehen. Viele von ihnen wurden getödtet, eine große Menge ertrank, und der vogelköpfige König ward gezwungen, mit dem übrigen sich zurückzuziehen.

Niemals hatte der König der kopflosen Menschen einen so glänzenden Sieg davongetragen. Der Prinz hatte alle Ehre davon; die Soldaten gestanden, daß sie noch niemals waren so gut geführt worden, und daß keiner ihrer Feldherren, selbst der berühmteste nicht, so viel Geschicklichkeit gezeigt hatte.

Diese Lobeserhebungen schmeichelten dem jungen Helden, welcher, um sie noch besser zu verdienen, dem Könige vorschlug, auch seinerseits eine Flotte auszurüsten und seinen Feinden daheim Schrecken einzujagen. Der König genehmigte diesen Vorschlag; und eine furchtbare

Flotte segelte nach der Insel der vogelköpfigen Menschen, unter dem Befehle des Prinzen von Karisme.

Er bewerkstelligte seine Landung in der Nacht, und stellte ohne Lärmen seine Leute in Schlachtordnung, und mit Anbruch des Tages rückte er gegen die Stadt vor, und überfiel die Einwohner, welche sich eines solchen Angriffs nicht versahen. Er tödtete alles, was ihm Widerstand that. Er nahm den König mit seinem ganzen Hofe gefangen, und kehrte siegreich nach der Insel der kopflosen Menschen zurück.

Hier wurde er unter dem Zujauchzen des daheimgebliebenen Volkes empfangen, und es wurden Freudenfeste angestellt, welche einen Monat lang dauerten. Man vertheilte die Gefangenen unter den Einwohnern, welche sie mit allen den Brühen verspeisten, womit man Strandvögel zu speisen pflegt. Der besiegte König selber entging nicht eben dieser Todesart: bei einem Feste wurde er der ganzen königlichen Familie der kopflosen Menschen aufgetischt.

Nach diesem Feldzuge, welcher den Krieg vollständig beendigte, begann der Prinz von Karisme ein müßiges Leben zu führen. Er blieb neun Jahre am Hof des kopflosen Königs, welcher ihn so liebgewann, daß er eines Tages zu ihm sagte:

„Prinz, ich bin alt, und habe keinen männlichen Erben: ich will euch meine Krone hinterlassen, unter der Bedingung, daß ihr sie mit meiner Tochter theilet. Obwohl ihr eine sehr seltsame und gar lächerliche Gestalt habt, so will ich euch doch gern zu meinem Schwiegersohn annehmen."

Der Prinz wich diesem Antrage sehr geschickt aus! aber der König kam immer wieder darauf zurück, und als er bemerkte, daß der Prinz diese Heirath verabscheute, begann er wieder, mit verändertem Tone: „Prinz," sprach er zu ihm, „es steht euch fein an, die Ehre auszuschlagen, welche ich euch anthun will! Wisset, daß alle Dienste,

welche ihr mir geleistet habt, euch nicht schützen werden, meinen Zorn zu empfinden, wenn ihr noch länger zögert, mir zu gehorchen! Ihr möget es wohl bedenken: ihr müßt morgen meine Tochter heirathen, oder ich lasse euch diese Kugel abschlagen, welche sich unaufhörlich auf euern Schultern drehet und ein sehr schnödes Ansehen macht."

Diese Worte wurden mit einer Miene ausgesprochen, welche dem Prinzen zu erkennen gab, daß er sich entschließen müßte, die Prinzessin zu heirathen oder zu sterben. In dieser peinlichen Verlegenheit rief er traurig aus: „Unglückseliges Gestirn, unter welchem ich geboren bin, kann ich denn nimmer deinen bösen Einfluß erschöpfen? Es ist noch nicht genug, eine Frau mit einem Hundskopf gehabt zu haben, ich muß mich jetzt auch noch mit einem andern Ungeheuer verbinden. O Dilaram! reizende Dilaram, deren Andenken mir einen Schmerz erregt, welchen die Zeit nie abstumpfen wird, wie kann ein Prinz, der euer Bild so heilig in seinem Herzen bewahrt, mit einem Weibe leben, dessen Augen sich an die Schultern verirrt haben, und die in der Brust einen Mund hat, der mehr gemacht ist, einen Mann zu verschlingen, als seine Küsse zu empfangen."

Ungeachtet dieses Widerwillens unterließ er jedoch nicht, sich zu dieser Heirath zu entschließen, welche mit allem Pompe gefeiert wurde, welcher der Geburt der beiden sich vermählten Personen angemessen war.

In der ersten Hochzeitnacht führte man den Prinzen in ein Gemach, wohin die Braut schon zuvor geführt war, und ließ hier beide allein. Sie näherte sich ihm zuerst, und er bebte vor Entsetzen: er wähnte, daß sie hingerissen von ihrer Begierde und berechtigt durch den Namen der Gattin, seine ersterbende Gluth anfachen wollte; aber sie hielt ihm eine Rede, welche ihm seine Ruhe wiedergab, indem sie ihn aus dem Irrthume zog.

„Ich weiß wohl, Herr," sprach sie zu ihm, „daß ein Mensch wie ihr, eine Frau hassen muß, die mir gleicht.

Ich urtheile von euern Empfindungen nach den meinigen, ich habe eben so viel Abscheu vor euch, als ihr nur immer vor mir haben könnt. Wir betrachten uns beide als Ungeheuer, und wir finden uns beklagenswerth, daß wir gezwungen sind, uns mit einander zu verbinden, ihr, um dem Tode zu entgehen, und ich, um dem Könige, meinem Vater, zu gehorchen. Ich muß euch bei alledem sagen, daß, wenn ihr als zartfühlender Mann auf die Rechte des Ehegatten verzichten wollt, ich euer Glück machen kann."

„Ach, gnädige Frau," antwortete der Prinz, „ich verzichte darauf von ganzem Herzen, weil ihr von mir dies Opfer verlanget: aber ich bitte euch, saget mir, auf welche Weise könnt ihr mich glücklich machen?" — „Wisset," fuhr sie fort, „daß ich einen Geist liebe, welchem ich eine heftige Leidenschaft eingeflößt habe. Sobald er vernimmt, daß mein Vater mich verheirathet hat, wird er nicht säumen zu kommen, um mich zu entführen. Ich werde ihn bitten, euch in euer Land zu bringen; und ich bezweifle nicht, daß er, hoch erfreut über eure Ehrerbietung gegen mich, alles thun werde, was ihr wünschet." — „Wohlan, schöne Prinzessin," erwiderte der Prinz von Karisme, entzückt von der Hoffung, welche ihm gegeben wurde, „ich willige ein, und trete eurem beglückten Geiste alle die Schätze ab, welche diese Hochzeit mir bestimmte; willig überlasse ich ihm den Besitz davon."

Nachdem er dies gesagt hatte, legte er sich auf ein Sofa und schlief ein; und die Prinzessin that das nämliche.

Während sie beide so schliefen, erschien der Geist, welcher die junge Frau liebte, nahm sie beide unter die Arme, und führte sie durch die Luft davon. Er hielt auf einer Insel, die nicht weit von der Insel der kopflosen Menschen entfernt war, legte hier den Prinzen auf den Rasen nieder, und entführte dann die Prinzessin in eine unterirdische Wohnung, welche er eigens für sie erbauet hatte.

Der Prinz war bei seinem Erwachen verwundert, sich auf einer unbekannten Insel zu finden. Er dachte wohl, daß während seines Schlafes der in die kopflose Prinzessin verliebte Geist ihn hierher versetzt hatte, aber es deuchte ihn, daß dieser Geist nicht so erkenntlich wäre, als sie ihn gerühmt hatte, weil er ihn, anstatt in die Heimath zu bringen, auf einer Insel aussetzte, welche vielleicht von eben so abscheulichen Leuten bewohnt war, als die Samsaren.

Er war beunruhigt von allem, was dieser Gedanke Schreckliches mit sich führte, als er am Ufer des Meeres einen alten Mann erblickte, welcher die Abwaschung zu verrichten schien. Er stand schleunig auf und lief zu ihm hin, und fragte ihn, ob er ein Muselmann wäre. „Ja, ich bin es," antwortete der Greis; „und ihr, junger Mann, wer seid ihr? Nach euerm edlen Anstande zu urtheilen, seid ihr nicht von gemeinem Herkommen." — „Ihr täuschet euch nicht in eurer Vermuthung," erwiederte der Prinz, „denn ich bin ein Königssohn." — „Und welcher König ist euer Vater?" fragte der Greis. „Oeffnet mir euer Herz: ich schwöre bei unserm großen Propheten, daß keine Arglist hinter meinen Worten steckt; ich bin geeigneter, euch zu dienen, als euch zu schaden: redet ohne Rückhalt."

„Weil ihr denn meinen Namen zu wissen wünscht," erwiederte der Prinz, „so sage ich euch, daß ich der Prinz von Karisme bin." — „O Gott!" unterbrach ihn der Greis, „ist es möglich, daß ihr dieser unglückliche Prinz seid, der durch einen europäischen Seeräuber fortgeführt wurde?" — „Wer hat euch von diesem Ereigniß unterrichten können?" fragte der Prinz. — „Ich muß es wohl wissen, Herr," antwortete der Greis; „ich bin in den Staaten des Königs, eures Vaters, geboren. Ihr sehet in mir einen der Sterndeuter, welche euer Horoskop stellten; und um euch von dem zu benachrichtigen, was euch angeht, sage ich euch, daß euer Vater sich eure Entfüh-

rung so zu Herzen nahm, daß er wenige Tage darnach starb. Sein Volk, dessen Wonne er war, beweinte ihn lange Zeit, und die Hoffnung aufgebend, euch je wiederzusehen, setzte es einen Prinzen eures Geblütes auf den Thron. Dieser neue König versammelte die Sterndeuter, und befahl uns, die Sterne über seine Regierung zu befragen. Wir verkündigten ihm Dinge, welche ihm mißfielen. Er hielt sich an uns wegen der Unfälle, womit der Himmel ihn drohte, und beschloß, uns alle tödten zu lassen. Wir aber entdeckten vermittelst der Geheimnisse unsrer Kunst diesen Anschlag, wir verließen unser Vaterland, und jeder begab sich nach dem Winkel der Erde, den er sich zum Aufenthalt wählte. Ich habe mehrere Länder der Erde durchwandelt, und habe mich endlich auf dieser Insel niedergelassen, welche von einer so guten Königin beherrscht wird, daß es kein so glückliches Volk mehr giebt, als ihre Unterthanen sind."

Während der Astrolog also sprach, weinte der Prinz von Karisme bitterlich. Die Nachricht von dem Tode seines Vaters verursachte ihm eine so tiefe Betrübniß, daß der Greis genöthigt war, seine Rede zu unterbrechen, um ihn zu trösten. „Herr," sprach er zu ihm, „wenn ich euch so traurige Nachrichten hinterbringe, so habe ich auch sehr erfreuliche euch anzukündigen. Ich erinnere mich noch wohl aller unserer Beobachtungen; der Himmel verheißt euch ein glückliches Loos nach dem dreißigsten Jahre. Ihr zählt jetzo ein und dreißig, und folglich ist all euer Unglück vorüber. Folget mir, wenn's euch beliebt, ich will euch zu dem Groß-Wesyr führen, welcher ein tugendhafter Mann ist. Er wird euch der Königin vorstellen, welche euch den gebührenden Empfang bereiten wird, sobald sie von Eurem Stande unterrichtet ist."

Der Prinz und der Sterndeuter begaben sich beide zu dem Wesyr, welcher nicht sobald den Namen des Prinzen vernommen hatte, als er mit allen Zeichen des höchsten Erstaunens ausrief: „O mein Gott, es ist dir allein

vorbehalten, solche Wunder zu thun! — Kommt, Herr," fuhr er fort, indem er sich zu dem Prinzen von Karisme wandte, „und geht mit mir zu der Königin; ihr werdet die Ursache meines Erstaunens erfahren."

Indem er dieses sagte, führte er ihn zu dem Palaste, und als sie in die Gemächer der Königin kamen, bat er ihn, einen Augenblick zu verziehen, weil es gut wäre, die Fürstin zuvor zu benachrichtigen, damit sie sich auf den Empfang eines solchen Prinzen vorbereitete.

Der Wesyr blieb ziemlich lange bei der Königin, welche endlich in das Zimmer trat, worin der Prinz war. Sie sah ihm ins Gesicht, und erkannte ihn: „O mein Gemahl," sagte sie, indem sie ihm die Arme entgegenstreckte, „gibts noch eine solche Freude auf der Welt, als die meine ist, dich wiederzusehen?"

Der Prinz betrachtete sie ebenfalls und erkannte in ihren Zügen seine geliebte Dilaram wieder, und ganz entzückt vor Erstaunen, Liebe und Freude rief er aus: „O meine Königin, ist es möglich, daß ich dich wiederfinde! Wie groß auch die Unglücksfälle sind, welche der Himmel mich hat bestehen lassen, so bekenne ich doch, daß seine Güte seine Strenge übertrifft, weil er dich meiner Zärtlichkeit wiederschenkt."

Sie umarmten sich beide zu wiederholtenmalen, mit einem Entzücken, das sich leichter empfinden als ausdrücken läßt. Hierauf fragte der Prinz nach seinen Kindern. „Die wirst du bald sehen, Herr," antwortete die Fürstin; „sie sind auf die Jagd gegangen und werden bald zurückkommen." — „Aber, wie bist du Königin der Insel geworden, Herrin?" fragte der Prinz. „Ich will deine Neugier sogleich befriedigen," antwortete Dilaram; „höre, wie ich auf diesen Thron gelangt bin, welchen ich gleich morgen verlasse, um dir zu folgen, wenn mein Volk nicht einwilligt, daß ich ihn mit dir theile.

Sobald der Seeräuber, welcher uns gefangen nahm, dich auf der Insel ausgesetzt hatte, stach er wieder in

See, wie du weißt; aber wir hatten noch nicht sechs Meilen gemacht, als ein furchtbarer Sturm sich erhob, und trotz der Geschicklichkeit und den Anstrengungen der Matrosen wurde das Schiff mit solchem Ungestüm gegen die Felsen dieser Küste geworfen, daß es in tausend Stücke brach. Einige Matrosen erreichten durch Schwimmen das Ufer; die übrigen, sammt dem Hauptmann, wollten sich ebenso retten, gingen aber zu Grunde. Was mich betrifft, ohne den Himmel um die Erhaltung meines so unglücklichen Lebens zu bitten, umarmte ich meine Söhne, um mit ihnen zu sterben, und schon wollten die Fluthen uns verschlingen, als mehrere Leute von der Insel, welche von weitem unsern Schiffbruch angesehen, und sich in Böte geworfen hatten, um uns zu Hülfe zu eilen, noch zur rechten Zeit herankamen. Sie zogen uns halb todt aus dem Wasser, und als sie bemerkten, daß wir noch athmeten, trugen sie uns in ihre Häuser, und brachten uns vollends ins Leben zurück.

Als der König der Insel von unserm Schiffbruche hörte, war er neugierig, uns zu sehen. Er war ein Mann von neunzig Jahren, und so geliebt von seinen Unterthanen, als er es verdiente. Ich verschwieg ihm nichts, sondern sagte ihm meinen Stand und erzählte ihm meine Geschichte. Er war gerührt von meinen Unglücksfällen, und begleitete mit seinen Thränen die meinen, welche ich bei einigen Stellen meiner Geschichte nicht zurückhalten konnte. Endlich, nachdem er mir mit großer Aufmerksamkeit zugehört hatte, nahm er das Wort, und sagte zu mir; „meine Tochter, man muß die Unfälle mit Standhaftigkeit ertragen: es sind die Proben, auf welche der Himmel unsere Tugend setzt: wenn wir geduldig leiden, so läßt er fast immer Freuden auf unsere Leiden folgen. Bleibet bei mir, ich will für die Prinzen, eure Kinder, sorgen."

In der That, und wenn sie seine eigenen Söhne gewesen wären, so hätte er nicht mehr Liebe für sie ha-

ben können; und seine Hochachtung und Ehrerbietung für mich konnte nicht größer sein. Er begnügte sich nicht, mich mit Ehrenbezeugungen zu überhäufen, er zog mich auch über Staatsangelegenheiten zu Rathe; er ließ mich an seinem Staatsrathe Theil nehmen, und um mich zu überzeugen, in welchem Maaße er für mich eingenommen war, erhob er mit großem Lobe alles, was ich sagte, wenn es nur irgend passend war.

Ich verlebte fünf Jahre auf diese Weise, nach deren Verlauf er eines Tages zu mir sagte: „Prinzessin, es ist Zeit, euch einen Vorsatz zu entdecken, welchen ich gefaßt habe: ich will, daß ihr nach meinem Tode meinen Thron einnehmet, und um ihn euch zu versichern, muß ich euch heirathen. Alle meine Völker, von euren Tugenden eingenommen, werden meiner Wahl Beifall geben und es mir guten Dank wissen, euch zu meiner Erbin gemacht zu haben."

Der Vortheil meiner Söhne bestimmte mich, in diese Verbindung zu willigen, welche unter großem Beifall meiner Völker vollzogen wurde. Sie bezeigten nicht minder Freude und Zufriedenheit, als sie nach seinem Hintritte, welcher sehr nah auf unsere Hochzeit folgte, vernahmen, daß er in seinem letzten Willen ihnen befahl, mich als ihre Gebieterin anzuerkennen. Seit dieser Zeit herrschte ich über sie; und ich darf wohl sagen, daß es mein einziges Bestreben ist, sie glücklich zu machen."

Als die Königin diese letzten Worte gesprochen hatte, sah sie die beiden Prinzen von der Jagd zurückkommen. „Eilet Prinzen," rief sie ihnen entgegen, „eilet, euren Vater zu umarmen, welchen der Himmel euch erhalten hat!" Die Stimme des Blutes, welche sich in ihnen vernehmen ließ, ließ sie nicht länger an diesem Wunder zweifeln. Sie liefen zu dem Prinzen von Karisme hin, welcher ihnen die Arme entgegenstreckte, und sie einen nach dem andern auf die Augen küßte.

Nachdem diese vier von den zärtlichsten Regungen

der Natur bewegten Personen sich tausend Zeichen ihrer Zärtlichkeit gegeben hatten, versammelte der Groß-Wesyr das ganze Volk, erzählte ihnen die Geschichte des Prinzen von Karisme, und ermahnte sie darauf, diesen Prinzen für ihren König anzuerkennen. Das Volk willigte einstimmig ein, und rief den Prinzen von Karisme zum Könige aus.

Dieser regierte mit seiner geliebten Prinzessin von Georgien auf eine solche Weise, daß ihre Regierung die glücklichste Regierung genannt wurde.

„Ich habe diese Geschichte erzählt, Herr," fuhr der neunte Wesyr des Kaisers von Persien fort, „um Euer Majestät zu zeigen, daß die Kinder der Könige ihrem Unstern ebenso unterworfen sind, wie die andern. Während ein feindseliges Gestirn seine Einflüsse auf uns ausübt, würde das Gold in unserer Hand sich in schwarze Erde und der Theriak in unserm Munde sich in Gift verwandeln. Der Prinz Nurgehan befindet sich in diesem unglücklichen Fall, alles muß er fürchten, alles wird ihm feindselig, sein eigener Vater ist sein Feind geworden."

Die Erzählung dieser Geschichte, und vor allem die Anwendung, welche der Wesyr davon machte, machten den Kaiser betroffen, und trotz dem Versprechen, welches er der Sultanin gegeben hatte, schob er die Hinrichtung des Prinzen auf.

Als am Abend der Sultan zurückkam in seinen Palast, beklagte die Königin sich abermals über den neuen Aufschub der Bestrafung seines Sohnes; und um dem Könige zu zeigen, wie weit ein junger Mensch seine Bosheit treiben kann, erzählte sie ihm die folgende Geschichte.

Der Schuster und die Königstochter.

Es war einmal zu Kasbin ein junger Schuster, Namens Hassan, welcher mit Noth von dem Ertrage seiner Arbeit lebte. Eines Tages, als er in seinem Laden war, sah er einen Derwisch vorübergehen, dessen Pantoffeln zerrissen waren. „Guter Derwisch," sagte er zu ihm, „euer Schuhzeug ist in schlechtem Stande; tretet bei mir ein, und ich will es euch ausbessern." Der Derwisch folgte dieser Einladung, setzte sich, und aß von einigen Speisen, welche der Schuhflicker ihm vorsetzte.

Als die Pantoffeln fertig waren, sagte Hassan: „zum Lohne für meine Arbeit bitte ich euch um Rath. Ich habe Lust zu reisen, und ihr könnt besser als jeder andere mir einen guten Rath dazu geben." — „Mein Sohn," antwortete der Derwisch, „ich will dir drei Lehren geben, deren ganze Wichtigkeit ich aus Erfahrung kenne:

Erstens, begieb dich nie auf den Weg, ohne einen guten Reisegefährten; denn der Prophet (mit dem alles Heil sei!) sagt: „suche dir erst einen Gefährten, und dann begieb dich auf den Weg [58])." Zweitens, verweile nie an einem Orte wo Wasser mangelt. Endlich, drittens, geh nie in eine Stadt nach Sonnenuntergange "

Kurze Zeit darauf, nachdem Hassan gute Reisegefährten gefunden hatte, begab er sich auf den Weg. Nach Verlauf einiger Tage kommen sie mitsammen an die Thore einer großen Stadt; seine Gefährten gingen hinein: er aber, eingedenk der Lehren des Derwisches, blieb draußen am Ufer eines Stromes; und da er in der Nähe einen Todtenacker fand, so hielt er für's rathsamste, die Nacht darin zuzubringen.

Es war drei Stunden nach Mitternacht, als er zwei Männer bemerkte, welche über die Stadtmauer etwas hinab

ließen, das er nicht erkennen konnte, und das sie in eins der nächsten Gräber trugen.

Kaum hatten diese Leute sich entfernt, so eilte Hassan nach dem Orte, wo sie ihre Bürde abgelegt hatten. Er trat hinein, nahm sein Feuerzeug, und bei dem Lichte, das er sich anschlug, erblickte er einen Sarg, aus welchem von allen Seiten das Blut hervorrieselte.

Sogleich bemüht er sich, den Deckel aufzuheben, und findet darin eine Frau von außerordentlicher Schönheit, ganz in ihrem Blute gebadet, in ein Leichentuch gewickelt. Er hielt sie für todt und hob die Leinewand auf, welche sie umhüllte, als er folgende Worte mit schwacher Stimme aussprechen hörte: „Um Gottes willen, beraubet mich nicht meiner Kleider.“ Da erkannte er, daß noch einiges Leben in ihr war, zerriß seinen Kaftan, und verband ihre Wunden.

Am folgenden Morgen ließ er sie in die Kaawanserei der Stadt tragen, und gab sie für seine Schwester aus, welche er in einem lebhaften Augenblicke selber so verwundet hätte. Hier widmete er ihr zwei Monate hindurch die allerzärtlichste Sorgfalt.

Nach Verlaufe dieser Zeit war die junge Unbekannte gänzlich hergestellt, und ging aus der Karawanserei ins Bad. Als sie zurückkam, forderte sie Feder, Dinte und Papier, schrieb ein paar Worte und sagte zu Hassan: „Nehmet diesen Brief und traget ihn nach dem Basar[59]) zum Wechsler Yakub; und nehmet in Empfang, was er euch geben wird.“

Hassan begab sich in aller Eile zu dem Wechsler. Sobald dieser den Brief geöffnet hatte, küßte er ihn, legte ihn auf sein Haupt, und händigte dem Ueberbringer eine Börse mit fünfhundert Zechinen ein. Unser Reisender war ganz erstaunt, in seinem Leben hatte er keine so große Summe gesehen; und er erkannte aus der Ehrfurcht, welche der Wechsler dem Briefe bezeigte, daß diejenige,

die ihn geschrieben hatte, nicht von gemeiner Herkunft wäre.

Bei der Rückkehr in die Karawanserei legte er die Börse furchtsam vor seiner Gefährtin hin, welche in seinen Augen alle die Neugier las, welche ihn quälte. Sie hielt es noch nicht für rathsam, sie zu befriedigen, und begnügte sich, ihm zu sagen, er möchte das Geld nehmen, um sich anständige Kleider und eine schickliche Wohnung zu verschaffen.

Hassan befolgte ihre Befehle; und vermittelst ansehnlicher Summen, welche der Wechsler niemals versagte, ihr zu senden, kauften sie Sklaven, und lebten beide einige Zeit im Schooße des Ueberflusses.

Eines Tages gab die Unbekannte dem Hassan eine Börse in die Hand, und sagte zu ihm: „Es kömmt drauf an, mir einen Dienst zu leisten, auf welchen ich hohe Wichtigkeit lege. Gehet auf den Basar, dort werdet ihr leicht den Laden Abdallah's, des Seidenhändlers, auffinden. Laßt euch ein Stück Atlas vorzeigen, und wie hoch auch der Preis desselben sei, kaufet es, ohne zu handeln."

Hassan erkannte sehr bald das Waarenlager des jungen Kaufmanns, er trat ein, ließ sich ein Stück Atlas vorlegen, und kaufte es für den Preis, der ihm abgefordert wurde. Den ihm ertheilten Aufträgen zufolge, kehrte er mehrmals zu demselben Kaufmanne zurück, und machte seine Sache so gut, daß zwischen ihnen eine Verbindung entstand, die vertraulich genug war, um ihn zu einem Mittagsmahle einzuladen; welche Einladung er auch annahm.

Nach der Vorschrift der Unbekannten, wurde gegenseitig Abdallah eingeladen, welcher auch sehr verbindlich die Ehre annahm, welche ihm ein so reicher Herr erwies, als Hassan zu sein schien.

„Wie seltsam auch die Dinge sein mögen, deren ihr Zeuge sein werdet," sagte die Unbekannte zu Hassan, „ver-

wundert euch nicht darüber." Und zu gleicher Zeit ließ sie ein glänzendes Mittagsmahl bereiten.

Zur bestimmten Stunde stellte sich Abdallah ein, mit der größten Pracht gekleidet. Hassan empfing ihn sehr höflich; man trank bis tief in die Nacht; aber als von der Trennung die Rede war, und Abdallah von seinem Wirthe Abschied nehmen wollte, gab dieser es nicht zu: „Wie?" sagte er, „ich sollte euch zu dieser Stunde gehen lassen! Nein, ich kann es nicht: ihr müßt hier schlafen; ich werde euch ein Lager bereiten lassen."

Als der Kaufmann sah, daß es vergeblich wäre, länger zu widerstehen, ließ er es sich gefallen, und legte sich nieder.

Um Mitternacht, als er im tiefen Schlafe lag, näherte die Unbekannte, welche während des ganzen Mahles nicht zum Vorscheine gekommen war, sich ihm, und stieß ihm einen Dolch ins Herz.

Hassan, von dem Geräusch aufgeweckt, lief herbei: „Großer Gott!" rief er aus, indem er den Abdallah den letzten Seufzer aushauchen sah, „von welcher Gräuelthat habt ihr mich zum Mitschuldigen gemacht! Ich verlasse euch auf der Stelle; ich will nicht länger in diesem abscheulichen Hause bleiben: ich will euch selbst alles zurückgeben, was ihr mir geschenkt habt."

„Beruhige dich, Hassan," antwortete die Prinzessin, „ich habe nur einen Verräther gerechterweise bestraft: ich bin die Tochter des Königs; der, den du gegenwärtig todt hingestreckt siehst, hatte mir eine heftige Leidenschaft eingeflößt; durch Vermittelung meiner Amme, und durch Bestechung der zu meiner Bewachung bestellten Personen, brachte ich es dahin, ihn in den Harem [60]) einzuführen; mehr als einmal ging ich sogar, unter dem Schutz der Verkleidung, zu ihm, und überhäufte ihn mit Wohlthaten."

„Eines Tages besuchte ich ihn zu einer Stunde, wo er mich nicht erwartet hatte: denke dir mein Erstaunen

und meine Wuth, als ich ihn bei einer Nebenbuhlerin sitzend fand. Ich machte ihm die lebhaftesten Vorwürfe, ich ließ mich sogar so weit hinreißen, die zu schlagen, die bei ihm war."

„Da ging das Ungeheuer hin, und holte zwei junge Wüstlinge, und sei es nun, daß er die Folgen meines Zornes fürchtete, oder daß er seine Geliebte rächen wollte, — mit ihrer Hülfe versetzte er mir mehrere Messerstiche, und mich todt wähnend trug er mich auf den Gottesacker, wo du mich gefunden hast. Jetzo, da ich gerächt bin, eile hin, dem Könige, meinem Vater zu verkündigen, daß seine Tochter noch lebt, und zeige ihm meinen Aufenthalt an."

Der ganze Hof war voll Freuden, als man vernahm, daß die Prinzessin wiedergefunden war. Der König umarmte sie mit weinenden Augen; und als er hörte, daß Hassan ihr Retter war, gab er sie ihm zur Frau.

„Ihr ersehet aus dieser Geschichte," fügte die Königin Chansade hinzu, „welcher Gräuelthaten jungen Leute fähig sind;" und sie forderte von neuem den Tod Nurgehans. Der König versprach auch, ihr Verlangen zu erfüllen.

Achtzehnte Nacht.

Aber am folgenden Morgen, als der Kaiser so eben den Tod seines Sohnes befehlen wollte, trat abermals ein Wesyr hervor und flehte für ihn die Gnade des Fürsten an; und um den Einfluß der Sultanin zu schwächen, bestätigte er die Bosheit der Weiber und erzählte folgende Geschichte.

Der Holzhauer und der Geist.

Ahmed, ein armer Holzhauer von Bagdad, hatte ein widerspenstiges, geiziges und zänkisches Weib, welche ihm nicht einen Augenblick Ruhe ließ. Wenn er etwas Geld erwarb, so strebte sie immer, sich desselben zu bemächtigen.

Eines Tages hatte dieser arme Mann einige Pfennige beiseite gelegt, um sich ein Seil zu kaufen: die Frau gewahrte es, und sagte zu ihm: „Ha, Nichtswürdiger, es scheint, daß du ein sauberes Leben führest. Ohne Zweifel ist dieses Geld, das du verheimlichst, irgend einer Buhlerin bestimmt: aber Geduld, ich will dich schon besser in Ordnung halten; du sollst nimmer ohne mich ausgehen."

Der arme Holzhauer hatte bisher wenigstens so lange Ruhe gehabt, als er allein in Walde war: man denke sich nun sein Verzweiflung, als er beim Weggehen sein Weib einen Esel besteigen und ihm nach dem Berge folgen sah, wohin er zu arbeiten ging. „Mindestens werde ich nun doch wissen," sagte sie zu ihm, „was du thust, wenn du das Haus verläßt."

Ahmed wußte nicht, wie er sich davon befreien sollte, als ihm plötzlich ein glücklicher Gedanke einkam. Es war in der Nähe des Ortes, wo er arbeitete, ein sehr tiefer Brunnen: „Liebe Frau," sagte er zu ihr, „da du doch einmal hier bist, so will ich dich bitten, mir einen Dienst zu leisten. Es ist schon lange her, daß man mir von einem Schatz in diesem Brunnen gesagt hat: du mußt mich an dieses Seil binden und mich daran hinunterlassen." — „Mit nichten," antwortete sie, „du sollst mich daran befestigen; ich kann eben so gut hinabsteigen, als du: du wärest im Stande, den Schatz für dich allein zu behalten."

Ahmed willigte in diesen Vorschlag: er band seine Frau an das Seil und ließ sie in den Brunnen hinabgleiten. Als er spürte, daß sie auf dem Grunde war, ließ er den Strick los, und sagte zu ihr: „Theure Ehehälfte, ich werde nun doch einige Augenblicke Ruhe genießen: ihr werdet die Gefälligkeit haben, dort unten zubleiben, bis ich wiederkomme, euch heraus zu ziehen.“ Und ohne auf ihre Bitten und Drohungen zu hören, ging er ruhig wieder an seine Arbeit.

Einige Zeit darnach, als er durch diese Lehre seine Frau gebessert wähnte, warf er ihr wieder das Seil hinab: „Macht,“ rief er ihr zu, „bindet euch fest, damit ich euch wieder herausziehe.“ Darnach zog er eine schwere Last empor: aber wie groß war sein Erstaunen, als er am Ende des Seils einen Geist erblickte.

„Wie großen Dank habe ich dir zu sagen!“ redete dieser ihn an. „Ich gehöre unter die Zahl der Geister, welche sich nicht in die Luft emporschwingen können; ich hatte diesen Brunnen zu meiner Wohnung erwählt, als ohne Zweifel ein mir feindlicher Geist das aller boshafteste Weib von der Welt zu mir hinab ließ, welche nicht aufgehört hat, mich rasend zu machen, seitdem sie meine Gesellschafterin geworden ist. Wie sehr weiß ich es dir Dank, mich befreit zu haben! ein so wichtiger Dienst soll nicht unbelohnt bleiben. Höre, was ich für dich thun kann. Ich weiß, daß der König von Indien eine reizende Tochter hat, ich gehe hin, von ihr Besitz zu nehmen, und sie wahnwitzig zu machen. Der König, ihr Vater, wird sich vergeblich bemühen, sie durch seine Aerzte heilen zu lassen: hier habe ich aber einige Blätter, welche man nur ins Wasser zu tauchen und damit der Prinzessin das Gesicht zu reiben braucht, um mich zu zwingen, sie augenblicklich zu verlassen. Ich gebe sie dir, du kannst davon Gebrauch machen.“

Ahmed dankte dem Geist, und begab sich auf den Weg nach der Hauptstadt von Indien. Als er das Ziel

seiner Reise erreicht hatte, vernahm er, daß die Tollheit der Prinzessin den ganzen Hof in die größte Bestürzung versetzt hatte, und daß der König, ihr Vater, nachdem er die Kunst der geschicktesten Aerzte vergeblich versucht, ihre Hand demjenigen versprochen hatte, der sie heilen würde.

Ahmed erbot sich mit Zuversicht dazu, er benetzte seine Blätter, rieb damit das Gesicht der Prinzessin: und die Bezauberung verschwand augenblicklich. Der König von Indien erkannte den von Ahmed geleisteten Dienst, bewilligte ihm seine Tochter, und die Hochzeit wurde mit dem größten Pompe gefeiert.

Als der Geist aber den Leib der Prinzessin verlassen, hatte er den Leib der Prinzessin von China, in welche er verliebt war, zur Wohnung eingenommen. Der Kaiser von China, welcher von der wunderbaren Heilung der Prinzessin von Indien gehört hatte, schickte einen Abgesandten hin, und ließ den Ahmed bitten, zu geruhen, an seinen Hof zu kommen, um seine Tochter, die Gesundheit wieder zu geben. Ahmed säumte nicht, dahin zu reisen.

Aber wie groß war seine Verwunderung, als er bei seiner Ankunft erkannte, daß die Prinzessin von China von demselben Geiste besessen war, welchen er aus dem Brunnen gezogen hatte. „He, wie," sprach der Geist zu ihm, „du bist es, Ahmed, den ich mit Wohlthaten überhäuft habe, und der mir jetzt eine Prinzessin entreißen will, die ich liebe? Hüte dich wohl davor: wenn du mich zwingst, von hinnen zu weichen, so gehe ich geradeswegs nach Indien und tödte deine Gemahlin."

Ahmed war nicht wenig erschrocken über diese Drohung, und er stand schon im Begriff, dem Kaiser von China die Unzulänglichkeit seiner Kunst zu erklären, als ihm eine List in den Sinn kam. „Bei Gott! mein guter Geist," antwortete er ihm, „nicht um die Prinzessin zu heilen, bin ich her gekommen: im Gegentheil komme ich, dich zu bitten, mir deinen Beistand zu leisten. Du erinnerst dich noch wohl jenes Weibes, mit welchem du in

dem Brunnen einige verdrießliche Augenblicke zubrachtest; nun wohl, es war meine Frau. Ich weiß nicht, wer sie mag herausgezogen haben, aber kurz, sie ist in Freiheit, und sie tritt ein, wo ich austrete, und verfolgt mich überall: in einem Augenblick wird sie hier sein, und ich komme, deinen Beistand anzuflehen."

„Meinen Beistand?" erwiederte lebhaft der Geist. „Gott behüte mich, daß ich je wieder mit einem solchen Weibe zusammen komme. Ahmed, mein Freund, ziehe dich daraus, so gut du kannst: was mich betrifft, ich weiß nicht zu helfen, ich flüchte mich augenblicklich."

Bei diesen Worten machte sich der Geist fort; die Prinzessin von China ward wieder gesund, und Ahmed, von den Gunstbezeugungen des Königs überhäuft, kehrte in die Staaten seines Schwiegervaters zurück.

„Ihr sehet, Herr," fuhr der Wesyr fort, „daß die Bosheit der Weiber gar groß ist, weil sie den Teufeln selber furchtbar ist. Wie könnten wohl die Männer sich davor sichern? Seit mehreren Tagen schon sind die Ränke einer einzigen Frau im Stande, die Wesyre, das Volk und die Großen in Unruhe zu setzen. Seid auf eurer Hut gegen diese Umtriebe, und verschiebet noch den Tod eures Sohnes."

Der Kaiser, gerührt von der Rede des Wesyrs, ließ seinen Sohn ins Gefängniß zurückführen, und ritt auf die Jagd.

Am Abend, als Sindbad heimkam, erneute die Königin Chansade ihr Andringen, daß er seinen Sohn umbringen ließe; und um das Vertrauen zu erschüttern, welches der Kaiser in seine Wesyre setzte, erzählte sie ihm folgende Geschichte:

Der König Papagei.

Ein König von Indien hatte von einem Derwisch eine Zauberformel erlernt, vermöge welcher er in den Leib eines Thieres übergehen konnte; und manchesmal hatte er diese Verzauberung versucht.

Eines Tages, als er mit einem seiner Wesyre auf der Jagd war, erlegte er einen Rehbock; und um dem Wesyr seine Zaubermacht zu zeigen, sprach er seine Formel aus, und nahm den Leib dieses Thieres an; und der Minister sah zu seinem großen Erstaunen den Leib des Königs leblos hinsinken, während der Leichnam des Rehbocks sich belebte und anfing zu springen.

Als der König wieder in seine natürliche Gestalt zurückgekehrt war, beschwur der Wesyr seinen Herrn, ihn diese köstliche Formel zu lehren; und der König hatte die Unklugheit, den Bitten seines Ministers nachzugeben.

Einige Zeit darauf bemerkte der Wesyr einen todten Papagei am Fuße eines der Bäume in der Nähe des Palastes, und sprach zu dem Könige: „Herr, verstattet euch eure Formel auch, in den Leib eines Vogels überzugehen?“ — „Sicherlich,“ antwortete der König; und sogleich belebte er den Leichnam des Papagei's, und setzte sich auf den Baum.

Sobald der Wesyr sah, daß der König seinen Leib verlassen hatte, so las er auch die Zauberformel, und bemächtigte sich desselben, und ließ die Seele eines Sklaven seinen eigenen Leib einnehmen.

Man kann sich den Verdruß und den Schmerz des Königs denken, als er die Treulosigkeit seines Wesyrs sah; er flog hinweg, ganz verwirrt, von ihm so angeführt zu sein.

Unterdessen bemächtigte sich der Wesyr der Herrschaft des Reichs; er hatte sogar die Frechheit, in das Innere

des Harems zu gehen, und auf alle Weise die Stelle seines Herrn einzunehmen.

Der arme Papagei, nachdem er eine Zeitlang umhergeirrt war, entschloß sich endlich, in das Haus eines Gärtners zu fliegen. Er ließ sich fangen, in einen Käfig setzen, und auf den Markt bringen. Da er sehr geläufig sprach, so überbot man sich, um ihn zu besitzen. Er erstaunte alle Welt durch seine treffenden und lebhaften Antworten[61]). Sein Preis wurde so hoch gesteigert, daß allein die Königin einen so kostbaren Vogel kaufen konnte.

Er wurde also in den Harem gebracht und in die Schlafkammer der Königin gesetzt. Und hier hatte der arme Papagei das Herzeleid, zur Nacht seinen schandbaren Wesyr kommen und ungescheut das Bette der Königin theilen zu sehen, während er, auf einer Stange seines Käfigs sitzend, seinen Verdruß hinabwürgen mußte.

Am folgenden Morgen unterhielten sich der Wesyr und die Königin mit einander; und der Papagei, in einem Winkel versteckt, hörte ihr Gespräch an. „Wißt ihr," sagte der Wesyr, „daß ich die Macht habe, in den Leib eines jeden Thieres überzugehen, sobald er todt ist?" — „Es würde mich sehr ergötzen, eine solche Verwandlung zu sehen;" antwortete die Königin, „ich bitte euch, versaget mir nicht das Vergnügen."

Da ließ der Wesyr eine todte Gans bringen, und ging in ihre Leiche über. Sogleich sprach der König Papagei auch seine Zauberformel aus, und nahm seinen Leib wieder ein; dann ergriff er die Gans bei dem Halse und zerschmetterte sie gegen die Wand. „In welcher Wuth seid ihr, Herr!" rief die Königin aus, „und warum erzürnet ihr euch so heftig?" —

Man kann sich denken, wie groß ihr Erstaunen und ihre Beschämung war, als ihr Gemahl ihr sein grausames Mißgeschick erzählte.

„Ihr sehet, Herr," fuhr Chansade fort, „welches Vertrauen man auf einen Wesyr haben kann." Und sie suchte ihrem Gemahl die Nothwendigkeit zu beweisen, seinen Sohn tödten zu lassen. Der König versprach ihr auch diese Genugthuung.

„Aber der Tag bricht an," sagte Scheherasade, „wenn Euer Majestät es erlaubt, so wollen wir morgen fortfahren."

Neunzehnte Nacht.

„Herr," sagte Scheherasade, „der Griechische König, welcher seinem Wesyr die Geschichte des Königs Sindbad erzählte, fuhr folgendermaßen fort:

„Als der Kaiser am Abend in den Palast zurückkam, hielt die Sultanin ihm eine Schale voll Gift vor, und sprach zu ihm: „Herr, wenn ihr mir nicht Gerechtigkeit verschafft, so erkläre ich euch, daß ich dieses Gift hier trinken will, und ihr werdet dieses Verbrechen vor Gott zu verantworten haben. Eure Wesyre, ich weiß es, suchen euch einzuschüchtern, indem sie euch von der Arglist meines Geschlechts erzählen; aber das eurige ist nicht minder gefährlich; ich berufe mich zum Beweise davon nur auf die Geschichte des Malers von Ispahan."

Auf Verlangen des Kaisers erzählte Chansade diese Geschichte folgendermaßen:

Geschichte Mahmuds [62]).

Ein Maler sah eines Tages bei einen seiner Freunde das Bildniß einer Frau, in welche er sich leidenschaftlich verliebte; er hatte keine Ruhe, als bis er vernahm, wo

diejenige sich befände, welche als Urbild desselben gedient hatte. Man sagte ihm, es wäre das Bildniß einer berühmten Sängerin des Groß-Wesyrs am Hofe von Persien.

Sogleich machte Mahmud sich auf den Weg nach Ispahan. Nachdem er Tag und Nacht gereiset war, kam er in dieser Stadt an, und nahm seine Wohnung bei einem Apotheker. Er säumte nicht, von seinem Wirthe Erkundigungen einzuziehen, und vernahm von ihm, daß das Reich in großer Unruhe wäre, wegen der Verfolgungen, welche der Sultan gegen die Zauberer anstellte. Zu gleicher Zeit endeckte Mahmud, daß der Gegenstand seiner Liebe eine der Sklavinnen des Wesyrs war: und hierauf berechnete er seinen Anschlag.

Nachdem er sich mit allen, einem Räuber nöthigen Werkzeugen versehen hatte, begab er sich in einer Nacht zu dem Palaste des Wesyrs, in welchen er vermittelst eines Seiles leicht Eingang fand. Ueber das flache Dach gelangte er mitten auf einen Hof, von wo er ein hell erleuchtetes Gemach erblickte.

Er wandte sich nach dieser Seite, und trat in das Zimmer: hier sah er ein Frauenbild, schön wie die Sonne am heitern Sommertage, im Schlafe liegen, auf einem elfenbeinernen mit Gold ausgelegten Ruhebette, umgeben von Lampen, welche nach allen Seiten das glänzendste Licht verbreiteten. Indem er sich ihr näherte, erkannte er sogleich, daß es die Schöne war, die er suchte.

Darauf zog er einen Dolch aus seinem Gürtel und machte ihr an der Hand eine leichte Wunde, so daß sie erwachte. Die Schöne wurde von Furcht ergriffen, als sie ihn mit dem Dolch in der Hand erblickte. Sie hielt ihn für einen Räuber, bat ihn, ihr das Leben zu lassen und bot ihm einen prächtigen Schleier, der mit Perlen und köstlichen Steinen besäet war.

Mahmud nahm den Schleier, und verließ den Palast des Wesyrs.

Am folgenden Morgen verkleidete er sich, wie ein

Sofi[63]), nahm den gestickten Schleier unter seinen Rock und trat vor den Kaiser von Persien.

„Herr," sprach er zu ihm, „ich bin ein Geistlicher aus Chorasan[64]); der Ruhm von euren Tugenden ist zu mir gedrungen, und um unter einem so gerechten Fürsten zu leben, habe ich mich auf den Weg nach eurer Hauptstadt gemacht. Angelangt an den Thoren derselben, fand ich sie verschlossen, und sah mich genöthigt, die Nacht vor der Stadt zuzubringen. Ich legte mich nieder, aber bald erblickte ich vier Weiber: die eine ritt auf einer Hyäne, die zweite auf einem Widder, die dritte auf einer schwarzen Hündin, und die vierte auf einem Leopard.

Ich erkannte bald, daß es Zauberinnen waren; die eine nahte sich mir, und begann mich mit Füßen zu treten und mit einer Geißel zu peitschen, welche in ihren Händen mir wie Feuer erschien. Ich sprach sogleich mehrmals den Namen Gottes aus, und mit einem Messer verwundete ich sie an der Hand, worauf sie mich losließ: aber im Entfliehen ließ sie in meinen Händen diesen mit Edelsteinen überfäeten Schleier, welcher keinen Werth für mich hat, weil ich mich von der Welt zurückgezogen habe."

Nach dieser Rede übergab Mahmud den Schleier den Händen des Sultans, und ging hinweg.

Der Kaiser erkannte den Schleier: er hatte vor kurzem seinem Groß-Wesyr ein Geschenk damit gemacht. Er befragte diesen deshalb, und vernahm bald, daß er ihn seiner Lieblings-Sklavin gegeben hatte.

Diese wurde nach dem Palaste geholt, und als man ihre Hand untersuchte, erkannte man die Wunde, von welcher Mahmud gesprochen hatte, und man zweifelte nicht mehr, daß er die Wahrheit gesagt hätte. Hierauf wurde sie als Zauberin verurtheilt, in einer Grube zu verschmachten, deren steile Wände jede Flucht verhinderten.

Als Mahmud den glücklichen Erfolg seiner List ver-

nommen hatte, eilte er nach der Grube, in welche man die schöne Sklavin hinabgelassen hatte; und durch Ueberredung der Wächter, denen er sein Abenteuer erzählte, gelang es ihm, sie zu befreien.

Zufolge des Versprechens, welches er den Wächtern gethan hatte, entfloh er in sein Land, reiste Tag und Nacht, und gelangte so in den Besitz des Gegenstandes seiner Wünsche.

„Da habt ihr, Herr," fügte die Königin[65]) hinzu, „eine von den zahreichen Listen der Männer ....."

Der Kaiser, aufgeregt dadurch, gab sogleich den Befehl zur Hinrichtung seines Sohnes.

Auf solche Weise bemächtigten sich vierzig Tage hindurch, die Königin und die Wesyre wechselsweise des Gemüthes des Kaisers.

Am einundvierzigsten Tage, mit Sonnenaufgange, bestieg der Kaiser seinen Thron, gab dem Scharfrichter seine Befehle, und ließ seinen Sohn vorführen. Er ließ desgleichen die vierzig Wesyre festnehmen und sie gebunden, je zehn und zehn, vor sich führen.

Der Scharfrichter verband den Prinzen Nurgehan die Augen, zog sein Schwert, und fragte den Kaiser zweimal, ob er zuhauen sollte. Nachdem es ihm verstattet worden, sagte er: „Herr, ich fordere diesen Befehl noch zum drittenmale von euch; bedenket wohl, daß eine zu späte Reue nicht wieder gut machen kann, was ihr jetzo befehlet."

Der Kaiser war im Begriff, seinen Befehl zu wiederholen, da erschien Abumaschar, der Lehrer Nurgehans. Sogleich ergriff ihn die Wache, und führte ihn vor den Thron, mit solcher Eilfertigkeit, daß seine Füße nicht die Erde berührten.

„Elender," sprach Sindbad zu ihm, „dein Kopf soll deine Frevelthat bezahlen. Sind es nicht deine treulosen

Rathschläge, welche meinem Sohne dieses Stillschweigen auflegten?"

„Ja, Herr," antwortete Abumaschar, „euer Sohn mußte vierzig Tage lang dieses Stillschweigen beobachten, um die Unfälle zu vermeiden, welche die Gestirne ihm verkündigten: aber die verhängnißvolle Frist ist abgelaufen, und er kann jetzo wieder reden."

Sogleich nahm man den Prinzen die Binde von den Augen, und er erzählte unbefangen alles, was zwischen ihm und seiner Stiefmutter vorgegangen war. Er berief sich auf das Zeugniß der Frauen der Königin, welche bekannten, daß sie hinter einer dünnen Wand alles gehört hätten.

Auf diese Berichte bereute Sindbad herzlich[66]), was er bisher gethan hatte, und alle Herren des Hofes stimmten der Rede ihres Fürsten bei. Der Kaiser ließ seinen Sohn an seiner Seite sitzen, küßte ihm die Augen, und erlaubte den vierzig Wesyren, seine Hände und seine Knie zu küssen. Sie legten die Trauerkleider ab, welche sie während der vierzig Tage getragen hatten, und zogen prächtige Kleider an, welche der Kaiser unter sie vertheilen ließ.

Die Königin aber wurde ohne Gnade hingerichtet.

„Als der Griechische König," sagte der Fischer zu dem Geiste, „die Geschichte des Königs Sindbad beendigt hatte, fügte er hinzu: „Und du, Wesyr, voll Neid gegen den Arzt Duban, welcher dir kein Leid gethan hat, willst, daß ich ihn tödten lasse; aber ich werde mich wohl davor hüten, aus Furcht, ungerecht zu sein, wie es dieser König gegen seinen Sohn war."

Dem verrätherischen Wesyr war der Tod des Arztes zu wichtig, um hiebei stehen zu bleiben. „Herr," erwiderte er, „wie kann die Furcht, einen Unschuldigen zu bestrafen, euch hindern, den Arzt hinrichten zu lassen. Ist

es nicht hinreichend, daß man ihn eines Anschlags auf euer Leben anklagt, um euch zu berechtigen, ihm das seine zu nehmen? Wenn es darauf ankommt, das Leben eines Königs zu sichern, so muß schon ein bloßer Verdacht für Gewißheit gelten; und es ist besser, einen Unschuldigen aufzuopfern, als einen Schuldigen unbestraft zu lassen..... Aber, Herr, dieses ist keineswegs eine noch ungewisse Sache; der Arzt Duban will euch ermorden. Es ist nicht der Neid, welcher mich gegen ihn gewaffnet, es ist allein die Theilnahme für die Erhaltung Euer Majestät, es ist mein Eifer, welcher mich antreibt, euch eine Anzeige von so großer Wichtigkeit zu machen. Ist sie falsch, so verdiene ich auf dieselbe Weise bestraft zu werden, wie einstmals ein Wesyr bestraft wurde."

„Was hatte dieser Wesyr gethan," fragte der Griechische König, „wodurch er eine solche Strafe verdiente?"

„Ich will es Euer Majestät erzählen," antwortete der Wesyr; „möge sie die Güte haben, mich anzuhören."

Geschichte.

des bestraften Wesyrs.

Es war einmal ein König, der hatte einen Sohn, der leidenschaftlich die Jagd liebte. Er erlaubte ihm oft dieses Vergnügen; aber er hatte seinem Groß-Wesyre den Befehl ertheilt, ihn stets zu begleiten, und ihn nie aus den Augen zu verlieren.

Eines Tages hatten auf einer solchen Jagd die Jäger einen Hirsch angeschossen, und der Prinz, im Wahne, daß der Wesyr ihm folgte, sprengte dem Thiere nach. Er ritt so lange, und seine Hitze führte ihn so weit weg, daß er sich endlich allein sah. Er hielt an, und als er be-

merkte, daß er den Weg verloren hatte, wollte er auf seiner Spur zurückkehren, um wieder zu dem Wesyr zu kommen, der nicht schnell genug war, ihm so nahe zu folgen; aber er verirrte sich.

Indem er so, ohne eine bestimmte Richtung zu halten, hin- und herlief, traf er neben einem Wege eine ziemlich wohlgebildete Frau, die bitterlich weinte. Er hielt den Zügel seines Pferdes an, und fragte diese Frau, wer sie wäre, was sie so allein an diesem Orte thäte, und ob sie seiner Hülfe bedürfte.

„Ich bin," antwortete sie, „die Tochter eines Königs von Indien. Indem ich auf dem Felde spazieren ritt, bin ich eingeschlafen, und vom Pferde gefallen. Mein Pferd ist entlaufen, und ich weiß nicht, was aus ihm geworden ist." Der junge Prinz hatte Mitleid mit ihr, und bot ihr an, sich hinter ihm auf sein Pferd zu setzen; was sie auch annahm.

Als sie zu einer Hütte kamen, und die Prinzessin zu erkennen gab, daß sie eines gewissen Bedürfnisses wegen gern absteigen möchte, hielt der Prinz an, und ließ sie hinunter. Er stieg auch ab, und näherte sich der Hütte, sein Pferd am Zügel haltend. Denket euch seine Ueberraschung, als er die Frau drinnen folgende Worte aussprechen hörte: „Freuet euch, meine Kinder, ich bringe euch einen wohlgebildeten und recht fetten Knaben." Und andere Stimmen antworteten ihr alsbald: „Mama, wo ist er? damit wir ihn sogleich essen; denn wir haben großen Hunger."

Der Prinz brauchte nicht mehr zu hören, um die Gefahr zu erkennen, in welcher er schwebte. Er sah wohl, daß die Frau, welche sich für die Tochter eines Königs von Indien ausgegeben hatte, eine Ogerin war, d. h. das Weib eines dieser wilden Geister, welche Oger genannt werden, und sich tausend Listen bedienen, um die Vorübergehenden zu fangen und zu fressen.

Er ward von Furcht ergriffen, und warf sich schleu-

nigst auf sein Pferd. Die vorgebliche Prinzessin trat in diesem Augenblicke wieder heraus, und als sie sah, daß ihr der Fang fehlgeschlagen war, rief sie dem Prinzen zu: „Fürchtet nichts; wer seid ihr? und was suchet ihr?" — „Ich habe mich verirrt," antwortete er, „und ich suche meinen Weg." — „Wenn ihr euch verirrt habt," sagte sie, „so befehlet euch Gott, er wird euch aus der Verlegenheit ziehen, in welcher ihr euch befindet."

Hierauf hub der Prinz die Augen gen Himmel.....

„Aber, Herr," sagte Scheherasade bei dieser Stelle, „der anbrechende Tag legt mir Stillschweigen auf....."

Schachriar, neugierig, die Entwickelung dieser Geschichte zu hören, verlängerte abermals das Leben der Scheherasade.

Zwanzigste Nacht.

Dinarsade hatte so große Lust, das Ende von der Geschichte des jungen Prinzen zu hören daß sie in dieser Nacht früher als gewöhnlich erwachte. „Meine Schwester," sprach sie, „ich bitte dich, vollende die gestrige Geschichte. Ich nehme so großen Theil an dem Schicksale des jungen Prinzen und ich sterbe vor Furcht, daß er von der Ogerin und ihren Kindern gefressen werde."

Nachdem Schachriar dasselbe Verlangen bezeigt hatte, sagte die Sultanin: „Wohlan, Herr, ich will euch von dieser Furcht befreien."

Als die falsche Prinzessin von Indien dem jungen Prinzen gerathen hatte, sich Gott zu empfehlen, dachte er wohl, daß sie es nicht aufrichtig mit ihm meinte, sondern daß sie ihn schon als ihre gewisse Beute ansah, aber er hub die Hände gen Himmel und sprach: „Herr, der du allmächtig bist, wirf dein Auge auf mich, und befreie mich von dieser bösen Feindin."

Auf dieses Gebet trat das Weib des Ogers in die

Hütte zurück, und er entfernte sich schleunig von ihr. Glücklicherweise fand er seinen Weg wieder, und kam gesund und wohlbehalten bei dem Könige, seinem Vater, an, welchem er Stück für Stück die Gefahr erzählte, in welche er durch die Nachlässigkeit des Wesyrs gerathen war. Der König, erzürnt über seinen Minister, ließ ihn auf der Stelle erdrosseln.

„Herr," fuhr der Wesyr des Griechischen Königs fort, „um auf den Arzt Duban zurückzukommen; das Vertrauen, das ihr auf ihn habt, wird euch verderblich sein; ich weiß von guter Hand, daß eure Feinde einen Kundschafter ausgeschickt haben, um Euer Majestät nach dem Leben zu trachten. Er hat euch geheilt, sagt ihr: aber wer kann euch das verbürgen? Er hat euch vielleicht nur scheinbar geheilt und nicht gründlich. Wer weiß, ob dieses Mittel mit der Zeit nicht eine schädliche Wirkung thut?"

Der Griechische König, welcher wenig Mutterwitz hatte, war nicht scharfsinnig genug, um die boshafte Absicht seines Wesyrs zu durchschauen, noch war er standhaft genug, um in seiner ersten Gesinnung zu beharren. Diese Rede machte ihn wankend: „Wesyr," sagte er, „du hast Recht: er kann ausdrücklich deshalb hergekommen sein, mir das Leben zu nehmen, was er sehr wohl, durch den bloßen Geruch eines seiner Säfte bewirken könnte. Wir müssen überlegen, was unter diesen Umständen zu thun ist."

Als der Wesyr den König in der Stimmung sah, in welcher er ihn haben wollte, sagte er zu ihm: „Das sicherste nnd das schleunigste Mittel, euch von dieser Furcht zu befreien, und euer Leben in Sicherheit zu setzen, ist, auf der Stelle den Arzt Duban holen zu lassen, und ihm, sobald er kömmt, das Haupt abschlagen zu lassen."

Der König rief sogleich einen seiner Beamten, und

befahl ihm, nach dem Arzte zu gehen, welcher auch, ohne zu wissen, was der König wollte, eilig in den Palast kam.

„Weißt du wohl," sprach der König, als er ihn sah, „weshalb ich dich hieher gefordert habe?" — „Nein, Herr," antwortete er, „und ich erwarte, daß Euer Majestät geruhe, mich davon zu unterrichten." — „Ich habe dich kommen lassen," fuhr der König fort, „um mich von dir zu befreien, indem ich dir das Leben nehme."

Es ist nicht möglich, das Erstaunen des Arztes auszudrücken, als er sein Todesurtheil aussprechen hörte. „Herr," sagte er, „welche Ursache kann Euer Majestät haben, mich tödten zu lassen?" — „Ich weiß von guter Hand," erwiederte der König, „du bist ein Kundschafter, und nur deshalb an meinen Hof gekommen, um mir nach dem Leben zu trachten; aber um dir zuvorzukommen, will ich dir das deine rauben. — Hau' zu," sprach er zum gegenwärtigen Scharfrichter, „und befreie mich von einem Verräther, der sich bloß hier eingeschlichen hat, um mich zu ermorden."

Aus diesem grausamen Befehl erkannte der Arzt wohl, daß die Ehren und Wohlthaten, welche er vom König empfangen hatte, ihm Feinde erweckt hatten, und daß der schwache König sich von ihren Vorspiegelungen hatte einnehmen lassen. Es gereute ihn, daß er ihn vom Aussatze geheilt hatte; aber diese Reue kam jetzo zu spät.

„Auf solche Weise also," sprach er zu ihm, „belohnt ihr mich für die Wohlthat, welche ich euch erzeigt habe?"

Der König hörte nicht auf ihn, und befahl dem Scharfrichter zum zweitenmal den Todesstreich zu thun.

Der Arzt legte sich nun aufs Bitten: „Ach, Herr," rief er aus, „laßt mir noch länger das Leben, damit Gott das Eure verlängere: laßt mich nicht tödten, aus Furcht, daß Gott euch nicht dasselbe widerfahren lasse!"

Der Griechische König erwiederte ihm hartherzig:

„Nein, nein, es ist durchaus nothwendig, daß ich dich umbringen lasse. Du könntest mir noch geschickter das Leben nehmen, als du mich geheilt hast."

Der Arzt zerfloß in Thränen, beklagte sich bitterlich, und bereitete sich, den Todesstreich zu empfangen, indem er zum Könige sprach: „das also ist mein Lohn für den Dienst, welchen ich dir erzeigt habe, und du willst mir deine Erkenntlichkeit auf dieselbe Art beweisen, wie einst der Krokodil that[67])."

„Erzähle mir," unterbrach ihn der König, „die Geschichte dieses Krokodils." — „In diesem Augenblicke," erwiederte der Arzt, „kann ich sie dir nicht erzählen: aber laß mir das Leben, und Gott wird es dir vergelten, und das deine verlängern."

„Nein," rief der König aus, „du mußt sterben."

Der Scharfrichter verband ihm die Augen, fesselte ihm die Hände, und zog sein Schwert.

Da wurden die gegenwärtigen Hofleute von Mitleid bewegt, und flehten den König um Gnade für ihn an; sie versicherten, daß er unschuldig wäre, und verbürgten sich für seine Unschuld.

Der König aber war unerbittlich, und sprach auf solche Weise zu ihnen, daß sie nichts zu erwiedern wagten.

Der Arzt, auf den Knien, mit verbundenen Augen, und bereit, den Streich zu empfangen, der seinem Leben ein Ende machen sollte, wandte sich noch einmal an den König, und sprach zu ihm: „Herr, weil Euer Majestät mein Todesurtheil nicht widerrufen will, so flehe ich sie an, mir wenigstens die Erlaubniß zu geben, nach Hause zu gehen, um mein Begräbniß anzuordnen, den Meinigen das letzte Lebewohl zu sagen, Almosen auszutheilen, und meine Bücher an Personen zu vermachen, welche fähig sind, davon Gebrauch zu machen. Ich habe unter andern ein Buch, womit ich Euer Majestät ein Geschenk machen will: es ist ein kostbares Werk, und wohl würdig, in eurem Schatze sorgfältig bewahrt zu werden."

„Und wodurch ist dieses Werk so kostbar, wie du sagst?“ fragte der König.

„Herr,“ erwiederte der Arzt, „weil es unzählige wunderbare Dinge enthält; und um euch einen Begriff davon zu geben, so sage ich euch: wenn mein Kopf abgehauen ist, und eure Majestät sich die Mühe geben, und das Buch bis zum sechsten Blatt öffnen, und die dritte Linie auf der linken Seite lesen will, so wird mein Kopf auf alle Fragen antworten, welche ihr ihm thut.“

Der König, neugierig, eine so wunderbare Sache zu sehen, verschob seinen Tod bis morgen, und entließ ihn, unter strenger Bewachung, nach Hause.

Der Arzt ordnete während dieser Frist seine Angelegenheiten; und da das Gerücht sich verbreitet hatte, daß nach seiner Hinrichtung ein unerhörtes Wunder vorgehen sollte, so begaben sich am folgenden Tage die Wesyre, die Emire[68]), die Offiziere der Leibwache, kurz, der ganze Hof, in den Thronsaal, um Zeugen davon zu sein.

Bald erschien der Arzt Duban, welcher sich mit einem großen Buche in der Hand dem Fuße des königlichen Thrones nahte. Hier ließ er sich ein Becken herbringen, über welches er die Decke ausbreitete, womit das Buch verhüllt war; und indem er dem Könige das Buch darbot, sprach er zu ihm:

„Herr, nehmet wenn es euch gefällt, dieses Buch; und sobald mein Haupt abgehauen ist, so befehlet, daß man es in dieses Becken auf die Hülle des Buches setze; wenn es dort steht, wird das Blut aufhören zu fließen: dann öffnet das Buch, und mein Kopf wird auf alle eure Fragen antworten. — Aber, Herr,“ fügte er hinzu, „erlaubet mir nochmals, die Gnade euer Majestät anzuflehen; im Namen Gottes lasset euch erweichen; ich betheure euch, daß ich unschuldig bin.“

„Deine Bitten,“ antwortete der König, „sind unnütz; und wenn es bloß wäre, um deinen Kopf reden zu hören, so will ich deinen Tod.“

Indem er dieses sagte, nahm er das Buch von den Händen des Arztes, und befahl dem Scharfrichter, seine Schuldigkeit zu thun.

Der Kopf wurde so geschickt abgehauen, daß er in das Becken fiel; und kaum war er auf die Decke gesetzt, so stand das Blut still. Darauf öffnete er, zum großen Erstaunen des Königs und aller Zuschauer, die Augen, und sprach folgende Worte:

„Herr, möge euer Majestät jetzo das Buch öffnen."

Der König öffnete es, und da er fand, daß das erste Blatt wie festgeleimt an dem zweiten klebte, so brachte er, um es leichter umzuwenden, seinen Finger an den Mund, und benetzte ihn mit Speichel. Er wiederholte dasselbe bis zum sechsten Blatte; und als er auf der bezeichneten Seite keine Schrift sah, sprach er zu dem Kopfe: „Arzt, hier steht nichts geschrieben." — „Wendet noch einige Blätter um," antwortete der Kopf.

Der König fuhr fort zu blättern, indem er immer den Finger mit dem Munde netzte, bis das Gift, womit jedes Blatt getränkt war, seine Wirkung that: da fühlte der König sich plötzlich von einem außerordentlichen Schauder ergriffen; es schwindelt ihn vor den Augen, und er stürzte unter heftigen Zuckungen vom Throne. . . . .

Bei diesen Worten erblickte Scheherasade den Tag und hörte auf zu reden.

„Ach, meine Schwester," sagte darauf Dinarsade, „wie verdrießt es mich, daß ihr nicht mehr Zeit habt, diese Geschichte zu vollenden!"

Aber Schachriar, weit entfernt, diesen Tag die Hinrichtung der schönen Scheherasade zu befehlen, erwartete mit Ungeduld die folgende Nacht; so großes Verlangen hatte er, das Ende der Geschichte des Griechischen Königs zu hören, so wie den Verfolg der Geschichte des Fischers mit dem Geiste.

Ein und zwanzigste Nacht.

Wie neugierig Dinarsade auch war, das Ende der Geschichte des Griechischen Königs zu hören, so wachte sie diese Nacht doch nicht so zeitig auf, als gewöhnlich: es war selbst beinahe schon Tag, als sie zu der Sultanin sagte: „Meine liebe Schwester, ich bitte dich, die wunderbar Geschichte des Griechischen Königs fortzusetzen; aber spute dich ja, denn der Tag wird bald anbrechen."

Scheherasade nahm ihre Erzählung an der Stelle wieder auf, wo sie dieselbe den vorhergehenden Tag gelassen hatte.

„Herr," begann sie, „der Fischer fuhr also fort."

„Als der Arzt Duban, oder richtiger zu sagen, sein Kopf sah, daß das Gift seine Wirkung that, und daß der König nur noch einige Augenblicke zu leben hatte, rief er ihm zu:

„Ha, Tyrann, nun siehst du, wie es den Fürsten ergeht, welche, ihre Gewalt mißbrauchend, Unschuldige umbringen lassen. Gott straft früher oder später ihre Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten."

Kaum hatte der Kopf diese Worte vollendet, als der König todt niederfiel; und zu gleicher Zeit verlor der Kopf selber noch das wenige Leben, das ihm geblieben war.

„Herr," fuhr Scheherasade fort, „das war das Ende des griechischen Königs und des Arztes Duban. Ich muß jetzt auf die Geschichte des Fischers mit dem Geiste zurückkommen: aber es ist schon Tag. . . ."

Der Sultan konnte nicht länger zuhören, und stand auf. Und da er durchaus den Verfolg der Geschichte des Fischers mit dem Geiste hören wollte, so deutete er der Sultanin an, sie ihm in der folgenden Nacht zu erzählen.

Zweiundzwanzigste Nacht.

Dinarsade hielt sich diese Nacht schadlos für die vorhergehende; sie erwachte lange vor Tagesanbruch, und bat Scheherasaden, den Verfolg der Geschichte des Fischers mit dem Geiste zu erzählen, welche der Sultan eben so sehr als Dinarsade zu hören wünschte.

„Ich will," antwortete die Sultanin, „seine und deine Neugier befriedigen."

Hierauf wandte sie sich zu Schachriar, und fuhr fort:

„Herr, sobald der Fischer die Geschichte des Griechischen Königs und des Arztes Duban vollendet hatte, machte er dem Geiste die Anwendung davon, welchen er noch immer in dem Gefäße versperrt hielt."

„Hätte der Griechische König," sagte er zu ihm „den Arzt Duban leben lassen, so würde Gott ihn selber am Leben gelassen haben; aber er stieß die demüthigsten Bitten zurück, und Gott strafte ihn dafür. Eben so verhält es sich mit dir, o Geist: hätte ich dich erweichen und die Gnade von dir erlangen können, um welche ich dich bat, so würde ich jetzo Mitleid haben mit dem Zustande, in welchem du dich befindest; weil du aber, trotz deiner so großen Verpflichtung gegen mich, dich befreiet zu haben, auf deinen Willen bestandest, mich zu tödten, so muß ich meinerseits auch unerbittlich sein. Ich will dich in diesem Gefäße lassen und ins Meer zurückwerfen, und dir so den Gebrauch des Lebens benehmen, bis zum Ende der Tage: das ist die Rache, welche ich an dir nehmen will."

„Fischer, mein Freund," antwortete der Geist, „ich beschwöre dich noch einmal, nicht eine so grausame Handlung zu begehen. Bedenke, daß es nicht wohlgethan ist, sich zu rächen, daß es im Gegentheil löblich ist, Böses mit Gutem zu vergelten Behandle mich nicht, wie Imma einst Ateka [89]) behandelte." —

„Und was that Imma an Ateka?" fragte der Fischer.

„Oh, wenn du es zu wissen wünschest," antwortete der Geist, „so öffne mir dieses Gefäß; meinst du, daß ich aufgelegt sei, in einem so engen Raume Mährchen zu erzählen? Ich will dir ihrer so viel erzählen, als du willst, wenn du mich hieraus befreit hast." — „Nein," sagte der Fischer, „ich werde dich nicht frei lassen; es ist schon des Redens zu viel; ich werde dich in den Grund des Meeres schleudern." — „Noch ein Wort, Fischer," rief der Geist aus; „ich verspreche dir, dir kein Böses zu thun: im Gegentheil, ich will dich ein Mittel lehren, mächtig reich zu werden."

Die Hoffnung, sich aus der Armuth zu ziehen, entwaffnete den Fischer. „Ich könnte dich wohl anhören," sagte er, „wenn irgend auf dein Wort zu bauen wäre. Schwöre mir bei dem hohen Namen Gottes, daß du aufrichtig thun willst, was du verheißest, und ich will dein Gefäß öffnen; ich halte dich nicht für so gottlos, einen solchen Eid zu brechen."

Der Geist schwur, und der Fischer öffnete nun den Deckel des Gefäßes. Sogleich stieg der Rauch wieder daraus empor; und nachdem der Geist seine Gestalt, auf dieselbe Weise wie zuvor wieder angenommen hatte, war das erste, was er that, daß er das Gefäß mit einem Fußtritte in das Meer schleuderte.

Diese Handlung erschreckte den Fischer: „Geist," sagte er, „was soll das bedeuten? Willst du den Eid brechen, den du mir so eben geschworen hast? Und soll ich zu dir sagen, was der Arzt Duban zu dem Griechischen Könige sagte: „Laß mich leben, und Gott wird deine Tage verlängern?"

Die Furcht des Fischers machte den Geist zu lachen, welcher ihm antwortete: „Nein, Fischer, sei ruhig; ich habe das Gefäß ins Meer geworfen, nur um mich zu ergötzen, und zu sehen, ob du dadurch beunruhigt sein würdest;

und um dich zu überzeugen, daß ich dir mein Wort halten will, so nimm dein Netz und folge mir."

Indem er diese Worte sprach, setzte er sich in Bewegung und ging vor dem Fischer her, welcher, mit seinem Netze beladen, ihm noch mit einem gewissen Mißtrauen folgte. Sie gingen an der Stadt vorbei, stiegen hoch auf einen Berg, und über denselben hinab in eine weite Ebene, auf welcher sie zu einem Teiche gelangten, der von vier Hügeln umgeben war.

Als sie am Ufer des Teiches standen, sagte der Geist zu dem Fischer: „Wirf dein Netz aus, und fange Fische." Der Fischer zweifelte nicht, daß er welche fangen würde, denn er sah deren eine große Menge in dem Teiche: er war aber äußerst verwundert, als er bemerkte, daß sie von vier verschiedenen Farben waren, nämlich, weiße, rothe, blaue und gelbe. Er warf sein Netz aus, und fing vier Fische, von jeder dieser Farben einen. Da er zuvor nie dergleichen gesehen hatte, so konnte er nicht müde werden, sie zu bewundern; und da er eine ansehnliche Summe daraus zu lösen gedachte, so hatte er große Freude darüber.

„Trage diese Fische hin," sagte der Geist zu ihm, „und bringe sie deinem Sultan; er wird dir mehr Geld dafür geben, als du in deinem ganzen Leben in Händen gehabt hast. Du kannst alle Tage in diesem Teiche zu fischen kommen; aber ich warne dich, dein Netz öfter als einmal auszuwerfen, sonst würde dir ein Unglück begegnen; nimm dich also in Acht. Dies ist die Weisung, welche ich dir gebe: wenn du sie genau befolgst, so wirst du dich wohl dabei befinden."

Indem er dieses sprach, stampfte er mit dem Fuß auf die Erde, welche sich aufthat, und sich wieder zuschloß, nachdem sie ihn verschlungen hatte.

Der Fischer, gesonnen, Stück für Stück die Weisung des Geistes zu befolgen, hütete sich wohl, sein Netz zum zweitenmale auszuwerfen. Er begab sich auf den Weg

nach der Stadt zurück, sehr zufrieden mit seinem Fischzuge, und stellte tausend Betrachtungen über sein Abenteuer an. Er ging gerade nach dem Palaste des Sultans ....

„Aber, Herr," sagte Scheherasade, „ich erblicke den Tag; ich muß bei dieser Stelle innehalten."

„Liebe Schwester," sagte darauf Dinarsade, „wie erstaunlich sind die letzten Abenteuer, welche du eben erzählt hast!" — „Wenn der Sultan, mein Herr, mich noch bis morgen leben läßt," antwortete Scheherasade, „so bin ich überzeugt, daß du den Verfolg der Geschichte des Fischers noch viel wunderbarer finden wirst, als den Anfang, und ohne Vergleich viel anmuthiger."

Schachriar, neugierig zu hören, ob das Uebrige der Geschichte des Fischers wirklich so wäre, wie die Sultanin es verhieß, verschob nochmals die Vollziehung des grausamen Gesetzes, welches er sich auferlegt hatte.

Drei und zwanzigste Nacht.

Gegen das Ende der drei und zwanzigsten Nacht weckte Dinarsade die Sultanin, und sagte zu ihr: „Meine Schwester, ich bin äußerst ungeduldig, die Fortsetzung der Geschichte des Fischers zu hören."

Scheherasade nahm sie, mit Erlaubniß des Sultans, folgendermaßender wieder auf:

„Herr, ich überlasse es Euer Majestät, zu ermessen, wie groß das Erstaunen des Sultans war, als er die vier Fische sah, welche der Fischer ihm überreichte. Er nahm sie, einen nach dem andern, um sie mit Aufmerksamkeit zu betrachten; und nachdem er sie lange bewundert hatte, sagte er zu seinem ersten Wesyr: „Nimm diese Fische, und trage sie zu der geschickten Köchin, welche der Griechische Kaiser mir geschickt hat: ich bilde mir ein, daß sie nicht minder schmackhaft, als schön, sein werden."

Der Wesyr trug sie selber zu der Köchin, und indem er sie ihren Händen übergab, sagte er zu ihr: „Da sind vier Fische, welche man so eben dem Sultan gebracht hat; er befiehlt dir, sie ihm zuzurichten.“

Nachdem er sich dieses Auftrages entledigt hatte, kehrte er zu dem Könige, seinem Herrn zurück, welcher ihm befahl, dem Fischer vierhundert Goldstücke zu geben: was er auch getreulich erfüllte.

Der Fischer, welcher niemals eine so große Summe auf einmal besessen hatte, konnte kaum sein Glück fassen, und es kam ihm vor wie ein Traum. Aber er erkannte in der Folge wohl, daß es wirklich war, durch den guten Gebrauch, welchen er davon machte, indem er es auf die Bedürfnisse seiner Familie verwandte.

„Aber Herr,“ fuhr Scheherasade fort, „nachdem ich euch von dem Fischer erzählt habe, muß ich nun auch von der Köchin des Sultans erzählen, welche wir in einer großen Verlegenheit finden werden.

Sobald sie die Fische gereinigt hatte, welche der Wesyr ihr übergeben, setzte sie sie in einem Tiegel mit Oel aufs Feuer, um sie zu braten. Als sie dieselben auf der einen Seite genugsam gebraten glaubte, kehrte sie sie um. Aber, o unerhörtes Wunder! kaum waren sie umgedreht, als die Wand der Küche sich aufthat: daraus trat ein Fräulein hervor, von bewundernswürdiger Schönheit, und herrlichem Wuchse; sie trug ein Kleid von Aegyptischem geblümten Atlas, Ohrgehänge und ein Halsband von großen Perlen, goldene, mit Rubinen geschmückte Armbänder, und hielt eine Ruthe von Myrten in der Hand.

Sie nahte sich dem Tiegel, zum großen Erstaunen der Köchin, welche bei diesem Anblick unbeweglich dastand, und indem sie einen der Fische mit der Ruthe berührte, sagte sie zu ihm: „Fisch, thust du deine Pflicht?“ Als der Fisch nicht antwortete, wiederholte sie dieselben Worte, und nun erhuben die vier Fische zugleich ihre Köpfe und antworteten sehr deutlich: „Ja, ja: wenn ihr rechnet, so

rechnen wir auch; wenn ihr eure Schulden bezahlt, so bezahlen wir auch die unsrigen; wenn ihr fliehet, so siegen wir und sind wir zufrieden."

Sobald sie diese Worte ausgesprochen hatten, stieß das Fräulein den Tiegel um, und trat in die geöffnete Wand zurück, welche sich sogleich wieder zuschloß, und in demselben Zustande erschien, wie zuvor.

Als die Köchin, welche alle diese Wunder entsetzt hatten, von ihrem Schrecke wieder zu sich gekommen war, ging sie hin, die Fische wieder aufzuheben, welche in die Gluth gefallen waren; aber sie waren alle so schwarz wie Kohlen, und gar nicht im Zustande, dem Sultan vorgesetzt zu werden. Sie war darüber sehr bekümmert, und fing an zu weinen: „Wehe mir," rief sie aus, „was soll aus mir werden! wenn ich dem Sultan erzähle, was ich gesehen habe, so wird er mir sicher nicht glauben; in welchen Zorn wird er nicht gegen mich gerathen!"

Während sie sich so betrübte, trat der Groß-Wesyr herrein, und fragte sie, ob die Fische bereit wären. Sie erzählte ihm alles, was ihr begegnet war; und dieser Bericht, wie man sich denken kann, erstaunte ihn höchlich. Aber ohne dem Sultan etwas davon zu sagen, ersann er eine Entschuldigung, welche ihm genügte.

Indessen schickte er auf der Stelle hin, und ließ den Fischer rufen; und als dieser gekommen war, sagte er zu ihm: „Fischer bringe mir vier andere Fische, welche denen, die du schon gebracht hast, ähnlich sind; denn es ist ein eigenes Unglück damit begegnet, welches verhindert hat, sie dem Sultan vorzusetzen."

Der Fischer sagte ihm nicht, was der Geist ihm empfohlen hatte, sondern um sich davon loszumachen, diesen Tag noch die verlangten Fische zu liefern, entschuldigte er sich durch die Länge des Weges, und versprach, sie am folgenden Morgen zu bringen.

In der That machte sich der Fischer während der Nacht auf, und begab sich nach dem Teiche. Er warf

darin sein Netz aus, und als er es herauszog, fand er darin vier Fische, ganz wie die vorigen, jeden von einer verschiedenen Farbe. Er kehrte alsbald zurück, und brachte sie dem Groß-Wesyr, zu der Zeit, da er sie ihm versprochen hatte.

Dieser Minister nahm sie, und trug sie selber abermals in die Küche, wo er sich allein mit der Köchin einschloß, welche sie in seiner Gegenwart zurichtete, und sie auf das Feuer setzte, wie sie mit den vier andern den vorigen Tag gethan hatte. Als sie auf einer Seite gebraten waren, und sie sie auf die andere Seite gedreht hatte, öffnete sich die Wand der Küche abermals, und dieselbe Frau erschien mit ihrer Ruthe in der Hand; sie nahte sich dem Tiegel, schlug auf einen der Fische, sprach dieselben Worte zu ihm, und sie gaben ihr alle mit aufgehobenen Köpfen dieselbe Antwort.

„Aber, Herr," fügte Scheherasade hinzu, „da bricht schon der Tag an, und hindert mich, diese Geschichte fortzusetzen."

Schachriar dachte wohl, daß ihr Verfolg sehr merkwürdig sein müßte, und beschloß, ihn in der folgenden Nacht zu hören.

Vier und zwanzigste Nacht.

„Meine liebe Schwester," rief Dinarsade, wie gewöhnlich, „wenn du nicht schläfst, so bitte ich dich, das schöne Mährchen von dem Fischer fortzusetzen und zu vollenden."

Die Sultanin nahm sogleich das Wort, und sprach folgendermaßen:

„Herr, nachdem die vier Fische geantwortet hatten, warf sie den Tiegel mit einem Ruthenschlage um, und verschwand an derselben Stelle in die Wand, wo sie herausgetreten war.

Der Groß-Wesyr, welcher Zeuge von allem gewesen,

was vorgegangen war, sagte: „Das ist zu erstaunlich und zu außerordentlich, um dem Sultan ein Geheimniß davon zu machen; ich gehe, ihn von diesem Wunder zu unterrichten.“ In der That ging er sogleich zu ihm, und machte ihm einen treuen Bericht davon.

Der Sultan war sehr erstaunt, und bezeigte großes Verlangen, dieses Wunder zu sehen; in dieser Absicht sandte er hin und ließ den Fischer holen. „Mein Freund,“ sprach er zu ihm, „könntest du mir nicht noch vier Fische von verschiedenen Farben bringen?“ Der Fischer antwortete dem Sultan: wenn Seine Majestät ihm zur Erfüllung ihres Wunsches drei Tage Zeit geben wollte, so verspräche er, ihr zu genügen.

Als ihm dies bewilligt war, ging er zum drittenmale nach dem Teiche, und er war nicht minder glücklich, als die beiden vorigen Male; denn auf den ersten Zug fing er vier Fische von verschiedenen Farben. Er säumte nicht, sie sogleich dem Könige zu bringen, dessen Freude darüber um so größer war, als er sie nicht so bald erwartet hatte, und der ihm abermals vierhundert Goldstücke geben ließ.

Sobald der Sultan die Fische hatte, ließ er sie in sein Zimmer bringen, sammt allem, was zu ihrer Bereitung nöthig war. Hier schloß er sich mit seinem Groß-Weyr ein, und dieser richtete die Fische zu, setzte sie in einem Tiegel auf das Feuer, und als sie auf der einen Seite gebraten waren, kehrte er sie auf die andere. Da öffnete sich die Wand des Zimmers, aber anstatt des Fräuleins, trat ein Schwarzer daraus hervor.

Dieser Schwarze trug die Kleidung eines Sklaven; er war von riesenhafter Dicke und Größe, und hielt einen dicken grünen Stock in der Hand. Er nahte sich dem Tiegel, berührte mit seinem Stock einen der Fische, und sprach zu ihm mit furchtbarer Stimme: „Fisch, Fisch, thust du deine Pflicht?“

Auf diese Worte huben die Fische ihre Köpfe em-

por, und antworteten: „Ja, ja, wir thun unsre Pflicht; wenn ihr rechnet, so rechnen wir auch; wenn ihr eure Schulden bezahlt, so bezahlen wir auch die unsrigen: wenn ihr fliehet, so siegen wir und sind wir zufrieden.“

Kaum hatten die Fische diese Worte ausgesprochen, als der Schwarze den Tiegel mitten im Zimmer umstieß, und die Fische in Kohlen verwandelte. Als dies geschehen war, entfernte er sich stolz, und trat in die geöffnete Wand zurück, welche sich wieder schloß und in demselben Zustande erschien, wie zuvor.

„Nach dem, was ich so eben gesehen habe,“ sprach der Sultan zu seinem Groß-Wesyr, „ist es mir unmöglig ruhig zu sein. Diese Fische bedeuten ohne Zweifel etwas außerordentliches, worüber ich Aufklärung haben will.“

Er sandte abermals nach dem Fischer; man brachte ihn, und er sagte zu ihm: „Fischer, die Fische, welche du uns gebracht hast, verursachen mir große Unruhe. An welchem Orte hast du sie gefangen?“ — „Herr,“ antwortete er, „ich habe sie in einem Teiche gefangen, welcher zwischen vier Hügeln liegt, jenseit des Berges, den man von hier sieht.“

„Kennst du diesen Teich?“ fragte der Sultan den Wesyr. — „Nein, Herr,“ antwortete der Wesyr, „ich habe nie davon reden gehört; es sind gleichwohl schon sechzig Jahre, daß ich in der Umgegend und jenseits dieses Berges jage.“

Der Sultan fragte nun den Fischer, wie weit der Teich von seinem Palast entfernt wäre; und der Fischer versicherte, daß es nicht mehr als drei Stunden Weges wäre.

Auf diese Versicherung, und weil es noch hoch genug am Tage war, um vor der Nacht dorthin zu gelangen, befahl der Sultan seinem ganzen Hofe, zu Pferde zu steigen; und der Fischer diente ihm als Führer.

Sie ritten den Berg hinauf, und beim Hinabsteigen

sahen sie, mit großer Verwunderung, eine weite Ebene, welche niemand bisher bemerkt hatte. Endlich gelangten sie an den Teich, welchen sie wirklich zwischen vier Hügeln liegen fanden, wie der Fischer berichtet hatte. Das Wasser darin war so durchsichtig, daß sie bemerkten, wie alle Fische darin denen ähnlich waren, welche der Fischer nach dem Palaste gebracht hatte.

Der Sultan hielt am Ufer des Teiches still; und nachdem er die Fische darin einige Zeit mit Verwunderung betrachtet hatte, fragte er seine Emire und alle seine Hofleute, wie es möglich wäre, daß sie diesen so nahe bei der Stadt gelegenen Teich noch nicht gesehen hätten. Sie antworteten ihm, daß sie niemals auch nur davon reden gehört hätten.

„Weil ihr denn alle einstimmig seid," sagte er darauf zu ihnen, „daß ihr nicht einmal davon reden gehört habt, und da ich nicht minder als ihr über diese neue Erscheinung erstaunt bin, so habe ich mich entschlossen, nicht eher in meinen Palast zurückzukehren, als bis ich weiß, wie dieser Teich hierher kömmt, und warum es nur Fische von viererlei Farben darin giebt."

Nachdem er dieses gesagt hatte, befahl er, sich zu lagern; und alsbald wurde sein Gezelt und die Zelte für seinen Hof am Ufer des Teiches aufgeschlagen.

Bei Anbruch der Nacht begab der Sultan sich in sein Gezelt, besprach sich insgeheim mit seinem Groß-Wesyr, und sagte zu ihm: „Wesyr, ich fühle in mir eine große Unruhe, dieser an diesen Ort versetzte Teich, dieser Schwarze, der uns in meinem Zimmer erschienen ist, diese Fische, welche wir reden gehört haben: alles dies erregt meine Neugier dermaßen, daß ich der Ungeduld nicht widerstehen kann, sie zu befriedigen. Zu diesem Zwecke habe ich einen Plan erdacht, welchen ich durchaus ausführen muß. Ich werde mich allein aus dem Lager entfernen, und befehle dir, meine Abwesenheit geheim zu halten: bleib unter meinem Gezelte; und morgen früh,

wenn meine Emire und Hofleute sich vorzustellen kommen, weise sie ab, mit dem Vorgeben, daß ich von einer leichten Unpäßlichkeit befallen bin, und allein sein will. Die folgenden Tage wiederhole ihnen dasselbe, bis ich wieder zurückkomme."

Der Groß-Wesyr machte dem Sultan mehrere Vorstellungen, um ihn von seinem Vorhaben abzubringen; er erinnerte ihn an die große Gefahr, der er sich aussetzte, und daß er sich vielleicht eine vergebliche Mühe gäbe. Aber wie er auch seine Beredsamkeit erschöpfte, der Sultan ließ nicht ab von seinem Entschlusse, sondern bereitete sich, ihn auszuführen.

Er zog sich ein zum Wandern bequemes Kleid an, versah sich mit einem Säbel; und sobald er sah, daß alles stille war in seinem Lager, machte er sich ohne irgend eine Begleitung auf den Weg.

Er richtete seine Schritte gegen einen der vier Hügel, und bestieg ihn gemächlich. Noch leichter stieg er jenseits hinab; und als er in der Ebene war, wanderte er bis Sonnenaufgang darauf fort.

Da erblickte er in der Ferne vor ihm ein großes Gebäude, und freute sich in der Hoffnung, dort etwas von dem zu erfahren, was er zu wissen wünschte. Als er nahe daran war, bemerkte er, daß es ein prächtiger Palast war, oder vielmehr ein sehr festes Schloß, von schönem schwarzen geschliffenen Marmor, mit einem Dache von feinem Stahle, so glatt wie ein Spiegelglas. Erfreut, daß er nicht lange gehen durfte, ohne wenigstens etwas Merkwürdiges anzutreffen, blieb er an der Vorderseite des Schlosses stehen, und betrachtete sie mit großer Aufmerksamkeit.

Er näherte sich hierauf der Pforte, welche zwei Flügelthüren hatte, deren eine offen stand. Obgleich er gerade hineintreten konnte, so glaubte er doch anklopfen zu müssen. Er klopfte also einmal, ziemlich leise, und wartete einige Zeit; da er niemand kommen sah, wähnte

er, man hätte ihn nicht gehört; deshalb klopfte er zum zweiten Male etwas stärker, und als er niemand sah noch hörte, noch stärker: aber immer noch erschien niemand. Das verwunderte ihn höchlich; denn er konnte sich nicht denken, daß ein so wohl unterhaltenes Schloß unbewohnt wäre. „Wenn niemand darin ist," sagte er zu sich selber, „so habe ich nichts zu fürchten; und ist jemand drinnen, so habe ich etwas, mich zu vertheidigen."

Kurz, der Sultan trat hinein; er ging weiter in den Vorhof und rief laut: „Ist niemand hier, einen Wanderer aufzunehmen, der eine Erquickung bedarf?" Er wiederholte dieselbe Frage zwei- oder drei mal; aber so laut er auch sprach, niemand antwortete ihm.

Dieses Stillschweigen vermehrte sein Erstaunen. Er ging weiter in einen sehr geräumigen Hof, und blickte sich nach allen Seiten um, ob er niemand entdecken könnte; er erblickte aber nicht das geringste lebende Wesen. . . .

„Aber, Herr," sagte Scheherasade bei dieser Stelle, „der anbrechende Tag legt mir Stillschweigen auf."

„Ach, meine Schester," sagte Dinarsade, „du läßt uns gerade an der schönsten Stelle!" — „Es ist wahr," antwortete die Sultanin; „aber liebe Schwester, du siehst die Nothwendigkeit davon ein. Jedoch käme es nur auf den Sultan, meinen Herrn an, daß du morgen auch das Uebrige hörtest."

Es geschah nicht sowohl Dinarsaden zu Gefallen, daß Schachriar die Sultanin nochmals leben ließ, als um seine eigene Neugier zu befriedigen und zu vernehmen, was sich in dem Schlosse zutragen würde.

Fünf und zwanzigste Nacht.

Dinarsade säumte nicht, die Sultanin am Ende dieser Nacht aufzuwecken: „Meine liebe Schwester," sagte sie

zu ihr, „ich bitte dich, uns zu erzählen, was sich in dem schönen Schlosse zutrug, in welchem du uns gestern ließest."

Scheherasade nahm sogleich das gestrige Mährchen wieder auf, wandte sich zu Schachriar und sprach:

„Herr, als der Sultan in dem Hofe, worin er sich befand, niemand erblickte, so trat er in große Säle, deren Fußteppiche von Seide waren, der Estrich und die Sofas bedeckt mit Stoffen von Mekka, und die Thürvorhänge von den reichsten Indischen Stoffen, reich mit Gold und Silber gestickt.

Er kam weiter in einen wundervollen Saal, in dessen Mitte ein großes Becken stand mit einem Löwen aus gediegenem Golde auf jeder Ecke. Die vier Löwen spieen Wasser aus ihrem Rachen, welches in Diamanten und Perlen niederfiel, und harmonisch einen Wasserstrahl begleiten, welcher, aus der Mitte des Beckens emporspringend, fast die Decke der Kuppel berührte, deren Wände bemalt waren.

Das Schloß war auf drei Seiten von einem Garten umgeben, welchen Blumenstücke, Teiche, Lustwäldchen und tausend andere Annehmlichkeiten um die Wette verzierten, und was diesen Ort vollends wonnevoll machte, war eine zahllose Menge von Vögeln, welche die Luft mit ihrem wohllautenden Gesange erfüllten, und stets dort blieben, weil die über Bäume und den Palast gespannten Netze sie verhinderten, wegzufliegen.

Der Sultan wandelte lange von Zimmer zu Zimmer, wo alles groß und prächtig erschien. Als er müde war weiter zu gehen, setzte er sich in einem offenen Gemache, welches die Aussicht über den Garten hatte; und hier, erfüllt von allem, was er schon gesehen hatte, und noch sah, stellte er allerlei Betrachtungen an über alle diese verschiedenen Gegenstände, als auf einmal eine klagende Stimme sein Ohr traf und er vernehmlich diese traurigen Worte hörte:

„O Schicksal, laß nicht länger mich leben, und schone mein nicht mehr! denn mein Dasein schwebt zwischen Unglück und Gefahr.

Hast du nicht Mitleid, o Gattin, mit einem Manne von hoher Abkunft, der unter die Herrschaft der Liebe erniedrigt wurde? nicht mit einem der Reichsten, der verarmte?

Ja, ich gestehe es; ich beneide die Luft, die dich umwehte: aber ich bedachte nicht, daß, beim Willen des Schicksals, auch der hellste Blick nichts siehet.

Welche Kunst könnte auch den Bogenschützen noch retten, wenn ihm, im Begriff loszudrücken, die Senne zerreißt?

Wenn feindliche Haufen sich dann auf ihn stürzen, wohin kann er da fliehen vor dem Geschick! Wohin kann er da fliehen!"

Der Sultan, gerührt von diesen Klagen, stand auf und ging nach der Seite, woher sie ertönten. Er kam an die Thür eines großen Saales, öffnete den Vorhang, und erblickte einen wohlgebildeten und sehr reich gekleideten Mann, welcher auf einem etwas über den Boden erhabenen Throne saß. Die Traurigkeit malte sich in seinem Antlitze [70]), welches übrigens von einer vollkommenen Schönheit, und durch ein kleines schwarzes Mal auf der Wange bezeichnet war. Der Dichter beschreibt auf folgende Weise die Schönheit eines solchen jungen Mannes:

Sein Wuchs war schlank; sein schwarzes Haar, wenn man es anblickte, versetzte alles um ihn her in Dunkelheit, so wie die blendende Weiße seiner Stirne alles wieder in das Licht setzte.

Aber das schwarze Mal auf der Wange, dieses tadelt nur ja nicht! Ist euch nicht bekannt, daß das Blatt der schönen Anemone auch mit einem schwarzen Punkte geschmückt ist? —

Der Sultan näherte sich ihm, und grüßte ihn. Der

junge Mann erwiederte seinen Gruß, indem er ihm mit dem Kopfe eine sehr tiefe Verbeugung machte, ohne jedoch aufzustehen. Deshalb sagte er zu dem Sultan: „Mein Herr, ich erkenne wohl, daß ihr es verdient, daß ich aufstehe, um euch zu empfangen und alle mögliche Ehre zu erzeigen; aber eine so schwere Ursache verhindert mich daran, daß ihr es mir nicht übel deuten müßt." — „Mein Herr," antwortete der Sultan, „ich bin euch sehr verbunden für die gute Meinung, welche ihr von mir heget. In Betreff der Ursache, welche euch verhindert aufzustehen, nehme ich von Herzen gern jede beliebige Entschuldigung von euch an. Angezogen von euren Klagen, durchdrungen von eurem Leiden, komme ich, euch meine Hülfe darzubieten. Wollte Gott, daß es von mir abhinge euren Leiden Erleichterung zu verschaffen, ich würde all mein Vermögen dazu anwenden. Ich schmeichle mir, daß ihr mir wohl die Geschichte eurer Unfälle erzählen wollt: aber, ich bitte euch belehrt mich zuvor: was dieser Teich hier in der Nähe bedeutet, in welchem man Fische von vier verschiedenen Farben sieht; was dieses für ein Schloß ist; weshalb ihr euch darin befindet, und woher es kömmt, daß ihr so allein darin seid?"

Anstatt auf diese Fragen zu antworten, fing der junge Mann bitterlich an zu weinen: „Wie unbeständig ist das Glück!" rief er aus: „es gefällt sich darin, diejenigen zu stürzen, welche es erhoben hat. Wo sind diejenigen, welche ruhig der von ihm gewährten Glückseligkeit genießen, und deren Tage immer hell und heiter sind?"

Der Sultan, von Mitleid bewegt, bat ihn sehr inständig, ihm die Ursache eines so großen Schmerzes zu sagen. „Ach! mein Herr," antwortete ihm der junge Mann, „wie sollte ich nicht betrübt sein; und warum sollten meine Augen nicht zwei unversiegliche Thränenquellen sein?"

Bei diesen Worten hub er sein Kleid auf, und ließ den Sultan sehen, daß er nur vom Kopf bis zum Gür-

tel ein Mensch war, die andere Hälfte seines Leibes aber von schwarzem Marmor war."

An dieser Stelle unterbrach Scheherasade ihre Rede und machte dem Sultan bemerklich, daß der Tag anbräche.

Schachriar war dermaßen von dem bezaubert, was er so eben gehört hatte, und fühlte sich so sehr zu Gunsten der Sultanin erweicht, daß er beschloß, sie einen ganzen Monat lang leben zu lassen. Er stand jedoch wie gewöhnlich auf, ohne ihr von seinem Entschlusse etwas zu sagen.

Sechs und zwanzigste Nacht.

Dinarsade war so ungeduldig, den Verfolg des Mährchens der gestrigen Nacht zu hören, daß sie ihre Schwester sehr zeitig aufweckte und sie bat, die wunderbare Erzählung fortzusetzen, welche sie gestern nicht vollenden konnte.

„Ich will es gern thun," antwortete die Sultanin, „höret mir zu:

„Ihr könnt wohl denken," fuhr sie fort, „daß der Sultan höchst erstaunt war, als er den beweinenswürdigen Zustand des jungen Mannes erblickte." „Was ihr mir da zeiget," sagte er zu ihm, „erfüllt mich mit Entsetzen, und erregt zugleich meine Neugier; ich brenne vor Verlangen, eure Geschichte zu hören, welche ohne Zweifel höchst seltsam ist; und ich bin überzeugt, daß der Teich und die Fische damit in irgend einem Zusammenhange stehen: also beschwöre ich euch, sie mir zu erzählen, ihr werdet eine Art von Trost darin finden, indem es gewiß ist, daß die Unglücklichen eine gewisse Erleichterung darin finden, ihr Unglück zu erzählen."

„Ich will euch diese Genugthuung nicht versagen," erwiederte der junge Mann, „obwohl ich sie euch nicht

geben kann, ohne meinen lebhaften Schmerz zu erneuern: aber ich rathe euch zum voraus, eure Ohren, euern Geist, und selbst eure Augen auf Dinge vorzubereiten, welche alles übertreffen, was die Einbildungskraft außerordentliches ersinnen kann.

Geschichte
des jungen Königs der Schwarzen Inseln.

„So wisset denn, mein Herr," fuhr er fort, „daß mein Vater, der Mahmud hieß, König dieses Staates war. Das ist das Königreich der Schwarzen Inseln, welches seinen Namen von den vier kleinen Bergen hier in der Nähe hat; denn diese Berge waren vormals Inseln; und die Hauptstadt, in welcher mein Vater seinen Hof hielt, stand an der Stelle, wo gegenwärtig dieser Teich ist, welchen ihr gesehen habt. Die Folge meiner Geschichte wird euch alle diese Verwandlungen erklären.

Der König, mein Vater, starb in einem Alter von siebenzig Jahren. Sobald ich seine Stelle eingenommen hatt, vermählte ich mich; und diejenige, die ich dazu erwählte, den Thron mit mir zu theilen, war meine Nichte. Ich habe alle Ursache mit den Zeichen der Liebe zufrieden zu sein, welche sie mir gab; und ich meinerseits empfand für sie eine solche Zärtlichkeit, daß nichts unserer Vereinigung zu vergleichen war. Aber nach Verlauf von fünf Jahren bemerkte ich, daß sie keinen Geschmack mehr an mir fand.

Eines Tages, als sie nach Tische im Bade war, empfand ich eine große Lust zu schlafen, und ich warf mich auf ein Sofa. Zwei ihrer Frauen, welche sich in meinem Zimmer befanden, setzten sich hierauf, die eine zu meinem

Häupten, die andere zu meinen Füßen, je mit einem Fächer in der Hand, sowohl um mir Kühlung zuzuwehen, als um mir die Fliegen abzuwehren, welche meinen Schlummer hätten stören können. Sie wähnten, daß ich eingeschlafen wäre, und unterhielten sich ganz leise; aber ich hatte nur die Augen zugeschlossen, und verlor kein Wort von ihrem Gespräche.

Eine dieser Frauen sagte zu der andern: „Hat die Königin nicht sehr Unrecht, einen so liebenswürdigen Fürsten, wie der unsere ist, nicht zu lieben?“ — „Sicherlich,“ antwortete die andere. „Was mich betrifft, so begreife ich es nicht, und ich weiß nicht, warum sie alle Nächte aufsteht und ihn allein läßt: bemerkt er es denn nicht?“ — „Ei, wie soll er es denn bemerken?“ fuhr die erste fort. „Sie mischt alle Abend einen gewissen Kräutersaft in seine Getränke, wodurch er die ganze Nacht in so tiefem Schlafe liegt, daß sie Zeit hat zu gehen, wohin sie will; und mit Anbruche des Tages kömmt sie zurück und legt sich wieder zu ihm; alsdann erweckt sie ihn durch einen gewissen Geruch, den sie ihm unter die Nase hält.“

„Denket euch, Herr, mein Erstaunen bei dieser Unterredung, und die Empfindungen, welche es in mir erregte. Gleichwohl, welche Aufwallung sie mir auch verursachte, hatte ich Herrschaft genug über mich, mich zu verstellen: ich that, als erwachte ich, und hätte nichts davon gehört.

Die Königin kam wieder aus dem Bade, wir speisten mitsammen zu Abend, und ehe wir uns niederlegten, reichte sie selber mir eine Schale voll Wasser, welche ich zu trinken pflegte: aber anstatt sie an meinen Mund zu setzen, näherte ich mich einem offen stehenden Fenster, und verschüttete das Wasser so geschickt, daß sie es nicht bemerkte. Ich gab ihr darauf die Schale wieder in die Hand, damit sie nicht zweifelte, daß ich getrunken hätte.

Hierauf legten wir uns nieder; aber bald darauf

stand sie wieder auf, mit so wenig Vorsicht, daß sie ziemlich laut sagte: „Schlaf', und möchtest du nie wieder erwachen!" Sie kleidete sich eilig an, und verließ das Gemach. . . ."

Bei diesen Worten bemerkte Scheherasade, daß es schon Tag war, und hörte auf zu reden.

Dinarsade hatte ihre Schwester mit großem Vergnügen angehört. Schachriar fand die Geschichte des Königs der Schwarzen Inseln seiner Neugier so würdig, daß er sehr ungeduldig aufstand, in der folgenden Nacht die Fortsetzung zu hören.

Sieben und zwanzigste Nacht.

Eine Stunde vor Tage erwachte Dinarsade, und säumte nicht, die Sultanin, ihre liebe Schwester, zu bitten, die Geschichte des jungen Königs der vier Schwarzen Inseln fortzusetzen.

Scheherasade erinnerte sich alsbald, wo sie gestern stehen geblieben war, und nahm sie folgendermaßen wieder auf:

„Sobald die Königin, meine Gemahlin, hinausgegangen war," fuhr der König der Schwarzen Inseln fort, „stand ich auf, und zog mich hastig an; ich nahm meinen Säbel, und ging ihr so eilig nach, daß ich sie bald vor mir gehen hörte. Nun folgte ich ihr Schritt für Schritt, trat aber leise auf, um nicht gehört zu werden.

Sie ging durch mehrere Thüren, welche sich, durch die Kraft gewisser Zauberworte, die sie aussprach, von selber öffneten; und die letzte, welche sich so öffnete, war die des Gartens, in welche sie nun heraustrat.

Ich blieb in dieser Thüre stehen, damit sie mich nicht erblicken möchte, während sie durch ein Blumenstück ging; ich verfolgte sie mit den Augen, so weit als die Dunkelheit es mir erlaubte, und bemerkte, daß sie in ein kleines

Gehölz trat, dessen Baumgänge von einer dichten Hecke umgeben waren. Ich begab mich auf einem andern Wege eben dahin, und indem ich hinter die Hecke eines ziemlich langen Baumganges schlüpfte: sah ich sie darin mit einem Manne lustwandeln.

Ich ermangelte nicht, ihrem Gespräch ein aufmerksames Ohr zu leihen, und folgendes war es, was ich vernahm:

„Ich verdiene nicht," sagte die Königin zu ihrem Geliebten, „die Vorwürfe, welche du mir machst, daß ich nicht eiliger bin: du weißt sehr wohl die Ursache, welche mich daran verhindert. Aber wenn alle die Zeichen der Liebe, welche ich bisher dir gegeben habe, nicht hinreichen, dich von meiner Innigkeit zu überzeugen, so bin ich bereit, dir noch auffallendere Beweise davon zu geben: du darfst nur gebieten; du kennst meine Macht. Ich will, wenn du es wünschest, noch vor Sonnenaufgange diese große Stadt und diesen schönen Palast in grauenvolle Trümmer verwandeln, die nur von Wölfen, Uhu's und Raben bewohnt sind. Soll ich alle Steine dieser so starken Mauern jenseits des Berges Kaukasus, außerhalb der Gränzen der bewohnten Welt, versetzen? Du darfst nur ein Wort sagen, und dieser ganze Ort ist verwandelt."

Als die Königin diese Worte aussprach, war sie mit ihrem Buhlen an's Ende des Baumganges gekommen, und wandte sich mit ihm in einen andern, und beide gingen so vor mir her. Ich hatte schon meinen Säbel gezogen; und da der Buhle auf meiner Seite ging, hieb ich ihn in den Hals, und stürzte ihn zu Boden. Ich glaubte ihn getödtet zu haben; und in diesem Wahne entfernte ich mich hurtig, ohne mich der Königin zu erkennen zu geben, deren ich schonen wollte, weil sie meine Verwandte war. —

Indessen war der Schlag, den ich ihrem Buhlen gegeben hatte, allerdings tödtlich; aber sie erhielt ihm

durch die Kraft ihrer Zauberei das Leben, auf eine solche Weise zwar, daß man von ihm sagen kann, er ist weder todt noch lebend.

Als ich durch den Garten nach dem Palaste zurückging, hörte ich die Königin lautes Geschrei ausstoßen; ich erkannte daraus ihren Schmerz, und ich war zufrieden mit mir, daß ich ihr das Leben gelassen hatte.

Nachdem ich in mein Zimmer zurückgekommen war, legte ich mich wieder nieder; und zufrieden, den Verwegenen bestraft zu haben, welcher mich beleidigt hatte, schlief ich ein.

Beim Erwachen, am folgenden Morgen, fand ich die Königin neben mir liegen..."

Scheherasade war genöthigt, bei dieser Stelle inne zu halten, weil sie den Tag anbrechen sah.

„Guter Gott! meine Schwester," sagte hierauf Dinarsade, „es thut mir sehr leid, daß du nicht weiter erzählen kannst."

„Meine Schwester," antwortete die Sultanin, „du solltest mich zeitiger wecken; es ist deine Schuld" — „Ich werde es, mit Gottes Hülfe, in der nächsten Nacht wieder einbringen," erwiederte Dinarsade, „denn ich zweifle nicht, daß der Sultan eben so große Lust hat, als ich, das Ende dieser Geschichte zu wissen; und ich hoffe, daß er die Güte haben wird, dich noch bis morgen leben zu lassen."

Acht und zwanzigste Nacht.

In der That weckte Dinarsade, wie sie es sich gelobt hatte, die Sultanin bei sehr guter Zeit, aus großem Verlangen, von ihr das Ende der angenehmen Geschichte des Königs der Schwarzen Inseln zu hören, und zu wissen, wie er so in Marmor verwandelt worden.

„Du sollst es vernehmen," antwortete Scheherasade, „mit Erlaubniß des Sultans."

„Ich fand also die Königin neben mir liegen," fuhr der König der vier Schwarzen Inseln fort; „ich kann euch nicht sagen ob sie schlief, oder nicht: ich stand aber leise auf, ging in mein Gemach und kleidete mich vollends an. Hierauf ging ich in meine Rathsversammlung.

Bei meiner Rückkehr erschien die Königin vor mir in Trauerkleidern, mit zerstreuten und zum Theil zerrauften Haaren. „Herr," sprach sie zu mir, „ich komme Euer Majestät zu bitten, sich nicht über den Zustand zu wundern, in welchem ich mich befinde. Drei traurige Nachrichten, welche ich eben zu gleicher Zeit empfangen habe, sind die gerechte Ursache des tiefen Schmerzes, von welchem ihr nur die schwachen Zeichen sehet." — „Und was sind das für Nachrichten, Herrin?" fragte ich sie. — „Der Tod der Königin, meiner Mutter," antwortete sie, „zugleich mit dem Tode des Königs, meines Vaters, der in einer Schlacht gefallen ist, und eines meiner Brüder, der in einen Abgrund gestürzt ist[71])."

Es war mir nicht unlieb, daß sie diesen Vorwand ergriff, um den wahren Grund ihrer Betrübniß zu verbergen, und ich erkannte daraus, daß sie mich nicht in Verdacht hatte, ihren Geliebten getödtet zu haben.

„Herrin," sagte ich zu ihr, „weit entfernt, euern Schmerz zu tadeln, versichere ich euch, daß ich allen Theil daran nehme, den ich daran nehmen muß. Ich würde höchst verwundert sein, wenn ihr unempfindlich bliebet bei dem Verluste, welchen ihr erlitten habt. Weinet: eure Thränen sind untrügliche Kennzeichen eures trefflichen Gemüths. Ich hoffe gleichwohl, daß die Zeit und die Vernunft euren Schmerz mäßigen wird."

Sie zog sich in ihr Gemach zurück, wo sie sich ohne Rückhalt ihrem Schmerze hingab, und ein ganzes Jahr zubrachte mit Weinen und mit Klagen.

Nach Verlauf dieser Zeit bat sie mich um Erlaub-

niß, in dem Umfange des Palastes ihr Grabmahl erbauen zu lassen, wo sie, wie sie sagte, bis an das Ende ihrer Tage wohnen wollte. Ich erlaubte es ihr, und sie ließ einen prächtigen Palast bauen, mit einer Kuppel, welche man von hier sehen kann: sie benannte ihn den Thränen-Palast.

Als er vollendet war, ließ sie ihren Geliebten hineinbringen, welchen sie in derselben Nacht, da ich ihn verwundet, nach einem ihr gelegenen Orte versetzt hatte. Sie hatte bisher seinen Tod durch Tränke verhindert, welche sie ihn einnehmen ließ; und sie fuhr fort, ihm dergleichen zu geben und sie ihm selber alle Tage zu bringen, seitdem er in dem Thränen-Palaste war.

Indessen, mit allen ihren Zaubereien konnte sie diesen Unglücklichen nicht heilen. Er war nicht nur außer Stande zu gehen und sich aufrecht zu halten, sondern er hatte auch den Gebrauch der Zunge verloren, und gab kein anderes Lebenszeichen, als durch seine Blicke. Obwohl also die Königin nur den Trost hatte, ihn zu sehen und ihm alles zu sagen, was ihre thörichte Liebe ihr irgend Zärtliches und Leidenschaftliches eingeben mochte, so unterließ sie jedoch nicht, ihm täglich zwei ziemlich lange Besuche zu machen. Ich war von allem diesen wohl unterrichtet; aber ich stellte mich, als wüßte ich nichts davon.

Eines Tages ging ich zu dem Thränen-Palast, aus Neugier, zu wissen, was dort eigentlich die Beschäftigung der Königin wäre; und an einem Orte, wo ich nicht gesehen werden konnte, hörte ich sie folgendermaßen zu ihrem Geliebten reden: „Ich bin in Verzweiflung, dich in dem Zustande zu sehen, worin du dich befindest; ich fühle nicht minder die brennenden Schmerzen, welche du leidest.....; aber, geliebte Seele, ich rede immer zu dir, und du antwortest mir nie. Wie lange willst du in diesem Stillschweigen beharren? Ach! die süßesten Augenblicke meines Lebens sind die, welche ich hier zubringe

deine Leiden zu theilen. Ich kann nicht leben ohne dich und das Vergnügen, dich unaufhörlich zu sehen, würde ich der Herrschaft des Weltalls vorziehen."

Sie beschloß diese lange Rede mit folgenden Versen:

„Der Tag des Heils ist derjenige, an welchem ich deiner Nähe genieße; der Tag des Verderbens und des Todes ist derjenige, wo du dich von mir abwendest.

Bringe ich die Nacht ferne von dir zu, so ist es, als ob alle Schreckniſſe mir drohten; deine Nähe aber ist für mich süßer, als Sicherheit!"

Endlich fügte sie noch folgende Verse hinzu:

„Wäre ich von aller Glückseligkeit umgeben, besäße ich die ganze Welt und das Reich der Chosroen:

So würde es für mich nicht so viel werth sein, als die Flügel einer Mücke, wenn mein Auge dich nicht sähe!"[72])

Ueber diese Klagen, welche mehr als einmal von ihren Seufzern und Schluchzen unterbrochen wurden, verlor ich endlich die Geduld. Ich trat hervor, näherte mich ihr, und sprach: „Frau, ihr habt nun genug geweint; es ist Zeit, diesem Schmerz ein Ziel zu setzen, der uns beide entehrt; es ist zu viel, zu vergessen, was ihr mir und was ihr euch selber schuldig seid."

„Herr," antwortete sie mir, „wenn ihr noch einige Achtung, oder vielmehr, einige Gefälligkeit für mich hegt, so flehe ich euch, mir keinen Zwang anzuthun. Lasset mich meinen tödtlichem Schmerze mich hingeben; es ist unmöglich, daß die Zeit ihn verringere."

Als ich sah, daß meine Worte, anstatt sie zu ihrer Pflicht zurückzubringen, nur dazu dienten, ihre Wuth zu reizen, sagte ich nichts mehr zu ihr, und zog mich zurück.

Sie fuhr fort, täglich ihren Geliebten zu besuchen, und zwei volle Jahre hindurch war sie in steter Verzweiflung.

Ich ging noch einmal in den Thränen-Palast, als

sie drinnen war; ich verbarg mich wieder, und ich hörte sie Folgendes zu ihrem Geliebten sagen:

„Es sind nun drei Jahre, daß du nicht ein einziges Wort zu mir gesprochen hast, und daß du nichts antwortest auf die Zeichen der Liebe, welche ich durch meine Rede und meine Seufzer dir gebe: ist das Unempfindlichkeit oder Verachtung? O Grabmal, solltest du dies Uebermaaß der Zärtlichkeit, welche er für mich hegte, zerstört haben? Solltest du diese Augen geschlossen haben, die mir so viel Liebe verkündigten, und die alle meine Freude ausmachten? Nein, nein, ich kann es nicht glauben. Sage mir vielmehr, durch welches Wunder du der Bewahrer des köstlichsten Kleinods geworden bist, welches es jemals gab!"

Ich gestehe euch, Herr, daß ich über diese Worte ganz entrüstet wurde; denn, am Ende war dieser theure Geliebte, dieser angebetete Sterbliche, nicht ein solcher, wie ihr euch wohl einbilden könntet, sondern es war ein schwarzer Indier aus diesem Lande gebürtig. Ich wurde, sage ich, über diese Rede dermaßen entrüstet, daß ich ungestüm hervortrat, und ebenso das Grabmahl anredend, ausrief: „O Grabmahl, warum verschlingst du nicht dieses Ungeheuer, vor welchem sich die Natur entsetzt; oder vielmehr, warum verzehrst du nicht den Buhlen und die Buhlin!"

Kaum hatte ich diese Worte ausgesprochen, als die Königin, welche neben dem Schwarzen saß, wie eine Rasende aufsprang: „Ha, Grausamer," schrie sie mir zu, „du bist es, der meinen Schmerz verursacht! Wähne nicht, daß ich es nicht wisse; ich habe mich nur zu lange verstellt. Es ist deine mörderische Hand, die den Gegenstand meiner Liebe in diesen jammervollen Zustand versetzt hat: und du hast noch die Grausamkeit, hierher zu kommen, und eine Liebende in Verzweiflung zu verhöhnen."

„Ja, ich bin es," unterbrach ich sie außer mir vor Zorn, „ich bin es, der dieses Ungeheuer bestraft hat, wie

er es verdient; ich sollte dich eben so behandeln, und es gereut mich, es nicht gethan zu haben: schon allzulange mißbrauchst du meine Güte."

Indem ich so sprach, zog ich meinen Säbel, und ich hob den Arm, um sie zu bestrafen. Sie aber betrachtete ruhig meine Gebehrde, und sprach zu mir mit einem höhnischen Lächeln: „Mäßige deinen Zorn!" Zu gleicher Zeit sprach sie einige Worte aus, die ich nicht verstand, und fügte darauf hinzu: „Kraft meiner Beschwörungen, befehle ich dir, auf der Stelle halb von Marmor zu werden, und halb Mensch zu bleiben."

„Sogleich ward ich, wie ihr mich hier sehet, Herr, schon todt unter den Lebenden und lebend unter den Todten ....."

Scheherasade bemerkte bei dieser Stelle, daß es schon Tag war, und hörte auf zu erzählen.

„Meine liebe Schwester," sagte da Dinarsade, „ich bin dem Sultan sehr verpflichtet: seiner Güte verdanke ich das große Vergnügen, das ich empfinde, dir zuzuhören." — „Meine Schwester," antwortete die Sultanin, „wenn eben diese Güte mir noch bis morgen das Leben lassen will, so sollst du Dinge hören, die dir nicht weniger Vergnügen machen werden, als die, welche ich so eben erzählt habe."

Wenn Schachriar auch nicht beschlossen hätte, den Tod der Scheherasade einen Monat lang zu verschieben, so würde er sie diesen Tag dennoch nicht haben tödten lassen.

Neun und zwanzigste Nacht.

Als zu Ende der Nacht Scheherasade durch die Stimme ihrer Schwester erweckt war, schickte sie sich an, ihren Wunsch zu befriedigen; und die Geschichte des Kö-

nigs der Schwarzen Inseln zu vollenden. Sie begann auf folgende Weise:

„Der halb marmorne, halb menschliche König fuhr also fort, dem Sultan seine Geschichte zu erzählen:

„Nachdem," sprach er, „die grausame Zauberin, unwürdig des Namens einer Königin, mich also verwandelt, und durch eine andere Beschwörung in dieses Zimmer versetzt hatte, zerstörte sie meine Hauptstadt, die sehr blühend und stark bevölkert war; sie vertilgte die Häuser, die öffentlichen Plätze und Märkte, und ließ an ihrer Stelle den Teich und das wüste Feld erscheinen, welches ihr wohl gesehen habt. Die Fische von viererlei Farben, welche in dem Teiche sind, sind die vier Arten von Inwohnern, nach den verschiedenen Religionen, die darin waren: die weißen sind die Muselmänner; die rothen, die Perser, Feueranbeter; die blauen, die Christen; die gelben, die Juden[73]). Die vier Hügel umher waren die vier Inseln, welche diesem Königreiche seinen Namen gaben. Ich vernahm alles dies von der Zauberin, welche, zum Uebermaaße meiner Leiden, mir die Wirkungen ihrer Wuth selber ankündigte. Das ist noch nicht alles, ihre Wuth begnügt sich nicht mit der Zerstörung meines Reichs und mit meiner Verwandlung: sie kömmt noch jeden Tag, mir auf die nackten Schultern hundert Streiche mit dem Ochsenziemer zu geben, welche mich in Blute baden. Wenn diese Züchtigung vollstreckt ist, bedeckt sie mich mit einem dicken Zeuge von Ziegenhaaren, und legt darüber diesen Rock von Brokat, den ihr hier sehet, nicht um mir Ehre anzuthun, sondern um mich zu verhöhnen."

Bei dieser Stelle seiner Erzählung konnte der junge König der Schwarzen Inseln seine Thränen nicht zurückhalten: und der Sultan war so von Mitleid durchdrungen, daß er nicht ein Wort zu seinem Troste hervorbringen konnte.

Bald darauf hob der junge König die Augen gen Himmel, und rief aus: „Allmächtiger Schöpfer aller Dinge,

ich unterwerfe mich deinem Gerichte, und den Beschlüssen deiner Vorsehung! Ich ertrage geduldig alle meine Leiden, weil es dein Wille ist: aber ich hoffe, daß deine unendliche Güte mich dafür belohnen wird."

Der Sultan, ganz erweicht durch die Erzählung einer so seltsamen Geschichte, und beseelt von dem Verlangen, diesen unglücklichen Fürsten zu rächen, sprach zu ihm: „Saget mir, wo diese treulose Prinzessin sich aufhält, und wo ihr unwürdiger Geliebter sein mag, der vor seinem Tode schon begraben ist."

„Herr," antwortete ihm der Fürst, „ihr Geliebter ist, wie ich euch schon gesagt habe, in dem Thränen-Palast, in einem Grabmale mit einer Kuppel; und dieser Palast steht mit diesem Schlosse an der Vorderseite in Verbindung. Was die Zauberin betrifft, so kann ich euch nicht sagen, wo sie sich aufhält; aber alle Morgen mit Sonnenaufgange kömmt sie, ihren Geliebten zu besuchen, nachdem sie an mir die blutige Züchtigung vollzogen hat, wovon ich euch gesagt habe: und ihr sehet wohl: daß ich eine so grausame Behandlung nicht abzuwehren vermag. Sie bringt ihm dann den Trank, das einzige Mittel, welches sein Leben bis daher erhalten hat, und sie hört nicht auf, sich über das Stillschweigen zu beklagen, welches er stets beobachtet, seitdem ich ihn verwundet habe."

„Nicht genug zu beklagender Fürst," erwiederte der Sultan, „man kann nicht lebhafter von eurem Unglücke gerührt sein, als ich es bin. Niemals ist jemand so etwas Außerordentliches begegnet: es fehlt nur noch eins dazu: nämlich, die euch gebührende Rache; aber ich werde nichts unversucht lassen, um sie euch zu verschaffen."

In der That, während der Sultan sich mit dem jungen Fürsten über diesen Gegenstand unterhielt, (nachdem er ihm gesagt hatte, wer er wäre, und weshalb er in dieses Schloß gekommen), ersann er ein Mittel, ihn zu rächen, und theilte es ihm mit. Sie kamen in Ansehung der Maaßregeln überein, welche zu nehmen wä-

ren, damit dieses Vorhaben gelänge, dessen Ausführung auf den folgenden Tag verschoben wurde.

Unterdessen, da es schon tief in der Nacht war, legte sich der Sultan etwas zur Ruhe. Der junge König aber brachte sie auf seine gewöhnliche Weise hin, in steter Schlaflosigkeit: denn seit seiner Verzauberung konnte er nicht schlafen; jedoch diesesmal mit einiger Hoffnung, bald von seinen Leiden befreit zu werden.

Am folgenden Morgen, sobald es Tag wurde, stand der Sultan auf; und um sogleich sein Vorhaben auszuführen, legte er sein Oberkleid, das ihn gehindert hätte, an einen verborgenen Ort, und ging hin zum Thränen-Palast.

Er fand ihn durch eine Unzahl von weißen Wachs-Fackeln erleuchtet, und ein köstlicher Geruch verbreitete sich aus vielen Rauchfässern von feinem Golde und bewundernswürdiger Arbeit, welche alle in der schönsten Ordnung aufgestellt waren.

Sobald er das Bette erblickte, auf welchem der Schwarze lag, zog er seinen Säbel, und nahm ohne Widerstand diesem Elenden das Leben, dessen Leichnam er in den Schloßhof schleifte; wo er ihn in einen Brunnen stürzte. Nach dieser That ging er hin und legte sich auf das Bette des Schwarzen, legte seinen Säbel neben sich unter die Decke, und blieb dort, um sein Werk zu vollenden.

Die Zauberin erschien bald darauf. Ihr erstes Geschäft war, in das Zimmer zu gehen, wo der König der schwarzen Inseln, ihr Gemahl, sich befand. Sie entkleidete ihn, und gab ihm die hundert Streiche mit dem Ochsenziemer auf die Schultern, mit einer Grausamkeit, die ohne Beispiel ist. Der arme Fürst mochte immerhin den Palast mit seinem Geschrei erfüllen, und sie auf die rührendste Weise von der Welt beschwören, Mitleid mit ihm zu haben, die Grausame hörte nicht auf zu schlagen, als bis sie ihm die hundert Streiche gegeben hatte. „Du hast

kein Mitleid mit meinem Geliebten gehabt," erwiederte sie ihm, „du darfst auch keines von mir erwarten ....."

Bei dieser Stelle bemerkte Scheherasade, daß es schon Tag war, so daß sie verhindert wurde, ihre Erzählung fortzusetzen.

„Mein Gott, liebe Schwester," sagte Dinarsade, „das ist eine gar grausame Zauberin! Aber sollen wir hier stehen bleiben? und willst du uns nicht erzählen, ob sie die verdiente Strafe empfing." — „Meine liebe Schwester," antwortete die Sultanin, „ich wünsche nichts mehr, als sie dir morgen zu erzählen; aber du weißt, daß dies von dem Willen des Sultans abhängt."

Nach dem, was Schachriar eben gehört hatte, war er weit entfernt, Scheherasaden tödten zu lassen. „Im Gegentheil," sagte er bei sich selbr, „ich will ihr nicht das Leben nehmen, bevor sie diese erstaunliche Geschichte vollendet hat, und wenn deren Erzählung auch zwei Monate dauern sollte. Es steht ja doch immer in meiner Gewalt, den Schwur zu halten, den ich gethan habe."

Dreißigste Nacht.

Dinarsade hatte nicht sobald bemerkt, daß es Zeit wäre, die Sultanin zu wecken, als sie sie bat, zu erzählen, was sich im Thränen-Palast zugetragen hätte.

Als Schachriar dieselbe Neugier, wie Dinarsade bezeigt hatte, nahm die Sultanin das Wort, und setzte die Geschichte des jungen bezauberten Fürsten also fort:

„Herr, nachdem die Zauberin dem Könige, ihrem Gemahle, die hundert Streiche mit dem Ochsenziemer gegeben hatte, bekleidete sie ihn wieder mit dem groben Gewande von Ziegenhaaren, und mit dem brokatenen Rocke darüber.

Sie ging hierauf zu dem Thränen-Palast, und indem sie hineintrat, erneute sie ihr Weinen, Schreien und

Wehklagen; dann nahte sie sich dem Bette, wo sie ihren Geliebten noch liegen wähnte, und rief aus: „Welche Grausamkeit, auf solche Weise das Glück einer so zärtlichen und leidenschaftlichen Geliebten, als ich, gestört zu haben! O du, der mir vorwirft, daß ich zu unmenschlich bin, wenn ich dich die Wirkungen meines Zornes empfinden lasse, grausamer Fürst, übertrifft deine Unmenschlichkeit nicht die meiner Rache? Verräther! indem du demjenigen, den ich anbete, nach dem Leben trachtetest, hast du mir da nicht das meine geraubt? — „Ach!“ fügte sie hinzu, indem sie ihre Worte an den Sultan richtete, zu dem Schwarzen zu sprechen wähnend, „meine Sonne, mein Leben, willst du immerdar dieses Stillschweigen beobachten? Bist du gesonnen, mich sterben zu lassen, ohne den Trost mir noch einmal zu sagen, daß du mich liebst? Meine Seele sage mir wenigstens nur ein Wort, ich beschwöre dich darum.“

Da stellte sich der Sultan, als ob er aus einem tiefen Schlaf erwachte, und indem er die Sprache der Schwarzen nachahmte, antwortete er der Königin mit ernster Stimme: „Es giebt keine andere Kraft und Gewalt, als in Gott allein, welcher der Allmächtige ist.“

Bei diesen Worten, deren sie sich nicht versah, that die Zauberin einen lauten Schrei, im Uebermaaß ihrer Freude: „Mein theurer Herr,“ rief sie aus, „täusche ich mich nicht? Ist es denn wahr, daß ich dich höre, und daß du zu mir redest? — „Unglückliche,“ fuhr der Sultan fort, „bist du wohl würdig, daß ich auf deine Reden antworte?“ — „Und warum,“ erwiederte die Königin, „machst du mir diesen Vorwurf?“ — „das Geschrei,“ versetzte er, „die Thränen und Seufzer deines Mannes, welchen du täglich so unwürdig und grausam behandelst, verhindern mich Nacht und Tag am Schlafe. Ich würde längst schon geheilt sein, und den Gebrauch der Sprache wiedererlangt haben, wenn du ihn entzaubert hättest: dies ist die Ursache des Stillschweigens, das ich beobachte und

darüber du dich beklagst." — „Wohlan," sagte die Zauberin, „um dich zu beruhigen, will ich thun, was du gebietest: willst du, daß ich ihm seine vorige Gestalt wiedergebe?" — „Ja," antwortete der Sultan, „und beeile dich, ihn in Freiheit zu setzen, damit ich nicht mehr durch sein Geschrei belästigt werde."

Die Zauberin ging sogleich aus dem Thränen-Palast. Sie nahm eine Schale voll Wasser, sprach darüber einige Worte aus, welche es sieden machten, als wenn es auf dem Feuer gewesen wäre. Sie ging darauf in den Saal, in welchem der junge König, ihr Gemahl, sich befand, bespritzte ihn mit diesem Wasser, und sprach dazu:

„Wenn der Schöpfer aller Dinge dich so gebildet hat, wie du gegenwärtig bist, oder wenn er auf dich zürnt, so verwandle dich nicht; wenn du aber nur durch die Kraft meiner Bezauberung in diesem Zustande bist, so nimm deine ursprüngliche Gestalt wieder an, und werde wieder derjenige, der du zuvor warst."

Kaum hatte sie diese Worte ausgesprochen, als der Fürst, in seinen vorigen Zustand hergestellt, frei aufstand, mit aller Freude, die man sich vorstellen kann, und Gott dafür dankte. Die Zauberin nahm wieder das Wort, und sprach zu ihm: „Geh, entferne dich aus diesem Schlosse, und komme nie wieder hieher; oder es kostet dich das Leben."

Der junge König, der Nothwendigkeit weichend, entfernte sich von der Zauberin, ohne zu antworten, und begab sich an einen abgelegenen Ort, wo er geduldig den Erfolg des Unternehmens erwartete, dessen Ausführung der Sultan schon so glücklich begonnen hatte.

Unterdessen kehrte die Zauberin zurück in den Thränen-Palast, und beim Eintreten sagte sie, immer noch im Wahne, zu dem Schwarzen zu sprechen: „Theurer Geliebter, ich habe gethan, was du mir geboten hast: nichts hindert dich nunmehr, aufzustehen, und mir so eine Ge-

nugthuung zu geben, deren ich schon so lange Zeit beraubt bin."

Der Sultan fuhr fort, die Sprache des Schwarzen nachzuahmen, und antwortete ihr mit unwilligem Tone: „Was du jetzt gethan hast, ist nicht hinreichend mich zu heilen; du hast nur einen Theil des Uebels weggeschafft, es muß bis auf die Wurzel vertilgt werden." — „Mein liebenswürdiger Schwarzer," fuhr sie fort, „was verstehst du unter der Wurzel? — „Unglückliche," erwiederte der Sultan, „verstehst du nicht, daß ich diese Stadt mit ihren Einwohnern und die vier schwarzen Inseln meine, welche du durch deine Verzauberungen zerstört hast? Alltäglich um Mitternacht heben die Fische ihre Köpfe aus dem Teich empor und schreien um Rache gegen mich und dich. Das ist der wahre Grund der Verspätung meiner Genesung. Geh eilends, alle diese Dinge in ihren vorigen Zustand herzustellen; und bei deiner Rückkehr werde ich dir die Hand geben, und du wirst mir helfen aufzustehen."

Die Zauberin, erfüllt von der Hoffnung, welche diese Worte ihr erregten, und entzückt vor Freude rief sie aus: „Mein Herz, meine Seele, du sollst alsbald deine Gesundheit wiederhaben, denn ich will thun, was du mir gebietest."

In der That ging sie augenblicklich hinaus, und als sie an das Ufer des Teichs gekommen war, schöpfte sie ein wenig Wasser in ihre Hand und sprengte es darüber aus. . .

Scheherasade sah bei dieser Stelle, daß es Tag war, und wollte nicht weiter reden.

Dinarsade sprach zu der Sultanin: „Meine Schwester, ich habe große Freude darüber, den jungen König der Schwarzen Inseln entzaubert zu wissen; und ich sehe die Stadt und die Einwohner schon in ihren vorigen Zustand hergestellt: aber ich bin voll Ungeduld, zu vernehmen, was aus der Zauberin wird."

„Habe noch ein wenig Geduld," antwortete die Sultanin; „morgen sollst du die verlangte Genugthuung haben, wenn der Sultan, mein Herr, darein bewilligt."

Schachriar, der, wie schon gesagt ist, hierüber seinen Entschluß gefaßt hatte, stand auf, um an seine Geschäfte zu gehen.

Ein und dreißigste Nacht.

Scheherasade säumte nicht, ihr Versprechen zu halten, und begann die Erzählung von dem Schicksale der Königin Zauberin folgendermaßen:

„Die Zauberin hatte nicht sobald einige Worte über die Fische und den Teich ausgesprochen, als die Stadt auf der Stelle wieder erschien. Die Fische wurden zu Männern, Weibern und Kindern, Muhamedanern, Christen, Persern und Juden[73]), Freien und Sklaven: kurz, jeder nahm seine natürliche Gestalt wieder an. Die Häuser und Läden füllten sich alsbald wieder mit ihren Einwohnern, welche darin alle Sachen in derselben Lage und Ordnung fanden, worin sie vor der Verzauberung waren.

Das zahlreiche Gefolge des Sultans, welches sich mitten auf dem großen Platze gelagert fand, war nicht wenig erstaunt, sich in einem Augenblicke mitten in eine schöne, weite und volkreiche Stadt versetzt zu sehen.

Als die Zauberin diese wunderbare Verwandlung vollbracht hatte, begab sie sich eilends wieder nach dem Thränen-Palast, um die Früchte davon einzuärnten. „Mein geliebter Herr," rief sie im Eintreten aus, „ich komme, mich mit dir über die Wiederkehr deiner Gesundheit zu freuen; ich habe alles gethan, was du von mir gefordert hast: stehe also auf, und reiche mir die Hand." — „Komm her," sagte der Sultan zu ihr, immerfort die Sprache des Schwarzen nachahmend. Sie näherte sich. „Es ist noch nicht genug," fuhr er fort, „komm noch

näher." Sie folgte. Da erhob er sich, und ergriff sie so ungestüm bei dem Arme, daß sie nicht Zeit hatte, sich zu besinnen; und mit einem Streiche seines Säbels hieb er ihren Leib in zwei Stücke.

Als dies vollbracht war, ließ er den Leichnam dort liegen, trat aus dem Thränen-Palast, und eilte zu dem jungen Fürsten der Schwarzen Inseln, der ihn mit Ungeduld erwartete. „Fürst," sprach er zu ihm, indem er ihn umarmte, „ihr habt nichts mehr zu fürchten: eure grausame Feindin ist nicht mehr."

Der junge Fürst dankte dem Sultan auf eine Weise, welche zeigte, daß sein Herz von Erkenntlichkeit erfüllt war: und zum Lohne für den so wichtigen Dienst, welchen er ihm geleistet hatte, wünschte er ihm ein langes Leben in aller Glückseligkeit.

„Ihr könnt fortan," sagte der Sultan zu ihm, „ruhig in eurer Hauptstadt wohnen, wenn ihr nicht etwa in die meine kommen wollt, welche ihr so nahe liegt: ich werde euch mit Vergnügen darin empfangen, und ihr sollt darin nicht minder geachtet und geehrt werden, als in der euren."

„Mächtiger Sultan," antwortete der König, „ihr glaubt also sehr nahe bei eurer Hauptstadt zu sein?" — „Ja," erwiederte der Sultan, „ich glaube, es sind nicht mehr als vier oder fünf Stunden Weges." — „Es ist eine Reise von einem ganzen Jahre," fuhr der König fort. „Ich will wohl glauben, daß ihr von eurer Hauptstadt in so kurzer Zeit hierher gekommen seid, wie ihr sagt, weil die meine verzaubert war; aber seitdem sie es nicht mehr ist, so haben sich die Dinge sehr geändert. Das soll mich aber nicht hindern, euch zu folgen, und wäre es bis an die äußersten Enden der Erde. Ihr seid mein Befreier; und um euch mein Lebelang meine Erkenntlichkeit zu bezeigen, so will ich euch begleiten, und ohne Bedauern mein Königreich verlassen."

Der Sultan war außerordentlich überrascht, zu ver-

nehmen, daß er so fern von seinen Staaten wäre, und er begriff nicht, wie das zugehen konnte. Aber der junge König der Schwarzen Inseln überzeugte ihn so gut von dieser Möglichkeit, daß er nicht mehr daran zweifelte. „Es verschlägt nichts," sagte darauf der Sultan: „die Mühe der Heimkehr in meine Staaten ist hinlänglich belohnt durch die Genugthuung, euch gedient, und mir in euch einen Sohn erworben zu haben; denn, weil ihr mir die Ehre anthun wollt, mich zu begleiten, und ich keine Kinder habe, so betrachte ich euch als solchen; und ich ernenne euch von heut an zu meinem Erben und Nachfolger."

Die Unterhaltung des Sultans und des Königs der Schwarzen Inseln endigte mit den zärtlichsten Umarmungen, worauf der junge König nur auf die Vorbereitungen zu seiner Abreise bedacht war. Diese waren binnen drei Wochen vollendet, zum großen Leidwesen seines ganzen Hofes und seiner Unterthanen, welche von seiner Hand einen seiner nahen Verwandten zum König empfingen.

Kurz, der Sultan und der junge Prinz begaben sich auf den Weg, mit hundert Kameelen, welche mit unschätzbaren Reichthümern aus den Kammern des jungen Königs beladen waren; und diesen begleiteten fünfzig trefflich berittene und ausgerüstete Ritter. Ihre Reise war glücklich, und als der Sultan, welcher Eilboten vorausgesandt hatte, um Nachricht zu geben von seiner Entfernung und dem Abenteuer, das davon die Ursache war, in der Nähe seiner Hauptstadt anlangte, kamen die vornehmsten Beamten, welche er dort zurückgelassen hatte, ihm zum Empfange entgegen, und versicherten ihn, daß seine lange Abwesenheit keine Veränderung in seinem Reiche herbeigeführt hätte. Die Einwohner kamen auch haufenweise heraus, empfingen ihn mit lautem Jubel, und stellten Freudenfeste an, welche mehrere Tage währten.

Am folgenden Morgen nach seiner Heimkunft machte der Sultan allen seinen versammelten Hofleuten einen sehr

umständlichen Bericht von den Begebenheiten, welche wider seine Erwartung seine Abwesenheit so verlängert hatten. Er erklärte ihnen demnächst, daß er den König der vier Schwarzen Inseln an Kindesstatt angenommen, welcher gern ein großes Königreich verlassen hätte, um ihn zu begleiten, und bei ihm zu bleiben. Endlich, um ihre Treue zu belohnen, die sie ihm alle bewahrt hatten, gab er ihnen reiche Geschenke, im Verhältniß des Ranges, welchen jeder an seinem Hofe einnahm.

Was den Fischer betrifft, welcher der erste Anlaß der Befreiung des jungen Königs war, so überhäufte ihn der Sultan mit Gütern, und machte ihn nebst seiner Familie sehr glücklich für ihre übrige Lebenszeit."

Scheherasade endigte hier das Mährchen von dem Fischer und dem Geiste. Dinarsade bezeugte, daß es ihr unendliches Vergnügen gemacht hätte. Und als auch Schachriar ihr dieselbe Genugthuung bezeugt hatte, sagte Scheherasade, daß sie noch ein viel schöneres Mährchen wüßte, und wenn der Sultan es erlaubte, so wollte sie es in der nächsten Nacht erzählen; denn der Tag brach schon an.

Schachriar, neugierig, ob dieses Mährchen wirklich so anmuthig wäre, als sie verhieß, stand mit dem Entschlusse auf, es in der folgenden Nacht zu hören.

Anmerkungen.

(G. bezeichnet die Anmerkungen in Caussins Ausgabe des Galland, und E. G. die von Eduard Gauttier).

[1]) Der letzte Sprößling des Königsstammes der Sassaniden, der unglückliche Jesdedscherd, fiel im Kampfe gegen die Muselmänner, im 39sten Jahre nach Mohameds Flucht (im 657sten nach Christi Geburt). Unrichtig macht also der Arabische Verfasser die Personen seiner Erzählung zu Bekennern des Islam; auch stiftete er zwischen den Königen von Indien, Persien und Samarkand eine Verwandtschaft, welche nur unter den Nachfolgern Dschenghys-Chans Statt hatte. Diese und ähnliche geschichtliche Verstöße gehören der Ungenauigkeit des Arabischen Uebersetzers an. Ferischta erzählt freilich von einem Einfalle der Perser unter Feriduns Regierung in Indien, zur Unterstützung eines aufrührerischen Bruders des Maharadjah (das heißt, großer König); aber dieser Einfall endigte nach zehn Jahren damit, daß Maha-radjah den Persern ein Lösegeld bezahlte, und seinem Bruder einen Theil des Reichs abtrat. E. G. — Caussin bemerkt (in der Vorrede zu Bd 8. S. XXIX.), aus Gallands Urschrift, daß dieser Anfang in der den Arabern eigenthümlichen poetischen und gereimten Prosa abgefaßt, und darin nur Persien als das Land der Kinder Sasan's umschrieben, nicht aber Schahrjar und sein Bruder Abkömmlinge derselben genannt werden, und auch von ihrem Vater nichts vorkomme. Merkwürdig findet sich aber beides in der Tunesischen Handschrift eben so, wie bei Galland, weit kürzer, so daß Galland noch eine andere ähnliche Handschrift benutzt haben muß. Auch hat Caussin dann selber (ebd. in der Anmerk. zu S. 2. 3.) unter den Sassaniden zwei Schahrjahrs aufgefunden, und nimmt an, daß der Verfasser den seinen von diesem alten Königshause abstammen lasse.

[2]) Schach-riar bedeutet im Persischen, wo die Namen der ältesten Theile der 1001 Nacht zu Hause sind, Freund der Stadt. E. G. — So erklärt auch J. Scott: Freund der Stadt oder des Volks. Langlès (in den Anmerkungen zum Sindbad

S. 134) führt dagegen die Erklärungen zweier gerühmter Persischer Wörterbücher an. Nämlich, nach dem Schems-êl-Loghât, bedeutet Schehryâr, Beherrscher der Welt, unumschränkter Herrscher, und nannte man also auch den Hof Nuschyrwân's; und nach dem Borhân kathè ist es der Titel eines Königs, der mächtiger war, als alle Könige seiner Zeit, und heißt so auch eine große Stadt. Schehrbâs, wie einige Handschriften lesen, ist nach eben diesem Wörterbuche der Name einer Stadt in Samarkand. Man liest auch Schehrbân, d. h. im Persischen: Hüter der Stadt. — Caussin erklärt diesen Namen, Schahrjahr, für gleichbedeutend mit dem einfachen Schach, König. — In der Liste der Sassaniden steht ein König Schahrjahr, welcher gar nicht zu diesem Hause gehört, und nur kurze Zeit regierte; Schahrjahr heißt aber auch der Vater des vorgedachten Jesdedscherd (war ein Sohn des Chosru Parwis, und entfloh allein dem grausamen Siroe, der seine 16 Brüder umbringen ließ, kam aber selber nicht zur Regierung). Keiner von beiden kann eigentlich bei diesen meist viel späteren Geschichten (von Harun Alraschid ꝛc.) gemeint sein; aber der Verfasser wählte doch ihren alten bekannten Namen, und knüpfte sich so geschichtlich an. Dieser Name, in den Lesarten Schachrebar, Schachrebas, erinnert auch an die Sarbaros und Sarbazes bei den Mittelgriechischen Schriftstellern.

[3]) Schach-senân bedeutet wörtlich, König der Frauen. Langlès und Scott wollen lieber Schâch-sémân, daß heißt König der Zeit. E. G. — Scott, im Abdrucke und in der Uebersetzung des Anfanges seiner, von White erkauften Handschrift, bei Ouseley (Oriental collections II. 161) schreibt Schaw Herbaun und Schaw Zeaun, ohne Erklärung: beide sind rechte Brüder aus dem Hause Sassan; von ihrem Vater kömmt nichts vor.

[4]) Tatarei ist die richtige Schreibart, nicht Tartarei, welche aus Verknüpfung der einst für Europa so furchtbaren Tataren mit den Schaaren des Tartarus entstand.

[5]) Diese Hauptstadt des alten Transoxianischen Reichs ist berühmt in allen morgenländischen Erzählungen. Timurlenk (Tamerlan, Timur) hielt hier eine Zeitlang seinen Hof. E. G.

[6]) Die Wesyre sind Mitglieder des Raths, dessen Oberhaupt der Groß-Wesyr ist. G. — Den Wesyren, oder Ministern des Königs, liegt die Regierung des Reichs oder Verwaltung einer Provinz ob. Zu Konstantinopel hat der Wesyr âsem, oder Groß-Wesyr, welcher den Sultan vertritt, das Recht über Leben und Tod, und entscheidet alle Civil-Sachen

von einiger Erheblichkeit. Er legt dem Sultan zweimal wöchentlich Rechenschaft von seiner Verwaltung ab, und empfängt die Befehle seiner Hoheit. Das Zeichen seiner Würde ist das Reichssiegel, welches der Sultan ihm bei der Bekleidung mit diesem Amte übergibt.

Es gab sonst auch noch Kubbeh-Weszre, eine Art von Staatsräthen, welche zur Berathung über Reichs-Angelegenheiten berufen wurden, und einen Theil des Divans ausmachten; aber diese Aemter sind seit einigen Jahren aufgehoben, und nicht wieder hergestellt. Den Titel Weszr gibt man auch den Pascha's und andern großen Herrn. E. G.

[7]) Das Arabische Wort Sultan bedeutet Kaiser, Herr, Macht; man gibt diesen Titel fast allen unumschränkten Fürsten des Morgenlandes. G. Sultan ist abgeleitet von salata, herrschen.

[8]) Von den Hirschen besagt die Tunesische Handschrift nichts.

[9]) Masud ist Arabisch, und bedeutet: der Beglückte (ist zu schreiben Mas'ud). Bei Scott (a., a. O. 165.) ist Musaood vom Stamme der Atwaud, (d. h. der Riesen in der H. Schrift), oder von den Ueberbleibseln des Stammes Aud, d. i. nach dem Koran, ein ungläubiger Arabischer Stamm, welcher durch Schleifung eines Deichs nahe an ihrer Stadt meist vertilgt wurde.

[10]) Nach den Ueberlieferungen des Islam war die Erde lange vor Adams Erschaffung durch Wesen einer eigenen Art bewohnt, welche die Araber Ginn (Dschin oder Dschian), und die Perser Diwen und Peri's nennen, von gröberem Stoffe als die Engel, und, wie wir, dem Tode unterworfen.

Zweitausend Jahre vor der Schöpfung sandte Gott den Iblis, um sie zu bestrafen, daß sie sich gegen den Himmel empört hatten. Aber nachmals wurde Iblis selber, weil er den Menschen die Huldigung versagte, verwiesen s. Koran, Surate 2, Vers 30). Die Geister kühner geworden, bemächtigten sich eines großen Theils der Erde, als ein Perser-König Thamurath (derselbe, der, laut morgenländischer Ueberlieferung, die Pyramiden in Aegypten baute), benannt Div-bend (d. h. Diwen-bändiger), dessen Thaten Ferdusi im Schachnameh (Königsbuch) besungen hat, sie zwang, sich auf das Gebirge Kaf zurückzuziehen, welches die Erde wie ein Gürtel umgibt, und das sie noch heute bewohnen.

Man unterschied aber zwei Arten von Geistern; die Peri's sind wohlthätige Wesen, deren einziges Verbrechen darin besteht, Gott beleidigt zu haben, und deren Reue ihnen fast wie-

der zur Gnade verholfen hat. Die Diwen dagegen sind wild und haben scheusliche Gestalten. Unsere romantischen Dichter, welche aus den morgenländischen Sagen schöpften, haben daraus die Ogre's und Riesen gebildet, während die Peri's ihnen zum Vorbild der guten Feen gedient haben. E. G.

Die höhere Abstammung dieser Geister gibt das Mährchen von der Schlangenkönigin, in von Hammers Ergänzung der 1001 Nacht, Bd. 1. S. 324. ff. Zwei aus dem Urfeuer erstgeschaffene Engel Chalif und Milif, in Löwen- und Wölfin-Gestalt, erzeugen Ungeheuer der Hölle, endlich sieben Knaben und sieben Mädchen, unter welchen Iblis anfangs fromm war, dann aber Adam anzubeten versagte, und von Gott in die Hölle gestürzt wurde, die er mit Teufelchen bevölkerte; dagegen seine Brüder und Schwestern Gott gehorsam blieben, deshalb Dschian, d. h. Gläubige genannt wurden, und die Dschinnen erzeugten.

Bei Scott (a. a. O. 171) heißt der Geist ein ungeheurer Affreet d. i. böser Geist. Die Schönheit seines Liebchens wird durch ähnliche Verse des Dichters Ebn al Himmaun beschrieben.

[11]) Schehr-âsâd ist, nach dem Wörterbuche Schems-el-Loghât, der Name eines Königs. Ury und Ouseley schreiben in den von ihnen herausgegebenen Stücken der 1001 Nacht: Schéherasadêh, das heißt: Kind der Stadt, oder Eingeborner der Stadt. Der Kalkutta'sche Abdruck der 1001 Nacht in der Ursprache liest Schéherasad, d. h. Cypresse, Schönheit der Stadt. Alle diese Namen gehören auch der Persischen Sprache an. E. G. — Caussin dagegen zieht die bedeutendere Arabische Ableitung vor, von Schéher, Schahar, Monat, oder eigentlich Mond; also: Kind des Mondes, oder: schön wie der Mond; die in diesen Erzählungen so häufige Vergleichung. Sade ist aber vom Persischen saden; geboren worden.

[12]) Dinarsade, eine Zusammenziehung von Dynârâsâd, kann bedeuten, befreit oder frei (unbedürftig) durch Dynare. Al-Maßudi, Ury und Ouseley schreiben Dyn-sâd d. h. Kind der Religion; die Kalkutta'sche Ausgabe liest, wie Langlès vorschlägt, Dyn-âsâd, d. h. Schuldenfrei. E. G. — Caussin deutet, in natürlicher Uebereinstimmung mit dem Namen der Schwester: Kind des Goldes, oder des Silbers, d. h. so schön als Gold oder Silber: da Dinar eine Gold- oder Silbermünze bedeutet.

Scott (ebd. 171) schreibt Sheher-zade, d. h. Tochter der Gelehrsamkeit, und Deena-zade, d. h. Tochter der Religion.

[13]) Abul-jaksân, Vater der Wachsamkeit, wird im Arabischen der Esel und der Hahn genannt, weil beide durch ihr Geschrei die Stunden ausrufen und den Tag verkündigen. Vgl. die altdeutsche Thiergeschichte in den Denkmalen des Mittelalters (1824) S. 53. Bei Scott (ebd. 237) heißt der Esel Abba Noësaun, d. i. Vater der Thorheit (folly) und (ebd. 242) O Ibn Yektaun, d. i. Führer zum wahren Glauben. Und ebd. 239 nennt der Esel den Ochsen Ubboose, ohne Erklärung.

[14]) Der Glaube an die Einheit Gottes, die Abwaschung, das Gebet, das Almosen und die Wallfahrt nach Mekka: dies sind die fünf durch die Religion Mohamets vorgeschriebenen Haupt-Pflichten.

Es giebt drei Arten von Abwaschungen:

1. Ghasl, heißt die zur Reinigung von jeglicher Befleckung dienende, mag diese von den natürlichen Absonderungen oder von einer äußeren Ursache herrühren. Sie beschränkt sich auf die Abwaschung des befleckten Theils.

2. Wudhû (Abdest bei den Persern), muß alle Morgen und alle Abend, am Tage und in der Nacht, geschehen. Man muß sich dabei die Hände, das Gesicht, die Arme bis zum Ellenbogen, und den vierten Theil des Kopfes waschen.

3. Ghüssl, besteht in der Abwaschung des ganzen Leibes; sie ist in mehreren Fällen vorgeschrieben, und besonders den Weibern, nach ihrer Niederkunft und monatlichen Reinigung. In Ermanglung des Wassers darf Staub (feiner Sand) es ersetzen.

Ein Muselmann muß täglich fünfmal sein Gebet verrichten: 1. eine Stunde vor Sonnenaufgang; 2. Mittags; 3. drei Stunden nach Mittag; 4. bei Sonnenuntergang; 5. anderthalb Stunden nach Sonnenuntergang.

Bevor das Gebet anfängt, muß man sich durch die eben erwähnten Abwaschungen gereinigt haben. Sodann muß man sich gegen Mekka wenden, und mehrere Stellungen annehmen, welche zu weitläufig wäre, hier zu beschreiben. Nach der Hersagung des Gebets, welches aus dem ersten Kapitel des Korans und einigen andern kurzen Sprüchen besteht, macht der andächtige Mohamedaner jedem der beiden Schutzengel, die er stets an seiner Seite glaubt, eine tiefe Verneigung. E. G

[15]) Der ältere, volljährige Sohn ist Vormund seiner jüngeren minderjährigen Brüder. In Ermanglung eines volljährigen Sohnes gebührt die Vormundschaft von rechtswegen dem Vater oder Großvater des Verstorbenen, oder dem ältesten Seitenverwandten in der männlichen Linie. E. G.

[16]) Der Erblasser kann, nach dem Gesetzbuche der Mohamedaner, nur über ein Drittheil seines Vermögens verfügen. Die beiden andern Drittheile gehören seinen rechtmäßigen Erben.

Bei der Erbtheilung empfangen die Männer den doppelten Antheil der Frauen; und der Grundsatz der Vertretung (Repräsentation) findet nicht Statt. E. G.

[17]) Der Sohn einer Sklavin wird als rechtmäßig angesehen, sofern der Vater der Eigenthümer der Sklavin ist, und ihn förmlich anerkannt hat. E. G. — Das bürgerliche Gesetz der Mohamedaner erkennt die Kinder aus den drei Arten der nach ihrer Religion erlaubten Ehen, indem man eine Frau kaufen, miethen oder heirathen kann, für gleich rechtmäßig: so daß der früher geborene Sohn einer Sklavin, vor dem Sohne einer Gemahlin auch die Rechte der Erstgeburt hat. G.

[18]) Man feiert bei den Mohamedanern zwei Baïram- oder große Feste; das erste wird am zehnten Tage der Monate der Wallfahrt begangen. Man opfert Lämmer, und davon hat dies Fest den Namen Aïd el Kurbân (das Fest der Opfer).

Das kleine Baïram-Fest (Aïd Saghir) wird am ersten Tage des Monats Schawal begangen, bei Gelegenheit, daß die Fasten des Ramadan zu Ende gehen. E. G. — Beide Feste sind bewegliche, und treffen binnen drei und dreißig Jahren in alle Monate des Mohamedanischen Mondenjahres. Das erste fällt auf den Anfang des Mondes, der dem Monde des Ramadans, oder der Mohamedanischen Fasten, folgt; es dauert drei Tage und entspricht zugleich den Ostern der Juden und unserm Karneval und Neujahr. Der kleine Baïram wird siebzig Tage nach dem großen gefeiert.

[19]) Diese in Venedig und in der Levante nun sehr gebräuchliche Goldmünze gilt 12 Franken 4 Zentimen. G. — Die Venedische Zeckine gilt 11 Franken 82 Zentimen = 1 Dukaten. E. G. — Das Arabische ßikke, Münze, ist ohne Zweifel eins mit dem Ital. zecca, davon zecchino.

[20]) Die Leichtigkeit, womit ein Mohamedaner die Ehe auflösen kann, macht dieses Abenteuer weniger unwahrscheinlich. Folgende sind die Vorschriften hierüber in den Satzungen des Islam:

Ein Mann kann vier Frauen heirathen, und sie nach Gefallen verstoßen.

Die Ehe ist verboten zwischen allen Verwandten in gerader Linie. Auch darf man keine Ehe eingehen mit den Verwandten einer Frau, deren Milch man gesogen, mit welcher man sich auch nur eine unanständige Handlung erlaubt hat.

Sie ist ferner verboten, mit einer Sklavin, einer fremden, oder verstoßenen Frau, die schwanger ist, und nicht die bestimmte Zeit ihrer Absonderung erfüllt hat.

Der Ehemann soll alle seine Frauen mit gleicher Achtung behandeln. Wenn er ausreiset, steht es ihm frei, diejenige mitzunehmen, die er vorzieht; doch wird er besser thun, das Loos entscheiden zu lassen.

Wer sich mit einer Wittwe verheirathet, soll drei Nächte hinter einander sein Bette mit ihr theilen; einer Jungfrau gebühren dagegen sieben Nächte.

Die Frau ist dem Manne vollkommenen Gehorsam schuldig; sie darf ohne seine Erlaubniß nicht ausgehen, und er hat das Recht, ihr ihren Aufenthalt anzuweisen, es sei denn, daß er ihr das Gegentheil vor der Heirath versprochen habe.

Er kann ihr verbieten, von ihren Verwandten, und selbst von ihren nächsten Verwandtinnen, Besuch anzunehmen.

Da der Zweck der Ehe die Fortpflanzung des Menschengeschlechts ist, so wird der Mann strafbar, der ihn zu vereiteln sucht.

Ein einziges Wort des Mannes reicht hin, die Verstoßung zu bewirken. Sobald dieses Wort ausgesprochen ist, dürfen die Ehegatten nicht mehr einander beiwohnen.

Die Frau muß drei Monate abgesondert leben, und während dieser Zeit steht es dem Manne frei, die Frau wiederzunehmen, selbst ohne ihre Einwilligung. Er darf ihr indessen während dieser Zeit nicht beiwohnen, und wenn er es versucht, so hat die Frau das Recht, ihn zu tödten oder zu vergiften.

Sobald die Zeit der Verstoßung erfüllt ist, kann der Mann seine Frau wiedernehmen; es wird dann aber ein neuer Ehevertrag erfordert. Er kann sie eben so nach einer zweiten Verstoßung wiedernehmen. Aber nach einer dritten Verstoßung ist es verboten, sie wieder zu heirathen, bevor sie nicht mit einem andern Manne verheirathet gewesen ist. E. G. Dieser Zwischenmann heißt Hulla; nämlich: Auflöser des Verbotes, von halla, auflösen.

[21]) Galland hat diese Geschichte übergangen, und läßt Scheherasaden sagen, sie wisse dieselbe nicht, wohl aber, daß sie an wunderbaren Abenteuern die beiden vorigen übertroffen, und also den Geist zur Begnadigung bewogen habe. — Gauttier bemerkt, daß dieselbe sich allerdings im Arabischen befinde, aber fast nur aus schlüpfrigen Schilderungen bestehe und deshalb vermuthlich von Galland, so wie von ihm selber, ausgelassen sei. Er fügt hinzu: im Arabischen gibt der Geist der Hinde, den Hunden und dem Maulthier ihre erste Gestalt wieder, nach-

dem er sie hat versprechen lassen, niemals gegen irgend jemand ihre Zauberkunst zu gebrauchen. — Wir geben diese Geschichte nur mit Veränderung einiger Ausdrücke, aus der Tunesischen Handschrift, wo sie vermuthlich schon abgekürzt ist.

[22]) Die Mohamedaner nehmen hundert vier und achtzig tausend Propheten an. Die vornehmsten sind: Moses, David, Jesus Christus und Mohamed. E. G. Diese sind die vier großen Propheten und Gesetzgeber. G.

[23]) Salomon ist bei den Orientalen noch berühmter als bei den Christen, und man kann in den zu seinem Lobe verfaßten Werken (den Suleiman-Nameh von Ferdusi, Uskobi, und Sâad-eddin-ben Hassan), eine Menge wunderbarer Thaten lesen, die ihm angedichtet sind. Nach diesen Dichtungen war Salomon Herr der Erde, und man könnte auch sagen, der Luft, weil ihm der Wind zu Gebote stand, um ihn überall hin zu tragen, wo er hin wollte, und weil seine Herrschaft sich bis auf die Vögel erstrekte, deren Sprache er verstand, und die unaufhörlich seinen Thron umkreisten. Der Koran spricht oft von diesem Fürsten; Surate 27: »Wir haben (so spricht Gott) dem David und Salomon die Wissenschaft verliehen; Salomon ist der Erbe Davids, und er hat zu den Menschen gesagt: »Ich habe die Sprache der Vögel gelernt, und alle Dinge sind mir gegeben; und Heerscharen von Geistern, Menschen und Vögeln, haben sich um den Propheten versammelt, der sie hinwegführt.“ ff. Koran, die Surate von den Geistern, Vers 72.

Die Orientalen haben den Namen Salomon auch mehreren Geister-Fürsten gegeben. E. G. Salomon beherrschte die Engel und Dämonen; er sprach mit den Thieren, Pflanzen und Steinen, und gebot ihnen; er vernahm von diesen ihre Eigenschaften, und sprach mit den Vögeln, deren er sich bediente, die Königin von Saba zum Besuche bei ihm zu bewegen. Alle diese Fabeln des Korans stammen aus den Kommentarien der Juden. G. —

Ueber diese und ähnliche Dichtungen vergl. unsere alten Gedichte von Salomon und Morolf, in den deutschen Gedichten des Mittelalters und im Narrenbuche. — Assaf bedeutet: er hat vor Kälte, Furcht, gezittert; und Barachia heißt: er war demüthig im Ueberfluß.

[24]) Wir sind so glücklich gewesen, uns den vollständigen Text dieser Geschichte zu verschaffen, welche augenscheinlich einen Theil der Tausend und Einen Nacht ausmacht, sich aber nicht in den Handschriften Gallands befand. Die Arabische Urschrift hat den Titel: Hikaïâtarbaïn sebah wûmesa, Geschichte

der vierzig Morgen und der vierzig Abende, und ist besonders ins Türkische übersetzt durch Scheich Sadèh, unter dem Titel: Kerk wésyrnn wûkerk Chatûnûn hikaietleri, die vierzig Erzählungen der Königin und der Wesyre. Eine Französische Uebersetzung eines Theils dieser Erzählungen fand sich in der Bibliothek des Petis-de-la-Croix, und ist einzeln abgedruckt (auch in dem Cabinet des Fées T. XVI. wiederholt). Da dieser gelehrte Orientalist, nach Galland's Muster mehrere bedeutende Zusätze gemacht hat, welche wir uns nicht erlaubt hatten, so haben wir unter den von ihm übersetzten Erzählungen diejenigen ausgewählt, die uns die bedeutendsten schienen, und ihnen einige andere beigefügt, die hier zum erstenmale erscheinen. Wir bemerken dabei zugleich, daß unter den von Petis übersetzten, so wie unter den bisher noch nicht übersetzten Erzählungen, sich mehrere sehr unbedeutende befinden, die wir übergangen haben. Nichts desto minder haben wir die Fabel vom Gärtner, seinem Sohn und dem Esel (S. 102) aufnehmen zu müssen geglaubt, welche wir sehr verwundert waren unter dem noch nicht herausgegebenen Theile der Tausend und Einen Nacht wiederzufinden. E. G. — Vergl. mehr über diese Erzählungen der vierzig Wesyre in der Vorrede.

[25]) Den Namen Nurgehan schreibt Gauttier Nourdjehan, nach der Syrischen Aussprache, Nurdschehan.

[26]) Chan-sadè bedeutet (im Persischen) Fürsten-Tochter. Dieser Name findet sich nicht in der Urschrift, und ist, wie vieles andere, von Petis, der Deutlichkeit wegen, hinzugefügt. E. G. —

[27]) Diese Namen sind die neun und neunzig Beinamen, welche die Muselmänner dem Namen Gottes beifügen. E. G.

[28]) Schéich bedeutet im Arabischen, Gelehrter, Doctor. E. G. — Der Name Schahabeddin, Stern der Religion, leitet sich ab von Schahab, Stern, Licht, und el din, Religion. —

[29]) Die Scheiche der beschaulichen, kabalistischen Wissenschaften im Morgenlande, sind so stolz, daß sie selbst von den Königen Ehrfurcht verlangen, und in der That auch haben. E. G.

[30]) Kairo ist die Italienische Aussprache von Kahira, die Ueberwältigende.

[31]) Eram, das irdische Paradis. E. G.

[32]) Der Dichter Bada Saûdaï ist sonst nicht bekannt; und vielleicht waltet hier ein Mißverständniß ob: bâdaschschuara heißt, von irgend einem Dichter.

[33]) Aktscha, gilt einen Französischen Liard (ein Viertheil Sou, bei uns etwa ein Pfennig.)

[34]) Mekâschefa heißt die Wissenschaft, durch welche die Santone die geheimsten Gedanken der Menschen zu erforschen behaupten. E. G. Von kaschafa, aufdecken.

[35]) Alghâïs an alabsar ist die Kunst sich unsichtbar zu machen. E. G. Von ghâba, abwesend, fern sein, und basara sehen.

[36]) Kun ist der Imperativ von kâna, sein.

[37]) Die Kapidschi's, oder Thürhüter, dienen zur Bewachung des Einganges des Serails, und vollziehen gemeiniglich die Befehle des Sultans. In Konstantinopel zählt man zwölf Kapidschi Baschi's, die fünf und vierzig Kompagnien unter sich haben. E. G.

[38]) Die Abwaschung nach dem Beischlaf schreibt der Koran vor. Vergl. Anmerk. 14.

[39]) Mahmûd bedeutet, der Gelobte; so wie Muhammed (die eigentliche Form für unser Mahomet), der stets zu Lobende: von hamada, loben. Davon auch der Name Achmet.

[40]) Fikâa ist ein aus Gerste, Wasser und Rosinen bereitetes Getränk, dessen Verkäufer Fikaï heißt.

[41]) Ein Mangir ist also weniger als ein Pfennig. Vergl. Anmerk. 33. vom Aktscha.

[42]) Talisman ist Entstellung des Arabischen talsim: wie Muselman von Moslim.

[43]) Wischnu ist die zweite Person in der Indischen Dreieinigkeit, und das Sinnbild der erhaltenden Macht. Er wird gewöhnlich mit vier Armen und einem Lotus in der Hand vorgestellt. Er reitet oft auf einen fabelhaften Vogel, der einen Menschenleib und den Schnabel und die Flügel eines Sperbers hat. Seine Gattin ist Lackmi, die Göttin der Schönheit und der Reichthümer, und Mutter Diput's, des Liebesgottes. E. G.

[44]) Chan, Fürst, (was im Mittelalter durch Hund mißdeutet wurde), bedeutet im Arabischen nur eine Herberge.

[45]) Bèy ist eigentlich ein Statthalter.

[46]) Sayde bedeutet, der Glückliche, von Saada.

[47]) Asper, eine türkische Münze, drei Pfennige an Werth.

[48]) Karawanserei, Herberge für Karawane, vom (Pers). kairuan, und seraï, Schloß, französirt Serail. So viel als Chan.

[49]) Dinar, ein Goldstück, so viel als ein Dukaten, auf welches zwanzig, später fünf und zwanzig Dirhim (vom Pers. Direm) gehen. Wohl ursprünglich eins mit denarius, Denar. Vgl. Anmerk. 12.

[50]) Hulla heißt der Zwischenmann, welcher erforderlich ist, um eine verstoßene Frau wieder nehmen zu dürfen. Vergl. Anmerk. 18.

[51]) Der weiße und schwarze Widder bezieht sich wohl auf eine mythische Vorstellung von Tag und Nacht.

[52]) Serendib ist die Insel Zeilan.

[53]) Dilaram bedeutet Ruhe des Herzens. E. G.

[54]) Tschakmak ist ein Feuerzeug mit einem Flintenschlosse. E. G.

[55]) Moslim (in der Mehrzahl Moslemin) ist das Partizip von salama, sich Gott widmen; davon auch Islam diese Religion heißt. Entstellung des ersten ist unser Muselman.

[56]) Kubbay Chiramant: worin, nach dem Glauben der Türken, Adam begraben ist. E. G.

[57]) Man vergleiche das türkische Kochbuch in Persischen Versen von Buisch hak Halladsche.

[58]) Diese Lehren Mohameds finden sich nicht im Koran, also wohl in den Ueberlieferungen der Sunna. Noch ist Sprichwort:

Utlub al gâr balb addar
warrafyq qabl attaryp.

d. i. bekümmere dich um den Nachbar, bevor du ein Haus kaufst, und um den Gefährten, bevor du dich auf den Weg begibst.

[59]) Basar (nicht Arabisch) ist eine Markthalle mit Kaufläden, wo meist die von einer Art in Reihen beisammen stehen.

[60]) Harem, so viel als Seraï, Serail, leitet sich von harema, abgesondert sein, her.

[61]) Die Urschrift erzählt noch einen Urtheilspruch des Papagei's in einer Streitigkeit zwischen einem jungen Mann und einer Buhlerin. Die Unanständigkeit dieser Geschichte erlaubt aber nicht, sie zu übersetzen. E. G.

[62]) Uebersetzt nach der Arabischen Urschrift, die Jonathan Scott, in Ouseley's Oriental Collections, bekannt machte, aus einer Handschrift der Tausend und Einen Nacht in Besitz des Professors der Hebräischen Sprache Dr. White zu Oxford, der dieses Werk fast vollständig hat. E. G.

[63]) Szôfi, heißt eine Art von Geistlichen, die wollene Kleidung tragen. E. G. Von szâfâ, rein sein.

[64]) Chorasan ist eine Persische Landschaft, im nördlichen Theile dieses Reichs, und gegenwärtig den Afghanen und mehereren abtrünnigen Fürsten unterworfen. Einige Kreise der-

selben stehen jedoch unter der Herrschaft des Feth Aly Schach. E. G.

[65]) Der Arabische Text bei Scott gibt Chansade'n nicht den Titel Königin, sondern nennt sie nur Gariat, d. h. eine Sklavin. E. G.

[66]) In der Urschrift heißt es: „er biß sich in die Finger.« E. G.

[67]) Diese, in der Tunesischen Handschrift so erwähnte Geschichte vom Krokodil kömmt nicht weiter vor.

[68]) Emir, d. i. Fürst, heißen die vornehmsten Haus-Beamten der Chalyfen, und noch jetzt in Konstantinopel die Groß-Würden-Träger der Krone. E. G. Von amara, befehlen.

[69]) Auch von dieser Geschichte erhellet sonst nichts.

[70]) Diese Verse in der Urschrift hat auch Galland schon übersetzt, weniger verkürzt, als gewöhnlich.

[71]) Die Schwierigkeit der Mittheilungen zwischen den verschiedenen Ländern des Orients, macht diese Lüge der Königin vielweniger unwahrscheinlich, als sie in Europa sein würde.

[72]) Vergl. Nacht 250.

[73]) Durch diese Farben unterscheiden sich im Allgemeinen die Turbane dieser verschiedenen Glaubensgenossen.

Druck von G. A. Brobmann in Erfurt.

Tausend und Eine Nacht.

Arabische Erzählungen.

Zweites Bändchen.

Tausend und Eine Nacht.

Arabische Erzählungen.

Deutsch

von

Max. Habicht,

Fr. H. von der Hagen

und

Carl Schall.

Zweites Bändchen.

Fünfte verbesserte Auflage.

Breslau,

im Verlage bei Josef Max und Komp.

1840.

Inhalt des zweiten Bändchens.

Seite

32ste Nacht: Geschichte der drei Kalender, Königssöhne und der fünf Frauen zu Bagdad 1
33ste Nacht 3
34ste Nacht 5
35ste Nacht 9
36ste Nacht 13
37ste Nacht 16
38ste Nacht 19
39ste Nacht 23
40ste Nacht 26
41ste Nacht 31
Geschichte des ersten Kalenders und Königssohnes . . 33
42ste Nacht 36
43ste Nacht 41
44ste Nacht 45
Geschichte des zweiten Kalenders und Königssohnes . 46
45ste Nacht 48
46ste Nacht 49
47ste Nacht 53
48ste Nacht 57
49ste Nacht 60
50ste Nacht 62
Geschichte des Neiders und des Beneideten 65
51ste Nacht 67
52ste Nacht 70
53ste Nacht 75
54ste Nacht 80
55ste Nacht 83
56ste Nacht 85
57ste Nacht 88
Geschichte des dritten Kalenders und Königssohnes . . 89
58ste Nacht 92
59ste Nacht 97
60ste Nacht 101
61ste Nacht 104
62ste Nacht 110

Seite

63ste Nacht 112
64ste Nacht 115
65ste Nacht 117
66ste Nacht 122
67ste Nacht 128
Geschichte Sobeïdens 129
68ste Nacht 133
69ste Nacht 137
70ste Nacht 140
71ste Nacht 144
Geschichte Aminens 144
72ste Nacht 149
73ste Nacht 156
Geschichte Sindbads, des Seefahrers 159
74ste Nacht 161
Erste Reise Sindbads, des Seefahrers, nach Sumatra 163
75ste Nacht 164
76ste Nacht 169
Zweite Reise Sindbads, des Seefahrers, nach Ceylan . 171
77ste Nacht 172
78ste Nacht 176
Dritte Reise Sindbads, des Seefahrers, nach Selahath 179
79ste Nacht 180
80ste Nacht 185
81ste Nacht 188
82ste Nacht 190
Vierte Reise Sindbads, des Seefahrers, nach den Sundischen Inseln 191
83ste Nacht 192
84ste Nacht 194
85ste Nacht 198
86ste Nacht 201
Anmerkungen 205

Zwei und dreißigste Nacht.

Dinarsade vergaß nicht, ihrer Gewohnheit nach, als es Zeit war, die Sultanin zu wecken, und Scheherasade, ohne ihr zu antworten, begann sogleich eine ihrer schönen Erzählungen.

Geschichte
der drei Kalender, Königssöhne,
und
der fünf Frauen zu Bagdad.

„Herr," sagte sie, an den Sultan das Wort richtend, „unter der Herrschaft des Chalyfen Harun Arreschyd [1]), lebte zu Bagdad ein Lastträger, welcher, ungeachtet seines niedrigen und mühsamen Gewerbes, ein Mann von Geist und heiterer Laune war.

Eines Morgens, als er, wie gewöhnlich mit einem großen Flecht-Korbe, auf einem Platze stand und wartete, ob jemand seiner Dienste bedürfte, trat eine junge Frau von schönem Wuchse, mit einem Schleier von Musselin, zu ihm heran, und sprach zu ihm auf freundliche Weise: „Höre, Träger, nimm deinen Korb, und folge mir."

Der Träger, hocherfreut über diese wenigen so anmuthig ausgesprochenen Worte, nahm sogleich seinen Korb, setzte ihn auf den Kopf, und folgte der Frau, indem er ausrief: „O glücklicher Tag! O Tag der guten Begegniß!"

Bald stand die Frau vor einer verschlossenen Thüre still, und klopfte an. Ein durch seinen langen weißen Bart ehrwürdiger Christ öffnete, und sie gab ihm Geld

in die Hand, ohne ihm ein einziges Wort zu sagen. Aber der Christ, der wohl wußte, was sie verlangte, ging wieder hinein und bald darauf brachte er einen großen Krug voll trefflichen Weines. „Nimm diesen Krug," sagte die Frau zu dem Träger, „und setze ihn in deinen Korb."

Als dieses geschehen war, hielt sie bei der Bude einer Frucht- und Blumenhändlerin an, und wählte hier verschiedene Arten von Aepfeln, Aprikosen, Pfirsichen, Quitten, Limonen, Zitronen, Orangen, Myrten, Basilien, Lilien, Jasmin, und einige andere Arten von Blumen und wohlriechenden Kräutern. Sie befahl dem Träger, auch dies alles in seinen Korb zu legen, und ihr zu folgen.

Als sie hierauf an einen Fleischscharren kam, ließ sie sich fünf und zwanzig Pfund des schönsten Fleisches, das dort zu finden war, abwägen; welches der Träger ebenfalls in seinen Korb legen mußte.

An einem andern Laden kaufte sie Kapern, Estragon, kleine Gurken, Meerfenchel, und andere Kräuter, alle in Weinessig eingemacht; an einem andern, Pistazien, Wallnüsse, Haselnüsse, Pinien, Mandeln, und andere ähnliche Früchte; und noch an einem andern, alle Arten von Mandelgebäcke.

Indem der Träger alle diese Sachen in seinen Korb legte, und bemerkte, daß er sich füllte, sagte er zu der Frau: „Meine gute Frau, ihr hättet mir vorhersagen sollen, daß ihr solche Vorräthe einkaufen wolltet, so hätte ich ein Pferd, oder vielmehr ein Cameel genommen, sie zu tragen. Ich werde bald viel über meine volle Ladung haben, wenn ihr noch mehr kaufet." Die Frau lachte über diesen Scherz, und befahl abermals dem Träger, ihr zu folgen.

Sie sprach bei einem Gewürzhändler ein, und versah sich hier mit allen Arten von wohlriechenden Wassern, Nägelein, Muskat, Pfeffer, Ingber, einem großen Stück grauen Ambra, und mehreren andern Indischen Gewürzen.

Hierauf gingen beide fort, bis sie an ein prächtiges

Haus kamen, dessen Vorderseite mit schönen Säulen geschmückt, und dessen Thüre von Elfenbein war. Hier hielten sie an, und die Frau klopfte leise ..."

Bei dieser Stelle bemerkte Scheherasade, daß es Tag war, und hielt inne.

„Im Ernste, meine Schwester," sagte Dinarsade, „das ist ein Anfang, der die Neugier höchlich erregt. Ich glaube nicht, daß der Sultan sich des Vergnügens wird berauben wollen, den Verfolg zu hören."

In der That erwartete Schahriar, weit entfernt den Tod der Sultanin zu befehlen, mit Ungeduld die folgende Nacht, um zu vernehmen, was sich in dem Hause zutragen würde, von welchem sie erzählt hatte.

Drei und dreißigste Nacht.

Dinarsade erwachte vor Tage, und sprach also zu der Sultanin:

„Meine Schwester, ich bitte dich, die gestern angefangene Geschichte fortzusetzen."

Scheherasade etzählte sogleich folgendermaßen weiter:

„Während die junge Frau und der Lastträger warteten, daß die Thüre des Hauses geöffnet würde, stellte dieser mancherlei Betrachtungen an. Er war verwundert, daß eine so wohlgebildete Frau, als diese da, das Geschäft des Einkaufs besorgte; denn er erkannte wohl, daß sie keine Sklavin war: ihr Wesen schien ihm zu edel, als daß er sie nicht für eine Freigeborene, ja selbst für eine vornehme Frau halten sollte. Er hätte ihr gern einige Fragen gethan, um ihren Stand zu erfahren; aber indem er sich anschickte, sie anzureden, erschien eine andere Frau, welche die Thüre zu öffnen kam, so schön, daß er ganz erstaunt darüber war, oder vielmehr er wurde von dem Glanz ihrer Reize so geblendet, daß er beinahe seinen Korb sammt allem, was darin war, hätte fallen lassen, so

brachte dieser Anblick ihn außer sich. Er hatte niemals eine Schönheit gesehen, welche mit derjenigen zu vergleichen war, die hier vor seinen Augen stand.

Wie sich der Dichter hierüber ausdrückt:

„Wann sie lacht, so werden eingereihte Perlen sichtbar, oder Hagelkörner, oder Ackant.

Ihr Haar verbreitet sich gleich einer finstern Nacht über eine Stirn, welche den Glanz des hellen Tages beschämt."

Die Frau, welche den Träger mitgebracht hatte, bemerkte die Verwirrung, welche in seiner Seele vorging, und auch die Ursache derselben. Diese Entdeckung belustigte sie, und es machte ihr so viel Vergnügen, die Haltung des Trägers zu beobachten, daß sie ganz vergaß, daß die Thüre offen war. „Tritt doch ein, meine Schwester," sagte ihr die schöne Pförtnerin, „was wartest du? Siehst du nicht, daß dieser arme Mensch so belastet ist, daß er nicht mehr kann?"

Als sie mit dem Träger eingetreten war, schloß die Frau, welche die Thüre geöffnet hatte, sie wieder zu; und alle drei gingen durch eine schöne Vorhalle, in einen geräumigen Hof, der von einer offenen Galerie umgeben war, welche unmittelbar in mehrere Zimmer von der äußersten Pracht führte. Im Hintergrunde dieses Hofes stand ein reich verzierter Sofa, in dessen Mitte ein Thron von Ambra, gestützt von vier Säulen von Ebenholz, geschmückt mit Diamanten und Perlen von außerordentlicher Größe, und bedeckt mit rothem goldgestickten Atlas aus Indien, von bewundernswürdiger Arbeit. In der Mitte des Hofes war ein großes, von weißem Marmor eingefaßtes Becken, voll des klarsten Wassers, welches in Fülle dem Maule eines Löwen von vergoldetem Erze entströmte.

So beladen der Träger war, so konnte er sich doch nicht enthalten, die Pracht dieses Hauses und die Reinlichkeit, welche überall darin herrschte, zu bewundern. Aber

was am meisten seine Aufmerksamkeit auf sich zog, war eine dritte Frau, die ihm noch schöner erschien, als die zweite, und die auf dem Throne saß, von welchem ich erzählt habe. Sie stieg herab, sobald sie die beiden andern Frauen erblickte, und kam ihnen entgegen.

Aus der Ehrerbietung, welche die andern beiden dieser hier bezeigten, schloß der Träger, daß sie die vornehmste wäre; und er täuschte sich nicht. Diese Frau nannte sich Sobeïde; die die Thüre geöffnet hatte, hieß Safie, und Amine [2]) war der Name derjenigen, die die Vorräthe eingekauft hatte.

Sobeïde sagte zu den beiden andern, indem sie zu ihnen kam: „Meine Schwestern, sehet ihr nicht, daß dieser ehrliche Mann fast unter der Last erliegt, welche er trägt? Was zaudert ihr, ihn derselben zu entledigen?"

Hierauf faßten Amine und Safie den Korb, die eine vorn, die andere hinten, und Sobeïde legte auch Hand an, und alle drei setzten ihn auf die Erde. Sie machten sich nun daran, ihn auszuleeren; und als dies geschehen war, zog die holdselige Amine Geld hervor und bezahlte den Lastträger sehr freigebig ..."

Der anbrechende Tag legte Scheherasaden bei dieser Stelle Stillschweigen auf, und ließ Schachriar in großem Verlangen, die Fortsetzung zu hören; was dieser Fürst bis zur folgenden Nacht verschob.

Vier und dreißigste Nacht.

In der folgenden Nacht wurde Dinarsade von der Ungeduld aufgeweckt, den Verfolg der angefangenen Geschichte zu hören, und sprach zu der Sultanin:

„Meine Schwester, ich bitte dich, um Gotteswillen, erzähle uns, was die drei schönen Frauen mit allen den Vorräthen machten, welche Amine gekauft hatte."

„Du sollst es erfahren," antwortete Scheherasade,

„wenn du mir aufmerksam zuhören willst.“ Zugleich nahm sie diese Erzählung folgendermaßen wieder auf:

„Der Träger war sehr zufrieden mit dem Gelde, das er empfangen hatte, und sollte nun seinen Korb nehmen und heimgehen; aber er konnte sich nicht dazu entschließen: er fühlte sich unwillkührlich fest gehalten durch das Vergnügen, drei so seltene Schönheiten zu sehen, die ihm alle gleich reizend erschienen: denn Amine hatte nun auch ihren Schleier abgelegt und er fand sie nicht minder schön, als die beiden andern. Was er aber nicht begreifen konnte, war, daß er keinen Mann in diesem Hause sah. Gleichwohl waren die meisten Sachen, welche er hergetragen hatte, wie die trocknen Früchte, und die verschiedenen Arten von Kuchen und Eingemachtem, nur für Leute passend, welche trinken und sich erlustigen wollten.

Sobeïde glaubte anfangs, daß der Träger stehen bliebe, um sich zu verschnaufen; als sie ihn aber zu lange verweilen sah, sagte sie zu ihm: „Was wartet ihr? seid ihr nicht hinreichend bezahlt? — Meine Schwester,“ fügte sie hinzu, indem sie sich zu Amine'n wandte, „gieb ihm noch etwas, damit er zufrieden von hinnen gehe.“ — „Gnädige Frau,“ antwortete der Träger, „das ist nicht, was mich zurückhält; ich bin mehr als zu reichlich für meine Mühe bezahlt. Ich sehe wohl, daß ich eine Unhöflichkeit begangen habe, indem ich hier länger blieb, als ich sollte; aber ich hoffe, ihr werdet die Güte haben, und sie meiner Verwunderung verzeihen, daß ich hier keinen Mann sehe bei drei Frauen von so ungemeiner Schönheit. Eine Gesellschaft von Frauen ohne Männer ist gleichwohl ein eben so trauriges Ding, als eine Gesellschaft von Männern ohne Frauen.“ Er begleitete diese Rede noch mit mehreren sehr ergötzlichen Wendungen, um seine Behauptung zu beweisen. Er vergaß auch nicht, sich auf das Sprichwort in Bagdad zu berufen, daß man nicht gut tafelt, wenn man nicht zu Vieren ist; und er beschloß damit, weil sie nur ihrer drei wären, daß ihnen noch der

vierte Mann fehlte. Zugleich bekräftigte er dies durch folgende Verse:

„Vier ist die Zahl, die zur Fröhlichkeit stimmt: eine Geige, eine Laute, eine Zither und eine Harfe.

Vier Wohlgerüche treten ihnen bei: Rosen, Myrten, Levkojen und Lilien.

Vier gesellen sich zu diesen am besten: Wein, junges Blut, Liebe und Geld."

Die Frauen lachten über die Rede des Trägers. Hierauf sagte aber Sobeide ernsthaft zu ihm; „Mein Freund, ihr treibt eure Unbescheidenheit ein wenig zu weit; aber obschon ihr nicht verdient, daß ich mich auf Erklärungen gegen euch einlasse, so will ich euch gleichwohl sagen, daß wir drei Schwestern sind, und ein so zurückgezogenes Leben führen, daß niemand etwas davon weiß. Wir haben einen zu wichtigen Grund, uns zu hüten, daß ein Unbescheidener darum wisse; und ein guter Schriftsteller, den wir gelesen haben, sagt:

„Bewahre dein Geheimniß, und entdecke es niemand: wer es entdeckt, ist nicht mehr Herr davon.

Wenn dein eigener Busen dein Geheimniß nicht behalten kann, wie sollte der Busen desjenigen, dem du es vertraut hast, es behalten können?"

„Schöne Frauen," fuhr der Träger fort, „nach eurem Ansehen allein habe ich euch gleich für sehr ausgezeichnete Personen erkannt; und ich sehe, daß ich mich nicht getäuscht habe. Obwohl das Glück mir nicht so viel Güter zugetheilt hat, um mich zu einem höhern Gewerbe, als das meinige, zu erheben, so habe ich doch nicht unterlassen, so viel ich konnte, meinen Geist zu bilden, durch Lesen wissenschaftlicher und geschichtlicher Bücher; und ihr werdet mir erlauben, euch zu sagen, daß ich in einem andern Schriftsteller auch einen andern Spruch gelesen, den ich immer bewährt gefunden habe:

„Wir verbergen unser Geheimniß nur vor Leuten," sagt er, „die aller Welt als Unbescheidene bekannt sind,

und unser Vertrauen mißbrauchen würden; aber wir haben kein Bedenken, es den Verständigen zu entdecken, weil wir überzeugt sind, daß sie es bewahren werden."

Ein Geheimniß ist bei mir in eben so großer Sicherheit, als wenn es in einer Kammer wäre, deren Schlüssel verloren und deren Thüre wohlversiegelt ist."

Soberde erkannte wohl, daß es dem Träger nicht an Geist fehlte; aber in der Meinung, daß er Lust hätte, an dem Mahle Theil zu nehmen, womit sie sich bewirthen wollten, erwiederte sie ihm lächelnd: „Ihr wißt, daß wir uns ein Mahl bereiten; ihr wißt aber auch, daß wir eine ansehnliche Ausgabe gemacht haben: es wäre also unbillig, wenn ihr daran Theil nehmen wolltet, ohne dazu beigesteuert zu haben."

Die schöne Safie bekräftigte den Ausspruch ihrer Schwester, und sagte zu dem Träger: „Mein Freund, habt ihr nie gehört, was man insgemein sagt:

„Bringst du was mit, so giltst du was bei uns;
bringst du nichts, so geh' weiter mit nichts."

Der Träger wäre, trotz seiner Beredsamkeit, vielleicht doch gezwungen gewesen, mit Beschämung abzuziehen, wenn Amine sich nicht eifrig seiner angenommen, und zu Soberde'n und Safie'n gesagt hätte: „Meine lieben Schwestern, ich beschwöre euch, zu erlauben, daß er bei uns bleibe: ich brauche euch nicht zu sagen, daß er uns belustigen wird; ihr sehet wohl, daß er dessen fähig ist. Ich versichere euch, ohne seinen guten Willen, seine Leichtigkeit und seinen guten Muth, mir zu folgen, wäre es mir nicht möglich gewesen, so viel in so kurzer Zeit einzukaufen. Uebrigens wenn ich euch alle die Artigkeiten wiederholen wollte, welche er mir unterwegs gesagt hat, so würdet ihr keineswegs verwundert sein über den Schutz, den ich ihm angedeihen lasse.

Bei diesen Worten Aminen's fiel der Träger, entzückt vor Freuden, vor ihr auf die Knie, küßte die Erde zu den Füßen dieser reizenden Person; und indem er auf-

stand, sagte er zu ihr: „Meine liebenswürdige Herrin, ihr habt heute mein Glück begonnen, ihr vollendet es jetzo durch eine so großmüthige Handlung: ich kann nicht genug euch meine Erkenntlichkeit bezeigen. — Uebrigens, gnädige Frauen," fügte er hinzu, indem er sich an die drei Schwestern zusammen wandte, „wenn ihr mir eine so große Ehre erweiset, so fürchtet nicht, daß ich sie mißbrauche und es so ansehe, als wenn ich sie verdiene: nein, ich werde mich immer als euren demüthigen Sklaven betrachten."

Indem er so sprach, wollte er das Geld zurückgeben, was er empfangen hatte; aber die ernste Sobeïde befahl ihm, es zu behalten. „Was einmal aus unsern Händen gekommen ist," sagte sie, „zur Belohnung derjenigen, die uns Dienste geleistet haben, das kehrt nie wieder darin zurück."

Die aufsteigende Morgenröthe gebot an dieser Stelle Scheherasade'n Stillschweigen.

Dinarsade, die mit großer Aufmerksamkeit zuhörte, war sehr verdrießlich darüber; doch konnte sie sich trösten, weil der Sultan, neugierig zu wissen, was zwischen den drei schönen Frauen und dem Lastträger vorgehen würde, die Fortsetzung dieser Geschichte auf die folgende Nacht verschob, und aufstand, um seine gewöhnlichen Geschäfte zu besorgen.

Fünf und dreißigste Nacht.

Dinarsade unterließ in der folgenden Nacht nicht, ihre Schwester aufzufordern, die wundersame Geschichte fortzusetzen, die sie angefangen hatte.

Scheherasade nahm darauf das Wort, und sich zu dem Sultan wendend, sprach sie: „Herr, mit eurer Erlaubniß, will ich die Neugier meiner Schwester befriedigen."

Zugleich nahm sie die Geschichte der drei Kalender[3]) wieder auf:

„Sobeïde wollte also das Geld von dem Träger nicht wiedernehmen. „Aber, mein Freund," sagte sie, zu ihm, „wenn wir bewilligen, daß ihr bei uns bleibet, so kündige ich euch an, daß es nicht blos unter der Bedingung geschieht, verschwiegen zu sein, wie wir von euch gefordert haben, wir bedingen auch noch, daß ihr genau die Regeln der Wohlanständigkeit und Ehrerbietigkeit beobachtet."

Während sie also sprach, legte die reizende Amine ihr Staatskleid ab, schürzte ihren Rock mit dem Gürtel, um sich freier bewegen zu können, und bereitete den Tisch; sie trug mehrere Gerichte auf, und besetzte einen Schenktisch mit Weinflaschen und goldnen Schalen. Darnach setzten sich die Frauen, und ließen den Träger neben ihnen sitzen der über alle Beschreibung glücklich war, sich mit drei Personen von so außerordentlicher Schönheit am Tische zu sehen.

Nach dem ersten Bissen nahm Amine, die sich zu dem Schenktische gesetzt hatte, eine Flasche und eine Schale, schenkte sich ein, und trank zuerst, nach Gewohnheit der Araber. Alsdann schenkte sie ihren Schwestern ein, welche eine nach der andern tranken: hierauf füllte sie zum viertenmale die Schale, und bot sie dem Träger, welcher, indem er sie annahm, Aminen die Hand küßte, und bevor er trank, ein Lied sang, dessen Inhalt war: daß wie der Wind die Wohlgerüche der duftenden Gegenden, die er durchstreicht, mit sich führt, ebenso der Wein, den er aus ihrer Hand empfing, dadurch einen köstlicheren Geschmack erhielte, als er von Natur hätte.

Dieser Anfang erfreute die Frauen, welche hierauf auch sangen. Kurz die Gesellschaft war sehr aufgeräumt während des Mahles, welches sehr lange dauerte, und von allem begleitet war, was es angenehm machen konnte.

Der Tag war beinahe zu Ende, als Safie im Na-

men der drei Frauen das Wort nahm, und zu dem Träger sagte: „Stehet auf und geht; es ist Zeit, euch zu entfernen.“

Der Träger konnte sich nicht entschließen, sie zu verlassen, und antwortete: „Ei schöne Frauen, wo soll ich hingehen, in dem Zustande, worin ich mich befinde? Ich bin durch euren Anblick und den Trunk meiner nicht mehr mächtig: ich werde nimmer den Weg nach meinem Hause finden. Vergönnet mir die Nacht, wieder zu mir zu kommen: ich will sie zubringen, wo es euch beliebt. In kürzerer Zeit vermag ich mich nicht wieder in den Zustand herzustellen, in welchem ich war, als ich bei euch eintrat: und dann noch bin ich ungewiß, ob ich nicht den bessern Theil von mir hier zurücklasse.“

Amine redete abermals dem Träger das Wort, und sagte: „Meine Schwestern, er hat Recht; ich bin mit seiner Forderung wohl zufrieden. Er hat uns gut genug unterhalten; wenn ihr mir folgen wollt, oder vielmehr, wenn ihr mich so liebt, wie ich davon überzeugt bin, so behalten wir ihn hier, und lassen ihn den Abend mit uns zubringen.“ —

„Meine Schwester,“ antwortete Sobeïde, „wir können eurer Bitte nichts versagen. — Träger,“ fuhr sie fort, indem sie sich zu ihm wandte, „wir wollen euch gern auch noch diese Gunst erzeugen; wir machen aber dabei eine neue Bedingung. Was wir auch in eurer Gegenwart vornehmen mögen, uns selber oder etwas anderes betreffend, hütet euch wohl, nur den Mund zu öffnen, um uns über den Grund davon zu befragen, denn wenn ihr über Dinge, die euch keineswegs angehen, Fragen an uns thätet, so möchtet ihr etwas hören, das euch nicht gefiele. Drum nehmt euch in Acht, und seid nicht zu neugierig, die Beweggründe unserer Handlungen erforschen zu wollen.“

„Herrin,“ antwortete der Träger, „ich verspreche euch, diese Bedingung mit solcher Gewissenhaftigkeit zu

beobachten, daß ihr nicht Ursache haben sollt, euch über eine Verletzung derselben, und noch weniger über meine Unbescheidenheit zu beschweren. Meine Zunge soll bei dieser Gelegenheit unbeweglich sein, und meine Augen sollen wie ein Spiegel sein, welcher nichts von den Gegenständen behält, die er empfängt."

„Um euch zu überzeugen," fuhr Sobeïde mit sehr ernsthafter Miene fort, „daß das, was wir von euch verlangen, nicht eine neue Einrichtung bei uns ist, so stehet auf und leset, was über unserer Thür hier innerhalb geschrieben steht."

Der Träger ging und las folgende Worte, die in großen goldenen Buchstaben geschrieben waren:

„Wer von Dingen redet, die ihn nichts angehen, hört, was ihm nicht gefällt."

Er kam hierauf zurück zu den drei Schwestern, und sagte zu ihnen: „Schöne Frauen, ich schwöre euch, daß ihr mich von keiner Sache sollt reden hören, welche mich nichts angeht, und wobei euer Vortheil im Spiele sein könnte."

Nachdem dieser Vertrag gemacht war, brachte Amine das Abendessen, und als sie den Saal mit einer großen Anzahl von Kerzen erleuchtet hatte, welche, mit Aloeholz und grauem Ambra zubereitet, einen angenehmen Geruch verbreiteten und eine schöne Erleuchtung machten, setzte sie sich mit ihren Schwestern und dem Träger zu Tische. Sie fingen an, zu essen, zu trinken, zu singen und Verse herzusagen. Die Frauen hatten ihr Vergnügen daran, den Träger zu berauschen, unter dem Vorwande, ihn auf ihre Gesundheit trinken zu lassen. Scherzreden wurden nicht gespart; kurz, sie waren alle bei der heitersten Laune von der Welt, als sie an die Thüre klopfen hörten ...."

Bei dieser Stelle war Scheherasade genöthigt, ihre Erzählung abzubrechen, weil sie den Tag anbrechen sah.

Der Sultan zweifelte nicht, daß die Fortsetzung die-

ser Geschichte auch gehört zu werden verdiente, verschob sie bis auf die folgende Nacht und stand auf.

Sechs und dreißigste Nacht.

Gegen das Ende der folgenden Nacht sprach Dinarsade zu der Sultanin:

„Meine Schwester, ich habe die größte Ungeduld, die Geschichte dieser schönen Mädchen zu hören, und wer an ihre Thüre klopfte."

„Du sollst es erfahren," antwortete Scheherasade; „ich versichere dich, daß, was ich dir jetzt erzählen werde, der Aufmerksamkeit des Sultans, meines Herrn, nicht unwürdig ist. Sobald die Frauen," fuhr sie fort, „an die Thüre klopfen hörten, standen alle drei zugleich auf, um hinzugehen und zu öffnen; aber Safie, der dieses Geschäft eigentlich zustand, war die hurtigste. Die beiden andern Frauen, als sie sich zuvorgekommen sahen, blieben stehen, und warteten, bis sie zurückkäme, ihnen zu melden, wer noch so spät etwas bei ihnen zu thun haben könnte.

Safie kam wieder: „Meine Schwestern," sagte sie, „es bietet sich eine schöne Gelegenheit dar, einen guten Theil der Nacht recht angenehm zuzubringen, und wenn ihr nun derselben Meinung seid, so lassen wir sie nicht entschlüpfen. Es stehen vor unserer Thüre drei Kalender; wenigstens erscheinen sie mir so nach ihrer Kleidung: aber was euch ohne Zweifel verwundern wird, sie sind alle drei blind auf dem rechten Auge, und haben den Kopf, den Bart und die Augenbrauen abgeschoren. Sie kommen, wie sie sagen, augenblicklich erst in Bagdad an, wo sie nie zuvor gewesen sind; und weil es Nacht ist, und sie kein Unterkommen wissen, so haben sie zufällig an unsere Thüre geklopft, und bitten uns, um Gotteswillen, die Barmherzigkeit zu haben und sie aufzunehmen. Es ist ihnen ganz gleichgültig, welchen Ort wir ihnen

einräumen wollen, wenn sie nur unter Dach und Fach sind, sie wollen sich mit einem Stalle begnügen. Sie sind jung und ziemlich wohlgebildet, sie scheinen sogar viel Geist zu haben: aber ich kann nicht ohne zu lachen an ihre närrische und gleichförmige Gestalt denken."

An dieser Stelle unterbrach Safie sich selber, und fing so herzlich an zu lachen, daß die beiden andern Schwestern und der Träger sich nicht enthalten konnten, mit zu lachen.

„Meine lieben Schwestern," fuhr sie fort, „wollt ihr auch, das wir sie eintreten lassen? Es ist unmöglich, daß wir mit solchen Leuten, wie ich sie euch geschildert habe, nicht den Tag noch besser beschließen sollten, als wir ihn angefangen haben. Sie werden uns sehr belustigen und uns nicht zur Last sein, weil sie von uns nur ein Obdach für diese Nacht verlangen, und ihre Absicht ist, uns zu verlassen, sobald es Tag wird."

Sobeïde und Amine machten Schwierigkeiten, Safie'n zu bewilligen, was sie verlangte, und diese wußte selber auch den Grund davon; sie bezeigte ihnen aber so große Lust, von ihnen diese Gunst zu erlangen, daß sie es ihr nicht versagen konnten.

„Geh' denn," sagte Sobeïde zu ihr, „und laß sie eintreten; aber vergiß nicht, sie zu warnen, daß sie über nichts reden, was sie nicht angeht, und sie die Inschrift über der Thüre lesen zu lassen."

Auf diese Worte lief Safie freudig hin, zu öffnen; und bald darnach kam sie in Begleitung der drei Fremden zurück.

Die Kalender machten beim Eintreten eine tiefe Verbeugung vor den Frauen, die aufgestanden waren, sie zu empfangen, sie freundlich willkommen hießen, und sagten, daß sie sich freuten, Gelegenheit gefunden zu haben, ihnen zu dienen, und dazu beizutragen, daß sie sich von der Ermüdung ihrer Reise erholten; und endlich luden sie sie ein, sich zu ihnen zu setzen.

Die Pracht des Ortes, und der Anstand der Frauen, brachten den Kalendern eine hohe Vorstellung von ihren schönen Wirthinnen bei. Aber, als sie, bevor sie Platz nahmen, von ungefähr die Augen auf den Träger warfen, und ihn beinahe wie andere Kalender gekleidet sahen, mit welchen sie über mehrere Lehrsätze in Streit waren, und die sich nicht den Bart und die Augenbrauen abschoren, nahm einer von ihnen das Wort, und sagte: „Ah, da ist wahrscheinlich einer von unsern abtrünnigen Brüdern aus Arabien."

Der Träger, der halb eingeschlafen und dem der Kopf von dem genossenen Weine erhitzt war, fand sich durch diese Worte beleidigt, und ohne sich von seinem Platze zu erheben, antwortete er den Kalendern, indem er sie stolz ansah: „Setzt euch, und bekümmert euch nicht um das, was euch nichts angeht. Habt ihr nicht die Inschrift über der Thüre gelesen? Verlanget nicht, daß die Welt nach eurer Weise leben soll; lebet vielmehr nach der unsern."

„Guter Freund," fuhr der Kalender fort, der zuerst gesprochen hatte, „gerathet nicht in Zorn: es würde uns sehr leid thun, euch den geringsten Anlaß dazu gegeben zu haben; wir sind im Gegentheil bereit, eure Befehle zu empfangen."

Dieser Wortwechsel hätte noch Folgen haben können, aber die drei Frauen legten sich ins Mittel und stifteten Frieden.

Als die Kalender sich zu Tische gesetzt hatten, legten die Frauen ihnen zu essen vor, und die muntere Safie trug besonders Sorge ihnen zu trinken einzuschenken."

Scheherasade hielt hier inne, weil sie bemerkte, daß es Tag war.

Der Sultan stand auf, um an seine Geschäfte zu gehen, mit dem Vorsatze, den Verfolg der Geschichte in der nächsten Nacht zu hören; denn er hatte große Be-

gier, zu erfahren, warum die drei Kalender einäugig waren, und zwar alle drei auf demselben Auge.

Sieben und dreißigste Nacht.

Eine Stunde vor Tage, erzählte Scheherasade folgendermaßen weiter, was sich zwischen den Frauen und Kalendern begab.

„Nachdem die Kalender zur Genüge gegessen und getrunken hatten, bezeugten sie den Frauen, daß sie sich ein großes Vergnügen daraus machen würden, ihnen ein kleines Konzert zu geben, wenn sie Instrumente bei der Hand hätten und sie ihnen wollten bringen lassen. Jene nahmen dieses Erbieten mit Freuden an.

Die schöne Safie stand auf, um die Instrumente zu holen; und sie kam bald darauf wieder, und brachte eine Flöte des Landes, eine Persische Flöte und ein Tamburin. Jeder der drei Kalender empfing aus ihrer Hand das Instrument, das er wählte; und sie fingen alle drei an, eine Weise zu spielen. Die Frauen wußten die Worte zu dieser Weise, welche eine der fröhlichsten war, und begleiteten sie mit ihren Stimmen; aber sie unterbrachen sich von Zeit zu Zeit durch lautes Lachen, welches ihnen die Worte erregten.

In der höchsten Lust dieser Unterhaltung klopfte es an die Thüre. Safie hörte auf zu singen, und ging hin, zu sehen, was es wäre.

„Aber, Herr," sagte Scheherasade bei dieser Stelle zum Sultan, „es ist nöthig, daß euer Majestät wisse, warum man so spät noch an die Thüre der Frauen klopfte; höret die Ursache davon:

Der Chalyf Harun Arreschyd hatte die Gewohnheit, oft des Nachts verkleidet umher zu wandern, um sich selber zu überzeugen, ob alles in der Stadt ruhig wäre und keine Unordnung vorginge.

Diese Nacht nun war der Chalyf zeitig ausgegangen, begleitet von Giafar [4]), seinem Groß-Wesyr, und von Mesrur, dem Oberhaupte der Verschnittenen seines Palastes, alle drei als Kaufleute verkleidet. Indem sie durch die Straße der drei Frauen kamen und dieser Fürst den Ton der Instrumente und Stimmen und dazwischen die Ausbrüche des Lachens hörte, sagte er zu dem Wesyr: „Geh und klopf' an die Thüre dieses Hauses, wo man so viel Lärmen macht; ich will hineingehen und die Ursache davon wissen."

Der Wesyr stellte ihm zwar vor, daß es Frauen wären, die sich diesen Abend lustig machten; daß der Wein vermuthlich ihre Köpfe erhitzt hätte, und er sich nicht aussetzen sollte, von ihnen beschimpft zu werden; daß es noch nicht zur ungebührlichen Stunde wäre, und man ihre Lustbarkeit nicht stören dürfte; der Chalyf aber erwiederte: „Es thut nichts; klopfe, ich befehle es dir."

Es war also der Groß-Wesyr Giafar, der an die Thüre der Frauen klopfte, auf den Befehl des Chalyfen, der unbekannt bleiben wollte. Sasie öffnete; und der Wesyr bemerkte bei dem Schein einer Kerze, welche sie trug, daß es eine Frau von großer Schönheit wäre, und spielte seine Rolle vollkommen gut. Er machte ihr eine tiefe Verbeugung, und sagte auf ehrerbietige Weise zu ihr: „Gnädige Frau, wir sind drei Kaufleute aus Mussul [5]), vor etwa zehn Tagen mit reichen Waaren hier angekommen, welche wir in einen Chan [6]) niedergelegt, wo wir unsre Herberge haben. Wir waren heute bei einem Kaufmanne in dieser Stadt, der uns zu einem Besuche eingeladen hatte. Er bewirthete uns mit einem Mahle, und als der Wein uns in gute Laune versetzt hatte, ließ er eine Truppe von Tänzerinnen kommen. Es war schon Nacht; und während auf allerlei Instrumenten gespielt und getanzt wurde, und die Gesellschaft großen Lärm machte, kam die Wache vorbei und ließ sich öffnen. Einige von der Gesellschaft sind in Verhaft genommen; was uns betrifft, wir

sind glücklich genug gewesen, über eine Mauer zu entfliehen: aber," fügte der Wesyr hinzu, „weil wir Fremde sind, und ein wenig vom Wein übernommen, so fürchten wir einer andern Schaar der Wache oder nochmals derselben, zu begegnen, bevor wir unsern Chan erreichen; deshalb, gnädige Frau, als wir im Vorbeigehen hier Instrumente und Stimmen hörten, und daraus schlossen, daß man bei euch noch nicht zur Ruhe gegangen wäre, so haben wir uns die Freiheit genommen, anzuklopfen, um euch zu bitten, uns bis zum Tage eine Zuflucht zu gewähren. Wenn wir euch würdig scheinen, an eurer Unterhaltung Theil zu nehmen, so werden wir uns bemühen, soviel uns möglich dazu beizutragen, um die Unterbrechung derselben, die wir verursacht haben, wieder gut zu machen; wo nicht, so erzeigt uns wenigstens die Gnade, daß wir die Nacht unter Obdach in eurer Vorhalle zubringen."

Während dieser Anrede Giafars, hatte die schöne Safie Zeit, den Wesyr und seine beiden Gefährten, die sich mit ihm für Kaufleute ausgaben, genauer zu betrachten; und als sie an ihrem Aussehen erkannte, daß sie nicht gemeine Leute wären, sagte sie zu ihnen, daß sie nicht die Herrin des Hauses wäre, wenn sie sich aber einen Augenblick gedulden wollten, sie ihnen Antwort bringen würde.

Safie ging hin, und berichtete es ihren Schwestern, welche einige Zeit schwankten, wozu sie sich entschließen sollten; sie waren aber von Natur wohlthätig, und hatten dieselbe Gnade schon den drei Kalendern erwiesen: also beschlossen sie, auch die Kaufleute eintreten zu lassen...."

Scheherasade war im Begriff, ihre Erzählung fortzusetzen; aber indem bemerkte sie, daß es schon Tag war, und brach ab.

Der Rang der neuen Personen, welche die Sultanin auftreten ließ, reizte die Neugier des Sultans, und ließ ihn in der Erwartung irgend eines sonderbaren Ereig-

nisses, so daß er mit Ungeduld die folgende Nacht erwartete.

Acht und dreißigste Nacht.

Dinarsade, die eben so neugierig war, als der Sultan, zu vernehmen, was die Ankunft des Chalyfen bei den Frauen für Folgen haben würde, vergaß nicht, Scheherasade'n aufzufordern, mit Erlaubniß des Sultans die Geschichte der Kalender weiter zu erzählen.

„Der Chalyf, sein Groß-Wesyr, und das Oberhaupt seiner Verschnittenen," erzählte die Sultanin, „als sie von der schönen Safie eingeführt wurden, grüßten die Frauen und die Kalender mit großer Höflichkeit. Die Frauen empfingen ebenso die vermeintlichen Kaufleute; und Sobeïde, als die vornehmste, sagte zu ihnen mit ernstem und würdigen Anstande: „Seid willkommen; aber vor allen Dingen, nehmet es nicht übel, daß wir euch um eine Gefälligkeit bitten." — „Und welche Gefälligkeit, gnädige Frau?" antwortete der Wesyr. „Kann man so schönen Frauen irgend etwas versagen?" — „Sie besteht darin," fuhr Sobeïde fort, „nur Augen und keine Zunge zu haben; was ihr auch immer hier sehn möget, keine Fragen an uns zu thun, um den Grund davon zu erfahren; und nicht von Dingen zu reden, die euch nichts angehen, damit ihr nicht höret, was euch nicht angenehm sein würde." — „Wir werden euch gehorchen, gnädige Frau," antwortete der Wesyr. „Wir sind weder Sittenrichter, noch fürwitzige Neugierige; wir haben genug auf das zu achten, was uns angeht, ohne uns in das zu mischen, das uns nichts angeht."

Nach diesen Worten setzten sich alle, die Unterhaltung knüpfte sich an, und man begann von neuem zu Ehren der Neuangekommenen zu trinken.

Während der Wesyr Giafar die Frauen unterhielt, konnte der Chalyf nicht aufhören, ihre außerordentliche

Schönheit, ihren außerordentlichen Anstand, ihre heitere Laune und ihren Geist zu bewundern. Auf der andern Seite erschien ihm nichts auffallender, als die Kalender, die alle drei auf dem rechten Auge blind waren. Er hätte sich gern nach dieser Sonderbarkeit erkundigt; aber die Bedingung, welche man ihm und seinen Gefährten auferlegt hatte, hinderte ihn, darnach zu fragen. Wenn er dabei den Reichthum des Hausgeräths, die Einrichtung und Nettigkeit dieses Hauses betrachtete, so konnte er sich nicht überreden, daß keine Zauberei dabei im Spiele sein sollte.

Als die Unterhaltung auf die Vergnügungen und die verschiedenen Arten sich zu ergötzen gefallen war, standen die Kalender auf, und tanzten auf ihre Weise einen Tanz, der die gute Meinung noch vermehrte, welche sie schon von ihnen hegten, und ihnen die Achtung des Chalyfen und seiner Gefährten erwarb.

Als die drei Kalender ihren Tanz vollendet hatten, erhob sich Sobeïde, faßte Aminen bei der Hand, und sagte zu ihr: „Meine Schwester, steh auf; die Gesellschaft wird es nicht übel deuten, daß wir uns keinen Zwang auferlegen, und ihre Gegenwart soll uns nicht hindern, das zu thun, was wir gewohnt sind, zu thun."

Amine, die wohl verstand, was ihre Schwester meinte, stand auf, und räumte die Schüsseln, den Tisch, die Flaschen, die Schalen, und die Instrumente, auf welchen die Kalender gespielt hatten, bei Seite.

Safie blieb auch nicht müßig, sie kehrte den Saal, stellte alles Verschobene an seinen Ort, putzte die Wachskerzen, und that von neuem Aloeholz und grauen Ambra daran.

Als dies geschehen war, bat sie die drei Kalender, sich auf den Sofa an der einen Seite zu setzen, und den Chalyfen und seinen Gefährten, die andere Seite einzunehmen, zu dem Träger aber sagte sie: „Stehet auf, und seid bereit, uns die Hand zu reichen bei demjenigen, was

wir thun wollen; ein Mensch wie ihr, der wie zum Hause gehört, darf nicht unthätig bleiben."

Der Träger hatte seinen Rausch schon ein wenig ausgeschlafen; er stand hurtig auf, und nachdem er seinen Rock mit dem Gürtel geschürzt hatte, sagte er: „da bin ich, was gibt es zu thun?" — „So ist's gut," antwortete Safie, „wartet bis man euch ruft: ihr sollt nicht lange mit gekreuzten Armen da stehen."

Bald darauf erschien Amine mit einem Stuhle, welchen sie mitten in den Saal stellte. Sie ging alsdann zu der Thüre eines Seitengemaches, öffnete sie, und winkte dem Träger sich zu nähern: „Kommet," sagte sie zu ihm, „und helfet mir." Er gehorchte, trat mit ihr hinein, und kam bald wieder heraus, mit zwei schwarzen Hündinnen, deren jede ein Halsband an einer Kette trug, woran er sie festhielt, und die von Peitschenhieben sehr gemißhandelt schienen. Er schritt mit ihnen bis in die Mitte des Saales.

Sobeïde, die sich zwischen den Kalendern und dem Chalyfen niedergesetzt hatte, stand nun auf, und trat ernsthaft bis zu dem Träger hin: „Auf!" sagte sie, indem sie einen tiefen Seufzer ausstieß, „laßt uns unsre Pflicht thun." Sie streifte sich die Aermel bis zum Ellenbogen auf, und nachdem sie die Geißel, die Safie ihr reichte, genommen hatte, sagte sie: „Träger, übergebt eine dieser beiden Hündinnen meiner Schwester Amine, und bringet mir die andere her."

Der Träger that, was man ihm befahl; und als er sich Sobeïde'n nahte, so fing die Hündin, welche er führte, an zu heulen, und drehte sich nach Sobeïde'n, indem sie auf flehende Weise den Kopf emporhob. Aber Sobeïde, ohne Rücksicht auf die traurige und Mitleid erregende Gebehrde der Hündin, noch auf ihr Geheul, welches das ganze Haus erfüllte, peitschte sie mit der Geißel, bis ihr der Athem versagte; und als sie keine Kraft mehr hatte, sie zu peitschen, warf sie die Geißel auf den Boden; darauf

nahm sie dem Träger die Kette aus der Hand, hub die Hündin bei den Vorderpfoten empor, und indem beide auf traurige und rührende Weise sich anblickten, weinten sie, eins wie das andere. Endlich zog Sobeïde ihr Schnupftuch hervor, trocknete der Hündin die Thränen ab, und küßte sie; und indem sie sie wieder dem Träger übergab, sagte sie: „Gehet und führet sie wieder hin, wo ihr sie hergeholet habt, und bringet mir die andere."

Der Träger führte die gepeitschte Hündin in das Gemach zurück, nahm die Andere aus Aminens Händen, und brachte sie zu Sobeïden, die sie erwartete: „Haltet sie, wie die vorige," sagte sie zu ihm. Dann nahm sie die Geißel wieder auf, und mißhandelte diese Hündin auf dieselbe Weise. Darnach weinte sie mit ihr, und trocknete ihre Thränen, küßte sie, und übergab sie wieder dem Träger; welchem die schöne Amine die Mühe ersparte, sie in die Kammer zurückzuführen; denn sie that es selber.

Unterdessen waren die drei Kalender, der Chalyf und seine Gefährten außerordentlich erstaunt über dieses Strafgericht. Sie konnten nicht begreifen, wie Sobeïde, nachdem sie die beiden Hündinnen, diese (nach dem Glauben der Muselmänner) unreinen Thiere mit solcher Anstrengung gepeitscht hatte, hierauf mit ihnen weinen, ihnen die Thränen abtrocknen und sie küssen konnte. Sie murmelten darüber bei sich selber. Der Chalyf vor allen, ungeduldiger als die übrigen, starb fast vor Neugier, den Grund einer so auffallenden Handlung zu wissen, und hörte nicht auf, dem Wesyr zu winken, daß er sich darnach erkundigen sollte. Aber der Wesyr drehte den Kopf nach der andern Seite, bis er auf die so oft wiederholten Zeichen durch andere Zeichen antwortete, daß es jetzo nicht Zeit wäre, seine Neugier zu befriedigen.

Sobeïde blieb einige Zeit auf derselben Stelle in der Mitte des Saales, als wenn sie sich von der Anstrengung erholen wollte, welche sie bei der Geißelung der Hündinnin gemacht hatte. „Meine liebe Schwester," sprach

Safie zu ihr, „wollt ihr nicht auf euern Platz zurückkehren, damit ich nun auch meine Rolle spiele?“

„Ja,“ antwortete Sobeïde; und indem sie dies sagte, ging sie hin, und setzte sich wieder auf den Sofa, wo sie zur Rechten den Chalyfen, Giafar und Mesrur hatte, zur Linken die drei Kalender und den Träger....

„Herr!“ sprach Scheherasade bei dieser Stelle, „was Euer Majestät bisher gehört hat, muß ihr schon wunderbar vorkommen: aber das Uebrige der Erzählung ist es wohl noch weit mehr; ich bin überzeugt, daß ihr die nächste Nacht dieses selber gestehen werdet, wenn ihr mir zu erlauben geruhet, euch diese Geschichte zu Ende zu erzählen.“

Der Sultan willigte drein, und stand auf, weil es Tag war.

Neun und dreißigste Nacht.

Die Sultanin war nicht sobald aufgewacht, als sie sich der Stelle erinnerte, wo sie in der gestrigen Geschichte stehen geblieben war, und sogleich mit folgenden Worten weiter erzählte, indem sie den Sultan anredete:

„Herr, nachdem Sobeïde ihren Sitz wieder eingenommen hatte, schwieg die ganze Gesellschaft eine Zeit lang. Endlich sagte Safie, die sich auf den Stuhl mitten im Saale niedergesetzt hatte, zu ihrer Schwester Amine: „Meine liebe Schwester, steh auf, ich bitte dich; du verstehst wohl, was ich sagen will.“

Amine stand auf, und ging in die andere Kammer, als die, aus welcher die beiden schwarzen Hündinnen geholt waren. Sie kam zurück, und trug ein Kästchen, das mit gelbem Atlas überzogen und reich mit Gold und grüner Seide gestickt war. Sie näherte sich Safie'n, und öffnete das Kästchen, aus welchem sie eine Laute hervorzog, und ihr überreichte. Safie nahm sie, und nachdem sie ge-

hörig gestimmt hatte, fing sie an darauf zu spielen: und sie begleitete sie mit ihrer Stimme, und sang ein Lied von den Qualen der Trennung, mit so viel Anmuth, daß der Chalyf und die übrigen alle davon bezaubert wurden. Es lautete also:

„Du bist allein mein Streben, du allein das Ziel meiner Wünsche; in deiner Nähe wünschte ich zu sein, mein Geliebter!

In deiner Gegenwart ist für mich stete Wonne, und fern von dir sein ist Höllenqual!

Nach dir geht mein Verlangen, nach dir mein Sehnen Tag und Nacht.

Und wahrlich! von dir entbrannt sein ist keine Schande.

Ja, ich habe das Kleid der Wehmuth angelegt; doch wer dich sieht, wird mich entschuldigen. —

Thränenfluthen sind über meine Wangen geflossen, und haben mein Geheimniß offenbaret.

O heile die Unfälle meiner Krankheit! Leider bist du selber die Ursache meiner Schmerzen; wohl aber bist du auch der Arzt."

Als Safie das Lied vollendet, welches sie mit so viel Empfindung und Ausdruck gesungen hatte, sagte sie zu der freundlichen Amine: „Nimm meine Schwester, ich kann nicht mehr, und die Stimme versagt mir; unterhalte an meiner Statt die Gesellschaft mit Gesang und Spiel." — „Sehr gern," antwortete Amine, indem sie sich Safien näherte, welche die Laute ihren Händen übergab, und ihr ihren Sitz einräumte.

Nach einem kurzen Vorspiele, um zu hören, ob die Laute noch gestimmt wäre, spielte und sang Amine über denselben Gegenstand folgendes Lied:

„Wie lange wird diese Brust noch Schmerzen empfinden? wie lange werden diese Augen noch Thränen vergießen? sind deren denn nicht schon genug vergossen?

Wie lange noch wird deine Abwesenheit mich quälen! Ist das der Wunsch meiner Feinde, so ist er erfüllt. Säume nicht länger; denn mein Leib vermag nicht mehr diese Pein zu tragen!

Schone eines Liebessiechen, den Nachtwachen, Ungeduld und Sehnsucht schon halb verzehrt haben.

Ist es erlaubt, nach den Gesetzen der Liebe, daß ich einsam stehe, während andere sich des Glücks erfreun, mit ihren Lieben vereinigt zu sein?"

Sie trug diesen Gesang mit solcher Leidenschaft vor, und war so gerührt, oder vielmehr so durchdrungen von dem Sinne der Worte, die sie sang, daß sie ganz erschöpft aufhörte.

Soboïde wollte ihr ihre Zufriedenheit bezeugen, und sagte zu ihr: „Meine Schwester, du hast Wunder gethan: man sieht wohl, daß du das Leid empfindest, welches du so lebhaft ausdrückst."

Amine vermochte nicht, auf diesen Lobspruch zu antworten; sie fühlte ihr Herz in diesem Augenblick so beklommen, daß sie nur daran dachte, sich Luft zu machen, und die ganze Gesellschaft einen Hals und einen Busen sehen ließ, der nicht so weiß war, als eine Frau, wie Amine, ihn haben sollte, sondern mit Narben bedeckt: ein Anblick, der bei allen eine Art von Entsetzen hervorbrachte. Gleichwol gab ihr dies keine Linderung, und verhinderte nicht, daß sie in Ohnmacht fiel...

„Aber, Herr," sagte hier Scheherasade, „ich übersehe, daß es schon Tag ist."

Mit diesen Worten hörte sie auf zu erzählen, und der Sultan stand auf.

Wenn dieser Fürst auch nicht beschlossen hätte, den Tod der Sultanin aufzuschieben, so hätte er sich dennoch nicht entschließen können, ihr das Leben zu nehmen. Seine Neugier war zu sehr darauf gespannt, eine mit so unerhörten Begebenheiten erfüllte Erzählung bis zu Ende zu hören.

Vierzigste Nacht.

Dinarsade bat, nach ihrer Gewohnheit, ihre Schwester die Geschichte der Frauen und der Kalender fortzusetzen.

Scheherasade nahm sie also wieder auf:

„Während Soberde und Safie ihrer Schwester zu Hülfe eilten, konnte sich einer der Kalender nicht enthalten zu sagen: „Wir hätten lieber unter freiem Himmel geschlafen, als hier einzutreten, wenn wir gewußt hätten, daß wir hier ein solches Schauspiel sehen sollten."

Der Chalyf, der dieses hörte, nahte sich ihm und den andern Kalendern, redete sie an, und fragte: „Was bedeutet dies hier?" Der Kalender, der zuerst gesprochen hatte, antwortete: „Mein Herr, wir wissen nicht mehr davon, als ihr." — „Wie," fuhr der Chalyf fort, „ihr gehöret nicht zum Hause? und könnt uns nichts berichten von diesen beiden schwarzen Hündinnen, von dieser in Ohnmacht gesunkenen und so unwürdig gemißhandelten Frau?" — „Nein, Herr," erwiederte der Kalender, „in unserm ganzem Leben sind wir nicht in dies Haus gekommen, und wir haben es nur einige Augenblicke vor euch betreten."

Dies vermehrte die Verwunderung des Chalyfen: „Vielleicht," erwiederte er, „weiß dieser Mensch, der hier bei euch ist, etwas von diesen Dingen."

Einer der Kalender winkte dem Träger, sich zu nähern, und fragte ihn, ob er nicht wüßte, warum die beiden schwarzen Hündinnen gepeitscht worden, und warum Aminens Busen so benarbt erschien. „Herr," antwortete der Träger, „ich schwöre bei dem großen lebendigen Gotte, wenn ihr von allen dem nichts wisset, so wissen wir allzumal nichts davon. Es ist wohl wahr, daß ich aus dieser Stadt bin, aber ich bin, außer heute, niemals in dieses Haus gekommen; und wenn ihr verwundert seid,

mich hier zu sehen, so bin ich es nicht minder, mich in eurer Gesellschaft zu befinden. Was meine Verwunderung noch verdoppelt," setzte er hinzu, „ist, daß ich hier keinen Mann bei diesen Frauen sehe."

Der Chalyf und seine Gefährten und die Kalender hatten geglaubt, daß der Träger zum Hause gehörte, und daß er ihnen berichten könnte, was er zu wissen wünschte. Entschlossen, seine Neugier zu befriedigen, um welchen Preis es auch wäre, sagte der Chalyf zu den übrigen: „Höret, da wir hier sieben Männer sind, und nur mit drei Frauen zu thun haben, so wollen wir sie ersuchen, uns die gewünschte Aufklärungen zu geben. Wenn sie sich weigern, sie uns gutwillig zu geben, so sind wir im Stande, sie dazu zu zwingen."

Der Groß-Wesyr Giafar widersetzte sich diesem Rathe, und stellte dem Chalyfen die Folgen davon vor, ohne jedoch diesen Fürsten den Kalendern zu erkennen zu geben; und indem er sich zu ihm wandte, wie zu einem Kaufmanne, sagte er: „Bedenket Herr, ich bitte euch, daß wir die gute Meinung von uns zu bewahren haben Ihr wißt, unter welchen Bedingungen nur die Frauen uns bei sich aufnehmen wollten; wir haben sie angenommen. Was würde man nun von uns sagen, wenn wir dem zuwider handelten? Wir würden noch viel tadelnswürdiger sein, wenn uns irgend ein Unglück begegnete. Es hat nicht den Anschein, daß sie uns dieses Versprechen abgefordert hätten, wenn sie nicht im Stande wären, es uns bereuen zu lassen, im Falle wir es nicht halten."

Mit diesen Worten zog der Wesyr den Chalyfen beiseite, und leise zu ihm redend, fuhr er fort: „Herr, die Nacht wird nicht lange mehr dauern; geruhe Euer Majestät, sich noch ein wenig zu gedulden. Ich werde morgen früh diese Frauen gefangen nehmen, und sie vor euren Thron führen, und ihr werdet von ihnen alles hören, was ihr wissen wollt."

Obwohl dieser Rath sehr vernünftig war, der Cha-

lyf verwarf ihn dennoch, und legte dem Wesyr Stillschweigen auf, indem er sagte, daß er nicht so lange warten könnte, sondern auf der Stelle die gewünschte Aufklärung haben wollte.

Es kam jetzo nur noch darauf an, wer das Wort führen sollte. Der Chalyf suchte die Kalender zu bereden, zuerst zu sprechen; aber sie lehnten es ab. Endlich kamen alle darin überein, daß es der Träger thun sollte.

Dieser schickte sich an zu der bedenklichen Frage, als Sobeïde, nachdem sie Aminen beigesprungen, die aus ihrer Ohnmacht wieder zu sich gekommen war, sich ihnen näherte. Da sie sie laut und mit Eifer reden gehört hatten, sagte sie zu ihnen: „Ihr Herren, wovon redet ihr? Was betrifft euer Wortwechsel?"

Der Träger nahm darauf das Wort, und sprach zu ihr: „Gnädige Frau, diese Herren bitten euch sehr, ihnen doch zu erklären, warum ihr, nachdem ihr eure beiden Hündinnen so gemißhandelt, mit ihnen geweint habt, und woher es kömmt, daß die in Ohnmacht gesunkene Frau den Busen so mit Narben bedeckt hat? Das ist es, gnädige Frau, was sie mir aufgetragen haben, in ihrem Namen von euch zu bitten."

Sobeïde nahm auf diese Worte eine stolze Haltung an, wandte sich zu dem Chalyfen, seinen Gefährten und den Kalendern, und sagte zu ihnen: „Ist es wahr ihr Herren, daß ihr ihm aufgetragen habt, mir diese Frage zu thun?" Sie antworteten mit Ja, ausgenommen Giafar, der kein Wort sagte. Auf dieses Geständniß sprach sie zu ihnen in einem Tone, der genugsam ausdrückte, wie sehr sie sich beleidigt fände.

„Bevor wir euch eure Bitte, euch bei uns aufzunehmen, gewährten, haben wir, weil wir allein sind, um allem Anlasse der Unzufriedenheit mit euch zuvorzukommen, euch die Bedingung auferlegt, nicht von Dingen zu sprechen, die euch nicht angehen, damit ihr nicht höret, was euch nicht gefiele. Nachdem wir euch nun aufgenommen

und bewirthet haben, so gut es uns möglich war, so unterlaßt ihr gleichwohl nicht, euer Wort zu brechen. Es ist wahr, daß dies die Folge von unserer Willfährigkeit ist: aber das entschuldigt euch nicht, und euer Benehmen ist nicht anständig."

Indem sie diese Worte aussprach, stampfte sie stark mit den Füßen, und klatschte dreimal in die Hände, und rief: „Eilet herbei!"

Sogleich öffnete sich eine Thüre, und sieben schwarze Sklaven, stark und gewaltig, traten mit dem Säbel in der Faust herein, bemächtigten sich jeder eines der sieben Manner von der Gesellschaft, warfen sie zu Boden, schleppten sie mitten in den Saal, und schickten sich an, ihnen die Köpfe abzuhauen.

Man kann sich leicht vorstellen, wie groß der Schreck des Chalyfen war. Es gereute ihn nun, aber zu spät, nicht den Rath des Groß-Wesyrs befolgt zu haben. Indeß war dieser unglückliche Fürst, so wie Giafar, Mesrur, der Träger und die Kalender bereit, ihre fürwitzige Neugier mit dem Leben zu bezahlen; aber bevor sie den Todesstreich empfingen, sagte einer der Sklaven zu Sobeïden und ihren Schwestern: „Erhabene, mächtige und verehrte Gebieterinnen, befehlet ihr uns, ihnen den Hals abzuhauen?" — „Haltet an," antwortete ihnen Sobeïde, „ich muß sie zuvor noch befragen."

„Gnädige Frau," unterbrach sie der erschrockene Träger, „um Gotteswillen, laßt mich nicht für das Verbrechen eines andern hinrichten. Ich bin unschuldig: jene sind die Schuldigen. Ach," fuhr er weinend fort, „wir brachten die Zeit so angenehm zu! diese einäugigen Kalender sind die Ursache dieses Unglücks. Es gibt keine Stadt, der nicht der Umsturz drohet von diesen Leuten von so übler Vorbedeutung. Gnädige Frau, ich flehe euch, nicht den Unschuldigen mit dem Schuldigen zu vermengen; bedenket, daß es schöner ist, einem Elenden, Hülflosen, wie ich

bin, zu verzeihen, als ihn durch eure Macht niederzuschmettern, und ihn eurem Unmuthe zu opfern."

Sobeïde konnte sich, trotz ihrem Zorne nicht enthalten, bei sich selber über die Wehklagen des Trägers zu lachen. Aber ohne sich bei ihm aufzuhalten, wandte sie sich zum zweitenmale an die übrigen, und sprach: „Antwortet mir, und sagt mir, wer ihr seid: sonst habt ihr nur noch einen Augenblick zu leben. Ich kann nicht glauben, daß ihr anständige Leute, noch vornehme Männer von Ansehen in eurem Lande seid, wo ihr auch her sein möget. Wäre dies, so würdet ihr mehr Zurückhaltung und mehr Achtung vor uns gehabt haben."

Der von Natur ungeduldige Chalyf litt unendlich viel mehr, als die übrigen, sein Leben von dem Befehle eines beleidigten und mit Recht erzürnten Weibes abhangen zu sehen; aber er fing an wieder Hoffnung zu schöpfen, als er sah, daß sie wissen wollte, wer sie wären; denn er bildete sich ein, daß sie ihm nicht würde das Leben nehmen lassen, wenn sie seinen Rang erführe. Deshalb befahl er ganz leise dem Wesyr, der nahe bei ihm war, schleunig kund zu thun, wer er wäre; aber der vorsichtige und kluge Wesyr, welcher die Ehre seines Herrn zu retten wünschte, und die große Beschimpfung, welche er sich selber zugezogen hatte, nicht offenkundig machen wollte, antwortete ihm bloß: „Wir haben nur, was wir verdienen." Aber wenn er auch, dem Chalyfen zu gehorchen, hätte reden wollen, so hätte Sobeïde ihm dazu nicht Zeit gelassen.

Sie hatte sich schon zu den Kalendern gewandt und da sie sie alle drei einäugig sah, fragte sie, ob sie Brüder wären. Einer von ihnen antwortete für die übrigen:

„Nein gnädige Frau, wir sind nicht Brüder von Geburt, wir sind es nur durch den Stand als Kalender, das heißt, durch Beobachtung derselben Lebensart." —

„Ihr," fuhr sie fort, indem sie den einen besonders anredete, „seid ihr einäugig von Natur?" — „Nein, gnä-

dige Frau," antwortete er, „ich bin es durch ein so seltsames Abenteuer, daß es jedem lehrreich sein würde, wenn es aufgeschrieben wäre. Nach diesem Unglücke ließ ich mir den Bart und die Augenbrauen abscheeren, und ward Kalender, indem ich dieses Kleid annahm, das ich hier trage."

Sobeïde that dieselbe Frage den beiden andern Kalendern; welche ihr dieselbe Antwort gaben, wie der erste; der zuletzt sprach, fügte aber hinzu: „Um euch zu überzeugen, gnädige Frau, daß wir keine gemeine Leute sind, und damit ihr einige Rücksicht auf uns nehmet, so wisset, daß wir alle drei Königssöhne sind. Obwohl wir uns nie gesehen vor diesem Abend, so haben wir doch Zeit genug gehabt, uns gegenseitig zu erkennen zu geben, wer wir sind."

Auf diese Rede mäßigte Sobeïde ihren Zorn, und sagte zu den Sklaven: „Gebet ihnen etwas Freiheit, jedoch bleibt hier; denjenigen, die uns ihre Geschichte, und den Anlaß erzählen, der sie in dieses Haus geführt, thut nichts zu Leide, sondern laßt sie gehen, wohin es ihnen beliebt: aber schonet derer nicht, die es versagen, uns diese Genugthung zu geben..."

Mit diesen Worten schwieg Scheherasade; und ihr Stillschweigen sowohl als der anbrechende Tag, machten dem Sultan bemerklich, daß es Zeit war aufzustehen: was er denn auch that, mit dem Vorsatze, in der folgenden Nacht Scheherasaden weiter zu hören, weil er zu wissen wünschte, wer die drei einäugigen Kalender wären.

Ein und vierzigste Nacht.

Da die Sultanin sah, daß ihre Schwester stets das größte Vergnügen an ihren Erzählungen fand, so verfolgte sie die anmuthige Geschichte der Kalender, nachdem

sie den Sultan um Erlaubniß dazu gebeten, und diese erhalten hatte.

„Herr," erzählte sie weiter, „die drei Kalender, der Chalif, der Groß-Wesyr Giafar, das Oberhaupt der Verschnittenen, Mesrur, und der Träger, saßen alle in der Mitte des Saales auf einem Fußteppiche, den drei Frauen gegenüber, welche auf dem Sofa saßen, und Sklaven standen bereit, die Befehle zu vollziehen, welche sie ihnen geben würden.

Als der Träger verstanden hatte, daß es nur darauf ankäme, seine Geschichte zu erzählen, um sich aus einer so großen Gefahr zu befreien, nahm er zuerst das Wort, und sagte:

„Gnädige Frau, ihr wißt schon die Ursache, welche mich zu euch geführt hat. Also wird das, was ich euch zu erzählen habe, sehr bald abgethan sein. Eure Frau Schwester, die hier sitzt, hat mich diesen Morgen auf dem Platze als Träger gedungen; ich wartete dort, daß jemand sich meiner bediente, um meinen Unterhalt zu gewinnen. Ich folgte ihr zu einem Weinhändler, einem Kräuterhändler, einem Verkäufer von Orangen, Limonen und Zitronen; dann zu einem Verkäufer von Mandeln, Wallnüssen, Haselnüssen und andern Früchten; weiter, zu einem Kuchenbäcker und einem Gewürzhändler: von dem Gewürzhändler kam ich mit einem Korbe auf dem Kopf und so schwer beladen als möglich hieher zu euch, wo ihr die Güte hattet, mich bis jetzo zu dulden. Dies ist eine Gnade, deren ich mich ewig erinnern werde. Da habt ihr meine Geschichte."

Als der Träger geendigt hatte, sagte Sobeïde, befriedigt, zu ihm: „du bist begnadigt, mach dich fort, und laß dich nie wieder sehen." — „Gnädige Frau," fuhr der Träger fort, „ich bitte euch, mir zu erlauben, daß ich hier bleibe. Es würde ungerecht sein, daß ich, nachdem ich den übrigen das Vergnügen gewährt habe, meine Ge-

schichte zu hören, nicht auch das Vergnügen haben sollte, die ihrige zu hören."

Indem er dies sagte, setzte er sich an das Ende des Sofas, sehr erfreut, sich aus der Gefahr befreit zu sehen, die ihn so sehr beunruhigt hatte.

Nach ihm nahm einer der drei Kalender das Wort, wandte sich zu Sobeiden, als der vornehmsten der drei Frauen und als derjenigen, die ihnen befohlen hatte, zu reden, und begann also:

Geschichte
des ersten Kalenders und Königssohns.

„Gnädige Frau, um euch zu erzählen, wodurch ich mein rechtes Auge verloren habe, und was mich genöthigt hat, das Kalenderkleid anzunehmen, muß ich euch sagen, daß ich von Geburt ein Königssohn bin.

Der König, mein Vater, hatte einen Bruder, der, wie er, in einem benachbarten Staate herrschte; dieser Bruder hatte zwei Kinder, einen Prinzen und eine junge Prinzessin; der Prinz und ich, wir waren beinahe in demselben Alter.

Als meine Erziehung vollendet war, und der König, mein Vater, mir eine anständige Freiheit gegeben hatte, besuchte ich regelmäßig jedes Jahr den König, meinen Oheim, und blieb an seinem Hofe einen oder zwei Monate, worauf ich wieder zu dem Könige, meinem Vater, zurückkehrte.

Diese Besuche gaben Anlaß, daß ich mit dem Prinzen, meinem Vetter, eine sehr feste und innige Freundschaft stiftete. Das letztemal, daß ich ihn sah, empfing er mich mit größeren Beweisen der Zärtlichkeit, als sonst,

und zu einem Feste, das er mir eines Tages gab, machte er außerordentliche Anstalten. Wir saßen lange bei Tische, und nachdem wir beide wohl gespeist hatten, sprach er zu mir:

„Lieber Vetter, ihr würdet wohl nie errathen, womit ich mich seit eurem letzten Besuche beschäftigt habe. Es ist ein Jahr seit eurer Abreise verflossen: ich setzte eine große Anzahl Werkleute in Thätigkeit, zur Ausführung eines Entwurfs, den ich im Sinne habe. Ich habe ein Gebäude aufführen lassen, das vollendet ist, und darin man schon wohnen kann: es wird euch nicht leid thun, es zu sehen: aber ihr müßt mir zuvor einen Eid der Verschwiegenheit und Treue leisten, diese beiden Dinge fordere ich von euch."

Die Freundschaft und Vertraulichkeit, die zwischen uns obwalteten, erlaubte mir nicht, ihm etwas zu versagen, und ich leistete ohne Bedenken den von ihm gewünschten Eid. Darauf sagte er zu mir: „Erwartet mich hier, ich bin in einem Augenblicke wieder bei euch."

In der That säumte er nicht wiederzukommen, und ich sah ihn mit einer prächtig gekleideten Frau von ungemeiner Schönheit eintreten. Er sagte mir nicht, wer sie wäre, und ich glaubte mich nicht darnach erkundigen zu dürfen. Wir setzten uns mit der Frau wieder zu Tische, und blieben hier noch einige Zeit, indem wir uns von gleichgültigen Dingen unterhielten, und dabei aus vollen Schalen gegenseitig auf unsere Gesundheit tranken.

Hierauf sagte der Prinz zu mir: „Lieber Vetter, wir haben keine Zeit zu verlieren; thut mir den Gefallen, und nehmt diese Frau mit euch, und führet sie in der Richtung nach der Stelle, wo ihr ein neugebautes Grabmal mit einer Kuppel sehen werdet. Ihr werdet es leicht erkennen; die Thüre ist offen; tretet zusammen hinein, und erwartet mich: ich werde mich auch bald dort einfinden."

Meinem Eide getreu, verlangte ich nicht mehr zu

wissen. Ich bot der Frau die Hand; und vermittelst der Anzeigen, welche der Prinz, mein Vetter, mir gegeben hatte, führte ich sie glücklich im Mondscheine hin, ohne mich zu verirren.

Kaum waren wir in dem Grabmale angekommen, als auch der Prinz erschien, der uns folgte, und einen kleinen Krug voll Wasser, eine Haue und einen kleinen Sack voll Gips trug.

Er bediente sich der Haue, um ein Grab zu zertrümmern, welches mitten in dem Gebäude stand; er brach die Steine einen nach dem andern ab, und schichtete sie in einem Winkel auf. Als er sie alle weggeräumt hatte, wühlte er die Erde auf, und ich sah eine Fallthüre, die unter dem Grabmale verborgen war. Er hub sie auf, und darunter erblickte ich die obersten Stufen einer Wendeltreppe.

Jetzo wandte mein Vetter sich zu der Frau, und sagte: „Schöne Frau, hier ist der Eingang zu dem Orte, von welchem ich euch gesagt habe."

Die Frau trat auf diese Worte näher, und stieg hinab; aber zuvor wandte er sich nach mir um, und sagte: „Lieber Vetter, ich bin euch unendlich verbunden für die Mühe, der ihr euch unterzogen habt; ich danke euch dafür: Lebet wohl!" — „Mein lieber Vetter," rief ich aus, „was soll dieses bedeuten?" — „Lasset euch hieran genügen", antwortete er; „ihr könnt den Weg wieder zurück nehmen, den ihr gekommen seid . . ."

Bis hieher war Scheherasade gekommen, als der Tag anbrach, und sie verhinderte, weiter zu erzählen.

Der Sultan stand auf, sehr begierig, die Absicht des Prinzen und der Frau zu erfahren, welche sich lebendig begraben zu wollen schienen. Ungeduldig erwartete er die folgende Nacht, um Aufklärung darüber zu erhalten.

Zwei und vierzigste Nacht.

Nachdem Schachriar der Sultanin bezeugt hatte, daß sie ihm viel Vergnügen machen würde, wenn sie die Geschichte des ersten Kalenders fortsetzte, nahm sie den Faden derselben wieder auf, mit folgenden Worten:

„Gnädige Frau," sagte der Kalender zu Sobeïden, „ich konnte nichts weiter von dem Prinzen, meinem Vetter, herausbringen, und ich war genöthigt, von ihm Abschied zu nehmen.

Indem ich zu dem Palaste des Königs, meines Oheims, zurückkehrte, stiegen die Weindünste mir zu Kopf. Ich erreichte jedoch glücklich mein Zimmer, und legte mich nieder.

Als ich am folgenden Morgen bei meinem Erwachen an das zurückdachte, was mir die Nacht begegnet war, und alle Umstände eines so seltenen Abenteuers in mein Gedächtniß zurückrief, dünkte es mich wie ein Traum.

Erfüllt von diesem Gedanken, sandte ich hin, und ließ fragen, ob ich den Prinzen, meinen Vetter, wohl besuchen dürfte. Aber als man mir den Bescheid brachte, daß er nicht zu Hause geschlafen hätte, und daß man nicht wüßte, was aus ihm geworden, und man deßhalb sehr in Sorgen wäre, so erkannte ich wohl, daß die seltsame Begebenheit des Grabmals nur zu wahr wäre.

Ich wurde herzlich betrübt darüber, entzog mich aller Gesellschaft, und begab mich heimlich auf den öffentlichen Begräbnißplatz, wo eine Anzahl Grabmäler standen, welche dem ähnlich waren, das ich gesehen hatte. Ich brachte den ganzen Tag zu, sie eines nach dem andern zu betrachten; aber ich konnte dasjenige nicht herausfinden, das ich suchte, und ich setzte vier Tage lang dieselbe Nachforschung vergeblich fort.

Ich muß bemerken, daß während dieser Zeit der König, mein Oheim, abwesend war; er war schon seit

mehrern Tagen auf der Jagd. Es währte mir zu lange, ihn zu erwarten; und nachdem ich seine Minister gebeten hatte, ihm bei seiner Heimkehr meine Entschuldigung zu machen, verließ ich seinen Palast, und begab mich wieder an den Hof meines Vaters, von welchem ich niemals so lange entfernt gewesen war. Ich ließ die Minister des Königs, meines Oheims, sehr in Sorgen über das Schicksal des Prinzen, meines Vetters. Aber um den Eid nicht zu verletzen, welchen ich ihm gethan hatte, sein Geheimniß zu bewahren, wagte ich es nicht, sie aus der Unruhe zu ziehen, und ihnen etwas von dem mitzutheilen, was ich wußte.

Ich kam in der Hauptstadt an, worin mein Vater seinen Hof hielt; und wider Gewohnheit fand ich an der Thür seines Palastes eine zahlreiche Wache, von welcher ich beim Eintritte umringt wurde. Ich fragte nach der Ursache davon; und der Offizier nahm das Wort und erwiederte: „Prinz, das Heer hat dem Groß-Wesyr, anstatt eures Vaters, der nicht mehr ist, gehuldigt, und ich nehme euch im Namen des neuen Königs gefangen."

Bei diesen Worten ergriff mich die Wache und führte mich vor den Tyrannen. Denket euch, Herrin, mein Erstaunen und meinen Schmerz.

Dieser abtrünnige Wesyr hatte einen tödtlichen Haß auf mich, welchen er schon lange bei sich nährte. Folgendes war der Grund desselben: in meiner zartesten Jugend schoß ich gern mit der Armbrust; eines Tages stand ich oben auf dem flachen Dache des Palastes, und belustigte mich damit zu schießen; da zeigte sich vor mir ein Vogel, ich zielte nach ihm, aber ich schoß vorbei, und der Pfeil fuhr unglücklicher Weise dem Wesyr, welcher auf dem Dache seines Hauses frische Luft schöpfte, gerade ins Auge, und bohrte es ihm aus. Sobald ich dieses Unglück erfuhr, ließ ich dem Wesyr Entschuldigungen machen, und machte sie ihm auch selber: er aber behielt stets den bittersten Groll gegen mich, von welchem er mir bei jeder

Gelegenheit Beweise gab. Er ließ ihn auf eine unmenschliche Weise ausbrechen, als er jetzt mich in seiner Gewalt sah: wie ein Rasender rannte er auf mich zu, sobald er mich erblickte, griff mit seinen Fingern in mein rechtes Auge, und riß es mir selber aus. Da habt ihr das Abenteuer, wodurch ich einäugig ward.

Aber der Tyrann begnügte damit noch nicht seine Grausamkeit; er ließ mich in einen Kasten sperren, und befahl dem Scharfrichter, mich in diesem Zustande weit vom Palaste wegzutragen, und mich den Vögeln zum Raube zu geben, nachdem er mir den Kopf abgeschlagen hätte.

Der Scharfrichter, in Begleitung eines andern Mannes, stieg zu Pferde, nahm den Kasten, ritt so hinaus, und hielt auf dem Felde still, um seinen Befehl zu vollziehen. Aber ich brachte es durch meine Bitten und Thränen dahin, daß ich sein Mitleid erregte. „Gehet," sagte er zu mir, „und verlasset schleunig das Königreich, und hütet euch wohl, wieder her zu kommen; denn ihr würdet eurem Verderben begegnen, und zugleich der Urheber des meinen sein." Er bekräftigte dies durch folgende Verse:

„Rette dein Leben, wenn Nachstellungen dich verfolgen, und laß dein Haus über die Abwesenheit seines Erbauers wehklagen.

Du wirst immer ein anderes Land finden, anstatt dessen, das du verlässest; aber dich selbst kannst du nicht wieder herstellen."

Ich dankte ihm für die Gnade, die er mir erwies, und ich war nicht sobald allein, als ich mich über den Verlust meines Auges tröstete, indem ich bedachte, daß ich einem noch größeren Unglück entronnen war.

In dem Zustande, worin ich mich befand, konnte ich keinen weiten Weg zurücklegen; ich verbarg mich bei Tage an abgelegenen Oertern, und wanderte während der Nacht, so weit als es meine Kräfte erlaubten. Endlich langte

ich in den Staaten des Königs, meines Oheims, an, und begab mich nach seiner Hauptstadt.

Ich machte ihm eine umständliche Erzählung von der verhängnißvollen Ursache meiner Wiederkehr und des traurigen Zustandes, worin er mich sah: „Weh," rief er aus, „war es noch nicht genug, meinen Sohn verloren zu haben! Mußte ich den Tod eines so theuern Bruders erleben, und dich in diesem so jammervollen Zustande sehen!"

Er theilte mir die Unruhe mit, in welcher er sich befand, daß er keine Kunde von dem Prinzen, seinem Sohne bekommen, welche Nachforschungen er auch angestellt, und welche Mühe er auch angewendet hatte. Dieser unglückliche Vater weinte heiße Thränen, indem er mit mir sprach, und erschien mir in solcher Betrübniß, daß ich seinem Schmerze nicht widerstehen konnte. Welchen Eid ich auch dem Prinzen, meinem Vetter, geschworen hatte, es war mir unmöglich, ihn zu halten. Ich erzählte dem Könige, seinem Vater, alles was ich wußte.

Der König hörte mit Verwunderung zu, und als ich geendigt hatte, sagte er zu mir: „Lieber Neffe, die Entdeckung, die du mir machst, gibt mir einige Hoffnung. Es ist mir bekannt, daß mein Sohn ein Grabmal erbauen ließ, und ich weiß ungefähr, in welcher Gegend: mit Hülfe der Erinnerung, welche dir davon geblieben ist, schmeichle ich mir, daß wir es wieder finden werden. Aber weil er es heimlich hat bauen lassen, und einen Eid von dir gefordert hat, so bin ich der Meinung, daß wir beide ganz allein ausgehen, es zu suchen, um alles Aufsehen zu vermeiden."

Er hatte noch eine andere Ursache, aller Welt die Kenntniß hiervon zu entziehen, verschwieg sie mir aber. Und diese Ursache war eine höchst wichtige, wie der Verfolg meiner Geschichte kund thun wird.

Wir verkleideten uns beide, und gingen durch eine Gartenthüre hinaus aufs Feld. Wir waren glücklich ge-

nug, bald zu finden, was wir suchten. Ich erkannte das Grabmal, und hatte um so größere Freude darüber, als ich es lange vergeblich gesucht hatte. Wir traten hinein, und fanden die eiserne Fallthüre über dem Eingange zugeschlagen. Wir hatten Mühe, sie aufzuheben, weil der Prinz sie von innen mit dem Gips und Wasser, wovon ich vorhin gesagt habe, vermauert hatte; doch hoben wir sie endlich auf.

Der König, mein Oheim, trat zuerst hinein; ich folgte ihm, und wir stiegen etwa funfzig Stufen hinab. Als wir am Fuße der Treppe waren, befanden wir uns in einer Art von Vorzimmer, das ganz von einem dicken übelriechenden Dampfe erfüllt war, welcher das Licht von einem sehr schönen Kronleuchter verdunkelte.

Aus diesem Vorzimmer traten wir in einen großen Saal, der auf starken Säulen ruhte, und von mehreren andern Kronleuchtern erhellt war. In seiner Mitte war ein Wasserbecken, und man sah hier auf der einen Seite Mundvorräthe mancherlei Art aufgeschichtet. Wir waren sehr verwundert, auch hier niemand zu finden. Der Thüre gegenüber war eine ziemlich hohe Bühne, zu welcher man einige Stufen hinanstieg, und auf welcher ein sehr breites Bette stand, dessen Vorhänge zugezogen waren. Der König stieg hinauf, öffnete sie, und erblickte den Prinzen, seinen Sohn, neben der Frau liegen, aber beide ganz verbrannt und in Kohlen verwandelt, wie wenn sie in ein großes Feuer geworfen und wieder herausgezogen wären, bevor sie gänzlich verzehrt worden.

Was mich noch mehr als alles andere erstaunte bei diesem Entsetzen erregenden Anblick, war, daß der König, mein Oheim, anstatt Betrübniß über diesen scheuslichen Zustand seines Sohnes zu zeigen, ihm ins Angesicht spie, indem er mit erzürnter Miene zu ihm sprach: „Siehe, das ist die Strafe auf dieser Welt; aber die der andern Welt wird ewig dauern."

Er begnügte sich hiermit noch nicht, sondern er zog

seinen Schuh aus, und gab damit seinem Sohne einen derben Schlag auf die Backe.

„Aber Herr," sagte Scheherasade, „es ist Tag, und es thut mir leid, daß Euer Majestät nicht Muße hat, weiter zu hören."

Da die Geschichte des ersten Kalenders noch nicht vollendet war, und sie dem Sultan sehr seltsam schien, stand er mit dem Entschluß auf, in der folgenden Nacht das Uebrige zu hören.

Drei und vierzigste Nacht.

Als die Sultanin sah, daß ihre Schwester fast vor Ungeduld starb, das Ende der ersten Geschichte des ersten Kalenders zu vernehmen, sagte sie:

„Nun wohl, höre denn, wie der erste Kalender Sobeïde'n seine Geschichte zu Ende erzählte."

„Ich kann nicht ausdrücken, gnädige Frau," fuhr er fort, „wie groß mein Erstaunen war; als ich den König, meinen Oheim, auf solche Weise den Prinzen, seinen Sohn, im Tode mißhandeln sah. „Herr," sagte ich zu ihm, „wie groß auch der Schmerz ist, welchen ein so unseliger Anblick mir verursachen mag, dennoch muß ich ihn hemmen, um Euer Majestät zu fragen, welches Verbrechen der Prinz, mein Vetter, begangen haben kann, das verdiente, daß ihr seinen Leichnam also behandelt." —

„Lieber Neffe," antwortete mir der König, „ich muß dir sagen, daß mein Sohn, der unwürdig ist, diesen Namen zu führen, von frühster Jugend auf seine Schwester liebte, und diese ihn eben so wieder liebte. Ich widersetzte mich nicht ihrer aufkeimenden Zuneigung, weil ich das Unheil nicht voraussah, welches daraus entstehen konnte. Und wer hätte es voraussehen können? Diese Zärtlichkeit wuchs mit den Jahren, und stieg zu einer Höhe, daß ich endlich die Folgen davon fürchtete. Ich

wandte nun alle Gegenmittel an, die in meiner Macht standen. Ich begnügte mich nicht, meinem Sohn unter vier Augen einen scharfen Verweis zu geben, indem ich ihm das Frevelhafte der Leidenschaft vorstellte, der er sich hingab, und die ewige Schmach, womit er seine Familie bedecken würde, wenn er in seinen verbrecherischen Lüsten beharrete; ich machte meiner Tochter dieselben Vorstellungen, und ich sperrte sie so eng ein, daß sie keine Verbindung mehr mit ihrem Bruder hatte. Aber die Unglückliche hatte das Gift schon verschluckt und alle Hindernisse, die meine Vorsicht ihrer Liebe entgegenstellen konnte, dienten nur dazu, dieselbe noch mehr zu reizen.

Mein Sohn war überzeugt, daß seine Schwester unverändert für ihn blieb, und er ließ unter dem Vorwande, sich ein Grabmal zu bauen, diese unterirdische Wohnung anlegen, in der Hoffnung, eines Tages Gelegenheit zu finden, den mitschuldigen Gegenstand seiner Gluth hieher zu entführen. Er hat die Zeit meiner Abwesenheit benutzt, den Gewahrsam seiner Schwester zu sprengen: und dies ist ein Umstand, welchen die Ehre mir nicht erlaubte kund werden zu lassen. Nach einer so verdammlichen That hat er sich dann mit ihr an diesem Orte versperrt, welchen er, wie du siehst, mit Vorräthen aller Art versehen hat, um darin recht lange seiner graunvollen Lüste zu genießen, welche alle Welt mit Entsetzen erfüllen müssen. Aber Gott hat diesen Greuel nicht dulden wollen, und hat sie beide nach Verdienst bestraft."

Er zerfloß in Thränen, indem er diese Worte aussprach, und ich vermischte meine Thränen mit den seinen.

Nach einer Weile warf er den Blick auf mich, und indem er mich umarmte, fuhr er fort: „Aber, mein lieber Neffe, wenn ich meinen unwürdigen Sohn verliere, so finde ich glücklicherweise in dir einen, der seine Stelle besser ausfüllt." Die Betrachtungen, welche er hierauf noch über das traurige Ende des Prinzen und der Prinzessin anstellte, entlockten uns neue Thränen.

Wir stiegen dieselbe Treppe wieder hinauf und verließen endlich diesen grauenvollen Ort. Wir ließen die eiserne Fallthüre nieder und bedeckten sie mit Erde und Schutt von dem abgebrochenen Grabe, um so viel als möglich ein so furchtbares Beispiel des göttlichen Strafgerichts zu verbergen.

Wir waren noch nicht lange zurück in dem Palast, ohne daß jemand unsere Abwesenheit bemerkt hatte, als wir ein verworrenes Getöse von Trompeten, Pauken, Trommeln und andern Kriegsinstrumenten hörten. Ein dicker Staub, der die Luft verfinsterte, bedeutete uns alsbald, was es wäre, und verkündigte uns den Anzug eines furchtbaren Kriegsheeres.

Es war derselbe Wesyr, der meinen Vater entthront und sich seiner Staaten bemächtigt hatte, und nun mit zahllosen Heerschaaren daher kam, um sich auch der Staaten des Königs, meines Oheims, zu bemächtigen.

Dieser Fürst, der damals nur seine gewöhnliche Leibwache um sich hatte, konnte so vielen Feinden nicht widerstehen. Sie umringten die Stadt, und da ihnen die Thore ohne Widerstand geöffnet wurden, so hatten sie wenig Mühe, sich derselben zu bemeistern. Nicht mehr Mühe hatten sie, bis zum Palaste des Königs, meines Oheims, vorzudringen, welcher sich zwar zur Wehre setzte, aber getödtet wurde, nachdem er sein Leben theuer verkauft hatte. Ich meinerseits focht noch einige Zeit, aber als ich wohl einsah, daß ich der Uebermacht weichen mußte, war ich auf meinen Rückzug bedacht. Ich hatte das Glück, mich auf Umwegen zu retten, und mich zu einem Offizier des Königs zu flüchten, dessen Treue mir bekannt war.

Von Leiden gebeugt, vom Schicksal verfolgt, nahm ich meine Zuflucht zu einer List, als dem einzigen Mittel, das mir übrig blieb, mein Leben zu fristen. Ich ließ mir den Bart und die Augenbrauen scheeren, und nachdem ich mich als Kalender gekleidet hatte, ging ich aus der Stadt, ohne daß jemand mich erkannte.

Hierauf war es mir leicht, mich aus dem Reiche des Königs, meines Oheims, zu entfernen, indem ich auf abgelegenen Wegen fortwanderte. Ich vermied, durch die Städte zu gehen, bis daß ich in das Reich des mächtigen Beherrschers der Gläubigen [7]), des ruhmreichen und berühmten Chalyfen Harun Arreschyd gelangte, wo meine Furcht aufhörte. Da ging ich mit mir zu Rathe, was ich thun sollte, und faßte den Entschluß, hierher nach Bagdad zu gehen, und mich diesem großen Fürsten zu Füßen zu werfen, dessen Edelmuth überall gepriesen wird. „Ich werde ihn," sagte ich bei mir selber, „durch die Erzählung einer so erstaunlichen Geschichte, als die meine ist, rühren; er wird ohne Zweifel Mitleid mit einem unglücklichen Prinzen haben, und nicht vergeblich werde ich seinen Schutz anflehen."

Endlich nach einer Reise von mehreren Monaten, habe ich heute das Thor dieser Stadt erreicht; gegen Abend bin ich herein gegangen, und indem ich ein wenig verweile, mich wieder zu sammeln und zu überlegen, nach welcher Seite hin ich meine Schritte lenken solle, kömmt dieser andere Kalender, den ihr bei mir sehet, auch als Reisender an. Er grüßt mich, ich grüße ihn wieder. „Nach eurem Aussehen," sage ich zu ihm, „seid ihr ein Fremder, wie ich." Er antwortet mir, daß ich mich nicht irre. In dem Augenblicke, daß er mir diese Antwort gibt, kömmt der dritte Kalender, den ihr hier sehet, dazu. Er grüßt uns, und gibt zu erkennen, daß er ebenfalls ein Fremder und neuer Ankömmling zu Bagdad ist. Als Brüder gesellen wir uns zu einander, und fassen den Entschluß, uns nicht zu trennen.

Unterdessen war es spät geworden, und wir wußten nicht, wo wir eine Herberge finden sollten in einer Stadt, wo wir ganz unbekannt, und nie zuvor gewesen waren. Aber unser gutes Glück führte uns an eure Thüre, und wir nahmen uns die Freiheit, anzuklopfen; ihr habt uns

mit so viel Freundlichkeit und Güte empfangen, daß wir nicht genug dafür danken können.

Da habt ihr nun, gnädige Frau," fügte er hinzu, „was ihr mir befahlet, euch zu erzählen: warum ich mein rechtes Auge verloren habe, warum ich den Bart und die Augenbrauen geschoren trage, und warum ich in diesem Augenblicke bei euch bin."

„Es ist genug," sagte Sobeïde, „wir sind zufrieden; gehet, wohin ihr wollt."

Der Kalender entschuldigte sich, und bat die Herrin um die Erlaubniß, da bleiben zu dürfen, um die Genugthuung zu haben, die Geschichte seiner beiden Mitbrüder zu hören welche er, wie er sagte, nicht mit Ehren verlassen könnte, so wie die Geschichte der drei übrigen Personen der Gesellschaft.

„Herr," sagte Scheherasade bei dieser Stelle, „der anbrechende Tag verhindert mich, zu der Geschichte des zweiten Kalenders überzugehen, aber wenn Eure Majestät sie morgen hören will, so wird sie euch nicht weniger unterhalten, als die des ersten Kalenders."

Der Sultan willigte darein, und stand auf, um in die Rathsversammlung zu gehen.

Vier und vierzigste Nacht.

Dinarsade, die nicht zweifelte, daß die Geschichte des zweiten Kalenders ihr eben so viel Vergnügen gewähren würde, als die des ersten, ermangelte nicht, die Sultanin vor Tages aufzuwecken und sie zu bitten, die versprochene Geschichte anzufangen.

Scheherasade wandte sich sogleich zu dem Sultan, und sprach also:

„Herr, die Geschichte des ersten Kalenders bedünkte der ganzen Gesellschaft sehr seltsam, und vor allen dem Chalyfen. Die Gegenwart der Sklaven, mit ihren Sä-

beln in der Faust, hielt ihn nicht ab, ganz leise zu dem Wesyr zu sagen: „So lange ich denken kann, habe ich wohl mancherlei Geschichten gehört, aber niemals habe ich etwas vernommen, das der Geschichte dieses Kalenders gleich käme."

Während er also sprach, nahm der zweite Kalender das Wort, wandte sich zu Sobeïden, und sprach also:

Geschichte
des zweiten Kalenders und Königssohns.

„Gnädige Frau, um eurem Befehle zu gehorchen und euch zu berichten, durch welches seltsame Abenteuer ich auf dem rechten Auge blind geworden bin, muß ich euch meine ganze Lebensgeschichte erzählen.

Ich war kaum aus den Kinderjahren, als der König, mein Vater, der in mir viel Geistesanlagen bemerken wollte, nichts sparte, sie auszubilden. Er versammelte um mich alles, was es in seinen Staaten an ausgezeichneten Männern in den Wissenschaften und den schönen Künsten gab. Ich konnte nicht sobald lesen und schreiben, als ich den ganzen Koran [8]) auswendig lernte, dieses bewundernswürdige Buch, welches die Grundlehren, die Gebete und Vorschriften unsers Glaubens enthält: und um ihn gründlich verstehen zu lernen, las ich die Werke der bewährtesten Schriftsteller, welche ihn durch ihre Auslegung erläutert haben. Ich verband damit die Kunde aller aus dem Munde unserer Propheten durch die großen Männer, ihre Zeitgenossen, gesammelten Ueberlieferungen. Ich begnügte mich nicht, alles zu erlernen, was unsern Glauben betrifft, ich betrieb auch mit besonderm Eifer unsere Geschichte; ich vervollkommnete mich in den schönen Wissenschaften, der Lesung unserer Dichter, und

der Verskunst; ich befliß mich der Erdbeschreibung, Zeitkunde, und der Reinigkeit unserer Sprache, ohne bei alle dem eine der Uebungen zu vernachlässigen, welche einem Prinzen geziemen. Aber was ich besonders liebte, und mir vorzüglich gelang, war, die Schriftzeichen unserer Arabischen Sprache zu bilden. Ich machte darin so große Fortschritte, daß ich die berühmtesten Schreibmeister unsers Königreichs übertraf.

Das Gerücht that mir mehr Ehre an, als ich verdiente. Es begnügte sich nicht, den Ruf von meinen Gaben in den Staaten des Königs, meines Vaters, auszustreuen, es verbreitete ihn sogar bis an den Hof von Indien, wo der mächtige König neugierig ward, mich zu sehen, und einen Gesandten mit reichen Geschenken schickte, um mich von meinem Vater zu erbitten.

Dieser war über diese Gesandtschaft aus mehreren Gründen sehr erfreut. Er war überzeugt, daß einem Prinzen meines Alters nichts angemessener wäre, als, die auswärtigen Höfe zu bereisen; und zugleich war er froh, sich die Freundschaft des Sultans von Indien zu erwerben.

Ich reiste also mit dem Gesandten, aber nur mit kleinem Gefolge, wegen der Länge und Beschaffenheit des Weges.

Wir waren schon einen Monat unterweges, als wir von fern eine dicke Staubwolke erblickten, aus welcher wir bald funfzig wohlbewaffnete Reiter hervortreten sahen. Es waren Räuber, welche in vollem Galopp auf uns zu sprengten.

Scheherasade bemerkte bei dieser Stelle den Tag, und erinnerte den Sultan daran. Dieser stand auf; aber neugierig, zu wissen, was zwischen den funfzig Reitern und dem Gesandten von Indien vorgehen würde, erwartete er mit Ungeduld die folgende Nacht.

Fünf und vierzigste Nacht.

Es war beinahe Tag, als Scheherasade die Geschichte des zweiten Kalenders folgendermaßen wieder aufnahm:

„Gnädige Frau," fuhr der Kalender fort, „da wir zehn Saumrosse, mit unserm Zeug und mit den Geschenken meines Vaters für den Sultan von Indien beladen, mit uns führten, und unser nur wenige waren, so könnt ihr wohl denken, daß die Räuber nicht säumten, uns anzufallen. Da wir nicht im Stande waren, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, so sagten wir ihnen, daß wir Gesandte des Sultans von Indien wären, und daß wir hofften, sie würden die ihm schuldige Ehrfurcht nicht verletzen. Wir glaubten dadurch unser Leben und unsre Habe zu retten; aber die Räuber antworteten uns trotzig: „Warum sollten wir Ehrfurcht haben vor dem Sultan, eurem Herrn? Wir sind nicht seine Unterthanen; wir sind nicht einmal in seinem Lande."

Indem sie dies sagten, umringten sie uns und griffen uns an. Ich vertheidigte mich so lange als möglich, aber als ich mich verwundet fühlte, und sah, daß der Gesandte und seine und meine Leute schon alle zu Boden gestreckt lagen, benutzte ich die noch übrigen Kräfte meines auch schon verwundeten Pferdes, und entfloh ihnen. Ich spornte es so lange, als es mich tragen konnte: aber plötzlich versagte ihm die Kraft, und es stürzte vor Mattigkeit und Blutverlust stracktodt unter mir nieder. Ich machte mich schleunig davon los; und als ich sah, daß niemand mich verfolgte, erkannte ich wohl, daß sie sich nicht hatten von der Beute trennen wollen, die sie gemacht hatten.

Bei dieser Stelle bemerkte Scheherasade, daß es Tag war, und war genöthigt, inne zu halten.

„Ach, meine Schwester," sagte Dinarsade, „ich bin

recht ärgerlich, daß du diese Geschichte nicht weiter erzählen kannst."

„Wenn du heute nicht so lange geschlafen hättest," antwortete die Sultanin, „so hätte ich mehr davon erzählt." —

„Schon gut," begann Dinarsade wieder, „ich will morgen fleißiger sein, und hoffe, daß du die Neugier des Sultans für dasjenige entschädigen wirst, was meine Nachlässigkeit ihm entzogen hat."

Schachriar stand auf, ohne ein Wort zu sagen, und ging an seine gewöhnlichen Beschäftigungen."

Sechs und vierzigste Nacht.

Dinarsade versäumte nicht, die Sultanin früher als gestern zu wecken, und Scheherasade fuhr in der Geschichte des zweiten Kalenders also fort:

„So war ich denn, gnädige Frau," erzählte der Kalender, „allein, verwundet, von aller Hülfe entblößt, in einem mir unbekannten Lande. Ich wagte es nicht, wieder auf die große Straße zu gehen, aus Furcht, den Räubern abermals in die Hände zu fallen. Nachdem ich meine Wunde, die nicht gefährlich war, verbunden hatte, wanderte ich den übrigen Theil des Tages fort, und erreichte den Fuß eines Berges, an dessen Abhang ich den Eingang einer Höhle bemerkte. Ich trat hinein, und brachte die Nacht ziemlich ruhig zu, nachdem ich einige Früchte gegessen, welche ich unterwegs gepflückt hatte.

Den nächsten Morgen und die folgenden Tage setzte ich meine Wanderung fort, ohne einen Ort zu finden, wo ich mich aufhalten konnte. Aber nach Verlauf eines Monats entdeckte ich eine große, volkreiche Stadt, in einer vortheilhaften Lage von mehreren Strömen umher bewässert, und in einer Gegend, wo ein immerwährender Frühling herrschte.

Die angenehmen Gegenstände, welche sich hier meinen Augen darboten, erfreuten mich, und verscheuchten auf einige Augenblicke meine tödtliche Traurigkeit, mich in dem Zustande zu sehen, worin ich mich befand. Mein Gesicht, die Hände und die Füße waren ganz braun geworden, und von der Sonne verbrannt; durch die lange Wanderung war mein Schuhzeug zerrissen, und ich war genöthigt, baarfuß zu gehen; überdies waren meine Kleider ganz zerlumpt.

Ich ging in die Stadt, um mich zu erkundigen, wo ich war, und wandte mich an einen Schneider, der in seinem Laden arbeitete. In Rücksicht auf meine Jugend und Bildung, welche etwas anderes ankündigte, als ich schien, ließ er mich bei sich niedersetzen. Er fragte mich, wer ich wäre, woher ich käme und was mich hierher geführt hätte. Ich verschwieg ihm nichts von allem, was mir begegnet war, und trug auch sogar kein Bedenken, ihm meinen Stand zu entdecken.

Der Schneider hörte mir aufmerksam zu; als ich meine Erzählung geendigt hatte, vermehrte er nur meinen Kummer, anstatt mir Trost zu gewähren. „Hütet euch wohl," sagte er zu mir, „irgend jemand das anzuvertrauen, was ihr mir hier mitgetheilt habt; denn der Fürst dieses Landes ist der Feind des Königs, eures Vaters, und er würde euch ohne Zweifel ein Leid anthun, wenn er von eurer Ankunft in dieser Stadt unterrichtet wäre."

Ich zweifelte nicht an der Aufrichtigkeit des Schneiders, sobald er mir den Fürsten genannt hatte; aber da die Feindschaft zwischen ihm und meinem Vater keinen Bezug auf meine Abenteuer hat, so erlaubet mir, gnädige Frau, daß ich sie mit Stillschweigen übergehe.

Ich dankte dem Schneider für die Weisung, die er mir gegeben hatte, und versicherte ihn, daß ich mich ganz seinem guten Rath überlassen, und nie die Gefälligkeit vergessen würde, welche er mir erzeigte. Da er wohl ein-

sah, daß es mir nicht an Eßlust fehlen könnte, so ließ er mir zu essen bringen, und bot mir sogar eine Wohnung bei sich an, was ich denn auch annahm.

Einige Tage nach meiner Ankunft, als er bemerkte, daß ich hinlänglich hergestellt war von den Beschwerden meiner langen und mühseligen Reise, und da er wohl wußte, daß die meisten Prinzen meines Glaubens, aus Vorsicht gegen die Unfälle des Schicksals, irgend eine Kunst oder Handwerk erlernen [9]), um dasselbe im Falle der Noth zu ergreifen, so fragte er mich, ob ich dergleichen könnte, um davon zu leben, ohne jemand zur Last zu fallen. Ich antwortete ihm, ich verstände beide Rechte, wäre Sprachkundiger, Dichter, und vor allem schriebe ich vollkommen.

„Mit allem, was ihr mir da erzählt," erwiederte er, „könnt ihr in diesem Lande nicht einen Bissen Brod verdienen; nichts ist hier unnützer, als diese Art von Kenntnissen. Wenn ihr meinem Rathe folgen wollt," fügte er hinzu, „so ziehet ein kurzes Kleid an, und da ihr mir stark und von tüchtiger Leibesbeschaffenheit zu sein scheinet, so gehet in den benachbarten Wald, Brennholz zu hauen; bringet es auf den Markt zum Verkaufe, und ich versichere euch, ihr werdet so ein kleines Einkommen gewinnen, wovon ihr unabhängig leben könnt. Durch dieses Mittel werdet ihr euch in den Stand setzen, ruhig abzuwarten, bis der Himmel euch günstig wird, und das Gewolke des Mißgeschicks zerstreut, welches das Glück eures Lebens verdunkelt, und euch nöthigt, eure Geburt zu verbergen. Ich übernehme es, euch ein Seil und eine Axt zu verschaffen."

Die Furcht, erkannt zu werden, und die Nothwendigkeit des Unterhalts bestimmten mich, dieses Gewerbe zu ergreifen, ungeachtet der Niedrigkeit und der Beschwerde, die damit verknüpft waren.

Gleich am folgenden Tage kaufte der Schneider mir eine Axt und ein Seil, nebst einem kurzen Kleide; und

dann empfahl er mich einigen armen Einwohnern, welche auf dieselbe Weise ihren Unterhalt gewannen, und bat sie, mich mit zu nehmen.

Sie führten mich nach dem Walde; und schon am ersten Tage brachte ich auf meinem Kopfe eine starke Last Holz heim, welche ich für ein halbes Goldstück des Landes verkaufte; denn obgleich der Wald nicht sehr entfernt war, so war das Holz nicht minder theuer in der Stadt, weil so Wenige sich die Mühe gaben, hinzugehen und welches zu hauen. In kurzer Zeit gewann ich ansehnlich, und ich gab dem Schneider das Geld zurück, welches er für mich ausgelegt hatte,

Es war schon länger als ein Jahr, daß ich auf diese Weise lebte, als ich eines Tages tiefer als gewöhnlich in den Wald eindrang, und auf eine sehr anmuthige Stelle kam, wo ich auch anfing Holz zu fällen. Indem ich eine Baumwurzel herausriß, bemerkte ich einen eisernen Ring, welcher an einer Fallthüre von demselben Erze befestigt war. Ich räumte sogleich die Erde darüber weg, hob sie auf und sah eine Treppe, welche ich mit meiner Axt hinabstieg.

Als ich am Fuße der Treppe war, befand ich mich in einem weitläuftigen Palaste, und sah mit großer Verwunderung, daß es darin eben so hell war, als wenn er über der Erde in der freiesten Gegend stände. Ich schritt vorwärts durch eine Säulen-Halle von Jaspis mit Füßen und Knäufen von gediegenem Golde; da sah ich eine Frau mir entgegen treten, die mir so edel, so lieblich, und von einer so außerordentlichen Schönheit erschien, daß ich, aller andern Gegenstände um mich vergessend, mich einzig ihrem Anblicke hingab; und ich erinnerte mich in diesem Augenblicke, was ein Dichter von einer ähnlichen Schönheit sagte, indem er sich also ausdrückte:

„Nie haben sich vier Dinge besser mit einander vereinigt gefunden, um Herzen zu rauben und das Blut in Wallung zu bringen, als bei diesem Mädchen; nämlich:

Die Mittags-Sonne der Stirn, die dunkle Nacht der Haare, die Röthe der Wangen, und der Tagesglanz des Leibes."

Hier hörte Scheheresade auf zu reden, weil sie sah, daß es Tag war.

„Meine liebe Schwester," sagte darauf Dinarsade, „ich gestehe dir, daß ich sehr zufrieden mit demjenigen bin, was du heute erzählt hast, und ich bilde mir ein, daß das Uebrige nicht minder wunderbar ist."

„Du täuschest dich nicht," antwortete die Sultanin; „denn der Verfolg der Geschichte dieses zweiten Kalenders ist der Aufmerksamkeit des Sultans, meines Herrn, noch würdiger, als alles was er bisher gehört hat."

„Ich zweifle daran;" sagte Schachriar, indem er aufstand. „Doch wollen wir morgen sehen."

Sieben und vierzigste Nacht.

Dinarsade weckte auch diese Nacht sehr früh; und die Sultanin, um die Wißbegierde ihrer Schwester zu befriedigen, erzählte weiter, was sich in dem unterirdischen Palaste zwischen der Frau und dem Prinzen zutrug.

„Der zweite Kalender," hub sie an, „fuhr also in der Erzählung seiner Geschichte fort:

„Um der schönen Frau die Mühe zu ersparen, bis zu mir zu kommen, beeilte ich mich, ihr zu nahen; und indem ich ihr eine tiefe Verbeugung machte, sprach sie zu mir: „Wer seid ihr? seid ihr ein Mensch oder ein Geist?" — „Ich bin ein Mensch, Herrin," antwortete ich ihr, indem ich mich wieder aufrichtete, „und ich habe keinen Verkehr mit den Geistern." — „Durch welches Abenteuer," fuhr sie mit einem tiefen Seufzer fort, „befindet ihr euch hier? Es sind fünf und zwanzig Jahre, daß ich hier wohne, und während dieser ganzen Zeit habe ich keinen andern Menschen hier gesehen, als euch."

Ihre große Schönheit, die mich schon hingerissen hatte, ihre Sanftmuth, und die Freundlichkeit, mit welcher sie mich empfing, gaben mir die Dreistigkeit, ihr zu antworten: „Herrin, bevor ich die Ehre habe, eure Neugierde zu befriedigen, erlaubet mir, euch zu sagen, daß ich mich unendlich glücklich preise über die unversehene Begegnung, welche mir Gelegenheit darbietet, mich in meiner Betrübniß zu trösten, und vielleicht auch euch glücklicher zu machen, als ihr seid."

Ich erzählte ihr aufrichtig, durch welches seltsame Schicksal sie in meiner Person einen Königssohn in solchem Zustande vor sich sähe, und wie der Zufall es gewollt, daß ich den Eingang ihres prächtigen, aber allem Anscheine nach dennoch langweiligen Gefängnisses, gefunden hätte.

„Ach, Prinz," sagte sie, abermals seufzend, „ihr habt wohl Ursache zu glauben, daß dieses so reiche und prachtvolle Gefängniß, nichts destoweniger ein sehr langweiliger Aufenthalt ist. Auch der reizendste Ort kann nicht gefallen, wenn man wider seinen Willen daselbst ist. Ihr habt gewiß schon von dem großen Epitimarus gehört, dem Könige der Ebenholz-Insel, welche so genannt ist, weil sie dieses köstliche Holz im Ueberfluß hervorbringt. Ich bin die Tochter dieses Königs.

Der König, mein Vater, hatte mich einem Prinzen zur Gemahlin bestimmt, der mein Vetter war; aber in der ersten Hochzeitnacht, mitten unter den Lustbarkeiten des Hofes und der Hauptstadt der Ebenholz-Insel, bevor ich meinem Manne zugeführt war, entführte mich ein Geist. Ich sank in diesem Augenblick in Ohnmacht und verlor alles Bewußtsein; und als ich wieder zu mir selber kam, befand ich mich in diesem Palaste. Ich bin lange darüber untröstlich gewesen; aber die Zeit und die Nothwendigkeit haben mich daran gewöhnt, den Anblick des Geistes zu ertragen. Es sind, wie ich euch schon gesagt habe, fünf und zwanzig Jahre, daß ich an diesem

Orte bin, wo ich sagen kann, daß ich alles nach Wunsch habe, was zum Leben gehört, und was eine Prinzessin befriedigen könnte, welche nur den Staat und den Putz liebte.

Von zehn zu zehn Tagen kömmt der Geist, eine Nacht bei mir zu liegen; nicht öfter schläft er hier, und seine Entschuldigung darüber ist, daß er mit einer andern Frau verheirathet sei, die eifersüchtig sein würde, wenn seine Untreue gegen sie zu ihrer Kenntniß käme. Indessen, wenn ich seiner bedarf, sei es Tag oder Nacht, so darf ich nur einen Talisman berühren, welcher am Eingange meines Gemaches ist, und alsbald erscheint der Geist. Es sind heute vier Tage, daß er hier gewesen ist; also erwarte ich ihn erst in sechs Tagen; und deshalb könnt ihr fünf Tage bei mir bleiben, und mir Gesellschaft leisten, wenn es euch gefällt. Ich werde mich bemühen, euch eurem Stande und euren Verdiensten gemäß zu bewirthen."

Ich würde mich zu glücklich geschätzt haben, eine so große Gunst zu erlangen, wenn ich darum gebeten hätte, als daß ich ein so verbindliches Anerbieten hätte ablehnen sollen. Die Prinzessin ließ mich in ein Bad gehen, welches das sauberste, bequemste, und prächtigste war, das man sich vorstellen kann; und als ich wieder heraus kam, fand ich, anstatt meines Kleides, ein anderes sehr reiches, welches ich weniger dieses Reichthums wegen anlegte, als mich der Gesellschaft der Prinzessin würdiger darzustellen.

Wir setzten uns auf ein Sofa, das mit einem köstlichen Teppich bedeckt, und mit Kissen vom schönsten Indischen Brokat versehen war; und bald darnach besetzte sie einen Tisch mit den erlesensten Speisen, indem sie folgende Verse aussprach:

„Hätte ich deine Ankunft vermuthet, so würde ich dir, gleich einem Teppich, ausgebreitet haben das Edelste meiner Seele und das Schwarze meiner Augen.

Auf die Erde hätte ich meine Wangen gebreitet, damit dein Weg über meine Augenlieder gegangen wäre."

Wir aßen hierauf mitsammen, und brachten den übrigen Theil des Tages sehr angenehm zu, und zur Nacht nahm sie mich in ihr Bett auf.

Am folgenden Tage, da sie mir auf alle Weise Vergnügen zu machen suchte, bewirthete sie mich zu Mittage mit einer Flasche alten Weins, des trefflichsten, den man trinken kann; und aus Gefälligkeit trank sie auch einige Züge mit mir davon. Als mir nun der Kopf von diesem angenehmen Getränke erhitzt war, sprach ich zu ihr: „Schöne Prinzessin, es ist schon zu lange, daß ihr hier lebendig begraben seid; folget mir, kommt und erfreut euch wieder des wahrhaften Tageslichtes, dessen ihr seit so vielen Jahren beraubt seid. Verlasset das falsche Licht, das euch hier täuscht."

„Prinz," antwortete sie mir lächelnd, „lasset diese Rede. Ich achte den schönsten Tag auf der Welt für nichts, wofern ihr hier von zehn Tagen mir neun gewährt, und dem Geiste den zehnten überlasset." — „Prinzessin," fuhr ich fort, „ich sehe wohl, daß die Furcht vor dem Geiste euch diese Sprache eingibt. Ich meinerseits fürchte ihn so wenig, daß ich seinen Talisman sammt dem darauf geschriebenen Zauberschnörkel in Stücken schlagen will. Mag er dann kommen, ich erwarte ihn. Wie gewaltig und furchtbar er auch sein mag, ich will ihn das Gewicht meines Armes fühlen lassen. Ich schwöre hier, alles, was es von Geistern auf der Welt gibt, zu vertilgen, und ihn zuerst."

Die Prinzessin, welche die Folgen davon voraussah, beschwur mich, den Talisman nicht anzurühren. „Das wäre das Mittel," sagte sie zu mir, „uns beide zu Grunde zu richten. Ich kenne die Geister besser, als ihr."

Aber die Dünste des Weines ließen mir die Vernunftgründe der Prinzessin nicht eingehen; ich trat mit dem Fuß in den Talisman und zerschmetterte ihn in mehrere Stücken.

Bei diesen Worten bemerkte Scheherasade, daß es

Tag war, und schwieg; und der Sultan stand auf. Da er aber nicht zweifelte, daß der zerbrochne Talisman irgend ein merkwürdiges Ereigniß zur Folge haben würde, so beschloß er, auch das Uebrige der Geschichte zu hören.

Acht und vierzigste Nacht.

Dinarsade erwachte kurz vor Tage, und rief der Sultanin zu: „Schwester, wenn du nicht schläfst, so bitte ich dich, uns zu erzählen, was in dem unterirdischen Palaste vorging, nachdem der Prinz den Talisman zertrümmert hatte."

„Du sollst es sogleich hören," sagte Scheherasade. Und indem sie den Faden wieder aufnahm, erzählte sie in der Person des zweiten Kalenders also weiter: Kaum war der Talisman zerbrochen, so erbebte der Palast, als wollte er zusammenstürzen, mit einem furchtbaren, dem Donner ähnlichen Getöse, begleitet von Blitzen, abwechselnd mit tiefer Finsterniß.

Dieses entsetzliche Gekrach zerstreute augenblicklich die Dünste des Weines, und ließ mich, freilich zu spät, meine Unbesonnenheit erkennen.

„Prinzessin," rief ich aus, „was bedeutet dies?" Sie antwortete, ganz erschrocken, und ohne an ihr eigenes Unglück zu denken: „Wehe! es ist um euch geschehen, wenn ihr nicht entfliehet."

Ich folgte ihrem Rathe; und mein Schreck war so groß, daß ich meine Axt und Schuhe vergaß.

Kaum hatte ich die Treppe erreicht, welche ich herab gestiegen war, als der Zauberpalast sich aufthat, und der Geist hereinfuhr. Er fragte zornig die Prinzessin: — „Was ist euch zugestoßen? und warum ruft ihr mich?" — „Eine Uebelkeit," antwortete die Prinzessin, „nöthigte mich, die Weinflasche zu holen, welche ihr hier sehet; ich trank zwei oder dreimal davon, unglücklicherweise that ich

einen Fehltritt, und fiel auf den Talisman, welcher zerbrach. Weiter ist es nichts."

Auf diese Antwort sagte der Geist wüthend zu ihr: „Ihr seid eine unverschämte Lügnerin. Die Art und die Schuhe dort, wie kommen die hieher?" — „Ich sehe sie jetzo zum erstenmal," erwiederte die Prinzessin. „In dem Ungestüm, womit ihr gekommen seid, habt ihr sie vielleicht selber im Vorbeistreichen irgendwo aufgerafft und mit hieher gebracht, ohne es bemerkt zu haben."

Der Geist antwortete nur durch Schimpfreden und durch Schläge, wovon ich den Lärm hörte. Ich konnte es nicht länger aushalten, das Weinen und das Wehgeschrei der so grausam mißhandelten Prinzessin zu hören. Ich hatte schon das Kleid, welches sie mich anlegen lassen, ausgezogen und meines wiedergenommen, das ich am vorigen Tage, als ich aus dem Bade kam, auf die Treppe gelegt hatte. Also stieg ich vollends hinauf, um so mehr von Schmerz und Mitleid durchdrungen, als ich die Ursache eines so großen Unglücks und der undankbarste und strafbarste aller Menschen war, indem ich die schönste Prinzessin der Erde der Grausamkeit eines unversöhnlichen Geistes hingab.

„Es ist wahr," sagte ich bei mir selber, „daß sie seit fünfundzwanzig Jahren eine Gefangene ist: aber, die Freiheit ausgenommen, blieb ihr nichts zu wünschen übrig, um glücklich zu sein. Meine Unbesonnenheit zerstört ihr Glück, und überliefert sie der Grausamkeit eines erbarmungslosen Geistes."

Ich ließ die Fallthüre nieder, bedeckte sie wieder mit Erde, und kehrte nach der Stadt zurück, mit einer Tracht Holz, welche ich zurecht machte, ohne zu wissen, was ich that, so sehr war ich erschüttert und betrübt. Zugleich sprach ich folgende Verse aus:

„O du Schicksal, das sich meinem Glücke so widersetzt, als wäre ich dein Feind! täglich bringst du mir noch ein größeres Unglück.

Lässest du mir auch einmal einen Tag heiter vorübergehen, so muß ich immer wieder ein Unheil erwarten, das du mir für den nächsten Tag bereitest."

Der Schneider, mein Wirth, bezeugte eine große Freude, mich wiederzusehen. „Eure Abwesenheit," sagte er zu mir, „hat mir viel Unruhe gemacht, wegen des Geheimnisses eurer Geburt, das ihr mir vertraut habt. Ich wußte nicht, was ich denken sollte, und fürchtete, daß euch jemand erkannt hätte. Gott sei gedankt für eure Heimkehr!"

Ich dankte ihm für seine Theilnahme und Freundschaft: aber ich sagte ihm nichts von dem, was mir begegnet war, noch von der Ursache, daß ich ohne Axt und Schuhe heim kam.

Ich begab mich in meine Kammer, wo ich mir tausendmal meine große Unbesonnenheit vorwarf. „Nichts," sagte ich zu mir selber, „wäre meinem Glücke mit der Prinzessin zu vergleichen gewesen, wenn ich mich hätte bezähmen können, und den Talisman nicht zerbrochen hätte."

Während ich mich diesen trübseligen Gedanken hingab, trat der Schneider herein, und sagte zu mir: „Ein Greis, den ich nicht kenne, kömmt eben mit eurer Axt und euren Schuhen, welche er auf seinem Wege gefunden hat, wie er sagt. Er hat von euren Genossen, die mit euch in den Wald gehen, erfahren, daß ihr hier wohnet Kommet und redet mit ihm; er will sie euren eigenen Händen übergeben."

Bei dieser Rede verwandelte sich meine Farbe, und ich zitterte am ganzen Leibe. Der Schneider fragte mich um die Ursache davon, als plötzlich der Boden meiner Kammer sich aufthat: der Greis, der nicht die Geduld gehabt hatte, zu warten, erschien, und stand mit der Axt und den Schuhen vor uns. Es war der Geist und Entführer der Prinzessin von der Ebenholz-Insel, welcher diese Gestalt angenommen, nachdem er sie mit der äußer-

sten Grausamkeit behandelt hatte. „Ich bin ein Geist," rief er aus, „ein Sohn der Tochter des Iblis, des Fürsten der Geister. Ist das hier nicht deine Art?" fügte er hinzu, indem er sich zu mir wandte. „Sind das hier nicht deine Schuhe?"

Scheherasade bemerkte bei dieser Stelle, daß es Tag war, und hörte auf zu erzählen.

Der Sultan fand die Geschichte des zweiten Kalenders zu schön, als daß er nicht mehr davon hätte wissen wollen. Deshalb stand er mit der Absicht auf, in der folgenden Nacht die Fortsetzung derselben zu hören.

Neun und vierzigste Nacht.

In der folgenden Nacht rief Dinarsade der Sultanin zu: „Meine liebe Schwester, ich bitte dich, erzähle uns, wie der Geist den Prinzen behandelte."

„Ich will deine Neugier befriedigen," antwortete Scheherasade, und nahm die Geschichte des zweiten Kalenders wieder auf: „Der Kalender erzählte Soeben weiter, und sagte: „Gnädige Frau, als der Geist in Wuth mir diese Frage gethan hatte, ließ er mir keine Zeit, ihm zu antworten; und ich hätte es auch nicht vermocht, so sehr hatte seine furchtbare Erscheinung mich außer mir gesetzt. Er faßte mich um die Mitte des Leibes, und schleppte mich aus der Kammer, dann schwang er sich mit mir bis zum Himmel empor, und riß mich mit solcher Gewalt und Schnelligkeit durch die Luft dahin, daß ich mehr nur die Höhe erblickte, zu welcher ich gestiegen war, als den Weg, welchen er in wenigen Augenblicken mit mir zurücklegte. Er senkte sich eben so wieder auf die Erde nieder, stampfte mit dem Fuße, daß sie sich auftat, und fuhr mit mir hinein: und alsbald befand ich mich in dem Zauberpalaste bei der schönen Prinzessin von der Ebenholz-Insel.

Aber, ach, welch' ein Schauspiel! Ich sah hier etwas, das mir das Herz durchbohrte: die Prinzessin lag nackt und ganz im Blute schwimmend auf dem Boden hingestreckt, mehr todt als lebend, und die Wangen in Thränen gebadet.

„Treulose," sprach der Geist zu ihr, indem er mich ihr zeigte, „ist dies hier nicht dein Buhle?" Sie wandte ihre schmachtenden Augen nach mir, und antwortete traurig: „Ich kenne ihn nicht, ich sehe ihn diesen Augenblick zum erstenmale." — „Wie," fuhr der Geist fort, „er ist die Ursache, daß du in diesem verdienten Zustande bist, und du erfrechst dich zu sagen, daß du ihn nicht kennest?" — „Wenn ich ihn nun nicht kenne," antwortete die Prinzessin, „wollt ihr denn, daß ich eine Lüge sage, welche die Ursache seines Verderbens wäre?" —

„Wohlan denn!" sagte der Geist, indem er einen Säbel herauszog, und ihn der Prinzessin darbot, „wenn du ihn niemals gesehen hast, so nimm diesen Säbel, und haue ihm den Kopf ab." — „Ach!" sagte die Prinzessin, „wie vermöchte ich das zu thun, was ihr von mir fordert? Meine Kräfte sind dermaßen erschöpft, daß ich den Arm nicht aufheben kann; und wenn ich es könnte, wo sollte ich den Muth hernehmen, einem Menschen den Tod zu geben, den ich nicht kenne, einem Unschuldigen." —

„Diese Weigerung," sagte darauf der Geist, „läßt mich dein ganzes Verbrechen erkennen." Darauf wandte er sich zu mir, und sagte: „Und du, kennst du sie auch nicht?"

Ich wäre der undankbarste und treuloseste aller Menschen gewesen, wenn ich der Prinzessin nicht dieselbe Treue bewiesen hätte, welche sie mir bewies, mir, dem Urheber ihres Unglücks.

Deshalb antwortete ich dem Geiste: „Wie sollte ich sie kennen, ich, der ich sie heute zum erstenmale sehe?" — „Wenn das ist," fuhr er fort, „so nimm doch diesen Säbel und haue ihr den Kopf ab. Das ist der Preis, um

welchen ich dir die Freiheit schenken und überzeugt sein werde, daß du sie nie zuvor gesehen hast, wie du sagst."

Ich nahm den Säbel aus seiner Hand ..... „Aber, Herr," sagte Scheherasade, indem sie sich bei dieser Stelle unterbrach, „es ist Tag, und ich darf die Geduld Euer Majestät nicht mißbrauchen."

„Das sind wunderbare Begebenheiten," sagte der Sultan bei sich selber: „wir wollen morgen doch sehen, ob der Prinz so grausam ist, dem Geiste zu gehorchen."

Funfzigste Nacht.

Als die Nacht beinahe vorüber war, rief Dinarsade der Sultanin zu:

„Schwester, wenn du nicht schläfst, so bitte ich dich zu erzählen, was der Prinz that."

„Du sollst es hören," antwortete Scheherasade: „der zweite Kalender fuhr in seiner Geschichte also fort: „Glaubet nicht, gnädige Frau, daß ich mich der schönen Prinzessin von der Ebenholz-Insel nahte, um der Scherge des grausamen Geistes zu sein. Ich that es bloß, um ihr, so viel es mir möglich war, durch Gebehrden zu verstehen zu geben, daß, so wie sie die Standhaftigkeit hatte, ihr Leben der Liebe zu mir aufzuopfern, ich nicht zaudern würde, auch das meine aus Liebe zu ihr hinzugeben.

Die Prinzessin verstand meine Absicht, und ungeachtet ihrer Schmerzen und ihrer Betrübniß bezeigte sie es mir durch einen dankenden Blick, und gab mir zu verstehen, daß sie willig stürbe, und sich freute zu sehen, daß auch ich für sie sterben wollte.

Ein Dichter drückt sich hierüber also aus:

„Mein Blick gibt zu verstehen, was meine Zunge sagen will; er offenbart die Liebe, die ich sorgfältig verberge.

Nun, da Thränen fließen, thut's Noth zu schweigen; jetzt müssen Blicke sprechen.

Sie macht ein Zeichen, und ich vernehme, was ihr Blick ausdrückt, so wie sie auch meinen Blick versteht.

Unsere Augenlieder stehen in Verkehr mit einander; und schweigend spricht die Liebe."

Und folgende Verse stellen ganz unsere Lage dar:

„Wie oft schon war mein Geliebter genöthigt, mit seinen Augenliedern zu sprechen, und der Geliebten sein Inneres zu offenbaren.

Auch ich zeige ihm durch Blicke an, daß ich alles weiß, was vorgeht.

Was kleidet mein Geschlecht wohl besser, als ein bedeutungsvoller Blick? Und wie verständig ist der, dessen Auge begreift!

So daß der eine mit den Augenliedern schreibt, und der andere mit seinen Augenliedern liest."

Ich trat nun zurück, warf den Säbel auf den Boden, und sagte zu dem Geiste: „Ich würde auf ewig bei allen Menschen bescholten sein, wenn ich die Niederträchtigkeit hätte, eine Frau zu morden, welche ich nicht nur nicht kenne, sondern die auch schon, wie ich sehe, im Begriff ist, den Geist aufzugeben. Thue mit mir, was dir beliebt, da ich in deiner Gewalt bin; aber ich kann deinem grausamen Befehle nicht gehorchen."

„Ich sehe wohl," sagte nun der Geist, „daß ihr, einer wie der andere, mir trotzet, und meine Eifersucht verhöhnt: aber aus der Art, wie ich euch behandeln werde, sollt ihr beide erkennen, wozu ich im Stande bin."

Mit diesen Worten ergriff der Geist wieder den Säbel, und hieb der Prinzessin die eine Hand ab, so daß sie kaum noch so viel Zeit hatte, mir mit der andern ein ewiges Lebewohl zuzuwinken; denn das Blut, das sie schon verloren hätte, und das sie jetzo wieder verlor, ließ sie nur noch einen Augenblick diese letzte Grausamkeit überleben, bei deren Anblick ich in Ohnmacht sank.

Als ich wieder zu mir selber gekommen war, beklagte ich mich gegen den Geist, daß er mich so lange in der Erwartung des Todes schmachten ließ. „Haue zu," sagte ich zu ihm, „ich bin bereit, den Todesstreich zu empfangen; ich erwarte ihn von dir, als die größte Gnade, die du mir anthun kannst."

Aber anstatt sie mir zu gewähren, sagte er zu mir: „Du siehst hier, auf welche Weise die Geister die Frauen, die sie im Verdacht der Untreue haben, behandeln. Sie hatte dich hier aufgenommen; und wenn ich versichert wäre, daß sie mir einen noch größeren Schimpf angethan hatte, so würde ich dich in diesem Augenblicke umbringen; aber so begnüge ich mich, dich in einen Hund, oder Esel, oder Löwen, oder Vogel zu verwandeln. Wähle eine von diesen Verwandlungen; ich will dir die Wahl frei stellen."

Diese Worte gaben mir einige Hoffnung, ihn zu erweichen: „O Geist," sagte ich zu ihm, „mäßige deinen Zorn; und weil du mir nicht das Leben rauben willst, so laß es mir auf eine großmuthige Weise. Ich werde mich immerdar deiner Gnade erinnern, wenn du mir eben so verzeihest, wie der beste Mensch von der Welt einem seiner Nachbarn auch verzieh, der einen tödtlichen Haß gegen ihn trug."

Der Geist fragte mich, was denn zwischen den beiden Nachbarn vorgegangen wäre, und äußerte, daß er wohl die Geduld haben wollte, diese Geschichte zu hören. —

Ich glaube, gnädige Frau, daß es euch nicht unangenehm sein wird, wenn ich euch diese Geschichte auch erzähle.

Geschichte
des Neiders und des Beneideten.

„In einer ganz ansehnlichen Stadt wohnten zwei Männer Thür an Thür. In dem einen regte sich gegen den andern ein heftiger Neid, daß der, welcher der Gegenstand dieses Neides war, seinen Wohnort zu verändern und sich zu entfernen beschloß, überzeugt, daß die Erbitterung seines Nachbars nur durch die Nachbarschaft erregt worden wäre; denn es war ihm nicht entgangen, daß, obgleich er jenem gute Dienste geleistet hatte, er ihn darum doch nicht minder haßte. Er verkaufte deshalb sein Haus und seine übrige geringe Habe, begab sich in die nicht ferne Hauptstadt des Landes und kaufte sich ein kleines Landgut, welches ungefähr eine halbe Meile von der Stadt entfernt war. Er hatte dort ein recht bequemes Haus, einen schönen Garten, und einen großen Hof, in welchem sich ein tiefer Wasserbehälter befand, dessen man sich nicht mehr bediente.

Als nun der Ehrenmann diesen Ankauf gemacht hatte, wählte er die Tracht eines Derwisches [10]), um ein zurückgezogeneres Leben führen zu können, und ließ in dem Hause mehrere Zellen bauen, in welchen er in kurzer Zeit eine zahlreiche Gemeinde von Derwischen zusammenbrachte. Seine Tugend machte ihn bald bekannt und führte ihm eine sehr große Menge von Leuten, sowohl aus dem Volke, als von den Angesehensten der Stadt zu. Kurz, Jedermann liebte ihn auf ausgezeichnete Weise. Es kamen auch welche aus weiter Ferne, um sich seinen Gebeten zu empfehlen und alle, die sich zu ihm begaben, erzählten von den Gnaden, welche sie durch seine Vermittelung vom Himmel erhalten zu haben glaubten.

Da sich der große Ruf des Mannes bis in die Stadt verbreitet hatte, aus welcher er hergekommen war,

so empfand der Neider darüber einen so lebhaften Verdruß, daß er sein Haus und seine Geschäfte verließ, mit dem Entschlusse, jenen ins Verderben zu stürzen. Zu diesem Zwecke begab er sich in das neue Kloster der Derwische, deren Oberhaupt, sein vormaliger Nachbar, ihn mit allen erdenklichen Freundschaftsbezeugungen aufnahm. Der Neider sagte, er wäre ausdrücklich gekommen, um ihm eine wichtige Angelegenheit, jedoch nur unter vier Augen mitzutheilen. „Damit," fügte er hinzu, „niemand uns behorchen könne, wollen wir, wenn's euch gefällig ist, in eurem Hofe auf- und abgehen; und da die Nacht herannaht, so befehlt euren Derwischen, sich in ihre Zellen zu begeben." Das Oberhaupt der Derwische erfüllte diesen Wunsch.

Als sich nun der Neider mit unserm Ehrenmann allein sah, begann er ihm zu erzählen, was ihm eben einfiel, wobei sie beide im Hofe umhergingen, und als sie sich am Rande des Wasserbehälters befanden, stieß er ihn hinein, ohne daß irgend jemand Zeuge dieser nichtswürdigen Handlung war. Nachdem er dies gethan, machte er sich schnell davon, erreichte die Thüre des Klosters, durch welche er sich ungesehn entfernte, und gelangte in seine Heimath, sehr zufrieden mit seiner Reise und überzeugt, daß der Gegenstand seines Neides nicht mehr auf der Welt wäre; aber er betrog sich sehr."

Scheherasade konnte nicht weiter erzählen; denn der Tag brach an. Der Sultan war über die Bosheit des Neiders aufgebracht. „Ich wünsche sehr," sagte er zu sich selbst, „daß dem guten Derwisch nichts Böses widerfährt, und ich hoffe, morgen zu erfahren, daß ihn der Himmel bei dieser Gelegenheit nicht verlassen hat."

Ein und funfzigste Nacht.

Dinarsade beschwur bei ihrem Erwachen ihre Schwester ihr zu erzählen, ob der Derwisch frisch und gesund aus dem Wasserbehälter herausgekommen wäre. „Ja," erwiederte Scheherasade: „denn der zweite Kalender fuhr folgendermaßen fort: „Der Wasserbehälter war von Feen und Geistern bewohnt, welche schnell bei der Hand waren, um dem Vorsteher der Derwische beizustehen, ihn auffingen und ihn, bis er auf den Grund kam, so unterstützten, daß er sich gar keinen Schaden that. Er merkte wohl, daß etwas außerordentliches in diesem Sturze statt fand, der ihm eigentlich das Leben hätte kosten müssen; aber er sah und fühlte nichts. Dessen ungeachtet vernahm er bald eine Stimme, welche sagte: „Wißt ihr, wer der Ehrenmann ist, dem wir diesen guten Dienst geleistet haben?" und als andere Stimmen mit „Nein" geantwortet hatten, fuhr die erste fort: „Ich will's euch sagen. Dieser Mann hat die Stadt, in welcher er wohnte, aus dem größten Wohlwollen von der Welt verlassen und hat hier seinen Wohnsitz aufgeschlagen, in der Hoffnung, einen von seinen Nachbaren von dem Neide zu heilen, den dieser gegen ihn hegte. Er wird hier so allgemein geschätzt, daß der Neider, der dies nicht ertragen konnte, in der Absicht hieher kam, ihn ums Leben zu bringen; was er auch bewerkstelligt hätte, wären wir dem Ehrenmanne nicht zu Hülfe gekommen, dessen Ruf so groß ist, daß der Sultan, der in der benachbarten Stadt Hof hält, ihn morgen besuchen will, um die Prinzessin, seine Tochter, seinen Gebeten zu empfehlen.

Eine andere Stimme fragte, weshalb die Prinzessin der Gebete des Derwisches bedürfe? worauf die erste erwiederte: „Ihr wißt also nicht, daß sie von dem Geist Maimun [11]) Sohn des Dimdim [12]) besessen ist, der sich in sie verliebt hat? Aber ich weiß wohl, wie dieses gute Oberhaupt der Derwische sie heilen könnte, die Sache ist

sehr leicht und ich will sie euch sagen. Es befindet sich in seinem Kloster eine schwarze Katze, welche am Ende des Schwanzes einen weißen Fleck, ungefähr von der Größe einer kleinen Silbermünze hat. Er darf nur sieben Härchen aus diesem weißen Fleck reißen, sie verbrennen und mit ihrem Rauch das Haupt der Prinzessin beräuchern. Sogleich wird sie geheilt und so sicher von Maimun, dem Sohn Dimdims, befreit sein, daß er sich's niemals wieder wird einkommen lassen, sich ihr ein zweites Mal zu nähern."

Das Oberhaupt der Derwische verlor nicht ein Wort von dieser Unterredung der Feen und der Geister, welche nach dem Erwähnten die ganze Nacht hindurch ein tiefes Stillschweigen beobachteten. Als er nun bei Anbruch des folgenden Tages die Gegenstände erkennen konnte, fand er, da der Wasserbehälter an mehreren Stellen verfallen war, eine Lücke, durch welche er ohne Mühe heraus kam.

Die Derwische, welche ihn suchten, waren sehr erfreut ihn wieder zu sehen. Er erzählte ihnen in wenigen Worten die boshafte That des Gastes, den er am vergangenen Tage so gut aufgenommen hatte, und begab sich sodann in seine Zelle. Die schwarze Katze, von welcher in der Nacht die Feen und die Geister sich unterredet hatten, blieb nicht lange aus, und kam, um ihn auf gewohnte Weise liebzukosen. Er nahm sie, riß ihr sieben Härchen aus dem weißen Fleck ihres Schwanzes und legte sie bei Seite, um sich ihrer zu bedienen, wenn es Noth thäte.

Die Sonne war noch nicht lange aufgegangen, als der Sultan, der nichts verabsäumen wollte, was zur schnellen Heilung der Prinzessin beitragen konnte, an der Pforte des Klosters anlangte. Er befahl seiner Leibwache, dort zu warten, und ging mit den vornehmsten Beamten, die ihn begleiteten, ins Haus. Die Derwische empfingen ihn mit tiefer Ehrfurcht.

Der Sultan zog ihr Oberhaupt bei Seite. „Guter Scheich," sagte er zu ihm, „dir ist vielleicht der Gegenstand, der mich zu dir führt, schon bekannt." — „Ja,

mein Fürst," erwiederte der Derwisch in bescheidenem Tone, „es ist, wenn ich nicht irre, die Krankheit der Prinzessin, welcher ich diese unverdiente Ehre verdanke." — „So ist's," versetzte der Sultan, „du würdest mir das Leben wiedergeben, wenn deine Gebete die Genesung meiner Tochter bewirkten." — „Herr," entgegnete der Ehrenmann, „wenn Euer Majestät so gnädig sein will, sie hieher kommen zu lassen, so schmeichle ich mir, daß sie mit Gottes Hülfe und Gnade vollkommen gesund heimkehren soll."

Der Fürst, vor Freude außer sich, ließ auf der Stelle seine Tochter holen, welche alsbald, begleitet von einem zahlreichen aus Frauen und Verschnittenen bestehenden Gefolge, erschien, und so verschleiert war, daß man ihr Gesicht nicht sehen konnte. Das Oberhaupt der Derwische ließ eine Rauchpfanne an das Haupt der Prinzessin halten, und kaum hatte er die sieben Härchen auf die herbeigebrachten glühenden Kohlen gelegt, als der Geist Maimun, Sohn Dimdims, ein heftiges Geschrei ausstieß, ohne daß man irgend etwas sah, und aus der Prinzessin ausfuhr. Sie faßte sogleich mit der Hand den Schleier, der ihr Gesicht bedeckte und hub ihn in die Höhe, um zu sehen, wo sie wäre.

„Wo bin ich," rief sie aus, „wer hat mich hierher gebracht?" — Bei diesen Worten konnte der Sultan das Uebermaaß seiner Freude nicht verbergen, er umarmte seine Tochter und küßte sie auf die Augen; er küßte auch dem Oberhaupte der Derwische die Hand, und sagte zu den ihn begleitenden Beamten: „Saget mir eure Meinung; welche Belohnung verdient der, welcher meine Tochter auf diese Weise geheilt hat?" Sie erwiederten alle: „Er verdient, sie zu heirathen." — „Das hatte ich im Sinn," sagte der Sultan, „und ich mache ihn von diesem Augenblicke an zu meinem Schwiegersohn."

Bald nachher starb der erste Wesyr. Der Sultan übertrug dem Derwisch sein Amt; und da der Fürst ohne männliche Kinder starb, so wurde der Ehrenmann von der

versammelten Priesterschaft und Kriegsmacht einstimmig zum Sultan erklärt und als solcher anerkannt."

Der anbrechende Tag nöthigte Scheherasaden, inne zu halten. Der Derwisch schien dem Schachriar der erhaltenen Krone würdig; aber dieser Fürst war begierig zu wissen, ob der Neider vor Kummer gestorben war, und er stand mit dem Entschluß auf, es in der folgenden Nacht zu erfahren.

Zwei und funfzigste Nacht.

„Folgendermaßen," sagte Scheherasade, „fuhr der Kalender in der Geschichte des Neiders und des Beneideten fort:

„Als nun," sagte er, „der gute Derwisch den Thron seines Schwiegervaters bestiegen hatte, bemerkte er eines Tages, da er in der Mitte seines Hofes durch die Hauptstadt zog, unter der Menge, die sich auf seinem Wege drängte, den Neider. Er rief einen der ihn begleitenden Wesyre zu sich heran und sagte ihm ganz leise: „Geh, und bringe dort jenen Mann zu mir; aber hüte dich, ihn zu erschrecken." Der Wesyr gehorchte, und als der Neider dem Sultan gegenüber stand, sagte ihm dieser: „Mein Freund, ich bin sehr erfreut, dich zu sehen!" — und sodann, indem er sich zu einem Beamten wandte: „Man zahle ihm auf der Stelle tausend Goldstücke aus meinem Schatze. Außerdem gebe man ihm noch aus meinen Vorrathshäusern zwanzig Ladungen der kostbarsten Waaren, und eine hinreichende Wache führe und geleite ihn in seine Heimath." Nachdem er dem Beamten diesen Auftrag gegeben hatte, sagte er dem Neider Lebewohl und zog weiter.

Als ich nun diese Geschichte dem Geist erzählt hatte, von welchem die Prinzessin der Ebenholzinsel ermordet worden war, machte ich folgende Anwendung auf ihn: „O Geist," sagt ich zu ihm, „du siehst, daß der wohl-

thätige Sultan sich nicht damit begnügte, zu vergessen, daß es nicht am Neider gelegen hatte, wenn er nicht ums Leben gekommen war; sondern er bewies sich ihm überdies noch gnädig und sandte ihn mit so vieler Güte heim, wie ich dies erzählte." Kurz, ich wandte alle Beredsamkeit an, um ihn zu bitten, er möchte doch ein so schönes Beispiel nachahmen und mir verzeihen, und fügte noch folgende Verse hinzu:

„Erlaßt mir meine Schuld; denn das thun ja auch die großmüthigen Machthaber."

„Sollte ich mich auch noch so sehr gegen dich vergangen haben, so sei du gegen mich nicht minder großmüthig."

„Denn wer Vergebung hofft von dem, der über ihm steht, der verzeihe auch die Fehler dem, der unter ihm ist."

Es war mir jedoch nicht möglich ihn zu erweichen. „Alles, was ich für Dich thun kann," sagte er zu mir, „ist, daß ich dir nicht das Leben nehme; aber schmeichle dir nicht, daß ich dich frisch und gesund fortlasse. Ich muß dich fühlen lassen, was meine Zauber vermögen." Bei diesen Worten packte er mich mit Heftigkeit, trug mich durch das Gewölbe des unterirdischen Palastes, welches sich öffnete, um ihm einen Weg zu bahnen, und entführte mich so hoch, daß die Erde mir nur wie eine kleine weiße Wolke vorkam. Von dieser Höhe stürzte er sich wie ein Blitz zur Erde herab, und faßte auf dem Gipfel eines Berges Fuß.

Dort raffte er eine Hand voll Erde auf, sprach, oder murmelte vielmehr einige Worte darüber, von denen ich nichts verstand, und sagte sodann, indem er mich mit der Erde bewarf: „Lege die Gestalt eines Menschen ab und nimm die eines Affen an." Hierauf verschwand er, und ich blieb allein, in einen Affen verwandelt und vor Schmerz zu Boden gedrückt, in einem unbekannten Lande, und ohne

zu wissen, wie nahe oder wie fern ich mich von den Staaten des Königs, meines Vaters befände.

Ich stieg von der Höhe des Berges herab und kam in ein flaches Land, dessen Ende ich erst nach Verlauf eines Monates fand, als ich ans Meeresufer gelangte. Es herrschte eben eine große Windstille, und ich sah eine halbe Meile von dem Lande ein Schiff. Um eine so gute Gelegenheit nicht zu versäumen, brach ich einen großen Zweig von einem Baume, zog ihn mir nach ins Meer und setzte mich reitend darauf, in jeder Hand einen Stock zum Rudern haltend.

In diesem Zustand schwamm ich auf das Schiff zu. Als ich nahe genug war, um erkannt zu werden, gewährte ich den Matrosen und Reisenden, welche auf dem Verdeck erschienen, ein seltsames Schauspiel. Sie betrachteten mich alle mit großer Verwunderung. Inzwischen gelangte ich an Bord und kletterte, indem ich mich an ein Tau hielt, auf das Verdeck. Da ich aber nicht reden konnte, war ich in einer schrecklichen Verlegenheit. In der That, die Gefahr, welche mir damals drohte, war nicht geringer, als die, mich in der Gewalt des Geistes zu befinden.

Die abergläubischen und ängstlichen Kaufleute glaubten, daß ich ihrer Schifffahrt Unglück bringen würde, wenn man mich aufnähme, und deshalb sagte einer: „Ich will ihn mit einem Schlägel todt schlagen;" ein anderer: „Ich will ihm den Leib mit einem Pfeil durchbohren;" ein dritter: „Man muß ihn ins Meer werfen." Gewiß würde irgend einer gethan haben, was er sagte, wenn ich mich nicht dem Schiffshauptmann genähert und zu Füßen geworfen hätte; aber da ich ihn in der Stellung eines Bittenden bei seinem Kleide ergriff, wurde er von diesem Benehmen und von den Thränen, die er aus meinen Augen fließen sah, so gerührt, daß er mich in seinen Schutz nahm und jeden, der mir das geringste Leid zufügen würde, zu bestrafen drohte. Er machte mir sogar tausend Liebkosungen. Ich, von meiner Seite, gab ihm in Er-

mangelung der Worte, durch meine Gebehrden alle mir möglichen Zeichen von Erkenntlichkeit.

Der Wind, welcher auf die Stille folgte, war zwar kein starker, wohl aber ein günstiger; er hielt funfzig Tage ununterbrochen an und ließ uns im Hafen einer schönen, sehr bevölkerten und bedeutenden Handelstadt vor Anker gehen, die als Hauptstadt eines mächtigen Staates um so ansehnlicher war.

Unser Schiff war bald von einer Menge kleiner Kähne umgeben, mit Leuten angefüllt, welche kamen, um ihren Freunden zu ihrer Ankunft Glück zu wünschen, oder Nachricht von solchen zu erhalten, die sie in dem Lande, von welchem jene herkamen, kennen gelernt hatten, andere aus bloßer Neugier, ein Schiff zu sehen, das aus weiter Ferne kam. Es fanden sich auch einige Beamte ein, die von Seiten des Sultans mit den Kaufleuten, die wir am Bord hatten, sprechen wollten. Die Kaufleute stellten sich ihm vor und einer der Beamten nahm das Wort und sagte:

„Der Sultan, unser Herr, hat uns beauftragt, euch seine große Freude über eure Ankunft zu bezeugen und euch zu bitten, daß ihr euch die Mühe gebt, auf diese Papierrolle jeder einige Zeilen zu schreiben. Damit ihr wisset, was er dabei für eine Absicht hat, so sollt ihr erfahren, daß er einen ersten Wesyr hatte, der bei einem sehr großen Geschick in der Leitung der Angelegenheiten, eine ausgezeichnet schöne Hand schrieb. Dieser hohe Staatsbeamte ist vor wenigen Tagen gestorben. Der Sultan ist sehr betrübt darüber, und da er die von des Wesyrs Hand geschriebenen Schriften nie ohne Bewunderung ansah, so hat er einen feierlichen Schwur abgelegt, seine Stelle nur einem Mann zu geben, der eben so schön schreibt. Viele Leute haben ihre Handschrift eingereicht; aber bis jetzo hat sich im Umfang dieses Reiches niemand gefunden, der würdig geachtet wäre, die Stelle des Wesyrs zu erhalten."

Diejenigen Kaufleute, welche gut genug zu schreiben glaubten, um auf die hohe Würde Anspruch machen zu können, schrieben einer nach dem andern, was ihnen beliebte. Als sie fertig waren, nahte ich mich und nahm die Rolle aus der Hand dessen, der sie hielt. Alle Gegenwärtige, und besonders die Kaufleute, welche geschrieben, bildeten sich ein, daß ich sie zerreißen und ins Meer werfen wollte, und erhuben ein lautes Geschrei; aber sie beruhigten sich, als sie sahen, daß ich die Rolle sehr säuberlich hielt und zu verstehen gab, daß ich auch schreiben wollte. Dies verwandelte ihre Furcht in Bewunderung. Da sie jedoch niemals einen Affen gesehen hatten, der zu schreiben verstanden hätte, und sich nicht überzeugen konnten, daß ich geschickter, als andere meiner Gattung, wäre, so wollten sie mir die Rolle aus den Händen reißen; aber der Schiffshauptmann nahm sich wieder meiner an.

„Laßt ihn gewähren," sagte er, „er mag schreiben. Wenn er das Papier nur besudelt, so versprech' ich euch, ihn auf der Stelle zu bestrafen; wenn er aber gut schreibt, wie ich hoffe, (denn ich habe in meinem Leben keinen geschickteren und gescheuteren Affen gesehen,) so erkläre ich, daß ich ihn für meinen Sohn erkennen werde. Ich hatte einen, der lange nicht so viel Verstand besaß, als er."

Da ich sah, daß sich niemand meinem Vorhaben widersetzte, so ergriff ich die Feder und legte sie erst wieder weg, als ich sechs Arten von Schrift, wie sie bei den Arabern gebräuchlich sind, geschrieben hatte, und jede Art enthielt je zwei oder vier Zeilen aus dem Stegreif zum Lobe des Sultans, z. B. in mittlerer Frakturschrift:

„Wenn die Jahrhunderte die Tugenden der Edlen verzeichneten, so würden die Deinigen alle bis jetzt aufgezeichneten austilgen."

„Möchte doch Gott die Menschen nicht an dir zu Waisen werden lassen, denn du bist zugleich Vater und Mutter der Tugenden."

Hierauf schrieb ich mit der Schrift Nasach [13]) folgende Verse:

„Es gibt keinen, der da schreibt, der dadurch nicht auf irgend eine Art in Versuchung geriethe; er bedenke aber, daß Jahrhunderte aufbewahren, was seine Hände geschrieben haben."

„Schreib daher nie etwas anderes, als solches, was dich nicht gereuen kann, wenn du es am Tage der Auferstehung wieder sehen solltest."

Dann fügte ich noch mit den Schriftzügen Tomar [14]) folgendes hinzu:

„Es sei, wenn du schreibst, deine Tinte aus Güte und Edelmuth zusammengesetzt; dann werden sich Schwert und Feder vereinigen, deinen Ruhm zu behaupten."

Meine Handschrift verdunkelte nicht nur die der Kaufleute, sondern ich wage zu behaupten, daß man in jenem Lande noch keine so schöne gesehen hatte. Als ich fertig war, nahmen die Beamten die Rolle und trugen sie zum Sultan."

So weit war Scheherasade in ihrer Erzählung gekommen, als sie den Tag anbrechen sah. „Herr," sagte sie zu Schachriar, „wenn ich Zeit hätte fortzufahren, so würde ich Euer Majestät noch erstaunlichere Dinge, als die bereits erzählten, mittheilen." Der Sultan, der sich vorgenommen hatte, diese ganze Geschichte zu hören, stand auf, ohne zu sagen, was er dachte.

Drei und funfzigste Nacht.

Am andern Morgen sagte Dinarsade bei ihrem Erwachen zur Sultanin: „Ich glaube, meine Schwester, daß der Sultan, mein Gebieter, nicht weniger neugierig ist, als ich, die Folge der Abenteuer des Affen zu erfahren." — „Ihr sollt beide befriedigt werden," erwiederte Scheherasade, „und um euch nicht lange warten zu lassen,

sage ich euch, daß der Kalender in seiner Erzählung auf folgende Weise fortfuhr:

„Der Sultan schenkte den andern Handschriften keine Aufmerksamkeit; er betrachtete nur die meinige, die ihm so wohl gefiel, daß er zu den Beamten sagte: „Nehmet aus meinen Ställen das schönste und reich gezäumteste Pferd und ein prächtiges Kleid vom reichsten Stoffe, um die Person, welche diese sechs Gedichte geschrieben hat, damit zu bekleiden und bringt sie zu mir."

Bei diesem Befehl des Sultans fingen die Beamten zu lachen an. Dieser Fürst, über ihre Dreistigkeit erzürnt, war im Begriff sie zu bestrafen; aber sie sagten zu ihm: „Herr, wir bitten Euer Majestät, uns zu verzeihen; diese Schriftzüge sind von keinem Menschen, sondern von einem Affen." „Wie," rief der Sultan aus, „diese sonderbaren Schriftzüge kommen von keiner Menschenhand?" — „Nein, Herr," erwiederte einer der Beamten, „wir versichern Euer Majestät, daß sie von einem Affen sind, der sie vor unseren Augen geschrieben hat." Der Sultan fand die Sache zu erstaunlich, als daß er nicht hätte neugierig sein sollen, mich zu sehen. „Thut, was ich euch befohlen habe," sagte er zu ihnen, „und bringet mir einen so seltnen Affen her."

Die Beamten kehrten zum Schiffe zurück und theilten dem Schiffshauptmann den erhaltenen Befehl mit, worauf dieser ihnen sagte, daß der Sultan nur zu gebieten hätte. Sie zogen mir sogleich ein Kleid von sehr reichem Stoffe an und trugen mich ans Land, woselbst sie mich auf das Pferd des Sultans setzten, der mich in seinem Palast erwartete, umgeben von einer großen Anzahl zu seinem Hofe gehöriger Personen, die er berufen hatte, um mir mehr Ehre zu erweisen.

Der Zug begann. Der Hafen, die Straßen und die öffentlichen Plätze, die Fenster, die Terrassen der Paläste und der Häuser, alles war mit einer zahllosen Menge Menschen von beiden Geschlechtern und jedem Alter an-

gefüllt, welche die Neugier aus allen Theilen der Stadt herbeigezogen hatte, um mich zu sehen: denn die Nachricht, daß der Sultan einen Affen zu seinem Wesyr gemacht habe, hatte sich in einem Augenblick verbreitet. Nachdem ich dieser ganzen Volksmasse, welche nicht abließ, durch wiederholtes Geschrei ihre Verwunderung zu bezeigen, ein so neues Schauspiel gewährt hatte, gelangte ich in den Palast des Sultans.

Ich fand den Fürsten in der Mitte der Großen seines Hofes auf seinem Throne sitzen. Ich machte ihm drei tiefe Verbeugungen und bei der letzten warf ich mich vor ihm nieder und küßte die Erde. Hierauf setzte ich mich auf Affenweise nieder. Die ganze Versammlung konnte nicht müde werden, mich zu bewundern und begriff nicht, wie ein Affe sich so gut auf die den Sultanen gebührende Hochachtung verstand und der Sultan war erstaunter, als irgend jemand. Kurz, die Audienz-Feierlichkeit würde vollständig gewesen sein, wenn ich meine Gebehrden mit einer Anrede hätte begleiten können; aber die Affen haben niemals gesprochen, und der Vorzug, ein Mensch gewesen zu sein, gab mir dieses Vorrecht nicht.

Der Sultan entließ seine Hofleute und behielt niemand bei sich, als das Oberhaupt der Verschnittenen, einen kleinen, sehr jungen Sklaven, und mich. Er ging aus seinem Audienzsaal in sein Wohnzimmer und ließ sich daselbst Essen auftragen. Als er bei Tafel saß, machte er mir ein Zeichen, daß ich näher kommen und mit ihm essen sollte. Um ihm meinen Gehorsam zu bezeigen, küßte ich die Erde, stand auf und setzte mich an den Tisch. Ich aß mit vieler Zurückhaltung und Bescheidenheit.

Ehe man abräumte, gewahrte ich ein Schreibzeug; ich machte ein Zeichen, daß man mir es bringen sollte und als ich es vor mir hatte, schrieb ich auf einen großen Pfirsich Verse von meiner Arbeit, welche dem Sultan meine Erkenntlichkeit bezeugten und sein Erstaunen mehrte sich, als ich ihm den Pfirsich überreichte und er

das darauf Geschriebene las. Nach aufgehobener Tafel brachte man ihm ein besonderes Getränk, wovon er mir ein Glas reichen ließ. Ich empfing das Glas aus seinen Händen, trank und schrieb folgende Verse darauf:

„Man verbrannte mich durch Feuer, um mich zum Sprechen zu bringen; aber ich wurde bereit gefunden, jede Qual zu ertragen."

„Deshalb werd' ich nun auf den Händen getragen und berühre küssend den Mund der Schönen."

Der Sultan laß auch diese Verse und sagte: ein Mensch, der im Stande wäre, so etwas zu machen, würde über den größten Männern stehn.

Der Fürst ließ sich ein Schachbrett bringen und fragte mich durch Zeichen, ob ich das Spiel verstände und mit ihm spielen wollte. Ich küßte die Erde und gab durch eine Handbewegung zu erkennen, daß ich bereit wäre, diese Ehre anzunehmen. Er gewann mir das erste Spiel ab; aber ich gewann das zweite und dritte, und da ich bemerkte, es verursache ihm einigen Verdruß; schrieb ich auf das Schachbrett folgende Verse:

„Zwei Heere bekämpften sich den ganzen Tag hindurch mit zunehmendem Eifer."

„Als aber die Nacht ihren Schatten über sie ausbreitete, schliefen sie ruhig neben einander auf demselben Schlachtfelde."

Da so vieles von dem, was ich gethan, dem Sultan alles zu übertreffen schien, was man jemals von der Geschicklichkeit und dem Verstande der Affen gesehen oder gehört hatte; so wollte er nicht alleiniger Zeuge dieser Wunder sein. Er hatte eine Tochter, die man „Dame der Schönheit" nannte. „Geh'," sagte er zum Oberhaupt der Verschnittenen, welches gegenwärtig und bei dieser Prinzessin in Diensten war, „geh', bringe deine Gebieterin hierher; es soll mich freuen, sie an dem Vergnügen, das ich genieße, Theil nehmen zu sehen."

Das Oberhaupt der Verschnittenen ging fort und

kam alsbald mit der Prinzessin zurück. Sie kam mit unverschleiertem Gesicht, aber sie war kaum im Zimmer, als sie sich schnell mit ihrem Schleier bedeckte und zum Sultan sagte: „Herr, Euer Majestät muß sich vergessen haben. Ich bin sehr erstaunt, daß ihr mich vor Männern erscheinen laßt.“ — „Wie so, meine Tochter,“ erwiederte der Sultan, „du bedenkst nicht, was du sprichst. Hier ist ja nur der kleine Sklave, dein Hofmeister, der Verschnittene und ich, die wir sämmtlich die Befugniß haben, dein Gesicht zu sehen; deßungeachtet verschleierst du dich und machst mir ein Verbrechen daraus, daß ich dich habe hieher kommen lassen.“ „Herr,“ entgegnete die Prinzessin, „Euer Majestät wird einsehen, daß ich nicht Unrecht habe. Hier dieser Affe, obgleich er die Gestalt eines Affen hat, ist doch ein junger Prinz, der Sohn eines großen Königs. Ein Zauberer hat ihn in einen Affen verwandelt. Ein Geist, Sohn der Tochter des Eblis [15]), hat ihm diesen boshaften Streich gespielt, nachdem er auf eine grausame Weise der Prinzessin der Ebenholzinsel, der Tochter des Königs Epitimarus, das Leben genommen hatte.“

Der Sultan, über diese Rede erstaunt, wandte sich nach meiner Seite und fragte mich, ohne weiter durch Zeichen mit mir zu sprechen, ob das, was seine Tochter so eben gesagt hätte, wahr sei. Da ich nicht reden konnte, gab ich ihm durch eine Bewegung meiner Hand zu erkennen, daß die Prinzessin die Wahrheit gesagt hätte. „Meine Tochter,“ sagte nun der Sultan, „woher weißt du, daß dieser Prinz durch Zauber in einen Affen verwandelt worden ist?“ — „Herr,“ erwiederte die Prinzessin Dame der Schönheit, „Euer Majestät erinnert sich gewiß, daß ich um die Zeit, als ich aufhörte, ein Kind zu sein, eine alte Dame um mich hatte. Sie war eine sehr geschickte Zauberin und hat mich siebenzig Regeln ihrer Wissenschaft gelehrt, durch deren Kraft ich in einem Augenblick eure Hauptstadt mitten ins Weltmeer jenseits des

Kaukasus versetzen könnte. Durch diese Wissenschaft erkenne ich alle verzauberte Personen, so wie ich sie nur sehe; ich weiß, wer sie sind und wer sie verzaubert hat; seid also nicht erstaunt, daß ich diesen Prinzen ungeachtet der Verwandlung erkannt habe, welche ihn verhindert, vor euren Augen in natürlicher Gestalt zu erscheinen. „Meine Tochter," sagte der Sultan, „ich hielt dich nicht für so geschickt." — „Herr," versetzte die Prinzessin, „das sind wunderbare Dinge, die zu wissen wohl gut ist; aber es schien mir, daß ich mich ihrer nicht rühmen dürfe." — „Weil sich nun die Sache so verhält," versetzte der Sultan, „so kannst du ja wohl den Zauber des Prinzen lösen?" — „Ja, Herr," entgegnete die Prinzessin, „ich kann ihm seine ursprüngliche Gestalt wiedergeben." — „So gib sie ihm wieder," unterbrach sie der Sultan, „du kannst mir keine größere Freude machen; denn ich will, daß er mein Großwesyr sein und dich heirathen soll." — „Herr," sagte die Prinzessin, „ich bin bereit, euch in allem zu gehorchen, was euch belieben wird, mir zu befehlen."

Indem Scheherasade diese letzten Worte beendigte, bemerkte sie, daß es Tag wurde und hörte auf, die Geschichte des zweiten Kalenders fortzusetzen. Schachriar, welcher vermuthete, daß die Folge der Geschichte nicht minder ergötzlich sein würde, als das, was er schon davon erfahren hatte, beschloß, sie den nächsten Morgen zu hören.

Vier und funfzigste Nacht.

Da die Sultanin sah, wie begierig ihre Schwester war, zu wissen, auf welche Weise Dame der Schönheit den zweiten Kalender in seinen früheren Zustand zurückversetzte; so sagte sie zu ihr: „Der Kalender nahm seine Erzählung folgendermaßen wieder auf:

„Die Prinzessin Dame der Schönheit ging in ihr

Zimmer und holte ein Messer, auf dessen Klinge hebräische Worte eingegraben waren. Sie ließ hierauf den Sultan, das Oberhaupt der Verschnittenen, den kleinen Sklaven und mich in einen geheimen Hof des Palastes herabsteigen; dort ließ sie uns unter einer rund umhergehenden Gallerie, trat sodann in die Mitte des Hofes, wo sie einen großen Kreis beschrieb und in ihn mehrere Verse in alten und andern arabischen Schriftzeichen, welche man Schriftzeichen der Kleopatra nennt, niederschrieb.

Nachdem sie nun geendet und den Kreis nach gewünschter Weise geordnet hatte, stellte sie sich in die Mitte, woselbst sie Beschwörungen vornahm und Verse aus dem Alkoran hersagte. Nach und nach verdunkelte sich die Luft, so daß es Nacht zu sein und das Weltgebäude auseinander zu fallen schien. Wir fühlten uns von einem ungeheuren Schrecken befallen, und dieses Schrecken vermehrte sich noch, als wir auf einmal den Geist, Sohn der Tochter des Eblis, unter der Gestalt eines Löwen von furchtbarer Größe erscheinen sahen.

Sobald die Prinzessin das Ungeheuer gewahrte, sagte sie zu ihm: „Hund, statt vor mir zu kriechen, wagst du es, dich unter dieser fürchterlichen Gestalt zu zeigen, und glaubst mich zu schrecken?“ — „Und du,“ versetzte der Löwe, „du scheust dich nicht, gegen den Vertrag zu handeln, den wir miteinander gemacht und durch einen feierlichen Schwur bestätigt haben, uns gegenseitig weder zu schaden noch etwas Böses zuzufügen?“ — „Ha, Verruchter,“ erwiederte die Prinzessin, „dir hab' ich diesen Vorwurf zu machen.“ — „Du wirst,“ unterbrach sie der Löwe trotzig, „für die mir gemachte Mühe hierherzukommen, bezahlt werden.“ Indem er dies sagte, öffnete er einen schrecklichen Rachen und fuhr auf sie los, um sie zu verschlingen. Sie aber war auf ihrer Hut, sprang zurück und hatte Zeit genug, um sich ein Haar auszureißen, welches sie durch ein Paar gesprochene Worte in ein schneidendes Schwert verwandelte, womit sie den Löwen

mitten durch den Leib in zwei Theile zerhieb. Die beiden Theile des Löwen verschwanden bis auf den Kopf, der sich in einen großen Skorpion verwandelte. Sogleich verwandelte sich die Prinzessin in eine Schlange, und bestand einen harten Kampf mit dem Skorpion, der, da er keine Uebermacht gewann, die Gestalt eines Adlers annahm und davon flog. Aber die Schlange nahm nun die Gestalt eines noch gewaltigeren schwarzen Adlers an und verfolgte ihn. Wir verloren beide aus dem Gesicht.

Einige Zeit nach ihrem Verschwinden öffnete sich vor uns die Erde und es kam eine schwarze und weiße Katze heraus, deren Haar sich über und über emporsträubte und die auf eine gräßliche Weise miaute. Ihr folgte ganz nahe ein schwarzer Wolf, der ihr keine Ruhe ließ. Die höchst bedrängte Katze verwandelte sich in einen Wurm und befand sich dicht bei einem Granatapfel, der zufällig von einem Granatbaum gefallen war, welcher am Ufer eines ziemlich tiefen, aber nicht sehr breiten Kanales stand. Dieser Wurm durchbohrte den Granatapfel in einem Augenblick und verbarg sich darein. Der Apfel schwoll sogleich zur Größe eines Kürbisses auf, und erhob sich auf das Dach der Gallerie, von wo er, nachdem er sich eine Weile hin und her gerollt hatte, in den Hof fiel und in mehrere Stücke brach.

Der Wolf, der sich inzwischen in einen Hahn verwandelt hatte, warf sich auf die Kerne des Granatapfels und verschluckte einen nach dem andern. Als er keine mehr sah, kam er mit ausgebreiteten Flügeln und großem Geräusch auf uns zu, gleichsam um uns zu fragen, ob keine Kerne mehr übrig wären. Noch einer lag am Ufer des Kanals, den er erblickte, als er sich umdrehte. Er lief schnell hinzu; aber in dem Augenblicke, als er ihn mit dem Schnabel aufpicken wollte, rollte der Kern in den Kanal und verwandelte sich in einen kleinen Fisch."

„Doch es wird Tag, mein Fürst;" sagte Scheherasade; „wäre er nicht so schnell angebrochen, so bin ich

überzeugt, Euer Majestät würde sich an dem, was ich noch erzählt hätte, sehr ergötzt haben." Nach diesen Worten schwieg sie still und der Sultan stand auf, erfüllt von allen diesen unerhörten Begebenheiten, die ihm eine große Lust und Ungeduld einflößten, das Ende dieser Geschichte zu hören.

Fünf und funfzigste Nacht.

Scheherasade, um ihrer Schwester Genüge zu leisten, welche neugierig war, die Folge aller dieser Verwandlungen zu erfahren, rief ihr ins Gedächtniß zurück, wo sie in ihrer Erzählung stehen geblieben war, und sagte, indem sie nun ihr Wort an den Sultan richtete: „Herr, der zweite Kalender setzte seine Geschichte folgendermaßen fort:

„Der Hahn warf sich in den Kanal und verwandelte sich in einen Hecht, der den kleinen Fisch verfolgte. Beide blieben zwei ganze Stunden lang unter dem Wasser, und wir wußten nicht, was aus ihnen geworden war, als wir ein schreckliches Geschrei hörten, das uns zittern machte. Kurze Zeit nachher sahen wir den Geist und die Prinzessin ganz in Feuer. Sie spieen Flammen gegen einander, bis sie handgemein wurden. Hierauf vermehrten sich die beiden Feuer, von welchen sich ein dicker und entflammter Rauch sehr hoch erhub. Wir fürchteten mit Grund, daß er den ganzen Palast entzünden möchte; aber wir hatten bald einen dringenderen Grund zur Furcht: denn der Geist, der sich von der Prinzessin losgemacht hatte, kam bis an die Gallerie, woselbst wir uns befanden, und blies uns Wirbelwinde von Feuer zu. Es war um uns geschehen, wenn die Prinzessin, die uns zu Hülfe eilte, ihn nicht durch ihr Geschrei genöthigt hätte, sich zu entfernen und sich vor ihr zu hüten. Wie eilig sie aber auch war, konnte sie doch nicht verhindern, daß dem Sultan der Bart verbrannt und das Gesicht beschädigt, daß das Oberhaupt

der Verschnittenen erdrückt und auf der Stelle von den Flammen verzehrt wurde, und daß ein Funken in mein rechtes Auge flog und mich einäugig machte. Der Sultan und ich, wir erwarteten den Tod; aber bald hörten wir schreien: „Sieg, Sieg!“ und wir sahen plötzlich die Prinzessin in ihrer natürlichen Gestalt und den Geist in einen Aschenhaufen verwandelt.

Die Prinzessin näherte sich uns, und um keine Zeit zu verlieren, verlangte sie eine Schaale voll Wasser, welche ihr der junge Sklave brachte, der vom Feuer nicht beschädigt worden war. Sie nahm die Schaale, und nachdem sie einige Worte darüber gesprochen hatte, besprengte sie mich mit dem Wasser und sagte: „Bist du ein Affe durch Bezauberung, so verändere deine Gestalt und nimm die eines Menschen an, die du früher hattest.“ Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, so wurde ich ein Mensch, wie ich vor meiner Verwandlung gewesen war, bis auf ein Auge.

Ich schickte mich an, der Prinzessin zu danken, aber sie ließ mir keine Zeit dazu. Sie wandte sich an den Sultan, ihren Vater, und sagte zu ihm: „Herr, ich habe den Sieg über den Geist davon getragen, wie Euer Majestät es sehen kann; aber es ist ein Sieg, der mir theuer zu stehen kommt. Mir bleiben nur noch einige Augenblicke zu leben übrig, und ihr werdet nicht die Freude haben, die von euch beabsichtigte Heirath zu schließen. Das Feuer hat mich in diesem schrecklichen Kampf durchdrungen und ich fühle, daß es mich nach und nach verzehrt. Das würde mir nicht begegnet sein, wenn ich den letzten Kern des Granatapfels bemerkt und ihn, gleich den andern, verschluckt hätte, als ich mich in einen Hahn verwandelt hatte. Der Geist hatte sich in diesen Kern, als in seine letzte Verschanzung geflüchtet, und hievon hing der Erfolg des Kampfes ab, der glücklich und gefahrlos für mich geendet hätte. Dieser Fehler hat mich genöthigt, meine Zuflucht zum Feuer zu nehmen, um mit diesen

mächtigen Waffen zu kämpfen, wie ich es zwischen Himmel und Erde und in eurer Gegenwart gethan habe. Ungeachtet der Gewalt seiner furchtbaren Kunst, und ungeachtet seiner Erfahrung hab' ich dem Geist gezeigt, daß ich mehr wisse als er, ich habe ihn besiegt und in Asche verwandelt. Aber ich kann dem herannahenden Tode nicht entrinnen....."

Hier unterbrach Scheherasade die Erzählung des zweiten Kalenders, und sagte zum Sultan: „Herr, der anbrechende Tag ermahnt mich, nicht weiter zu erzählen; wenn aber Euer Majestät die Gnade haben will, mich noch bis morgen leben zu lassen, so werdet ihr das Ende dieser Geschichte erfahren." Schachriar willigte ein, und stand, seiner Gewohnheit nach, auf, um die Angelegenheiten seines Reichs zu besorgen.

Sechs und funfzigste Nacht.

Als die Sultanin erwacht war, nahm sie sogleich das Wort, um in der Geschichte des zweiten Kalenders, wie folget, fortzufahren.

„Edle Frau," sagte der Kalender zu Sobeïden, „der Sultan ließ die Prinzessin Dame der Schönheit die Erzählung ihres Kampfes vollenden, und als sie geendet hatte, sagte er ihr mit einem Ton, der den lebhaften Schmerz schilderte, von welchem er durchdrungen war: „Meine Tochter, du siehst, in welchem Zustande dein Vater ist. Ach! ich bin erstaunt, daß ich noch lebe. Der Verschnittene, dein Hofmeister, ist gestorben, und der Prinz, dessen Zauber du so eben gelöst hast, hat ein Auge verloren." Er konnte nicht mehr sagen, Thränen, Seufzer und Schluchzen benahmen ihm die Sprache. Seine Tochter und ich, wir waren sehr gerührt über seine Betrübniß und wir weinten mit ihm. Während wir uns gleichsam um die Wette betrübten, schrie die Prinzessin: „Ich

brenne, ich brenne!" Sie fühlte, daß das Feuer, welches sie verzehrte, sich nun ihres ganzen Leibes bemächtigte, und sie hörte nicht eher auf zu schreien: „ich brenne!" bis der Tod ihren unerträglichen Schmerzen ein Ende gemacht hatte. Die Wirkung dieses Feuers war so außerordentlich, daß sie in wenig Augenblicken, gleich dem Geist, in Asche verwandelt war.

Ich mag euch nicht sagen, verehrte Frau, wie sehr ich von einem so traurigen Schauspiel gerührt war. Lieber, als meine Wohlthäterin so elend umkommen zu sehen, wär' ich mein ganzes Leben hindurch Affe oder Hund geblieben. Der Sultan seinerseits, der über alle Begriffe betrübt war, stieß ein klägliches Geschrei aus, indem er sich heftig vor den Kopf und die Brust schlug, bis er, seiner Verzweiflung unterliegend, in Ohnmacht fiel und mich für sein Leben fürchten ließ. Inzwischen liefen die Verschnittenen und die Beamten auf das Geschrei des Sultans herbei, den sie nur mit großer Mühe wieder zu sich brachten. Dieser Fürst und ich, wir hatten nicht nöthig, ihnen eine lange Erzählung von diesem Abenteuer zu machen, um sie von dem Schmerz zu überzeugen, den wir darüber empfanden; die beiden Aschenhaufen, in welche die Prinzessin und der Geist verwandelt worden waren, machten ihnen das Geschehene nur allzubegreiflich. Da der Sultan sich kaum aufrecht zu erhalten vermochte, war er genöthigt, sich auf seine Verschnittenen zu stützen, um wieder in sein Zimmer zu gelangen.

Sobald sich die Nachricht von einer so traurigen Begebenheit im Palast und in der Stadt verbreitet hatte, beklagte jedermann das Unglück der Prinzessin Dame der Schönheit und nahm an der Betrübniß des Sultans Theil. Sieben Tage lang beging man alle Feierlichkeiten der tiefsten Trauer. Die Asche des Geistes wurde den Winden übergeben, die der Fürstin in ein kostbares Gefäß gesammelt, um sie darin aufzubewahren; und dieses Gefäß wurde in einem prächtigen Grabmahl aufbewahrt,

welches an demselben Ort, wo man die Asche gesammelt hatte, errichtet wurde.

Der Kummer, welchen der Sultan über den Verlust seiner Tochter empfand, zog ihm eine Krankheit zu, die ihn nöthigte, einen Monat lang das Bett zu hüten. Er war noch nicht gänzlich genesen, als er mich rufen ließ. „Prinz," sagte er zu mir, „hört den Befehl, den ich euch zu geben habe; es gilt euer Leben, wenn ihr ihn nicht ausführt." Ich versicherte ihn, daß ich pünktlich gehorchen würde. Hierauf nahm er das Wort und sagte: „Ich hatte immer in einer vollkommnen Glückseligkeit gelebt und kein Unfall hatte sie gestört; durch eure Ankunft ist das Glück, dessen ich genoß, entschwunden. Meine Tochter ist gestorben, ihr Hofmeister lebt nicht mehr und mir ist das Leben nur durch ein Wunder gegönnt. Ihr allein seid die Ursache so vieler Unglücksfälle, über welche ich mich unmöglich zu trösten vermag. Darum zieht in Frieden von hinnen, aber unverzüglich; ich selbst würde sterben, wenn ihr länger hier verweiltet; denn ich bin überzeugt, daß eure Gegenwart Unglück bringt; das ist alles, was ich euch zu sagen hatte. Reiset, und hütet euch, jemals wieder in meinen Staaten zu erscheinen; keine Rücksicht würde mich hindern, es euch bereuen zu lassen." Ich wollte reden; aber er schloß mir den Mund durch Worte voll Zornes und ich war genöthigt, mich aus seinem Palast zu entfernen.

Von aller Welt zurückgestoßen, verjagt und verlassen und ohne zu wissen, was aus mir werden sollte, ehe ich die Stadt verließ, ging ich in ein Bad, ließ mir Bart und Augenbrauen scheeren, und wählte die Tracht eines Kalenders. Ich machte mich auf den Weg und beweinte minder mein eigenes Elend, als das der schönen Prinzessinnen, deren Tod ich veranlaßt hatte. Ich durchstrich mehrere Länder, ohne mich zu erkennen zu geben; endlich faßte ich den Entschluß, mich nach Bagdad zu begeben, in der Hoffnung, mich dem Beherrscher der Gläubigen

vorstellen zu lassen und durch die Erzählung einer so seltsamen Geschichte sein Mitleid zu erregen. Diesen Abend bin ich hier angekommen und die erste Person, die mir bei meiner Ankunft aufstieß, war der Kalender, unser Bruder, der vor mir gesprochen hat. Ihr wißt das Uebrige, edle Frau, und warum ich die Ehre habe, mich in eurem Hause zu befinden."

Als der zweite Kalender mit seiner Erzählung zu Ende war, sagte Sobeïde, an welche er das Wort gerichtet hatte, zu ihm: „Es ist gut; geht nun, wohin ihr wollt, ich gebe euch dazu meine Erlaubniß." Anstatt aber fortzugehen, bat er die Dame, ihm dieselbe Gunst zu erweisen, wie dem ersten Kalender, neben welchen er sich setzte.

„Aber, Herr," sagte Scheherasade nach diesen letzten Worten, „es ist Tag und mir deshalb nicht erlaubt fortzufahren. Ich wage zu versichern, daß, so angenehm auch die Geschichte des zweiten Kalenders ist, die des dritten nicht minder schön genannt werden mag. Eure Majestät gehe mit sich zu Rathe, ob sie die Geduld haben wird, sie zu hören. Der Sultan, neugierig zu wissen, ob sie wunderbarer wäre, als die erste, stand auf, entschlossen, das Leben Scheherasadens noch zu verlängern, obgleich der von ihm bewilligte Aufschub bereits seit mehreren Tagen verflossen war.

Sieben und funfzigste Nacht.

„Ich möchte wohl," sagte Schachriar gegen Ende der Nacht, „die Geschichte des dritten Kalenders hören." — „Herr," erwiederte Scheherasade, „ich gehorche eurem Befehl. Der dritte Kalender," fügte sie hinzu, „als er nun sah, daß die Reihe zu reden an ihn käme, wandte sich, gleich den andern, an Sobeïden und begann seine Erzählung auf folgende Weise:

Geschichte des dritten Kalenders, eines Königssohns.

„Hochgeschätzte Frau, was ich euch zu erzählen habe, ist sehr verschieden von dem, was ihr eben gehört habt. Die beiden Prinzen, welche vor mir sprachen, haben jeder ein Auge durch eine Wirkung ihres Geschicks verloren, ich aber verlor das meinige nur durch meine Schuld, nur, indem ich mich in mein eigenes Unglück stürzte, wie ihr es aus der Folge meiner Rede erfahren werdet."

„Ich heiße Agib [6]) und bin der Sohn eines Königs, der sich Kassib nannte. Nach seinem Tode nahm ich meine Staaten in Besitz und wählte dieselbe Stadt, in welcher er gewohnt hatte, auch zu meinem Wohnort. Diese Stadt liegt am Ufer des Meeres; sie hat einen der schönsten und sichersten Häfen mit einem Arsenal, welches groß genug ist, um das Nöthige zur Bewaffnung von hundert Kriegsschiffen zu enthalten, die immer bereit sind, wenn's Noth thut, Dienste zu leisten; um funfzig Kauffahrteischiffe auszurüsten und eben so viele kleine, leichte, zu Spazierfahrten und Vergnügungen auf dem Wasser bestimmte Fahrzeuge. Mein Königreich bestand aus mehreren schönen Provinzen des festen Landes und einer großen Anzahl beträchtlicher Inseln, die fast alle im Angesicht meiner Hauptstadt lagen.

Ich besuchte zuerst die Provinzen; ließ hierauf meine ganze Flotte bewaffnen und ausrüsten und landete auf meinen Inseln, um mir durch meine Gegenwart die Herzen meiner Unterthanen zu gewinnen und sie in ihrer Pflicht zu bestärken. Einige Zeit, nachdem ich wieder heimgekommen war, wiederholte ich jene Reisen, die mir einige Kenntniß von der Schiffahrt verschafften und mir

einen solchen Geschmack daran einflößten, daß ich beschloß, jenseits meiner Inseln Entdeckungen zu machen. Zu diesem Zweck ließ ich nur zehn Schiffe ausrüsten. Ich schiffte mich ein und wir gingen unter Segel. Vierzig Tage hindurch war unsere Schifffahrt glücklich; aber in der ein und vierzigsten Nacht wurde der Wind ungünstig und selbst zu einem so heftigen Sturme, daß wir nahe daran waren, zu Grunde zu gehen. Doch nichtsdestoweniger legte sich bei Tagesanbruch der Wind, die Wolken zerstreuten sich und da die Sonne wieder schönes Wetter herbeigeführt hatte, so landeten wir an einer Insel, auf welcher wir zwei Tage verweilten, um Erfrischungen einzunehmen. Als dies geschehen war, gingen wir wieder in See. Nach zehntägiger Fahrt hofften wir Land zu sehen, denn durch den Sturm, den wir erlitten hatten, war ich von meinem Vorsatz abgekommen und hatte den Weg nach meinen Staaten nehmen lassen, als ich bemerkte, daß mein Steuermann nicht wußte, wo wir waren. Wirklich berichtete am zehnten Tage ein Matrose, der den Befehl hatte, sich auf der Höhe des großen Mastes umzuschauen, daß er rechts und links nur Meer und Himmel gesehen, die den Horizont begränzten, aber daß er vor sich, auf der Seite unsers Vordertheils, eine große Schwärze bemerkt hätte.

Der Steuermann veränderte bei diesem Bericht seine Farbe, warf mit der einen Hand den Turban auf das Verdeck und rief, indem er sich mit der andern ins Gesicht schlug, aus: „Ach, mein König, wir sind verloren! Keiner von uns vermag der Gefahr zu entrinnen, in welcher wir uns befinden, und mit aller meiner Erfahrung steht es nicht in meiner Macht, uns davor zu bewahren.“ Indem er diese Worte sagte, fing er an zu weinen, wie ein Mensch, der seinen Untergang für unvermeidlich hält, und seine Verzweiflung verbreitete Schrecken durch das ganze Schiff. Ich fragte ihn, welchen Grund er habe so zu verzweifeln. „Ach Herr!“ erwiederte er mir, „der

Sturm, den wir erlitten haben, hat uns so von unserem Wege abgebracht, daß wir uns morgen Mittag bei jener Schwärze befinden werden, die nichts anders ist, als der schwarze Berg; und das ist der Magnetberg, welcher von jetzt an eure ganze Flotte an sich zieht, wegen der Nägel und alles zum Bau der Schiffe gehörigen Eisenwerks. Wenn wir uns morgen in einer gewissen Entfernung befinden werden, wird die Kraft des Magnets so groß sein, daß sich alle Nägel losmachen und sich an den Berg heften und eure Schiffe auseinander fallen und untergehen werden. Da der Magnet die Kraft besitzt, das Eisen an sich zu ziehen und sich durch diese Anziehung zu stärken, so ist dieser Berg auf der Seeseite mit einer Unzahl von Nägeln durch ihn untergegangener Schiffe bedeckt, was diese Kraft zu gleicher Zeit erhält und mehrt. Dieser Berg," sagte der Steuermann, „ist sehr steil und auf dem Gipfel steht ein Dom von feinem Erz, von eben solchen Säulen gestützt; oben auf dem Dom sieht man ein Roß, auch von Erz, welches einen Reiter trägt, dessen Brust von einer bleiernen Platte bedeckt ist, auf welcher talismanische Zeichen eingegraben sind. Es geht die Sage, daß dieses Standbild die Haupturſache von dem Verderben so vieler Schiffe und so vieler Menschen ist, die an diesem Ort zu Grunde gegangen sind, und daß es nicht aufhören wird unheilbringend für alle diejenigen zu sein, die das Unglück haben sich ihm zu nahen, bis es umgestürzt werden wird."

Als der Steuermann so gesprochen hatte, fing er wieder an zu weinen, und seine Thränen erregten die der ganzen Mannschaft. Ich selbst zweifelte nicht, daß ich dem Ende meiner Tage ganz nahe wäre. Keiner unterließ jedoch an seine Erhaltung zu denken und deshalb alle möglichen Maaßregeln zu ergreifen, und bei der Ungewißheit des Unfalls machten sich alle gegenseitig zu Erben durch Testamente zu Gunsten derer, die sich retten würden.

Am andern Morgen sahen wir den schwarzen Berg offen vor uns liegen, und das, was wir davon gehört hatten, ließ ihn uns viel schrecklicher finden, als er wirklich war. Gegen Mittag kamen wir ihm so nahe, daß uns widerfuhr, was der Steuermann uns prophezeiht hatte. Wir sahen die Nägel und alles Eisenwerk der Flotte dem Berge zufliegen, an welchen sie sich, durch die Heftigkeit der Anziehungskraft, mit fürchterlichem Lärm festhefteten. Die Schiffe zerfielen und sanken ins Meer, welches an diesem Orte so tief war, daß wir seine Tiefe mit dem Senkblei nicht würden haben ermessen können. Alle meine Leute ertranken; aber Gott hatte Mitleid mit mir und vergönnte mir, mich zu retten, indem ich mich eines Brettes bemächtigte, welches vom Winde gerade an den Fuß des Berges getrieben wurde. Ich that mir nicht den geringsten Schaden, da mein Glücksstern mich an einer Stelle landen ließ, wo ich Stufen fand, um auf den Gipfel zu steigen."

Scheherasade wollte in dieser Erzählung forfahren, aber der anbrechende Tag legte ihr Stillschweigen auf. Der Sultan schloß wohl aus diesem Anfang, daß die Sultanin ihn nicht betrogen hätte. Es ist deshalb nicht zu verwundern, daß er sie diesen Tag noch nicht sterben ließ.

Acht und funfzigste Nacht.

„Um Gotteswillen, meine Schwester," rief am folgenden Morgen Dinarsade, „fahre, ich beschwöre dich, in der Erzählung des dritten Kalenders fort." — „Der Prinz, meine liebe Schwester," versetzte Scheherasade, „erzählte folgendermaßen weiter:

„Beim Anblick dieser Stufen (denn es war weder rechts noch links ein Raum, wohin man die Füße setzen und folglich sich retten konnte,) dankte ich Gott und rief,

indem ich zu steigen anfing, seinen heiligen Namen an. Die Treppe war sehr schmal, so steil und so schwer zu ersteigen, daß ein nur einigermaßen heftiger Wind mich umgeworfen und mich ins Meer gestürzt hätte. Doch ich gelangte endlich ohne Unfall ans Ziel, ich trat in den Dom, warf mich auf die Erde und dankte Gott für die mir erwiesene Gnade.

Ich brachte die Nacht unter dem Dome zu. Im Schlaf erschien mir ein ehrwürdiger Greis und sagte zu mir: „Höre, Agib, wenn du erwacht sein wirst, so grabe die Erde unter deinen Füßen auf. Du wirst dann einen Bogen von Erz und drei bleierne Pfeile finden, die unter gewissen Gestirnständen verfertigt sind, um das menschliche Geschlecht von so vielen ihm drohenden Uebeln zu befreien. Schieße die drei Pfeile auf das Standbild ab; der Reiter wird in das Meer fallen und das Roß auf deine Seite, und du mußt es dann an derselben Stelle begraben, wo du den Bogen und die Pfeile gefunden hast. Wenn das geschehen ist, wird das Meer bis zum Fuß des Domes und bis zur Höhe des Berges anschwellen. Ist es nun so hoch gestiegen, so wirst du einen Kahn landen sehen, in welchem sich nur ein einziger Mann mit einem Ruder in jeder Hand befinden wird. Dieser Mann wird von Erz, aber von dem, welchen du heruntergeschossen hast, verschieden sein. Besteige sein Schiff, ohne den Namen Gottes auszusprechen, und überlaß dich seiner Führung. Er wird dich in zehn Tagen in ein anderes Meer bringen, wo du das Mittel finden wirst, frisch und gesund heimzukehren, wenn du nur, wie ich dir schon gesagt habe, während der ganzen Reise den Namen Gottes nicht aussprichst."

So lauteten die Worte des Greises. Sobald ich erwacht war, stand ich, durch diese Erscheinung sehr getröstet, auf und unterließ nicht zu thun, was dieser Greis mir befohlen hatte. Ich grub Bogen und Pfeile aus und schoß nach dem Reiter. Durch den dritten Pfeil

stürzte ich ihn ins Meer und das Pferd fiel auf meine Seite. Ich vergrub es an der Stelle des Bogens und der Pfeile, und das Meer schwoll inzwischen an und erhob sich nach und nach. Als es bis auf die Höhe des Berges und an den Fuß des Domes gestiegen war, erblickte ich von fern einen Kahn, der auf mich zu kam. Ich dankte Gott, da ich sah, daß sich alles meinem Traume gemäß begab.

Endlich landete der Kahn und ich sah auf ihm den Mann von Erz, ganz wie er mir war geschildert worden. Ich schiffte mich ein und hütete mich wohl, den Namen Gottes auszusprechen; ich sprach sogar kein andres Wort. Ich setzte mich nieder und der Mann von Erz fing wieder an zu rudern, indem er sich von dem Berge entfernte. Er ruderte ohne aufzuhören, bis zum neunten Tage, an welchem ich Inseln sah, die mich hoffen ließen, daß ich bald aus der Gefahr, welche ich zu fürchten hatte, entkommen würde. Das Uebermaaß meiner Freude ließ mich das gegebene Verbot vergessen: „Gott sei gebenedeit," rief ich aus; „Gott sei gelobt!"

Ich hatte diese Worte noch nicht ganz ausgesprochen, als der Kahn mit dem Manne von Erz ins Meer versank. Ich erhielt mich auf dem Wasser und schwamm den übrigen Theil des Tages hindurch auf das Land zu, das mir das nächste schien. Es folgte eine sehr dunkle Nacht, und da ich nicht mehr wußte, wo ich war, so schwamm ich auf Gerathewohl. Endlich erschöpften sich aber meine Kräfte, ich begann an meiner Rettung zu verzweifeln, als der Wind heftiger wurde und eine berghohe Woge mich an eine Küste warf, an welcher sie mich ließ. Ich eilte ans Land zu kommen, aus Furcht, daß mich eine andere Woge zurückwerfen möchte, und das erste, was ich that, war, daß ich mich auskleidete, das Wasser aus meinen Kleidern wand und sie dann, um sie zu trocknen, auf dem Sande ausbreitete, der noch von der Hitze des Tages erwärmt war.

Am folgenden Tage hatte die Sonne meine Kleider bald getrocknet. Ich zog mich wieder an und ging vorwärts, um zu sehen, wo ich war. Ich war nicht lange gegangen, als ich erkannte, daß ich mich auf einer wüsten, aber sehr angenehmen kleinen Insel befand, auf welcher es mehrere Arten von fruchttragenden und wilden Bäumen gab. Aber ich bemerkte, daß sie bedeutend entfernt vom festen Lande war, was meine Freude über meine Rettung aus dem Meere sehr verminderte. Nichts destoweniger überließ ich Gott die Sorge, über mein Schicksal nach seinem Willen zu schalten, als ich ein Fahrzeug erblickte, welches mit vollen Segeln vom festen Lande kam und sein Vordertheil auf die Insel gerichtet hatte, auf welcher ich mich befand.

Da ich nicht zweifelte, daß es dort vor Anker gehen würde und ich nicht wußte, ob die darauf befindlichen Leute Freunde oder Feinde wären, so glaubte ich mich nicht sogleich zeigen zu müssen. Ich stieg auf einen sehr belaubten Baum, von welchem ich ohne Gefahr ihr Benehmen sehen konnte. Das Schiff fuhr in eine kleine Bucht, woselbst zehn Sklaven ans Land stiegen, die eine Schaufel und andere zum Aufgraben der Erde geschickte Werkzeuge trugen. Sie gingen nach der Mitte der Insel, ich sah sie dort verweilen und eine Zeit lang graben, und dem Anscheine nach erhoben sie eine Fallthüre. Sie kehrten hierauf zu ihrem Fahrzeug zurück, schifften mehrere Arten von Mundvorrath und Hausgeräthe aus, jeder belud sich und trug seine Last an die Stelle, wo sie die Erde aufgegraben hatten; dort stiegen sie hinab, was mich vermuthen ließ, daß daselbst ein unterirdischer Raum wäre. Ich sah sie nochmals zum Schiff gehen und kurze Zeit nachher mit einem Greise zurückkehren, der einen sehr wohlgebildeten jungen Menschen von vierzehn oder funfzehn Jahren mit sich führte. Sie stiegen alle hinab, wo die Fallthüre aufgehoben worden war; und als sie wieder heraufgekommen waren, die Fallthüre niedergelassen, sie

wieder mit Erde bedeckt hatten und sich wieder auf den Weg nach der Bucht begaben, wo das Schiff sich befand, bemerkte ich, daß der junge Mensch nicht bei ihnen war, woraus ich schloß, daß er in dem unterirdischen Raum geblieben wäre, ein Umstand, der mich in Erstaunen setzte.

Der Greis und die Sklaven schifften sich ein, und das unter Segel gegangene Schiff nahm den Weg wieder nach dem festen Lande. Als es so fern war, daß die Mannschaft mich nicht gewahr werden konnte, stieg ich vom Baume herab und begab mich eilig an die Stelle, wo ich hatte graben sehen. Ich grub nun auch, bis ich einen Stein fand, der zwei oder drei Fuß im Gevierte hatte; ich hob ihn auf und sah, daß er den Eingang zu einer Treppe bedeckte, die auch von Stein war. Ich stieg herab und fand unten ein großes Zimmer, in welchem ich einen Fußteppich sah und ein Sofa mit einem andern Teppich und mit Kissen von einem reichen Stoffe versehen, auf welchem der junge Mensch mit einem Fächer in der Hand saß. Ich unterschied alle diese Sachen bei dem Licht zweier Kerzen, eben so auch Früchte und Blumentöpfe, die bei ihm standen. Der junge Mensch war erschrocken, mich zu sehen, um ihn jedoch zu beruhigen, sagte ich zu ihm beim Eintreten: „Wer ihr auch seid, Herr, fürchtet nichts, ein Königssohn und König wie ich, ist nicht fähig, euch die geringste Beleidigung zuzufügen. Es ist im Gegentheil, allem Anscheine nach, euer gutes Geschick, welches mich hieher gebracht hat, um euch aus diesem Grabe zu bringen, in welches man euch, wie es scheint, aus mir unbekannten Ursachen, lebendig begraben hat. Was mich jedoch befremdet und was ich nicht begreifen kann, (denn ich muß euch nur sagen, daß ich alles mit angesehen habe, was euch seit eurer Ankunft auf dieser Insel begegnet ist), ist, daß es mir so vorkam, als hättet ihr euch ohne Widerstand hier begraben lassen."

Scheherasade schwieg an dieser Stelle und der Sultan erhob sich von seinem Lager, sehr ungeduldig, zu er-

fahren, warum dieser junge Mensch auf einer wüsten Insel so verlassen worden wäre, was er in der folgenden Nacht zu hören hoffte.

Neun und funfzigste Nacht.

Dinarsade rief, als es Zeit war, die Sultanin, und Scheherasade fuhr, ohne sich bitten zu lassen, in der Erzählung des dritten Kalenders, wie folget, fort:

„Der junge Mensch," sagte der dritte Kalender, „beruhigte sich bei diesen Worten, und bat mich mit lächelnder Miene, mich zu ihm zu setzen. Als ich mich gesetzt hatte, sagte er zu mir: „Prinz, ich will euch etwas erzählen, was euch durch seine Seltsamkeit überraschen wird. Mein Vater ist ein Juwelenhändler, der durch seine Thätigkeit und Geschicklichkeit in seinem Gewerbe sich große Reichthümer erworben hat. Er hat eine große Menge von Sklaven und von Geschäftsführern, die auf ihnen gehörigen Schiffen Seereisen machen, um die Verbindung zu unterhalten, die er mit vielen Höfen hat, welche er mit den gewünschten Edelsteinen versorgt. Er war lange verheirathet, ohne Kinder zu haben, als ihm träumte, daß er einen Sohn bekommen, dessen Leben aber nicht von langer Dauer sein würde, worüber er sich bei seinem Erwachen sehr grämte. Einige Tage nachher verkündigte ihm meine Mutter, daß sie schwanger sei und die Zeit, zu welcher sie empfangen zu haben glaubte, stimmte sehr mit derjenigen überein, zu welcher mein Vater seinen Traum gehabt hatte. Sie kam mit mir nach neun Monden nieder, und das verursachte in der Familie eine große Freude. Mein Vater, der den Augenblick meiner Geburt beobachtet hatte, befragte die Sterndeuter, die ihm sagten: „Euer Sohn wird ohne Unfall funfzehn Jahre leben. Aber alsdann wird er Gefahr laufen, das Leben zu verlieren und es wird schwer sein, daß er dieser Ge-

fahr entgeht. Wenn jedoch sein günstiges Geschick es will, daß er nicht umkommt, so wird sein Leben von langer Dauer sein. Zu dieser Zeit," fügten sie hinzu, „wird die erzene Bildsäule, welche auf der Höhe des Magnetberges steht, von dem Prinzen Agib, Sohn des Königs Kassib, ins Meer gestürzt werden" und die Gestirne sagen, daß funfzig Tage nachher euer Sohn von diesem Prinzen getödtet werden soll.

Da diese Prophezeihung mit dem Traume meines Vaters übereinstimmte, so wurde er lebhaft darüber bestürzt und betrübt. Er unterließ jedoch nicht, viel Sorge für meine Erziehung zu tragen, bis zu diesem Jahre, welches das funfzehnte meines Lebens ist. Gestern erfuhr er, daß vor zehn Tagen der Reiter von Erz von dem Prinzen, den ich euch vorhin genannt habe, ins Meer gestürzt worden sei. Diese Nachricht hat ihm so viel Thränen gekostet und so viel Unruhe gemacht, daß er in seinem gegenwärtigen Zustand gar nicht zu erkennen ist. Die Vorhersagung der Sterndeuter berücksichtigend, hat er Mittel gesucht, mein Horoskop Lügen zu strafen, und mir das Leben zu erhalten. Seit langer Zeit hat er die Vorsicht gebraucht, mir diese Wohnung bauen zu lassen, in welcher ich verborgen bleiben soll, bis nach dem Umsturz der Bildsäule funfzig Tage verflossen sind. Darum ist er nun, als er erfahren hatte, daß dieser Umsturz vor zehn Tagen erfolgt wäre, hieher geeilt, und hat mir versprochen, mich in vierzig Tagen wieder abzuholen. Was mich betrifft," fügte er hinzu, „so hab' ich gute Hoffnung, und ich glaube nicht, daß der Prinz Agib mich in der Mitte einer wüsten Insel unter der Erde aufsuchen wird. Dies, Herr, ist, was ich euch zu sagen habe."

Während der Sohn des Juwelenhändlers mir seine Geschichte erzählte, spottete ich über die Sterndeuter, die prophezeit hatten, ich würde ihm das Leben nehmen; denn ich fühlte mich doch so weit von der Erfüllung dieser

Prophezeihung entfernt, daß ich, als er kaum aufgehört hatte zu reden, mit Entzücken zu ihm sagte: „Mein lieber Herr, habt Vertrauen auf Gottes Güte und fürchtet nichts: denkt, daß ihr eine Schuld zu bezahlen hattet, und daß ihr jetzo davon frei seid. Ich bin sehr erfreut, daß ich mich, nachdem ich Schiffbruch gelitten habe, glücklicher Weise hier befinde, um euch gegen diejenigen zu vertheidigen, die euch ans Leben wollen. Ich werde während der vierzig Tage, welche die eitlen Berechnungen der Sterndeuter euch fürchten lassen, nicht von euch weichen. Ich werde euch, während dieser Zeit, alle Dienste leisten, die ich zu leisten vermag. Nachmals werd' ich die Gelegenheit benutzen, auf's feste Land zu kommen, indem ich mich mit eurer und eures Vaters Erlaubniß auf eurem Fahrzeuge einschiffe; und bin ich dann in mein Königreich zurückgekehrt, so werd' ich niemals die Verpflichtung vergessen, die ich gegen euch habe, und ich werde mich bemühen, euch auf schuldige Weise meine Erkenntlichkeit zu bezeigen."

Ich beruhigte durch diese Rede den Sohn des Juwelenhändlers, und erwarb mir sein Vertrauen. Ich hütete mich wohl, aus Besorgniß, ihn zu erschrecken, ihm zu sagen, daß ich dieser Agib wäre, den er fürchtete, und ich nahm mich sehr in Acht, die geringste Vermuthung in ihm zu veranlassen. Wir unterhielten uns bis in die Nacht von verschiedenen Gegenständen, und ich bemerkte, daß der junge Mensch viel Verstand hatte. Wir aßen zusammen von seinen Mundvorräthen. Er hatte deren eine so große Menge, daß er am Ende der vierzig Tage noch Ueberrest davon gehabt haben würde, wenn er auch noch andere Gäste als mich gehabt hätte. Nach dem Abendbrot fuhren wir noch einige Zeit in unserer Unterhaltung fort, und legten uns dann nieder.

Den folgenden Morgen reichte ich ihm, nachdem er aufgestanden war, einen Becher mit Wasser. Er wusch sich; ich bereitete das Mittagessen, und trug es auf, als

es Zeit war. Nach der Mahlzeit erfand ich ein Spiel, um nicht bloß an diesem Tage, sondern auch an den folgenden die lange Weile zu vertreiben. Ich bereitete das Abendbrot eben so, wie ich das Mittagsbrot bereitet hatte. Wir aßen zu Abend, und legten uns nieder, wie am vergangenen Tage. Wir hatten Zeit genug, um ein Freundschaftsbündniß zu schließen. Ich bemerkte, daß er Zuneigung zu mir fühlte, und ich, meinerseits, fühlte zu ihm eine so starke, daß ich oft zu mir selbst sagte, daß die Sterndeuter, welche dem Vater gesagt hatten, daß sein Sohn von meinen Händen getödtet werden würde, Betrüger wären, und daß es nicht möglich sei, daß ich eine so abscheuliche Handlung begehen könne. Kurz, verehrte Frau, wir brachten neun und dreißig Tage auf das angenehmste von der Welt an diesem unterirdischen Orte zu.

Der vierzigste kam. Als der junge Mensch des Morgens erwachte, sagte er mit einem Entzücken, das er nicht bemeistern konnte, zu mir: „Prinz, da ist nun der vierzigste Tag gekommen und ich bin, dem Himmel und eurer guten Gesellschaft sei's gedankt, noch nicht gestorben. Mein Vater wird nicht unterlassen, euch alsbald seine Erkenntlichkeit zu bezeigen, und euch alle nöthigen Mittel und Bequemlichkeiten zur Heimkehr in euer Königreich zu verschaffen. Doch bitt ich euch, daß ihr inzwischen die Güte habt, Wasser zu wärmen, damit ich mir in dem tragbaren Bade den ganzen Leib waschen kann, ich will mich reinigen und die Kleider wechseln, um meinen Vater besser zu empfangen." Ich setzte Wasser ans Feuer, und als es lau war, füllte ich damit das Bad. Der junge Mensch setzte sich hinein und ich selbst wusch und rieb ihn. Er stieg heraus, legte sich in sein von mir bereitetes Bett und ich deckte ihn mit seiner Decke zu. Nachdem er sich ausgeruht und einige Zeit geschlafen hatte, sagte er zu mir: „Mein Prinz, seid so gut und bringt mir eine Melone und Zucker, damit ich davon esse, um mich zu erfrischen."

Von mehreren Melonen, die wir noch hatten, wählte ich die beste und legte sie auf einen Teller, und da ich kein Messer fand, um sie zu zerschneiden, fragte ich den jungen Menschen, ob er nicht wüßte, wo eines läge. „Es liegt eins," erwiederte er mir, „auf dem Gesims hier über meinem Kopf." In der That erblickte ich es dort; aber ich beeilte mich zu sehr, es zu ergreifen, und während ich es in der Hand hatte, verwickelte sich mein Fuß dermaßen in die Decke, daß ich ausglitt und so unglücklich auf den jungen Mann fiel, daß ich ihm das Messer ins Herz stieß. Er starb augenblicklich.

Bei diesem Schauspiel stieß ich ein schreckliches Geschrei aus. Ich zerschlug mir Kopf, Gesicht und Brust. Ich zerriß mein Kleid und warf mich auf die Erde mit unaussprechlicher Betrübniß und Reue. „Ach," rief ich aus, „es fehlten ihm nur einige Stunden, um aus der Gefahr befreit zu sein, gegen welche er einen Zufluchtsort gesucht hatte; und während ich selbst darauf rechne, daß die Gefahr vorbei ist, werde ich sein Mörder, und mache die Prophezeihung zur Wahrheit. Aber, Herr," fügte ich hinzu, indem ich Haupt und Hände zum Himmel erhob, „vergib mir; und bin ich strafbar wegen seines Todes, so laß mich nicht länger leben."

Da Scheherasade bei dieser Stelle den Tag anbrechen sah, so war sie genöthigt, diese traurige Erzählung zu unterbrechen. Der Sultan von Indien war davon bewegt, und da er einige Unruhe darüber fühlte, was wohl aus dem Kalender werden würde, so hütete er sich wohl, Scheherasaden, die ihm allein aus der Noth der Neugier helfen konnte, an diesem Tage tödten zu lassen.

Sechzigste Nacht.

Die Sultanin, von ihrer Schwester aufgefordert, zu berichten, was sich nach dem Tode des jungen Menschen

begab, nahm das Wort und erzählte folgendermaßen weiter:

„Edle Frau," fuhr der dritte Kalender fort, indem er sich an Sobeïden wandte, „nach dem Unglück, welches mir eben widerfahren war, hätte ich mich ohne Schrecken dem Tode hingegeben, wenn er sich mir dargeboten hätte. Aber das Böse wie das Gute begegnet uns nicht immer, wenn wir es wünschen. Da ich nun bedachte, daß meine Thränen und mein Schmerz den jungen Menschen nicht wieder ins Leben zurück zu bringen vermöchten, und daß ich, da die vierzig Tage zu Ende gingen, von seinem Vater überrascht werden könnte, so verließ ich diesen unterirdischen Aufenthalt und stieg die Treppe hinauf. Ich ließ den großen Stein auf den Eingang nieder und bedeckte ihn mit Erde.

Ich war kaum fertig, als ich, nach der Seite des festen Landes auf das Meer blickend, das Fahrzeug gewahrte, welches den jungen Menschen abzuholen kam. Indem ich mich nun mit mir berieth, was ich zu thun hätte, sagte ich zu mir selbst: „Wenn ich mich sehen lasse, läßt mich der Greis sicher durch seine Sklaven festnehmen und vielleicht niedermetzeln, wenn er seinen Sohn in dem Zustand sieht, in welchen ich ihn versetzt habe. Alles was ich anführen könnte, um mich zu rechtfertigen, wird ihn nicht von meiner Unschuld überzeugen. Es ist besser, da mir dazu das Mittel zu Gebote steht, mich seiner Rache zu entziehen, als mich ihr auszusetzen." Es stand nahe bei dem unterirdischen Ort ein großer Baum, dessen dichtes Laub mir ganz geeignet schien, mich zu verbergen. Ich stieg hinauf, und ich hatte mich kaum so gesetzt, daß ich nicht gesehen werden konnte, als ich das Fahrzeug an derselben Stelle anhalten sah, wo es das erstemal angehalten hatte.

Der Greis und die Sklaven stiegen alsbald ans Land näherten sich der unterirdischen Wohnung, mit Mienen, welche zu erkennen gaben, daß sie einige Hoffnung hatten;

als sie aber die frisch geschaufelte Erde sahen, veränderten sich ihre Gesichter, besonders das des Greises. Sie hoben den Stein auf, und stiegen hinab. Sie rufen den jungen Menschen bei seinem Namen, er antwortet nicht, ihre Furcht verdoppelt sich; sie suchen ihn, und finden ihn endlich auf sein Bette hingestreckt, das Messer mitten in seinem Herzen: denn ich hatte nicht den Muth gehabt, es herauszuziehen. Bei diesem Anblick schrieen sie vor Schmerz laut auf, welches den meinigen vermehrte; der Greis sank ohnmächtig nieder, seine Sklaven, um ihm Luft zu verschaffen, trugen ihn auf ihren Armen die Treppe hinauf, und legten ihn an den Fuß des Baumes, auf welchem ich saß, aber ihrer Bemühungen ungeachtet blieb dieser unglückliche Vater lange in diesem Zustand und ließ sie mehr als einmal an seinem Leben verzweifeln.

Er kam jedoch aus dieser langen Ohnmacht wieder zu sich. Hierauf brachten die Sklaven den Leichnam seines Sohnes herbei, mit seinen schönsten Kleidern angethan, und als das für ihn gemachte Grab fertig war, ließ man ihn hinab. Der Greis, von zwei Sklaven unterstützt, und mit einem in Thränen gebadeten Gesicht, warf zuerst ein wenig Erde auf ihn, worauf die Sklaven das Grab zufüllten.

Als dies geschehen war, wurde alles Geräth aus der unterirdischen Wohnung geholt, und mit dem übrig gebliebenen Mundvorrath eingeschifft. Hierauf wurde der Greis, der sich, von Schmerzen niedergedrückt, nicht aufrecht erhalten konnte, auf eine Art von Tragbahre gelegt und in das Schiff gebracht, welches wieder unter Segel ging. Es entfernte sich in kurzer Zeit von der Insel, und ich verlor es aus dem Gesicht."

Der Tag, welcher schon das Zimmer des Sultans von Indien zu erhellen begann, nöthigte Scheherasaden, hier inne zu halten. Schachriar stand wie gewöhnlich auf, und verlängerte aus derselben Ursache, wie am vorigen

Morgen, das Leben der Sultanin, welche er bei Dinarsaden ließ.

Ein und sechzigste Nacht.

Als am folgenden Morgen Scheherasade die Erzählung der Abenteuer des dritten Kalenders fortsetzte, sagte sie: „Wisse, meine Schwester, daß der Prinz Sobeïden und ihrer Gesellschaft folgendermaßen weiter erzählte:"

„Nach der Abreise des Greises, seiner Sklaven und des Schiffes, blieb ich allein auf der Insel; brachte die Nacht in der unterirdischen Wohnung zu, die nicht wieder verschlossen worden war, und am Tage ging ich auf der Insel umher, und verweilte, wenn ich der Ruhe bedurfte, an den Orten, die sich zum Ausruhen am meisten eigneten.

Ich führte dieses langweilige Leben einen ganzen Monat lang. Nach Verfluß dieser Zeit bemerkte ich, daß die See beträchtlich abnahm und daß die Insel größer wurde: das feste Land schien sich zu nähern. In der That wurde das Wasser so niedrig, daß nur ein kleiner Meeresarm zwischen mir und dem festen Lande war. Ich ging durch, und das Wasser reichte mir nur bis an die Hälfte der Beine. Ich ging so lange längs des flachen Meeresufers und auf dem Sande, daß ich davon sehr müde wurde. Endlich erreichte ich einen festeren Boden und ich war schon ziemlich fern vom Meere, als ich sehr weit von mir etwas, wie ein großes Feuer, erblickte, was mir einige Freude machte. „Ich werde irgend jemand finden," sagte ich zu mir, „und es ist nicht möglich, daß sich dies Feuer von selbst entzündet hat." Aber als ich näher kam, schwand mein Irrthum, und ich erkannte bald, wie das, was ich für Feuer gehalten hatte, ein Schloß von rothem Kupfer war, welches die Sonnenstrahlen von fern wie entflammt erscheinen ließen.

Ich verweilte bei diesem Schloß und setzte mich, sowohl um seinen bewundernswürdigen Bau zu betrachten, als um mich von meiner Müdigkeit ein wenig auszuruhen. Ich hatte diesem prächtigen Gebäude noch nicht alle Aufmerksamkeit geschenkt, die es verdiente, als ich zehn sehr wohlgebildete junge Männer erblickte, die von einem Spaziergang zu kommen schienen. Was mich aber sehr überraschte, war, daß sie alle auf dem rechten Auge blind waren. Sie begleiteten einen Greis von hohem Wuchs und ehrwürdigem Ansehen.

Ich war nicht wenig erstaunt, so viele Einäugige auf einmal, und alle desselben Auges beraubt, zu sehen. Während ich hin und her sann, durch welches Abenteuer sie sich wohl könnten zusammengefunden haben, redeten sie mich an, und bezeigten mir ihre Freude, mich zu sehen. Nach den ersten Begrüßungen fragten sie mich, was mich hergeführt habe. Ich antwortete ihnen, daß meine Geschichte ein wenig lang sei, und daß ich ihnen nach ihrem Wunsch vollständige Auskunft geben würde, wenn sie die Güte haben wollten, sich zu setzen. Sie setzten sich, und ich erzählte ihnen, was mir seit der Abreise aus meinem Königreich bis zu jener Zeit begegnet war, worüber sie sehr erstaunten.

Nachdem ich meine Erzählung beendet hatte, baten mich diese jungen Herren, mit ihnen in das Schloß zu treten. Ich nahm ihr Anerbieten an; wir gingen durch eine Reihe von sehr schön eingerichteten Sälen, Vorzimmern, Zimmern und Kabinetten, und kamen in einen großen Saal, in welchem sich rundum zehn kleine und von einander getrennte Sofas befanden, sowohl um sich bei Tage darauf auszuruhen, als um bei Nacht darauf zu schlafen. In der Mitte dieses Runds stand ein elftes, weniger hohes Sofa von derselben Farbe, worauf sich der erwähnte Greis setzte, und die zehn jungen Herren setzten sich auf die zehn anderen.

Da jedes Sofa nur für Eine Person eingerichtet

war, so sagte einer der jungen Leute zu mir: „Freund, setzt euch auf den Teppich in der Mitte des Raumes, und fragt nach nichts, was uns betrifft, noch weniger nach der Ursache unserer Blindheit auf dem rechten Auge; begnügt euch mit dem Sehen und treibt eure Neugier nicht weiter."

Der Greis blieb nicht lange sitzen, er stand auf und ging hinaus; aber er kam nach einigen Augenblicken zurück, und brachte das Abendbrot der zehn Herren, von denen er jedem seinen Antheil besonders vorlegte. Er brachte auch mir den meinigen, den ich gleich den übrigen allein verzehrte, und zu Ende der Mahlzeit reichte eben derselbe Greis jedem von uns eine Schaale mit Wein.

Meine Geschichte war ihnen so außerordentlich vorgekommen, daß ich sie ihnen zu Ende der Mahlzeit wiederholen mußte, und sie gab Veranlassung zu einer Unterredung, welche einen großen Theil der Nacht hindurch währte.

Einer der Herren, welcher die Bemerkung gemacht hatte, daß es schon spät sei, sagte zu dem Greise: „Ihr seht, daß es Schlafenszeit ist, und bringt uns nichts, um unsre Pflicht zu erfüllen." Nach diesen Worten stand der Greis auf, und ging in ein Kabinett, aus welchem er nach und nach zehn Becken brachte, wovon jedes mit einem blauen Stoff bedeckt war. Er stellte vor jeden Herrn eines nebst einem großen Licht.

Sie hoben die Decke von ihren Becken, in welchen Asche, Kohlenstaub und Schwarz zum Schwarzmachen lag. Sie mischten alle diese Dinge durcheinander, und begannen sich damit das Gesicht zu bereiben und zu besudeln, so, daß sie abscheulich anzusehen waren. Nachdem sie sich auf diese Weise schwarz gemacht hatten, fingen sie an zu weinen und zu klagen und sich vor den Kopf und die Brust zu schlagen, indem sie unaufhörlich schrieen:

„Das ist die Frucht unseres Müßigganges und unserer Ausschweifungen!“

Sie brachten die ganze Nacht mit dieser seltsamen Beschäftigung zu. Endlich hörten sie damit auf, worauf ihnen der Greis Wasser brachte, womit sie sich Gesicht und Hände wuschen; sie zogen auch ihre schmutzig gewordenen Kleider aus und andere an, so daß es nun schien, als hätten sie gar nichts von den erstaunlichen Dingen gethan, deren Zuschauer ich war.

Urtheilt, verehrte Frau, von dem Zwang, in welchem ich mich diese ganze Zeit über befand. Ich war tausendmal in Versuchung, das Stillschweigen zu brechen, welches diese Herren mir auferlegt hatten, und ihnen Fragen vorzulegen, und es war mir unmöglich, den übrigen Theil der Nacht zu schlafen.

Bald nachdem wir am folgenden Morgen aufgestanden waren, gingen wir aus, um frische Luft zu schöpfen; da sagte ich zu ihnen: „Meine Herren, ich erkläre, daß ich dem Gesetz entsage, welches ihr mir gestern Abend auferlegt habt, ich kann es nicht beobachten. Ihr seid kluge Leute und habt Alle ungemein viel Verstand, das habt ihr mir hinlänglich bewiesen, dessenungeachtet hab' ich euch Handlungen begehen sehen, deren nur Unsinnige fähig sind. Was für ein Unglück mir auch widerfahren möge, ich kann es nicht unterlassen, euch zu fragen, weshalb ihr euch das Gesicht mit Asche, Kohle und schwarzer Farbe beschmutzt habt, endlich, weshalb ihr alle einäugig seid? Davon muß etwas sehr Sonderbares die Ursache sein, und deshalb beschwöre ich euch, meine Neugier zu befriedigen.“ Auf so dringende Anmuthungen erwiederten sie nichts, als daß der Gegenstand meiner Fragen mich nichts anginge, daß ich nicht den geringsten Antheil daran hätte, und daß ich mich dabei beruhigen sollte.

Wir brachten den Tag damit zu, uns von gleichgültigen Dingen zu unterhalten, und als es Nacht geworden war, brachte, nachdem Jeder abgesondert zu Abend ge-

gessen hatte, der Greis wieder die blauen Becken; die jungen Herren beschmutzten sich, weinten, schlugen sich, und schrieen: „Das ist die Frucht unseres Müßiggangs und unserer Ausschweifungen.“ Am folgenden Tage und in den folgenden Nächten thaten sie dasselbe.

Auf die Dauer konnt' ich meiner Neugier nicht widerstehen und ich bat sie sehr ernsthaft, sie zu befriedigen, oder mir den Weg anzuzeigen, auf welchem ich in mein Königreich zurückkehren könnte; denn ich sagte ihnen, daß es mir nicht möglich wäre, länger bei ihnen zu verweilen und alle Nächte ein so außerordentliches Schauspiel zu sehen, ohne daß ich dessen Ursachen erfahren dürfte.

Einer der Herren antwortete mir statt der andern: „Verwundert euch nicht über unser Benehmen in Betreff eurer; wenn wir bisher euren Bitten noch nicht nachgegeben haben, so ist das aus reiner Freundschaft für euch geschehen und um euch den Kummer zu ersparen, in denselben Zustand versetzt zu werden, in welchem ihr uns seht. Wenn ihr unser unglückliches Geschick erleiden wollt, so braucht ihr es nur zu sagen und wir werden euch die gewünschte Auskunft geben.“ Ich sagte ihnen, daß ich auf Alles gefaßt sei. „Noch ein Mal,“ sagte derselbe Herr, „rathen wir euch eure Neugier zu mäßigen; es handelt sich um den Verlust eures rechten Auges.“ „Das thut nichts,“ erwiederte ich, „ich erkläre euch, daß ich euch von aller Schuld frei spreche, wenn mir dieses Unglück begegnet, und daß ich es nur mir selber zuschreiben werde.“ Er stellte mir noch vor, daß, wenn ich ein Auge verloren hätte, ich nicht darauf rechnen dürfte bei ihnen zu bleiben, wenn ich etwa diesen Gedanken hegte, da ihre Anzahl vollzählig wäre und nicht vermehrt werden könnte. Ich sagte ihnen, daß ich mir ein Vergnügen daraus machen würde, mich niemals von so wackeren, lieben Leuten wie sie, zu trennen, daß, wenn jedoch diese Trennung nothwendig wäre, ich mich bereit erklärte, mich auch ihr zu

unterwerfen, weil ich wünschte, daß sie mir, zu was für einem Preise es auch sei, mein Verlangen gewährten.

Die zehn Herren, welche sahen, daß ich unerschütterlich in meinem Entschluß war, nahmen einen Hammel, den sie erwürgten; und nachdem sie ihm die Haut abgezogen hatten, überreichten sie mir das Messer, dessen sie sich bedient hatten und sagten zu mir: „Nehmt dieses Messer, es wird euch bei der Gelegenheit, wovon wir euch bald mehr sagen werden, Dienste leisten. Wir werden euch in diese Haut einnähen, mit welcher ihr euch umhüllen müßt; nachher werden wir euch auf dem Platz lassen und fortgehen. Alsdann wird ein Vogel von einer ungeheuren Größe, den man Roch [17]) nennt, in der Luft erscheinen, euch für einen Hammel ansehen, auf euch herabschießen und euch bis in die Wolken entführen. Laßt euch aber dadurch nicht schrecken! Er wird seinen Flug zur Erde richten und euch auf dem Gipfel eines Berges niedersetzen. Sobald ihr euch auf der Erde fühlen werdet, zerschlitzt die Haut mit dem Messer und enthüllt euch. Wenn euch der Roch gesehen haben wird, wird er aus Furcht davon fliegen und euch frei lassen. Haltet euch nicht auf; geht weiter, bis ihr zu einem Schloß von bewundernswerther Größe gelangt, welches ganz mit Goldplatten, Smaragden und anderen kostbaren Edelsteinen bedeckt ist. Zeigt euch an der Thüre, die immer offen ist, und geht hinein. Wir alle, so viel wir hier sind, sind in diesem Schloß gewesen. Wir sagen euch nichts von dem, was wir dort gesehen haben, noch was uns dort begegnet ist; ihr werdet es selbst erfahren. Was wir euch sagen können, ist, daß es Jedem von uns das rechte Auge gekostet hat; und die Buße, von welcher ihr Zeuge gewesen seid, ist uns auferlegt, weil wir dort gewesen sind. Die besondere Geschichte eines jeden von uns ist voll außerordentlicher Abenteuer und man würde ein dickes Buch davon machen können; aber wir können euch nicht mehr hierüber sagen."

Hier unterbrach Scheherasade ihre Erzählung und sagte zum Sultan von Indien. „Herr, da meine Schwester mich heute ein wenig früher als gewöhnlich geweckt hat, so fürchte ich Euer Majestät zu langweilen; aber der Tag bricht zur gelegenen Zeit an und gebietet mir Stillschweigen.“ Die Neugier Schahriars siegte nochmals über den grausamen Schwur, den er gethan hatte.

Zwei und sechzigste Nacht.

Dinarsade erwachte in dieser Nacht nicht so früh als in der vorhergehenden; sie unterließ jedoch nicht, die Sultanin vor Tage zu rufen und sie zu bitten, daß sie mit der Geschichte des dritten Kalenders fortfahren möge. Scheherasade begann demnach zu erzählen, indem sie den Kalender weiter zu Sobeïden sprechen ließ:

„Verehrte Frau, da nun einer der zehn einäugigen Herren so, wie ich euch berichtete, zu mir gesprochen hatte, hüllte ich mich, mit dem erhaltenen Messer versehen, in die Haut des Hammels, und nachdem sich die jungen Herren die Mühe gegeben hatten, mich einzunähen, so ließen sie mich auf dem Platz und gingen in den Saal. Der Roch, von welchem sie mir gesagt hatten, zögerte nicht, sich sehen zu lassen; er schoß auf mich herab, packte mich mit seinen Klauen wie einen Hammel, und trug mich auf die Höhe eines Berges.

Als ich mich auf der Erde fühlte, unterließ ich nicht, mich des Messers zu bedienen; ich zerschlitzte die Haut, enthüllte mich und erschien vor dem Roch, der davon flog, sobald er mich erblickte. Dieser Roch ist ein weißer Vogel von einer ungeheuren Größe und Dicke. Was seine Stärke betrifft, so ist diese so groß, daß er Elephanten aus den Ebenen wegholt, und sie zum Futter für sich auf die Gipfel der Berge trägt.

Bei meiner Ungeduld, in das Schloß zu gelangen,

verlor ich keine Zeit und schritt so rüstig vorwärts, daß ich in weniger als in einem halben Tage dort anlangte, und ich kann sagen, daß ich es noch schöner fand, als es mir geschildert worden war. Die Thüre war offen. Ich trat in einen viereckigen und so großen Hof, daß ich um mich her neun und neunzig Thüren von Sandel- und Aloeholz und eine goldene erblickte, ohne die zu mehreren prächtigen Treppen zu rechnen, welche in die obern Gemächer führten, und noch andere, die ich nicht sah. Die erwähnten hundert Thüren führten in Gärten, oder in, mit Reichthümern angefüllte Speicher, oder endlich an Orte, welche erstaunliche Dinge enthielten.

Ich sah grade vor mir eine offene Thüre, durch welche ich in einen großen Saal trat, worin vierzig junge Mädchen von so vollkommener Schönheit saßen, daß selbst die Einbildungskraft sich nichts Schöneres vorzustellen vermag. Sie waren prächtig gekleidet und standen alle zusammen auf, als sie mich erblickten, und ohne meine Begrüßung abzuwarten, riefen sie mir mit großen Freudenbezeugungen zu: „Edler Herr, seid willkommen!" und eine unter ihnen, welche das Wort für die andern nahm, sagte: „Seit langer Zeit erwarteten wir einen Ritter, wie ihr. Euer Aussehn zeigt uns hinlänglich, daß ihr alle guten Eigenschaften besitzt, die wir irgend wünschen können, und wir hoffen, daß ihr unsre Gesellschaft nicht unangenehm und eurer unwürdig finden werdet."

Nach vielem Widerstand von meiner Seite, wurde ich von ihnen gezwungen, mich an einen Platz zu setzen, der über die übrigen etwas erhaben war, und da ich zu erkennen gab, daß mir das unangenehm wäre, sagten sie zu mir: „Das ist euer Platz; ihr seid von diesem Augenblick an unser Herr und unser Richter, und wir sind eure Sklavinnen, bereit, eure Befehle zu empfangen."

Nichts auf der Welt, edle Frau, setzte mich so in Erstaunen, als die Geschäftigkeit, womit diese schönen Mädchen sich beeiferten, mir alle erdenklichen Dienste zu

leisten. Die eine trug heißes Wasser herzu und wusch mir die Füße; eine andere goß mir ein wohlriechendes Wasser auf die Hände; jene brachten mir alles zu meiner Umkleidung Nöthige; diese trugen mir einen prächtigen Imbiß auf; andere endlich kamen mit dem Glase in der Hand, um mir einen köstlichen Wein einzuschenken, und das alles geschah ohne Verwirrung, mit einer bewundernswerthen Ordnung und Einigkeit und auf eine Art, die mich bezauberte. Ich aß und trank, worauf alle Mädchen, die sich rund um mich her gesetzt hatten, eine Erzählung meiner Reise von mir verlangten. Ich stattete ihnen einen Bericht von meinen Abenteuern ab, der bis zum Anbruch der Nacht währte."

Da Scheherasade hier inne hielt, fragte sie ihre Schwester um die Ursache. „Siehst du nicht, daß es Tag ist?" erwiderte die Sultanin, „warum hast du mich nicht eher geweckt?" Der Sultan, dem die Ankunft des Kalenders im Palast der vierzig schönen Mädchen angenehme Dinge versprach, wollte sich nicht des Vergnügens berauben, diese zu hören, und schob den Tod der Sultanin noch auf.

Drei und sechzigste Nacht.

Dinarsade war in dieser Nacht nicht früher wach, als in der vorhergegangenen, und es war beinahe Tag, als sie die Sultanin aufforderte, ihr zu erzählen, was sich ferner in dem schönen Schloß begeben hätte. „Das will ich dir sagen," entgegnete Scheherasade, und sich an den Sultan wendend, fuhr sie fort: „Herr, der Kalender erzählte folgendermaßen weiter:"

„Als ich mit meiner Geschichte zu Ende war, blieben einige von den Schönen, die mir am nächsten saßen, bei mir, um mich zu unterhalten, während andere, da sie sahen, daß es Nacht geworden war, aufstanden, um Kerzen zu holen. Sie brachten deren eine erstaunliche Menge,

welche die Helle des Tages wundersam ersetzten; aber sie stellten sie so symmetrisch, daß es schien, als könnte man nicht weniger wünschen.

Andere Mädchen besetzten einen Tisch mit trocknen Früchten, Confect und andern zum Trinken reizenden Speisen und einen Schenktisch mit mehrern Sorten Wein und gebrannten Wassern, und endlich erschienen andere mit musikalischen Instrumenten. Als alles bereit war, luden sie mich ein, mich zu Tische zu setzen. Die Mädchen setzten sich zu mir, und wir tafelten ziemlich lange. Diejenigen, welche die Instrumente spielen und mit ihren Stimmen begleiten sollten, standen auf, und ließen mich ein treffliches Concert hören. Die andern begannen eine Art von Ball, und tanzten nach einander, je zwei und zwei, mit der lieblichsten Anmuth von der Welt.

Es war schon nach Mitternacht, als diese Ergötzlichkeiten aufhörten. Hierauf nahm eine der Schönen das Wort und sagte zu mir: „Ihr seid von dem Wege ermüdet, den ihr heute gemacht habt, es ist Zeit, daß ihr euch ausrubet. Euer Gemach ist bereitet, aber ehe ihr euch dorthin begebt, wählt aus uns allen die, welche euch am besten gefällt und nehmt sie mit euch zu Bette.“ Ich antwortete, daß ich mich wohl hüten würde, die vorgeschlagene Wahl zu treffen, daß sie alle gleich schön, gleich geistreich und meiner Verehrung und meiner Dienste gleich würdig wären, und daß ich nicht die Unhöflichkeit begehen würde, eine der andern vorzuziehen.

Dieselbe, welche zu mir gesprochen hatte, sagte: „Wir sind vollkommen von eurer Höflichkeit überzeugt, und wir merken wohl, daß die Befürchtung, Eifersucht unter uns zu erregen, euch zurückhält; aber diese Rücksicht hindere euch nicht; wir versichern euch, daß das Glück der von euch Erwählten keine Eifersüchtige machen wird, denn wir sind überein gekommen, daß wir nächtlich eine nach der andern dieselbe Ehre genießen werden, und daß, nach Verfluß von vierzig Tagen, die Reihe wieder

von vorn anfangen soll. Wählt also frei, und verlieret nicht die Zeit, die ihr der euch so nöthigen Ruhe widmen sollt."

Ich wählte daher eine mit hübschem Gesicht, die Augen wie Kohlen, schwarze Haare, Zähne wie Eis, und dichte Augenbrauen wie der Zweig von Basilikum. Sie ergötzte das Auge und entzückte das Herz, wie jener Dichter sagt:

„Sie ist schmiegsam, wie die Zweige des Ban, den der Westwind bewegt; wie reizend und anziehend ist sie, wenn sie geht!"

„Bei ihrem Lächeln glänzen ihre Zähne, so daß wir sie für einen Blitzstrahl halten können, der neben Sternen leuchtet."

„Von ihren kohlschwarzen Haaren hängen Locken herunter, die den hellen Mittag in die Wolken der Nacht hüllen; zeigt sie aber ihr Angesicht in der Finsterniß, so beleuchtet sie Alles von Osten bis Westen."

„Aus Irrthum vergleicht man ihren Wuchs mit dem schönsten Zweige, und mit Unrecht ihre Augen mit denen einer Gazelle."

„Wo sollte eine Gazelle ihren schönen Ausdruck hernehmen; ihre liebenswürdige Natur ist einzig."

„Ihre weiten Augen, die in der Liebe so gefährlich sind, fesseln plötzlich den von ihr Verwundeten."

„Ich fühlte eine heidnische Liebe zu ihr. Kann man aber über einen kranken Liebenden sich wundern, der seinen Glauben vergißt?"

Drauf ließ man uns allein, und die übrigen begaben sich in ihre Zimmer.

„Doch es ist Tag, mein Fürst," sagte Scheherasade zum Sultan, „und Euer Majestät wird mir wohl erlauben, den Prinzen Kalender bei seiner Schönen zu lassen."

Schachriar antwortete nichts; aber er sagte im Aufstehen zu sich selbst: Man muß gestehen, daß die Erzählung vollkommen schön ist; ich würde das größte Unrecht

von der Welt begeben, wenn ich mir nicht die Frist gönnte, sie bis zu Ende zu hören.

Vier und sechzigste Nacht.

Am andern Morgen sagte die Sultanin bei ihrem Erwachen zu Dinarsaden: „Höre nun, auf welche Weise der dritte Kalender den Faden seiner wunderbaren Geschichte wieder aufnahm:"

„Ich hatte," sagte er, „mich am folgenden Morgen kaum angekleidet, als die neun und dreißig andern Schönen in mein Gemach kamen, alle anders geschmückt, als am vorhergegangenen Tage. Sie wünschten mir einen guten Morgen und erkundigten sich nach meinem Befinden. Hierauf führten sie mich ins Bad, wo sie mich selbst waschen, mir wider meinen Willen alle dort nöthigen Dienste leisteten, und mich nach dem Heraussteigen ein noch prächtigeres Kleid, als das erste, anziehen ließen.

Wir brachten fast den ganzen Tag bei der Tafel zu, und als die Schlafstunde gekommen war, baten sie mich, wieder eine von ihnen zur Bettgesellschaft zu wählen.

Ich wählte hierauf ein sanftes Wesen mit zarten Hüften, wie ein Dichter sagt:

„Ich erblickte an ihrem Busen zwei festgeschlossene Knospen, die der Liebende nicht anfassen darf; sie bewacht sie mit den Pfeilen ihrer Blicke, die sie dem entgegenschleudert, der Gewalt braucht."

Kurz, verehrte Frau, um euch nicht durch Wiederholung derselben Sache zu langweilen, will ich euch nur sagen, daß ich ein ganzes Jahr mit den vierzig Schönen zubrachte, und daß, während dieser ganzen Zeit, dies wollüstige Leben nicht durch den geringsten Verdruß unterbrochen wurde.

Am Ende des Jahres indeß, (nichts konnte mich mehr in Erstaunen setzen) kamen die vierzig Mädchen ei-

nes Morgens, statt sich mir mit ihrer gewöhnlichen Heiterkeit zu zeigen und mich zu fragen, wie ich mich befände, in Thränen gebadet, in mein Gemach. Sie umarmten mich zärtlich, eine nach der andern, und sagten zu mir: „Lebet wohl, lieber Prinz, — lebet wohl, wir müssen euch verlassen.“ Ihre Thränen rührten mich. Ich bat sie, mir die Ursache ihrer Betrübniß und dieser Trennung, von welcher sie sprächen, zu sagen. „Im Namen Gottes, meine Schönen,“ fügte ich hinzu, „belehrt mich, ob es in meiner Macht steht, euch zu trösten, oder ob meine Hülfe nichts vermag.“ Statt mir bestimmt zu antworten, sagten sie; „Wollte Gott, daß wir euch nie gesehen und gekannt hätten! Mehrere Ritter haben uns vor euch die Ehre erzeigt, uns zu besuchen; aber kein Einziger hatte diese Liebenswürdigkeit, diese Sanftmuth, diese Fröhlichkeit und diese Verdienste, die ihr besitzt. Wir wissen nicht, wie wir ohne euch leben sollen.“ Als sie ausgeredet hatten, fingen sie wieder bitterlich zu weinen an. „Meine Liebenswürdigen,“ erwiederte ich, „ich bitte euch, laßt mich nicht länger schmachten: sagt mir die Ursache eures Schmerzes.“ — „Ach,“ entgegneten sie, „was wäre sonst wohl fähig, uns zu betrüben, als die Nothwendigkeit, uns von euch zu trennen? Vielleicht werden wir uns niemals wiedersehen! Wenn ihr es jedoch wolltet, und dazu Gewalt über euch hättet; so wäre es nicht unmöglich, daß wir uns wieder vereinigten.“ — „Meine Schönen,“ versetzte ich, „ich begreife nichts von dem, was ihr sagt, und ich bitte euch, deutlicher mit mir zu sprechen.“ — „Nun,“ sagte die Eine von ihnen, „um euch Genüge zu leisten, sagen wir euch, daß wir alle Prinzessinnen und Königstöchter sind. Wir leben hier zusammen so angenehm, wie ihr es gesehen habt, aber am Ende jedes Jahres sind wir verbunden, uns, zur Erfüllung unerläßlicher Pflichten, die wir nicht offenbaren dürfen, auf vierzig Tage zu entfernen, worauf wir wieder in dieses Schloß zurückkehren. Gestern endete das Jahr, und wir müssen euch

heute verlassen, das ist die Ursache unserer Betrübniß. Ehe wir abreisen, werden wir euch alle Schlüssel übergeben, und besonders die zu den hundert Thüren, hinter welchen ihr Manches finden werdet, um eure Neugier zu befriedigen und eure Einsamkeit während unserer Abwesenheit zu versüßen. Aber zu eurem Wohl und unserem besonderen Vortheil empfehlen wir euch, daß ihr euch hütet, die goldne Thür zu öffnen. Oeffnet ihr sie, so werden wir uns niemals wiedersehen, und diese Befürchtung vermehrt unsern Schmerz. Wir hoffen, daß ihr den Rath, den wir euch geben, benutzen werdet. Es handelt sich um die Ruhe und das Glück eures Lebens, bedenkt das wohl. Wenn ihr eurer unbedachtsamen Neugier nachgäbet, würdet ihr euch großen Schaden zufügen. Wir beschwören euch demnach, diesen Fehltritt nicht zu begehen, und uns den Trost zu gewähren, daß wir euch in vierzig Tagen hier wiederfinden. Wir könnten wohl den Schlüssel zu der goldenen Thüre mit uns nehmen; aber es hieße einen Prinzen, wie ihr seid, beleidigen, wenn man an seiner Behutsamkeit und Zurückhaltung zweifeln wollte."

Scheherasade wollte fortfahren; aber sie sah den Tag anbrechen. Der Sultan, neugierig, zu wissen, was der Kalender nach der Abreise der vierzig Schönen allein im Schlosse machen würde, verschob es bis auf den andern Tag, sich darüber aufzuklären.

Fünf und sechzigste Nacht.

Da die willfährige Dinarsade lange vor Tagesanbruch erwacht war, so rief sie die Sultanin, und sagte zu ihr: „Bedenke, meine Schwester, daß es Zeit ist, dem Sultan, unserm Herrn, die Folge dieser Geschichte zu erzählen, die du begonnen hast." Scheherasade wandte sich nun an Schachriar mit den Worten: „Herr, Eure Majestät wisse,

daß der Kalender seine Erzählung auf folgende Weise fortsetzte:"

„Edle Frau," sagte er, „die Reden dieser schönen Prinzessinnen verursachten mir einen wahrhaften Schmerz. Ich unterließ nicht, ihnen zu erkennen zu geben, daß ihre Abwesenheit mir vielen Kummer verursachen würde, und ich dankte ihnen für ihre guten Rathschläge Ich gab ihnen die Versicherung, daß ich sie benutzen und noch schwierigere Dinge thun würde, um mir das Glück zu verschaffen, den Ueberrest meiner Tage mit Schönen von so seltenen Vorzügen zubringen zu können. Unser Abschied war der zärtlichste von der Welt, ich umarmte sie Alle, eine nach der Andern.

Als sich diejenige nahte, die ich am meisten liebte, um Abschied zu nehmen, kämpfte ihr Herz den mächtigsten Kampf der Liebe.

„Ihren Augen entquollen Perlen, zu denen sich meine Thränen, gleich weißem Karneol, gesellten."

„Auf ihren Busen rollten sie dahin, dort gleichsam ein Halsband bildend."

Die Mädchen gingen fort und ich blieb allein im Schlosse.

Die Annehmlichkeit der Gesellschaft, die gute Kost, die Concerte, die Vergnügungen hatten mich das Jahr hindurch so beschäftigt, daß ich nicht die geringste Zeit noch Lust hatte, die Wunder zu sehen, die sich in diesem Zauberpalast befinden konnten. Ich hatte selbst auf tausend sehr merkwürdige Gegenstände nicht geachtet, die mir täglich vor den Augen waren; so sehr war ich von der Schönheit der Mädchen und von der Freude, sie bloß mit der Sorge, mir zu gefallen, beschäftigt zu sehen, bezaubert gewesen. Ich war über ihre Abreise innig betrübt, und obgleich ihre Abwesenheit nur vierzig Tage dauern sollte, so schien es mir doch, als sollt' ich, ohne sie, ein Jahrhundert zubringen.

Ich versprach mir wohl, daß ich ihren wichtigen

Rath, die goldene Thür nicht zu öffnen, nicht vergessen wollte; aber da es mir, dies ausgenommen, erlaubt war, meine Neugier zu befriedigen, so nahm ich den ersten der nach der Ordnung aufgereiheten Schlüssel zu den andern Thüren.

Ich öffnete die erste Thüre und trat in einen Fruchtgarten, dem, wie ich glaube, keiner in der ganzen Welt zu vergleichen ist. Ich bin der Meinung, daß selbst der, welchen unsre Religion uns nach dem Tode verspricht, ihn nicht übertreffen kann. Die Symmetrie, die Reinlichkeit, die bewundernswerthe Anordnung der Bäume, der Ueberfluß und die Verschiedenheit von tausend Früchten unbekannter Art, ihre Frische, ihre Schönheit, alles entzückte meine Augen. Ich darf nicht vergessen, euch, verehrte Frau, zu bemerken, daß dieser köstliche Garten auf sehr seltsame Weise gewässert wurde; mit Kunst und Gleichmaaß gegrabene Rinnen leiteten Wasser im Ueberfluß zu den Wurzeln der Bäume, die dessen bedurften, um ihre ersten Blätter und Blüthen zu treiben, andre führten denen, deren Früchte schon angesetzt hatten, ein geringeres Maaß zu, andere noch weniger denen, deren Früchte schon größer wurden, andere leiteten nur das Nothwendige zu denen, deren Früchte schon die gehörige Größe erlangt hatten und nur die Reife erwarteten; aber diese Größe übertraf bei weitem die der gewöhnlichen Früchte unserer Gärten. Die andern Rinnen endlich, welche an die Bäume reichten, deren Frucht schon reif war, enthielten nur so viel Feuchtigkeit, als nöthig war, sie, ohne daß sie verdärben, in demselben Zustande zu erhalten. Ich konnte nicht müde werden, einen so schönen Ort zu betrachten und zu bewundern, und ich hätte ihn niemals verlassen, wenn ich nicht von da an eine größere Meinung von den andern noch nicht gesehenen Dingen gefaßt hätte. Ich ging aus dem Garten, ganz voll von seinen Wundern, verschloß die Thüre und öffnete die folgende.

Statt des Fruchtgartens fand ich einen in seiner Art

nicht minder seltsamen Blumengarten. Er enthielt ein geräumiges Stück Land, nicht mit derselben Verschwendung bewässert, als der vorige, sondern mit größerer Ersparniß, um jeder Blume nicht mehr Wasser zu spenden, als sie bedurfte. Die Rose, der Jasmin, das Veilchen, die Narcisse, die Hyacinthe, die Anemone, die Tulpe, die Ranunkel, die Nelke, die Lilie und eine Menge anderer Blumen, welche anderwärts nur zu verschiedenen Zeiten blühen, standen dort zugleich in der Blüthe, und nichts war süßer, als die Luft, welche man in diesem Garten einathmete.

Ich eröffnete die dritte Thüre, und fand ein sehr weitläuftiges Vogelhaus. Es war mit dem feinsten, seltensten Marmor von mehreren Farben gepflastert. Der Käfig war von Sandel- und Aloeholz und umschloß eine große Menge von Nachtigallen, Distelfinken, Zeisigen, Lerchen und anderen noch gesangreicheren Vögeln, von denen ich in meinem Leben nichts gehört hatte. Die Gefäße, in welchen sich ihr Futter und ihr Wasser befand, waren vom kostbarsten Jaspis und Achat. Uebrigens herrschte in diesem Vogelhaus die größte Reinlichkeit; seinem Umfange nach glaubte ich, daß nicht weniger, als hundert Personen nöthig wären, um es so reinlich zu erhalten, als es war, und doch sah ich hier eben so wenig irgend jemanden, als in den Gärten, in denen ich gewesen war, und in welchen nicht ein einziges Unkraut, noch irgend etwas Ueberflüssiges meine Augen beleidigt hatte. Die Sonne war schon untergegangen, und ich ging fort, entzückt von dem Gesange dieser Menge Vögel, die sich den bequemsten Fleck zur Nachtruhe aussuchten. Ich begab mich in mein Gemach, entschlossen, an den folgenden Tagen die anderen Thüren, die hundertste ausgenommen, zu öffnen.

Am folgenden Tage unterließ ich nicht, die vierte Thüre zu öffnen. Wenn das, was ich am vorigen Tage gesehen hatte, fähig gewesen war, mich in Erstaunen zu

setzen, so riß mich das, was ich nun sah, zum Entzücken hin. Ich trat in einen großen Hof, der mit einem Gebäude von wundersamer Bauart umgeben war, dessen nähere Beschreibung ich unterlasse, um nicht zu weitläuftig zu werden. Dieses Gebäude hatte vierzig offene Thüren, jede führte zu einem Schatz, und mehrere dieser Schätze waren mehr werth, als die größten Königreiche. Der erste enthielt ganze Haufen von Perlen und — was allen Glauben übersteigt — die kostbarsten, groß wie Taubeneier, überstiegen an Zahl die mittelmäßigen. Im zweiten Schatz befanden sich Diamanten, Karfunkel und Rubinen, im dritten Smaragden, im vierten Gold in Stangen, im fünften gemünztes Gold, im sechsten Silber in Stangen, in den beiden folgenden gemünztes Silber. Die andern enthielten Amethyste, Chrysolythe, Topase, Opale, Türkisse, Hyacinthe und andere Edelsteine, die wir kennen, ohne vom Achat, Jaspis und Carneol zu reden. Derselbe Schatz enthielt einen Vorrath nicht bloß von Korallenzweigen, sondern von Korallenbäumen.

Erfüllt von Erstaunen und Bewunderung, rief ich nach der Betrachtung aller diesen Reichthümer aus: „Nein, wenn die Schätze aller Könige des Weltalls an einem einzigen Ort zusammengehäuft wären, so würden sie diesen nicht gleich kommen. Wie groß ist mein Glück, alle diese Güter mit so vielen liebenswürdigen Prinzessinnen zu besitzen!“

Ich werde mich nicht dabei aufhalten, verehrte Frau, euch eine ausführliche Beschreibung aller der seltenen und kostbaren Dinge zu machen, die ich an den folgenden Tagen sah. Ich begnüge mich, euch zu sagen, daß ich nicht weniger als neun und dreißig Tage brauchte, um die neun und neunzig Thüren zu öffnen, und Alles, was sich meinem Anblick darbot, zu bewundern. Es blieb nur noch die hundertste Thür übrig, deren Eröffnung mir verboten war....“

Der Tag, welcher das Zimmer des Sultans von

Indien erhellte, legte hier Scheherasaden Stillschweigen auf. Aber diese Erzählung ergötzte Schachriar zu sehr, als daß er nicht hätte wünschen sollen, in der folgenden Nacht den Erfolg zu hören. Mit diesem Entschluß stand er auf.

Sechs und sechzigste Nacht.

Dinarsade, die nicht weniger lebhaft, als Schachriar, zu erfahren wünschte, welche Wunder der Schlüssel zur hundertsten Thüre verschließen könnte, weckte die Sultanin sehr früh, und bat sie, die erstaunliche Geschichte des dritten Kalenders zu beenden. „Er setzte sie," sagte Scheherasade, „auf folgende Weise fort:"

„Der vierzigste Tag seit der Abreise der reizenden Prinzessinnen war nun da. Wenn ich an diesem Tage die Selbstbeherrschung hatte, die ich haben sollte, so wäre ich heute der glücklichste aller Menschen, statt daß ich nun der unglücklichste bin. Die Damen sollten am folgenden Tage ankommen, und die Freude, sie wiederzusehen, sollte meiner Neugier Zügel anlegen; aber aus einer Schwäche, die ich mir niemals werde verzeihen können, unterlag ich der Versuchung des Bösen, der mir keine Ruhe ließ, bis ich mich selbst dem Kummer überliefert hatte, den ich erlitt.

Ich öffnete die verhängnißvolle Thüre, die ich versprochen hatte, nicht zu öffnen. Kaum hatte ich den Fuß über die Schwelle gesetzt, als ein sehr angenehmer, aber meiner Natur widerwärtiger Geruch mich ohnmächtig hinsinken ließ. Ich kam jedoch wieder zu mir, und statt diese Warnung zu benutzen, die Thüre zu verschließen und auf immer die Lust zur Befriedigung meiner Neugier zu verlieren, trat ich ein. Nachdem ich einige Zeit lang gewartet hatte, bis dieser Geruch durch die frische Luft gemäßigt wurde, machte er mir keine Beschwerde mehr.

Ich fand einen weiten, wohlgewölbten Raum, dessen

Pflaster mit Saffran bestreut war. Mehrere Leuchter von massivem Golde mit angezündeten Kerzen, die den Geruch von Aloe und grauem Ambra verbreiteten, dienten zur Beleuchtung, welche durch goldene und silberne Lampen noch vermehrt wurde, die mit einem aus verschiedenen Arten von Wohlgerüchen bereiteten Oel angefüllt waren. Unter einer großen Menge von Gegenständen, die meine Aufmerksamkeit auf sich zogen, erblickte ich ein schwarzes Pferd, das schönste und wohlgebauteste von der Welt. Ich näherte mich ihm, um es genau zu betrachten; ich sah, daß es einen Sattel und einen Zaum von massivem Golde und trefflicher Arbeit hatte, daß seine Krippe auf der einen Seite mit geschältem Grase und mit Sesam [18]), und auf der andern mit Rosenwasser angefüllt war. Ich nahm es beim Zügel und führte es heraus, um es beim Tageslicht zu betrachten. Ich setzte mich darauf und wollte vorwärts reiten; aber da es sich nicht vom Fleck rührte, schlug ich es mit einer Gerte, die ich in seinem prächtigen Stall gefunden hatte. Kaum fühlte es den Schlag, als es mit schrecklichem Getöse zu wiehern begann, hierauf seine Flügel ausbreitete, die ich vorher nicht bemerkt hatte, und sich zu unabsehbarer Höhe in die Luft erhob. Ich dachte nur daran, fest zu sitzen, und ungeachtet des Schreckens, das mich befiel, saß ich nicht übel. Es nahm hierauf seinen Flug wieder gegen die Erde, flog auf das Terrassen-Dach eines Schlosses, woselbst es mich, ohne daß es mir die Zeit gönnte, den Fuß auf die Erde zu setzen, so heftig schüttelte, daß ich hinten herab fiel, und mir sodann mit der Spitze seines Schweifes das rechte Auge ausschlug.

So wurd' ich einäugig. Nun erinnerte ich mich wohl an das, was mir die zehn jungen Herren prophezeit hatten. Das Pferd flog davon. Ich stand auf, sehr betrübt über das Unglück, welches ich mir selbst zugezogen hatte. Ich stieg von der Terrasse, die Hand auf meinem Auge, welches mich sehr schmerzte, herab und gelangte in

einen Saal, der mich durch zehn in einen Kreis gestellte Sofas und ein anderes höheres in der Mitte erkennen ließ, daß dieses Schloß dasselbe war, aus welchem mich der Roch davongetragen hatte.

Die zehn einäugigen jungen Herren waren nicht im Saal. Ich erwartete sie dort, und sie kamen kurze Zeit nachher mit dem Greise. Sie schienen weder über meine Wiederkehr, noch über den Verlust meines Auges erstaunt. „Es thut uns sehr leid," sagten sie zu mir, „euch nicht auf solche Weise über eure Rückkehr Glück wünschen zu können, wie es uns lieb wäre; aber wir sind nicht an eurem Unglück Schuld." — „Ich würde Unrecht haben, euch deshalb anzuklagen," erwiederte ich ihnen; „ich habe mir es selbst zugezogen, und nur ich habe gefehlt." — „Wenn es der Trost der Unglücklichen ist," versetzten sie, „ihres Gleichen zu haben; so kann ihn unser Beispiel euch gewähren. Alles, was euch begegnet ist, ist auch uns begegnet. Wir haben ein ganzes Jahr lang alle Arten von Vergnügungen genossen, und würden sie noch genießen, wenn wir nicht während der Abwesenheit der Prinzessinnen die goldene Thür geöffnet hätten. Ihr seid nicht klüger gewesen, als wir, und habt dieselbe Strafe erlitten. Wir möchten euch gern unter uns aufnehmen, damit ihr an unserer Buße, deren Dauer wir nicht wissen, Theil nehmen könntet; aber wir haben euch schon die Ursachen mitgetheilt, die uns daran verhindern. Deshalb verlaßt uns, geht an den Hof von Bagdad, dort werdet ihr denjenigen finden, der über euer Schicksal entscheiden wird."

Sie belehrten mich über den Weg, den ich zu nehmen hätte, und ich trennte mich von ihnen. Ich ließ mir unterweges den Bart und die Augenbrauen scheeren und kleidete mich als Kalender. Seit langer Zeit bin ich auf dem Wege. Endlich bin ich nun heute beim Eintritt der Nacht in diese Stadt gekommen. Ich habe am Thore diese Kalender, meine Mitbrüder gefunden, die hier eben so fremd sind, als ich. Wir sind alle drei sehr erstaunt

gewesen, uns auf demselben Auge blind zu sehen. Wir hatten jedoch keine Zeit, uns über dieses gemeinsame Unglück zu unterhalten. Uns blieb nur so viel, Euch, verehrte Frau, um den Beistand anzuflehen, den ihr uns so großmüthig gewährt habt."

Als der dritte Kalender seine Geschichte beendet hatte, nahm Sobeïde das Wort und sagte, indem sie sich zu ihm und zu seinen Mitbrüdern wandte: „Ihr seid frei, alle drei; geht, wohin es euch beliebt." Aber Einer von ihnen erwiederte: „Edle Frau, wir bitten euch, uns unsre Neugier zu verzeihen, und uns zu erlauben, die Geschichte dieser Herren mit anzuhören, die noch nicht gesprochen haben." Hierauf sagte die Frau, sich zu dem Chalifen, dem Wesyr Giafar und Mesrur wendend, die sie nicht für das erkannte, was sie waren: „Es ist nun an euch, mir eure Geschichte zu erzählen; redet!"

Der Groß-Wesyr Giafar, der immer das Wort geführt hatte, erwiederte Sobeïden: „Edle Frau, um euch zu gehorchen, können wir nur wiederholen, was wir schon gesagt haben, ehe wir eintraten. Wir sind," fuhr er fort, „Kaufleute aus Mussul und kommen nach Bagdad, um unsere Waaren zu verhandeln, die in dem Khan, in welchem wir wohnen, in Verwahrung liegen. Wir haben heute mit mehreren anderen Personen unseres Gewerbes bei einem Kaufmann dieser Stadt zu Mittag gegessen, der, nachdem er uns mit köstlichen Speisen und ausgesuchten Weinen bewirthet hatte, Tänzer und Tänzerinnen und Musiker kommen ließ. Der große Lärm, den wir alle zusammen machten, hat die Schaarwache herbeigezogen, die einen Theil der Gesellschaft festnahm. Was uns betrifft, so waren wir so glücklich, uns zu retten; da es jedoch schon spät und die Thüre unseres Khans verschlossen war, so wußten wir nicht, wo wir hin sollten. Der Zufall hat gewollt, daß wir durch eure Straße gekommen sind, und daß wir hörten, wie ihr euch hier ergötzet: das hat uns bestimmt, an eure Thüre zu klopfen. Dies, edle Frau,

ist der Bericht, den wir euch, eurem Befehl gemäß, abzustatten haben."

Nachdem Sobeïde diese Rede gehört hatte, schien sie unschlüssig, was sie sagen sollte. Die Kalender bemerkten dies, und baten sie, den drei Kaufleuten aus Mussul dieselbe Güte zu erweisen, welche sie ihnen erwiesen hätte. „Nun wohl," sagte sie, „ich willige darein. Ich will, daß ihr mir alle auf gleiche Weise verpflichtet seid. Ich begnadige euch, aber unter der Bedingung, daß ihr alle sogleich diese Wohnung verlaßt, und hingeht, wohin es euch beliebt." Da Sobeïde diesen Befehl in einem Ton gegeben hatte, welcher bewies, daß sie Gehorsam verlange, so gingen der Chalyf, der Wesyr, Mesrur, die drei Kalender und der Lastträger von dannen, ohne etwas zu erwiedern: denn die Gegenwart der sieben bewaffneten Sklaven erhielt sie in Ehrfurcht. Als sie aus dem Hause waren, und man die Thüre verschlossen hatte, sagte der Chalyf zu den Kalendern, ohne sich ihnen zu erkennen zu geben: „Und ihr, meine Herren, die ihr fremd und erst in dieser Stadt angelangt seid, wohin wollt ihr jetzo gehen, da es noch nicht Tag ist?" — „Herr," erwiederten sie ihm, „das setzt uns in Verlegenheit." — „Folgt uns," sagte der Chalyf, „wir wollen euch aus dieser Verlegenheit ziehen." Nach diesen Worten sprach er leise zu dem Wesyr und sagte zu ihm: „Bringe sie zu dir, und morgen früh zu mir! Ich will ihre Geschichten aufschreiben lassen, sie verdienen wohl einen Platz in den Jahrbüchern meines Reiches."

Der Wesyr Giafar nahm die drei Kalender mit sich; der Lastträger begab sich nach Hause, und der Chalyf, von Mesrur begleitet, in seinen Palast. Er legte sich nieder, aber er konnte kein Auge zuthun, so sehr war sein Geist von allen den außerordentlichen Dingen beunruhigt, die er gesehen und gehört hatte. Vorzüglich bekümmerte es ihn sehr, zu wissen, wer Sobeïde wäre, welchen Grund sie haben könnte, die beiden schwarzen Hündinnen so übel

zu behandeln, und weshalb Amine einen zerschlagenen Busen hätte. Er war noch mit diesen Gedanken beschäftigt, als der Tag anbrach. Er stand auf, begab sich in das Zimmer, woselbst er Rath hielt und Gehör gab, und setzte sich auf seinen Thron.

Der Wesyr kam kurze Zeit nachher, ihm, wie gewöhnlich seine Ehrfurcht zu bezeigen. „Wesyr," sagte der Chalyf zu ihm, „die Angelegenheiten, welche wir jetzt abzumachen haben, sind nicht so dringend; die der drei Frauen und der zwei Hündinnen sind es mehr. Mein Geist beruhigt sich nicht, bis ich von so vielen Dingen, die mich in Erstaunen setzen, vollkommen unterrichtet bin. Geh', laß die Frauen kommen, und bringe zugleich die Kalender her. Eile, und erinnere dich, daß ich deine Rückkehr mit Ungeduld erwarte."

Der Wesyr, welcher die kochende Lebhaftigkeit seines Herrn kannte, eilte ihm zu gehorchen. Er ging zu den Frauen, und theilte ihnen auf eine sehr höfliche Weise den Befehl des Chalyfen mit, sie zu diesem zu führen, ohne jedoch mit ihnen von dem zu reden, was in der Nacht bei ihnen vorgefallen war. Die Frauen verschleierten sich und gingen mit dem Wesyr, der im Vorbeigehen die drei Kalender aus seiner Wohnung holte, welche inzwischen schon davon unterrichtet waren, daß sie den Chalyfen gesehen und mit ihm gesprochen hatten, ohne ihn zu kennen. Der Wesyr führte sie in den Palast, und entledigte sich seines Auftrages so schnell, daß der Chalyf sehr zufrieden war. Dieser Fürst ließ, um den Wohlanstand vor allen gegenwärtigen Hausbeamten zu beobachten, die drei Frauen hinter die Thür des Saales stellen, der in sein Gemach führte, und behielt die drei Kalender bei sich, welche durch ihre Ehrfurchtsbezeigungen hinlänglich zu erkennen gaben, daß sie wohl wußten, vor wem sie die Ehre hatten, zu erscheinen.

Als die Frauen Platz genommen, wandte sich der Chalyf zu ihnen und sagte: „Meine Schönen, indem ich

euch sage, daß ich mich in der vergangenen Nacht, als Kaufmann verkleidet, bei euch eingeführt habe, werd' ich euch ohne Zweifel beunruhigen; ihr werdet fürchten, mich beleidigt zu haben, und vielleicht glauben, daß ich euch nur deshalb habe hieher kommen lassen, um euch Zeichen meines Unwillens zu geben; seid jedoch überzeugt, daß ich das Vergangene vergessen habe, und daß ich sogar mit eurer Aufführung sehr zufrieden bin. Ich wünschte, alle Frauen in Bagdad besäßen so viel Klugheit, als ihr mir gezeigt habt. Ich werde mich immer der Mäßigung erinnern, womit ihr die von uns begangene Unhöflichkeit aufnahmt. Ich war damals Kaufmann von Mussul, aber jetzt bin ich Harun Arreschyd, der fünfte Chalyf des glorreichen Hauses Abbas, welches die Stelle unsers großen Propheten einnimmt. Ich habe euch nur hierher beschieden, um zu wissen, wer ihr seid, und warum die eine von euch, nachdem sie die beiden schwarzen Hündinnen gemißhandelt hatte, mit ihnen weinte? Ich bin nicht minder neugierig, zu wissen, warum der Busen der anderen ganz mit Narben bedeckt ist."

Obgleich der Chalyf diese Worte sehr deutlich ausgesprochen hatte, und die drei Frauen sie vollkommen verstanden, so unterließ der Wesyr Giafar doch nicht, sie ihnen feierlich-herkömmlich zu wiederholen.

„Aber, Herr," sagte Scheherasade, „es ist Tag. Wenn Euer Majestät will, daß ich ihr den Verfolg erzähle, so müßt ihr die Güte haben, mein Leben noch bis morgen zu verlängern" Der Sultan willigte darein, indem er wohl vermuthetete, daß Scheherasade ihm die Geschichte Sobeidens erzählen würde, welche zu hören er nicht wenig Lust hatte.

Sieben und sechzigste Nacht.

„Meine liebe Schwester," rief Dinarsade gegen Ende der Nacht, „erzähle uns, ich bitte dich, die Geschichte

Sobeïdens; denn diese Frau erzählte sie ohne Zweifel dem Chalyfen." — „Das that sie," erwiederte Scheherasade. „Als sie der Fürst durch seine mitgetheilte Rede beruhigt hatte, genügte sie seinem Verlangen auf folgende Weise:

Geschichte Sobeïdens.

„Beherrscher der Gläubigen," sagte sie, „die Geschichte, welche ich euch zu erzählen habe, ist eine der erstaunlichsten, die jemals erzählt worden sind. Die beiden schwarzen Hündinnen und ich, wir sind drei von demselben Vater und von derselben Mutter gezeugte und geborene Schwestern und ihr sollt erfahren, durch welchen seltsamen Zufall sie in Hündinnen verwandelt worden sind. Die beiden bei mir wohnenden und gegenwärtigen Frauen sind auch meine Schwestern, von demselben Vater, aber von einer anderen Mutter. Die, deren Busen mit Narben bedeckt ist, heißt Amine, die andere Safie und ich Sobeïde.

Nach unsers Vaters Tode wurde das Vermögen, welches er uns hinterlassen hatte, zu gleichen Theilen unter uns getheilt, und als meine beiden Schwestern im Besitz ihres Erbtheils waren, trennten sie sich und bezogen mit ihrer Mutter eine besondere Wohnung. Meine anderen Schwestern und ich, wir blieben bei unsrer Mutter, die noch lebte und die bei ihrem Sterben jeder von uns tausend Zechinen hinterließ.

Als wir unser Eigenthum in Empfang genommen hatten, verheiratheten sich meine beiden älteren Schwestern, denn ich bin die jüngste, folgten ihren Männern und ließen mich allein. Einige Zeit nach ihrer Verheirathung verkaufte der Mann der ältesten alles, was er an Gütern und beweglichem Eigenthum besaß, und mit dem daraus

gelösten Gelde und dem meiner Schwester reisten sie beide nach Afrika. Dort verschwendete der Mann in Schwelgereien sein eigenes und das von meiner Schwester ihm zugebrachte Vermögen, und als er sich nun in das größte Elend versetzt sah, fand er einen Vorwand sie zu verstoßen und that es.

Sie kehrte nach Bagdad zurück, nicht ohne auf einer so langen Reise unglaubliche Unfälle erlitten zu haben, und nahm ihre Zuflucht zu mir, in einem Zustande, der des Mitleides so werth war, daß er es dem härtesten Herzen eingeflößt hätte. Ich nahm sie mit aller der Liebe auf, die sie von mir erwarten konnte; ich fragte sie um die Ursache ihrer unglücklichen Lage und sie erzählte mir weinend von der schlechten Aufführung und der üblen Behandlung ihres Mannes. Ich war von ihrem Unglück gerührt und weinte mit ihr. Hierauf führte ich sie ins Bad, gab ihr von meinen Kleidern und sagte zu ihr: „Du bist meine älteste Schwester und ich betrachte dich wie meine Mutter. Während deiner Abwesenheit hat Gott das wenige mir zugefallene Vermögen und die davon gemachte Anwendung, Seidenwürmer zu füttern und aufzuerziehen, gesegnet. Du kannst darauf rechnen, daß ich nichts besitze, was nicht auch dir gehört und womit du nicht gleich mir schalten könntest."

Mehrere Monate lang blieben und lebten wir zusammen in gutem Verständniß. Während wir uns oft von unserer dritten Schwester unterhielten und verwundert waren, keine Nachrichten von ihr zu erhalten, kam sie in eben so schlechtem Zustande an, wie die älteste. Ihr Mann hatte sie auf gleiche Weise behandelt und ich nahm sie mit gleicher Freundschaft auf.

Einige Zeit nachher sagten mir meine beiden Schwestern, unter dem Vorwand, daß sie mir zur Last wären, sie hätten beide die Absicht sich wieder zu verheirathen. Ich erwiederte ihnen, daß, wenn sie keine andern, als die angegebenen Ursachen hätten, sie ganz ruhig bei mir blei-

ben könnten und daß mein Vermögen hinreiche, uns alle drei standesmäßig zu erhalten. „Aber," fügte ich hinzu, „ich fürchte vielmehr, daß ihr wirklich eine Neigung habt, euch wieder zu verheirathen. Wenn das der Fall wäre; so würd' es mich, das gesteh' ich euch, sehr in Erstaunen setzen. Wie könnt ihr nach euren Erfahrungen über die wenige Genugthuung, welche der Ehestand gewährt, ein zweites Mal daran denken? Ihr wißt, wie selten es ist, einen vollkommen wackern Ehemann zu finden. Glaubt mir, und laßt uns unser Leben so angenehm als möglich fortsetzen."

Alles, was ich ihnen sagte, war unnütz. Sie hatten einmal den Entschluß zu einer zweiten Heirath gefaßt und führten ihn aus. Aber nach einigen Monaten kamen sie wieder zu mir und machten mir tausend Entschuldigungen, daß sie nicht meinem Rath gefolgt wären. „Du bist unsre jüngste Schwester; aber du bist verständiger als wir. Wenn du uns noch in deinem Hause aufnehmen und wie deine Sklavinnen betrachten willst; so werden wir keinen so großen Fehltritt wieder begehen." — „Meine lieben Schwestern," antwortete ich ihnen, „ich habe mich seit unserer letzten Trennung in Hinsicht auf euch nicht verändert, kommt und genießt mit mir, was ich habe." Ich umarmte sie und wir blieben, wie sonst, beisammen.

Nachdem wir ein Jahr in vollkommener Eintracht verlebt hatten und ich sah, wie mein kleines Vermögen durch Gott gesegnet worden war, faßte ich den Entschluß, eine Seereise zu machen, um im Handel etwas zu wagen. Zu diesem Zweck begab ich mich mit meinen beiden Schwestern nach Balsora, woselbst ich ein ganz ausgerüstetes Schiff kaufte und es mit Waaren belud, die ich von Bagdad hatte kommen lassen. Wir gingen bei günstigem Wind unter Segel und kamen bald aus dem persischen Meerbusen. Als wir auf offenem Meer waren, nahmen wir den Weg nach Indien und nach zwanzigtägiger Fahrt sahen wir Land. Es war ein hoher Berg, an dessen Fuß wir

eine sehr ansehnlich aussehende Stadt erblickten. Da wir frischen Wind hatten, gelangten wir bei guter Zeit in den Hafen, woselbst wir ankerten.

Ich hatte nicht die Geduld, abzuwarten, bis meine Schwestern im Stande waren mich zu begleiten; ich stieg allein ans Land und ging geradezu nach dem Stadtthor. Ich sah dort eine zahlreiche Wache von sitzenden und stehenden Leuten mit einem Stock in der Hand. Sie sahen aber so scheuslich aus, daß ich darüber erschrak. Da ich jedoch bemerkte, daß sie sich nicht rührten und nicht einmal die Augen bewegten; so beruhigte ich mich und als ich ihnen näher kam, sah ich, daß sie versteinert waren.

Ich ging in die Stadt und durch mehrere Straßen, wo ich hier und da Menschen in allen Arten und Stellungen fand, die alle bewegungslos und versteinert waren. Im Viertel der Kaufleute fand ich den größten Theil der Läden verschlossen und in den offenen sah ich ebenfalls versteinerte Personen. Ich sah nach den Schornsteinen und da kein Rauch herauskam, schloß ich, daß in, wie außer den Häusern alles in Stein verwandelt wäre.

Als ich auf einen großen Platz in der Mitte der Stadt gekommen war, bemerkte ich eine große, mit Goldplatten bedeckte Thüre, deren beide Flügel offen waren. Ein Vorhang von seidenem Stoff schien vorgezogen und eine Lampe hing über der Thüre. Nachdem ich das Gebäude betrachtet hatte, zweifelte ich nicht, daß es der Palast des Fürsten wäre, der in diesem Lande herrschte. Ich hob den Vorhang auf und was mein Erstaunen vermehrte, ich sah im Vorhof nur einige versteinerte Thürhüter oder Wachsoldaten, theils stehend, theils sitzend, theils liegend.

Ich ging durch einen großen Hof, in welchem viele Leute waren, einige schienen zu gehen, andere zu kommen und doch rührten sie sich nicht von der Stelle, weil sie eben so versteinert waren wie die, welche ich schon gesehen hatte. Ich kam in einen zweiten und dritten Hof; aber

überall war nur eine Einöde und es herrschte ein furchtbares Stillschweigen.

Als ich in einen vierten Hof gelangt war, sah ich vor mir ein sehr schönes Gebäude, dessen Fenster mit Gittern von massivem Golde verschlossen waren. Ich hielt es für die Wohnung der Königin und ging hinein. In einem großen Saale fand ich mehrere versteinerte schwarze Verschnittene. Ich ging hierauf in ein sehr prächtig eingerichtetes Zimmer und sah eine ebenfalls in Stein verwandelte Frau. An einer Krone auf ihrem Haupt, und an einem Halsband von sehr runden Perlen, die größer als Haselnüsse waren, erkannte ich, daß es die Königin wäre. Ich betrachtete die Perlen näher und es schien mir, daß man nichts schöneres sehen könnte.

Ich bewunderte eine Zeitlang die Reichthümer und die Pracht dieses Zimmers und vorzüglich den Fußteppich, die Kissen und das Sofa, welches mit einem indischen Stoff überzogen war, in welchem Goldgrund silberne Gestalten von Menschen und Thieren mit bewundernswürdiger Arbeit gewebt waren."

Scheherasade würde weiter erzählt haben; aber die Tageshelle nöthigte sie, inne zu halten. Der Sultan war durch diese Erzählung sehr ergötzt. „Ich muß wissen," sagte er beim Aufstehen, „was diese erstaunliche Menschenversteinerung bezweckt."

Acht und sechzigste Nacht.

Dinarsade, welcher der Anfang von Sobeïdens Geschichte sehr gefallen hatte, unterließ nicht, die Sultanin vor Tagesanbruch zu wecken und sie zu bitten, ihr doch zu erzählen, was Sobeïde noch in jenem seltsamen Palaste sah. „Höre," erwiederte Scheherasade, „wie diese Frau in der Erzählung ihrer Geschichte fortfuhr:

„Herr," sagte sie zum Chalyfen, „aus dem Zimmer

der versteinerten Königin ging ich in mehrere andere schöne und prächtige Zimmer und Kabinette, die mich in ein Gemach von außerordentlicher Größe führten, worin auf einigen Stufen ein Thron von massivem Golde stand, geschmückt mit großen eingefaßten Smaragden, und auf dem Throne befand sich ein Bett, auf welchem eine Stickerei von Perlen glänzte. Was mich aber mehr als alles übrige in Erstaunen setzte, war ein glänzendes Licht, welches über dem Bette ausströmte. Neugierig, zu wissen, woher es käme, stieg ich hinauf und sah auf einem kleinen Sessel einen Diamanten in der Größe eines Straußeneies und von so schönem Wasser, daß ich auch nicht den geringsten Fehler an ihm bemerkte. Er glänzte so, daß ich seinen Glanz, wenn ich ihn im Tageslicht betrachtete, nicht auszuhalten vermochte.

Es befand sich am Kopfkissen auf jeder Seite ein großes angezündetes Licht, dessen Gebrauch ich nicht einsah. Dieser Umstand ließ mich jedoch vermuthen, daß es noch irgend ein lebendes Wesen in diesem prächtigen Palast gebe; denn ich konnte nicht glauben, daß diese Lichter sich von selbst angezündet erhalten könnten. Mehrere andere Seltenheiten ließen mich in diesem Zimmer verweilen, welches der erwähnte Diamant allein unschätzbar machte.

Da alle Thüren offen oder nur angelehnt waren, so ging ich noch durch andere Zimmer, die ich nicht minder schön fand als die bereits gesehenen. Ich ging bis in die Speise- und Geräthe-Kammern, die mit unendlichen Reichthümern angefüllt waren, und ich beschäftigte mich so sehr mit allen diesen Wundern, daß ich mich selbst vergaß. Ich dachte weder an mein Schiff, noch an meine Schwestern, sondern bloß an die Befriedigung meiner Neugier. Inzwischen kam die Nacht heran, und da ihre Annäherung mir verkündete, daß es Zeit wäre, mich fort zu begeben, so wollte ich meinen Weg wieder durch die Höfe nehmen, durch welche ich gekommen war; aber es

war mir nicht leicht, ihn wiederzufinden. Ich verirrte mich in den Gemächern, und als ich mich wieder in dem großen Thronzimmer mit dem Bett, dem großen Diamanten und den angezündeten Lichtern befand, beschloß ich, die Nacht daselbst zuzubringen, und die Rückkehr zu meinem Schiff bis an den andern Morgen zu verschieben. Ich warf mich auf das Bett, nicht ohne einige Angst, mich in einem so öden Ort allein zu sehen, und es war ohne Zweifel diese Furcht, die mich am Schlafen hinderte.

Es mochte ungefähr Mitternacht sein, als ich eine Stimme, wie die eines Mannes hörte, der den Koran auf dieselbe Art und Weise und mit demselben Ton las, wie er in unsern Tempeln gelesen wird. Dies verursachte mir viel Freude; ich stand sogleich auf, nahm ein Licht, um mir zu leuchten, und ging auf der Seite, auf welcher ich die Stimme hörte, von Zimmer zu Zimmer. Ich blieb vor der Thüre eines Kabinettes stehen, aus welchem sie unbezweifelt kam. Ich stellte das Licht auf die Erde, und als ich durch eine Spalte blickte, schien es mir ein Betzimmer zu sein. Es befanden sich darin in der That, wie in unseren Tempeln, eine Blende, welche bezeichnete, wohin man sich beim Gebet wenden sollte, aufgehangene und angezündete Lampen, und zwei Leuchter mit großen ebenfalls angezündeten Kerzen von weißem Wachs.

Ich sah auch einen kleinen Teppich ausgebreitet, von der Form derer, die man bei uns auszubreiten pflegt, um sich darauf zu setzen und zu beten. Ein junger Mann von gutem Gesicht saß auf dem Teppich, und las mit großer Aufmerksamkeit laut im Koran, der vor ihm auf einem kleinen Pulte lag. Bei diesem Anblick forschte ich, von Bewunderung hingerissen, in meinem Geiste, wie es möglich wäre, daß er der einzige Lebende in einer Stadt sei, wo alle übrigen Menschen versteinert wären, und ich zweifelte nicht, daß darin etwas sehr Wunderbares läge.

Da die Thüre nur angelehnt war, so öffnete ich sie. Ich trat ein, und vor der Blende stehen bleibend, sprach

ich mit lauter Stimme folgendes Gebet: „Gelobt sei „Gott, der uns durch glückliche Seefahrt begünstigt hat. „Erzeige uns die Gnade, uns bis zur Heimkehr in unser „Land eben so zu beschützen! Höre mich, Herr, und er„höre mein Gebet."

Der junge Mann sah mich an und sagte zu mir: „Meine Schöne, ich bitte euch, mir zu sagen, wer ihr seid, und was euch in diese verödete Stadt geführt hat. Zum Lohn dafür sollt ihr erfahren, wer ich bin, was mir begegnet ist, aus welcher Ursach' die Bewohner dieser Stadt in dem Zustande sind, in welchem ihr sie gesehen habt, und warum ich allein in einem so schrecklichen Unglück frisch und gesund bin."

Ich erzählte ihm mit wenigen Worten, woher ich käme, was mich zu dieser Reise veranlaßt hätte und wie ich nach zwanzigtägiger Schifffahrt glücklich angelangt wäre. Zuletzt bat ich ihn nun, seinerseits das mir gegebene Versprechen zu erfüllen und ich bezeugte ihm, wie sehr ich über die schreckliche Verödung erstaunt wäre, die ich überall auf meinem Wege bemerkt hätte.

„Meine Liebe," sagte der junge Mann, „geduldet euch einen Augenblick." Bei diesen Worten machte er den Koran zu, steckte ihn in ein kostbares Futteral und legte ihn in die Blende. Während dem hatte ich Zeit, ihn aufmerksam zu betrachten, und ich fand ihn so schön und so anmuthig, daß ich Bewegungen fühlte, die ich früher noch nie gefühlt hatte. Er ließ mich neben sich setzen, und eh' er zu reden begann, konnte ich mich nicht erwehren, ihm mit einer Miene, die ihm die Gesinnungen, welche er mir eingeflößt hatte, zu erkennen gab, zu sagen: „Liebenswürdiger Herr, theurer Gegenstand meiner Seele, man kann nicht mit größerer Ungeduld, als ich es thue, die Aufklärung über so viele erstaunliche Dinge erwarten, welche meine Blicke seit meinem ersten Schritt in diese Stadt geschaut haben, und meine Neugier kann nicht schnell genug befriedigt werden. Redet, ich beschwöre

euch; erzählt mir, durch welches Wunder ihr allein unter einer solchen Menge an einem so unerhörten Tode verstorbener Personen noch am Leben seid."

Hier unterbrach sich Scheherasade und sagte zu Schachriar: „Herr, Euer Majestät bemerkt vielleicht nicht, daß es Tag ist. Wenn ich fortführe zu erzählen, würd' ich eure Geduld mißbrauchen." Der Sultan stand auf, entschlossen, in der nächsten Nacht die Folge dieser merkwürdigen Geschichte zu hören.

Neun und sechzigste Nacht.

Dinarsade bat ihre Schwester in der folgenden Nacht, die Erzählung Sobeïdens wieder aufzunehmen und zu berichten, was sich zwischen ihr und dem jungen Mann begab, den sie in jenem so schön von ihr geschilderten Palast fand. „Ich werde dir Genüge leisten," erwiederte die Sultanin. „Sobeïde setzte ihre Erzählung in folgenden Worten fort:"

„Verehrte Frau," sagte der junge Mann zu mir, „ihr habt mir durch euer Gebet hinlänglich gezeigt, daß ihr die Erkenntniß des wahren Gottes besitzt. Ihr sollt eine sehr merkwürdige Wirkung von seiner Macht und seiner Größe erfahren. Wißt, daß diese Stadt die Hauptstadt eines mächtigen Königreichs war, dessen Namen der König, mein Vater führte. Dieser Fürst, sein ganzer Hof, die Bewohner der Stadt und alle seine anderen Unterthanen waren Magier und Anbeter des Feuers und des Nardoun, des alten Königs der Riesen, die sich gegen Gott empört hatten.

Obgleich von götzendienerischen Eltern abstammend, hab' ich doch das Glück gehabt, in meiner Jugend zur Hofmeisterin eine gute muselmännische Frau zu haben, die den Koran auswendig wußte und sehr gut auslegte. „Mein Prinz," sagte sie oft zu mir, „es gibt nur einen wahren

Gott: hütet euch, andere anzuerkennen und anzubeten." Sie lehrte mich arabisch lesen und das Buch, welches sie mir zur Uebung gab, war der Koran. Sobald ich sie zu begreifen vermochte, erklärte sie mir alle Punkte dieses trefflichen Buchs und flößte mir, ohne Wissen meiner Eltern, allen seinen Geist ein. Sie starb, aber erst nachdem sie mir allen Unterricht ertheilt hatte, dessen ich bedurfte, um vollkommen von den Wahrheiten der muselmännischen Religion überzeugt zu sein. Seit ihrem Tode bin ich fest bei den Gesinnungen geblieben, die sie mir eingeflößt hat, und habe den falschen Gott Nardoun und die Anbetung des Feuers verabscheut.

Vor drei Jahren und einigen Monaten ließ sich plötzlich durch die ganze Stadt eine gewaltige Stimme hören und zwar so deutlich, daß niemand eines der von ihr gesprochenen folgenden Worte verlor:

„Einwohner, laßt ab von der Anbetung Nardouns und des Feuers. Betet den einzigen Gott an, der da barmherzig ist."

Dieselbe Stimme ließ sich drei Jahre hintereinander hören; aber da sich niemand bekehrte, so wurden am letzten Tage des dritten Jahres um drei oder vier Uhr des Morgens alle Einwohner in einem Augenblick, jeder in dem Zustande und in der Stellung, worin er sich eben befand, in Stein verwandelt. Den König, meinen Vater, traf dasselbe Loos; er wurde zu schwarzem Stein, so wie man ihn noch an einem Ort dieses Palastes sieht, und die Königin, meine Mutter, hatte ein gleiches Schicksal.

Ich bin der einzige, den Gott mit dieser schrecklichen Züchtigung verschont hat, und seit dieser Zeit fahre ich fort, ihm mit größerer Inbrunst als je zu dienen und ich bin überzeugt, daß er nur euch, meine schöne Frau, zu meinem Troste schickt, wofür ich ihm innigst danke; denn ich gestehe euch, daß mich diese Einsamkeit sehr langweilt."

Diese ganze Erzählung und vorzüglich diese letzten Worte entflammten mich vollends für ihn. „Prinz," sagte ich zu ihm, „es ist nicht zu bezweifeln, mich hat die Vorsehung in euren Hafen gebracht, um euch die Gelegenheit zu verschaffen, euch aus einem so traurigen Orte zu entfernen. Das Schiff, in welchem ich gekommen bin, kann euch überzeugen, daß ich zu Bagdad, allwo ich andre recht beträchtliche Güter zurückgelassen habe, in einigem Ansehen stehe. Ich wage es, euch dort einen Zufluchtsort anzubieten, bis der mächtige Beherrscher der Gläubigen, der Verweser des großen Propheten, welchen ihr anerkennt, euch alle gebührende Ehre erwiesen hat. Dieser berühmte Fürst wohnt in Bagdad und sobald er eure Ankunft in seiner Hauptstadt erfahren haben wird, wird er euch zu erkennen geben, daß man seinen Beistand nicht vergebens ansteht. Es ist nicht möglich, daß ihr länger in einer Stadt bleibt, in welcher euch alle Gegenstände unerträglich sein müssen. Mein Schiff ist zu euren Diensten und ihr könnt unumschränkt darüber gebieten." Er nahm das Anerbieten an und wir brachten den übrigen Theil der Nacht damit zu, uns von unserer Einschiffung zu unterhalten.

Sobald der Tag anbrach, gingen wir aus dem Palast und begaben uns in den Hafen, wo wir meine Schwestern, den Schiffshauptmann und meine Sklaven sehr um mich besorgt fanden. Nachdem ich den Prinzen meinen Schwestern vorgestellt hatte, erzählte ich ihnen, was mich verhindert hätte, am vergangenen Tage zum Schiff zurückzukehren, wie ich den jungen Prinzen getroffen, seine Geschichte und die Ursach' der Verödung einer so schönen Stadt.

Die Matrosen brachten mehrere Tage damit zu, die mitgebrachten Waaren aus=, und an ihrer Stelle alles das einzuladen, was der Palast Kostbares an Edelsteinen, Gold und Silber enthielt. Wir ließen das Hausgeräth und eine Menge Goldschmiedsarbeit zurück, weil wir sie

nicht fortbringen konnten; denn wir hätten mehrere Schiffe dazu gebraucht, um alle die Reichthümer, die wir vor Augen hatten, nach Bagdad zu bringen.

Nachdem wir nun das Schiff mit allen den Sachen, die wir mitnehmen wollten, beladen hatten, nahmen wir soviel Mundvorrath und Wasser ein, als zu unserer Reise nöthig erachtet wurde. Was den Mundvorrath betraf, so war uns noch viel von dem übrig geblieben, den wir in Balsora eingeschifft hatten. Endlich segelten wir mit einem Winde, wie wir ihn nur wünschen konnten, ab."

Bei diesen Worten bemerkte Scheherasade, daß es Tag war. Sie hörte auf zu reden und der Sultan stand auf, ohne etwas zu sagen, nahm sich aber vor, die Geschichte Sobeïdens und des jungen, so wunderbar erhaltenen Prinzen bis zu Ende zu hören.

Siebzigste Nacht.

Gegen Ende der folgenden Nacht weckte Dinarsade, ungeduldig, den Erfolg von Sobeïdens Seefahrt zu erfahren, die Sultanin. „Meine liebe Schwester," sagte sie zu ihr, „fahre, — ich bitte dich, — in der gestrigen Erzählung fort und sage uns, ob der junge Prinz und Sobeïde glücklich in Bagdad anlangten." — „Ihr sollt es erfahren," erwiederte Scheherasade; Sobeïde erzählte, sich immer an den Sultan wendend, folgendermaßen weiter:

„Herr," sagte sie, „der junge Prinz, meine Schwestern und ich, wir unterhielten uns täglich angenehm mit einander; aber ach! unsere Einigkeit dauerte nicht lange! Meine Schwestern wurden eifersüchtig über das Verständniß, welches sie zwischen dem jungen Prinzen und mir bemerkten und fragten mich eines Tages boshafterweise: was wir mit ihm anfangen würden, wenn wir in Bagdad angelangt wären. Ich merkte wohl, daß sie diese Frage nur darum an mich richteten, um meine Gesinnun-

gen zu entdecken. Ich antwortete ihnen deshalb, indem ich die Sache scherzhaft zu nehmen schien, daß ich ihn zu meinem Gatten nehmen würde und sagte zum Prinzen, mich zu ihm wendend: „Mein Prinz, ich bitte euch, einzuwilligen. Sobald wir in Bagdad sein werden, ist meine Absicht, euch meine Person anzubieten, um eure ergebenste Sklavin zu sein, euch Dienste zu leisten und euch als den unumschränkten Herrn meines Willens anzuerkennen."

„Verehrte Frau," erwiederte der Prinz, „ich weiß nicht, ob ihr scherzt; was aber mich betrifft, so erkläre ich euch sehr ernsthaft vor euren beiden Frauen Schwestern, daß ich von diesem Augenblick an aus gutem Herzen das Anerbieten annehme, welches ihr mir macht, nicht um euch als eine Sklavin, sondern als meine Dame und meine Herrin zu betrachten, und ich begebe mich jedes Anspruchs auf eine Herrschaft über eure Handlungen." Meine Schwestern veränderten bei dieser Rede die Farbe und ich bemerkte seit dieser Zeit, daß sie nicht mehr dieselben Gesinnungen als sonst für mich hegten.

Wir waren im persischen Meerbusen und näherten uns Balsora, wo ich, bei dem guten Winde, den wir hatten, am folgenden Tage anzulangen hoffte. Aber in der Nacht, während ich schlief, paßten meine Schwestern ihre Zeit ab und warfen mich ins Meer; den Prinzen ertränkten sie auf gleiche Weise. Ich erhielt mich einige Zeit über dem Wasser, und glücklicher, oder vielmehr wunderbarer Weise fand ich Grund. Ich ging auf etwas Schwarzes zu, das ich, so viel mir die Dunkelheit zu unterscheiden vergönnte, für Land hielt. In der That erreichte ich ein Ufer und der anbrechende Tag ließ mich erkennen, daß ich mich auf einer kleinen wüsten Insel, ungefähr zwanzig Meilen von Balsora befand. Ich hatte meine Kleider schnell an der Sonne getrocknet, und bemerkte im Gehen mehrere Arten von Früchten und auch süßes Wasser, was mir einige Hoffnung zur Erhaltung meines Lebens gab. Ich ruhte mich im Schatten aus, als ich eine

sehr dicke und lange, geflügelte Schlange gewahrte, die sich rechts und links heftig hin und her bewegend und mit ausgestreckter Zunge auf mich zu kam, woraus ich schloß, daß irgend ein Uebel sie bedrängte. Ich stand auf und hatte Mitleid mit ihr, als ich gewahrte, daß sie von einer noch dickeren Schlange verfolgt wurde, welche sie beim Schwanz hielt und sich anstrengte sie zu verschlingen. Statt zu fliehen hatte ich die Dreistigkeit und den Muth, einen zufällig neben mir liegenden Stein zu ergreifen. Ich warf ihn mit aller meiner Kraft gegen die dickere Schlange, traf sie an den Kopf und zerschmetterte diesen. Als die andere sich befreit sah, breitete sie ihre Flügel aus und flog davon; ich betrachtete sie lange in der Luft als etwas Außerordentliches; als ich sie aus dem Gesicht verloren hatte, setzte ich mich wieder an einen anderen Fleck in den Schatten und entschlief.

Stellt euch vor, wie groß bei meinem Erwachen mein Erstaunen war, neben mir eine schwarze Frau mit lebhaften und angenehmen Zügen zu sehen, welche an einem Bande zwei Hündinnen von derselben Farbe hielt. Ich richtete mich auf und fragte, wer sie wäre. „Ich bin," erwiederte sie, „die Schlange, welche ihr vor kurzem von ihrem gefährlichsten Feinde befreit habt. Ich habe geglaubt, den wichtigen Dienst, der mir von euch geleistet worden ist, nicht besser vergelten zu können, als wenn ich thäte, was ich gethan habe. Ich wußte um den Verrath eurer Schwestern, und habe, um euch zu rächen, sobald ich durch eure großmüthige Hülfe frei war, mehrere meiner Genossinnen, welche gleich mir Feen sind, herbeigerufen; wir haben die ganze Ladung eures Schiffes in eure Vorrathshäuser in Bagdad getragen, und es hierauf versenkt. Diese beiden schwarzen Hündinnen sind eure Schwestern, denen ich diese Gestalt gegeben habe. Diese Züchtigung ist aber nicht hinreichend und ihr müßt sie noch auf die Art, die ich euch sagen werde, behandeln."

Bei diesen Worten umfaßte die Fee mich fest mit

dem einen Arm und die beiden Hündinnen mit dem andern und brachte uns so nach Bagdad, wo ich in meinem Vorrathshause alle die Reichthümer fand, mit welchen mein Schiff beladen gewesen war. Ehe sie mich verließ, übergab sie mir die beiden Hündinnen und sagte zu mir: „Bei der Strafe, gleich ihnen in eine Hündin verwandelt „zu werden, befehle ich euch im Namen dessen, der die „Meere bewegt, alle Nächte jeder eurer Schwestern hun„dert Peitschenhiebe zu geben, um sie wegen des Verbre„chens zu bestrafen, welches sie an eurer Person und dem „von ihnen ertränkten Prinzen begangen haben." Ich war genöthigt, ihr zu versprechen, daß ich ihren Befehl erfüllen würde.

Seit jener Zeit hab' ich sie jede Nacht mit Widerwillen auf eben diese Weise, von welcher Euer Majestät Zeuge gewesen ist, behandelt. Ich bezeuge ihnen durch meine Thränen, mit wie vielen Schmerzen und wie ungern ich mich einer so grausamen Verpflichtung entledige, und ihr seht wohl, daß ich hierin mehr zu beklagen, als zu tadeln bin. Wenn es noch etwas mich Betreffendes gibt, wovon ihr unterrichtet zu sein wünscht, so wird euch meine Schwester Amine durch die Erzählung ihrer Geschichte darüber aufklären."

Nachdem der Chalyf Sobeïden mit Verwunderung angehört hatte, ließ er durch den Großwesyr die anmuthige Amine um die Gefälligkeit ersuchen, ihm doch zu erklären, warum sie mit Narben bezeichnet wäre.

„Aber, Herr," sagte Scheherasade bei dieser Stelle, „es ist Tag und ich darf Euer Majestät nicht länger aufhalten." Schachriar, überzeugt, daß die Geschichte welche Scheherasade zu erzählen hatte, die Entwickelung der vorhergegangenen enthalten würde, sagte zu sich selbst: „Ich muß mir das Vergnügen ganz gewähren." Er stand auf, mit dem Entschluß, die Sultanin diesen Tag noch leben zu lassen.

Ein und siebenzigste Nacht.

Dinarsade wünschte leidenschaftlich, Aminens Geschichte zu hören und deshalb erwachte sie sehr früh und beschwor die Sultanin, ihr zu erzählen, warum der Busen der liebenswürdigen Amine ganz mit Narben bedeckt sei. „Ich bin bereit," erwiederte Scheherasade, „und um keine Zeit zu verlieren, sollst du wissen, daß Amine, sich an den Chalyfen wendend, ihre Geschichte, wie folget, begann:

Geschichte Aminens.

„Beherrscher der Gläubigen," sagte sie, „um nicht Dinge zu wiederholen, von welchen Euer Majestät schon durch die Erzählung meiner Schwester unterrichtet ist, sag' ich Euch nur, daß meine Mutter, nachdem sie ein Haus gemiethet hatte, um in ihrem Wittwenstande für sich zu leben, mich einem der reichsten Erben dieser Stadt zur Frau gab.

Das erste Jahr unserer Ehe war noch nicht verflossen, als ich Wittwe wurde, und zum Besitz des ganzen Vermögens meines Gatten kam, welches sich auf achtzigtausend Zechinen belief. Die bloßen Zinsen dieser Summe reichten übrigens zu meinem sehr anständigen Lebensunterhalt vollkommen hin. Ich hatte mir jedoch, sobald die ersten sechs Monate meiner Trauer um waren, zehn verschiedene Anzüge von so großer Pracht machen lassen, daß jeder auf zehntausend Zechinen zu stehen kam, und ich fing an, sie am Ende des Jahres zu tragen[19]).

Als ich eines Tages mit häuslichen Angelegenheiten beschäftigt war, wurde mir gesagt, daß eine Frau mich zu sprechen verlange. Ich befahl, sie vorzulassen. Es war

eine schon sehr bejahrte Person. Sie grüßte mich, indem sie die Erde küßte, und sagte zu mir, auf den Knieen bleibend: „Meine gute Frau, ich bitte euch, mir die Freiheit zu verzeihen, die ich mir nehme, euch zu belästigen; das Zutrauen, welches ich zu eurer Menschenliebe habe, macht mich so dreust. Wißt, verehrte Frau, daß ich eine vaterlose Tochter habe, die sich heute verheirathen soll, daß wir beide hier fremd sind, und in dieser Stadt nicht die geringste Bekanntschaft haben. Das setzt uns sehr in Verlegenheit; denn wir möchten gern der zahlreichen Familie, mit welcher wir uns verbinden sollen, zeigen, daß wir keine Unbekannte sind, und hier etwas gelten. Wenn ihr nun, meine gütige Frau, die Gefälligkeit haben wolltet, diese Hochzeit mit eurer Gegenwart zu beehren, so würden wir euch um so mehr verpflichtet sein, da die Frauen unsers Landes daraus folgern würden, daß wir hier nicht als Elende angesehen sind, wenn sie erfahren, daß eine Person von eurem Range es nicht verschmäht hätte, uns eine so große Ehre zu erweisen. Aber ach! wenn ihr unsere Bitte unerfüllt laßt, welche Kränkung für uns! Wir wissen dann nicht, an wen wir uns wenden sollen."

Diese Rede, bei welcher die arme Frau Thränen vergoß, bewegte mich zum Mitleiden. „Meine theure Mutter," sagte ich zu ihr, „betrübt euch nicht; ich will euch gern die gewünschte Freude machen, sagt mir nur, wohin ich kommen soll, und laßt mir Zeit, mich ein wenig festlich zu kleiden." Die alte Frau war über diese Antwort vor Freuden außer sich, und schneller, mir die Füße zu küssen, als ich, es abzuwehren. „Meine liebreiche Frau," versetzte sie, als sie aufstand, „Gott wird euch für die Güte belohnen, die ihr euren Dienerinnen erweis't, und euer Herz eben so mit Freude erfüllen, wie ihr das unsrige damit erfüllt. Noch ist es nicht nöthig, daß ihr euch so bemüht; es genügt, daß ihr gegen Abend zu der Stunde, zu welcher ich euch abholen werde, mit mir kommt. Lebt

wohl, verehrte Frau," fügte sie hinzu, „auf die Ehre, euch wiederzusehen."

Sobald sie mich verlassen hatte, wählte ich dasjenige von meinen Kleidern, das mir am meisten gefiel, mit einem Halsband von großen Perlen, Armbändern, Ringen und Ohrgehängen von den schönsten und glänzendsten Diamanten. Ich hatte eine Ahnung von dem, was mir begegnen sollte.

Es begann Nacht zu werden, als die alte Frau mit freudigem Gesicht zu mir kam. Sie küßte mir die Hand und sagte zu mir: „Meine liebe Frau, die Verwandtinnen meines Schwiegersohnes, welche die ersten Damen der Stadt sind, haben sich bereits versammelt. Beliebt's euch, so kommt: ich bin bereit, euch zu geleiten." Wir machten uns sogleich auf den Weg; sie ging vor mir her, und ich folgte ihr mit einer großen Anzahl mir angehöriger wohlgekleideter Sklavinnen. In einer sehr breiten, frisch gekehrten und besprengten Straße hielten wir vor einer großen Thüre an, die von einer großen Laterne erleuchtet war, deren Licht mich über der Thüre folgende aus goldenen Buchstaben bestehende Inschrift lesen ließ: „Hier ist die ewige Wohnung der Ergötzungen und der Freude." Die alte Frau klopfte an, und man öffnete sogleich.

Man führte mich ans Ende des Hofes und in einen großen Saal, in welchem ich von einer jungen, unvergleichlich schönen Dame empfangen wurde. Sie kam mir entgegen, und nachdem sie mich umarmt und genöthigt hatte, mich auf ein Sofa zu setzen, wobei sich ein mit Diamanten besetzter Thron von kostbarem Holz befand, sagte sie zu mir: „Verehrte Frau, man hat euch hieher geladen, um einer Hochzeit beizuwohnen; aber ich hoffe, daß diese Hochzeit eine andere sein wird, als ihr euch einbildet. Ich habe einen Bruder, welcher der wohlgebildetste und vollkommenste aller Männer ist; er ist von dem Bild, das er von euren Reizen hat entwerfen hören,

so entzückt, daß sein Schicksal von euch abhängt, und daß er sehr unglücklich sein wird, wenn ihr nicht Mitleiden mit ihm habt. Er kennt den Rang, den ihr in der Welt behauptet, und ich kann euch versichern, daß der seinige einer Verbindung mit euch nicht unwürdig ist. Wenn meine Bitten etwas über euch vermögen, so füge ich sie zu den seinigen, und bitte euch, sein Anerbieten, euch zu seiner Gattin zu machen, nicht zu verwerfen."

Seit dem Tode meines Mannes hatte ich noch nicht daran gedacht, mich wieder zu verheirathen; aber ich hatte nicht die Kraft, einer so schönen Person eine abschlägige Antwort zu geben. Sobald ich durch ein Stillschweigen und ein errörhendes Gesicht in die Sache eingewilligt hatte, klatschte die junge Dame mit den Händen, und sogleich öffnete sich ein Kabinet, aus welchem ein junger Mann von so majestätischem und dabei so anmuthigem Aussehen trat, daß ich mich glücklich schätzte, eine so schöne Eroberung gemacht zu haben. Er nahm neben mir Platz, und ich erkannte aus der Unterhaltung, die wir mit einander hatten, daß seine Verdienste noch die Schilderung übertrafen, welche mir seine Schwester davon gemacht hatte.

Als sie nun sah, daß wir mit einander zufrieden waren, klatschte sie zum zweitenmal mit den Händen, und es trat ein Kadi[20]) ein, welcher unsern Heirathskontrakt aufsetzte, ihn unterzeichnete, und ihn auch von vier Zeugen, die er mitbrachte, unterzeichnen ließ. Das Einzige, was mein Mann von mir verlangte, war, daß ich mich nicht sehen lassen und mit keinem Mann, außer ihm, sprechen sollte, und er schwur mir, daß ich, wenn ich diese Bedingung erfüllte, alle Ursach haben sollte, mit ihm zufrieden zu sein. So wurde unsre Heirath beschlossen und vollzogen, und ich war die Hauptschauspielerin bei der Hochzeit, zu welcher ich nur als Gast war eingeladen worden.

Einen Monat nach unserer Verheirathung, als ich

eben einigen Stoff brauchte, bat ich meinen Mann um die Erlaubniß, ausgehen und den Einkauf machen zu dürfen. Er gab dazu seine Einwilligung, und ich nahm zu meiner Begleitung die alte zum Hause gehörige Frau, von welcher ich schon gesprochen habe, und zwei meiner Sklavinnen mit. Als wir auf der Straße der Kaufleute waren, sagte die alte Frau zu mir: „Meine theure Gebieterin, da ihr einen seidenen Stoff sucht, so muß ich euch zu einem jungen Kaufmann führen, den ich kenne; er hat dergleichen von allen Gattungen, und ohne euch damit zu ermüden, daß ihr von Laden zu Laden lauft, kann ich euch versichern, daß ihr bei ihm finden werdet, was ihr nirgends anders findet." Ich ließ mich führen, und wir traten in den Laden eines jungen, recht wohlgebildeten Kaufmannes. Ich setzte mich, und ließ ihm durch die alte Frau sagen, er solle mir seine schönsten seidenen Stoffe zeigen. Die Alte wollte, daß ich ihm das selbst sagen sollte; aber ich erwiederte ihr, daß es eine meiner Heirathsbedingungen sei, mit keinem andern Mann, als mit dem meinigen, zu sprechen, und daß ich nicht dagegen handeln dürfte.

Der Kaufmann zeigte mir mehrere Stoffe, und ich ließ ihn nach dem Preise des einen fragen, der mir am besten gefiel. Er entgegnete der Alten: Er ist mir weder um Gold noch um Silber feil; aber ich will ihr ein Geschenk damit machen, wenn sie mir erlaubt, sie auf die Wange zu küssen. Ich befahl der Alten, ihm zu sagen, daß es sehr dreust von ihm wäre, mir diesen Vorschlag zu machen. Aber statt mir zu gehorchen, stellte sie mir vor, daß das, was der Kaufmann verlange, keine wichtige Sache sei, daß ich ja nicht zu sprechen, sondern bloß die Wange hinzuhalten brauchte und daß es schnell abgemacht sein würde. Ich hatte so große Lust, den Stoff zu besitzen, daß ich einfältig genug war, diesen Rath zu befolgen. Die alte Frau und die Sklavinnen stellten sich vor mich, damit man mich nicht sehen könnte, und ich ent-

schleierte mich; aber, statt mich zu küssen, biß mich der Kaufmann bis aufs Blut. Mein Schmerz und mein Erstaunen war so groß, daß ich ohnmächtig niedersank und dem Kaufmann Zeit genug ließ, seinen Laden zu schließen und die Flucht zu ergreifen. Als ich wieder zu mir selbst gekommen war, fühlte ich, daß meine Wange ganz mit Blut bedeckt war. Die alte Frau und meine Sklavinnen hatten Sorge getragen, sie alsbald mit meinem Schleier zu bedecken, damit die Leute, die herzuliefen, nichts gewahr werden und glauben möchten, es sei nur eine Ohnmacht, die mich befallen hätte."

Indem Scheherasade diese letzten Worte sprach, sah sie das Tageslicht und schwieg. Der Sultan fand das, was er eben gehört hatte, sehr außerordentlich und stand auf, sehr neugierig, die Folge zu hören.

Zwei und siebenzigste Nacht.

Scheherasade richtete am frühen Morgen das Wort an Dinarsaden: „Höre," sagte sie zu ihr, „meine Schwester, wie Amine ihre Erzählung fortsetzte:

„Die Alte, welche mich begleitete," erzählte sie weiter, „war im höchsten Grade über den Unfall bestürzt, den ich erlitten hatte, und bemühte sich, mich zu beruhigen. „Meine Gebieterin," sagte sie zu mir, „ich bitte euch um Vergebung, ich bin Schuld an diesem Unglück; ich habe euch zu diesem Kaufmann geführt, weil er mein Landsmann ist und ich ihn niemals eines so boshaften Streiches fähig gehalten haben würde; aber betrübt euch nicht; verlieren wir keine Zeit, kehren wir nach Hause zurück; ich werde euch ein Mittel geben, welches euch in drei Tagen so vollkommen heilen wird, daß man nicht die geringste Spur sehen soll." Meine Ohnmacht hatte mich so geschwächt, daß ich kaum gehen konnte. Ich gelangte jedoch bis in meine Wohnung, aber ich wurde

zum zweitenmale ohnmächtig, als ich in mein Zimmer trat. Inzwischen wendete die Alte ihr Mittel an; ich kam wieder zu mir selbst und legte mich ins Bett.

Als es Nacht geworden war, kam mein Mann. Er sah, daß ich den Kopf verhüllt hatte und fragte mich, was mir fehle. Ich antwortete ihm, daß es ein Kopfschmerz sei, und glaubte, daß er nun nicht weiter forschen würde; aber er nahm ein Wachslicht, und da er sah, daß ich an der Wange verwundet war, fragte er mich, woher diese Wunde käme. Obgleich ich eben kein großes Verbrechen begangen hatte; so konnte ich mich doch nicht entschließen, ihm die Sache zu gestehen; solch ein Geständniß einem Manne zu machen, schien mir die Schicklichkeit zu verletzen. Ich sagte ihm, daß, als ich mit seiner Erlaubniß ausgegangen wäre, um einen Seidenstoff zu kaufen, ein mit Holz beladener Lastträger in einem engen Gäßchen so nahe bei mir vorbeigegangen sei, daß mir ein Scheit Holz eine Schramme geritzt hätte, die aber wenig bedeute.

Diese Ursach versetzte meinen Mann in Zorn. „Solch eine Handlung," sagte er zu mir, „soll nicht unbestraft bleiben. Ich werde morgen dem Polizeimeister Befehl ertheilen, alle die flegelhaften Lastträger fest zu nehmen und sie alle hängen zu lassen."

In der Furcht, die ich hatte, den Tod so vieler Unschuldigen zu verursachen, sagte ich zu ihm: „Herr, es würde mir sehr leid thun, wenn eine so große Ungerechtigkeit begangen würde; hütet euch ja, sie zu begehen; ich würde mich der Vergebung unwerth achten, wenn ich dieses Unglück veranlaßt hätte." — „Sagt mir also aufrichtig," versetzte er, „was ich von eurer Verwundung denken soll."

Ich erwiederte ihm, daß ich durch die Unachtsamkeit eines auf seinem Esel reitenden Besenverkäufers dazu gekommen wäre; daß er hinter mir geritten sei und den Kopf auf eine andere Seite gewendet und daß sein Esel

mich so heftig gestoßen hätte, daß ich auf die Erde und mit der Backe auf Glas gefallen wäre. „Wenn das ist," sagte nun mein Mann, „so soll die Sonne morgen früh nicht aufgehen, ohne daß der Großwesyr Giafar von dieser Unverschämtheit benachrichtigt ist. Er wird alle diese Besenverkäufer tödten lassen." — „Im Namen Gottes, Herr," unterbrach ich ihn, „ich bitte euch, ihnen zu vergeben, sie sind nicht strafbar." — „Aber, Frau," sagte er, „was soll ich denn glauben? Redet, ich will durchaus aus eurem Munde die Wahrheit erfahren." — „Herr," entgegnete ich ihm, „es ist mir eine Betäubung zugestoßen und ich bin gefallen; so ist die Sache."

Bei diesen letzten Worten verlor mein Mann die Geduld. „Ha!" rief er aus, „nun hab' ich lange genug Lügen angehört" Indem er dies sagte, klatschte er mit den Händen, und es traten drei Sklaven herein. „Reißt sie aus dem Bette, sagte er zu ihnen, „und legt sie ausgestreckt mitten ins Zimmer." Die Sklaven erfüllten seinen Befehl, und als mich der eine beim Kopf, der andere bei den Beinen hielt, befahl er dem dritten, einen Säbel zu holen, und als dieser ihn gebracht hatte, sagte er zu ihm: „Hau' zu, schlag ihr den Kopf ab und wirf ihn in den Tigris. Er soll den Fischen zur Nahrung dienen; dies ist die Bestrafung, welche ich diejenigen Personen erleiden lasse, denen ich mein Herz geschenkt habe und die treulos gegen mich sind." Da er sah, daß der Sklave nicht zu gehorchen eilte, fuhr er fort: „So hau' doch! Wer hält dich auf? Was erwartest du?" — „Gnädige Frau," sagte hierauf der Sklave zu mir, „der letzte Augenblick eures Lebens ist ganz nahe; bedenkt, ob ihr noch irgend etwas vor eurem Tode anzuordnen wünscht."

Ich bat um die Erlaubniß, ein Wort sagen zu dürfen. Sie wurde mir bewilligt. Ich erhob das Haupt und sagte, indem ich meinen Gatten sehr zärtlich betrachtete: „Ach, in welchen Zustand seh' ich mich versetzt!" Ich wollte mehr sagen; aber meine Thränen und Seufzer hin-

derten mich daran. Das Alles rührte meinen Gatten nicht. Im Gegentheil, er machte mir Vorwürfe, auf welche jede Erwiederung unnütz gewesen wäre.

Er sagte mir folgende Verse vor:

„Wenn ich bei der, die ich liebe, einen Mitgenossen, (Nebenbuhler) habe; so wird meine Seele die Liebe meiden, sollte ich auch vor Sehnsucht vergehn."

„Mein Trost würde sein, daß ich eines edlen Todes stürbe*); denn es ist ohnedem kein Heil bei einer Liebe, bei welcher ein Gegner (Nebenbuhler) ist."

„Sage der, die meine Verbindung verschmähet, mich betrogen, und einen andern Geliebten außer mir erwählet hat: ich bin deiner überdrüssig geworden, ehe du meiner satt wurdest und was zwischen uns vorgefallen, ist hiermit genug."

Als ich dieses hörte, o Beherrscher der Gläubigen, weinte ich bitterlich, sah ihn schmerzlich an und sang folgende Verse:

„Du hast in mir Liebe erweckt, während du ruhig bliebst: du verursachst meinen thränenwunden Augen schlaflose Nächte, und du genießest den Schlaf."

„Du hast dich zwischen meine Augen und den Schlaf gestellt; denn mein Herz kann dich nicht vergessen und meine Thränen lassen sich nicht verbergen."

„Du hast mir heilig Treue gelobt; als du aber mein Herz besaßest, hintergingst du mich."

„Ich liebte dich, weil ich ein unverständiges Mädchen war, ich kannte noch nicht die Liebe; strafe mich also nicht mit dem Tode, denn ich bin erst ein Lehrling."

Dann fügte ich noch folgende Verse hinzu:

„Mit der ganzen Last der Sehnsucht hast du mich belagert, und ich bin kaum fähig, meine Gewande zu tragen!"

---

*) Der Tod auf dem Schlachtfelde und der Tod aus unglücklicher Liebe gelten bei den Arabern für gleich achtungswerthe und edle Todesarten.

„Ich würde mich nicht wundern, wenn der Schmerz mich tödtete; aber erstaunen muß ich, daß mein Körper, seitdem ich dich sah, noch zu erkennen ist."

Als er mich angehört hatte, redete er mich zornig an, überhäufte mich mit Vorwürfen und sang:

„Die Liebe zu einem Andern hat dich von mir abgewandt, und du bist zuerst erkaltet; wahrlich so war ich nicht."

„Wohlan, ich werde von dir gehen, da du mein Bleiben verabscheust und werde das Leben ohne dich ertragen können, wie du es ohne mich erträgst."

„Statt dir werde ich ein Wesen finden, das mich lieben kann, aber unsern Bruch schreibe ich dir allein zu, nicht mir."

Ich nahm nun zum Bitten meine Zuflucht: aber er hörte nicht darauf und befahl dem Sklaven, seine Schuldigkeit zu thun. In diesem Augenblick trat die alte Frau, welche die Amme meines Mannes gewesen war, ins Zimmer und warf sich ihm zu Füßen, um zu versuchen, ob sie ihn besänftigen könnte: „Mein Sohn," sagte sie zu ihm, „zum Lohn dafür, daß ich euch gesäugt und erzogen habe, beschwöre ich euch, mir ihre Begnadigung zu bewilligen. Bedenkt, daß, wer da tödtet, getödtet wird, daß ihr euren Ruf beflecken und die Achtung der Menschen verlieren werdet. Was werden sie nicht von einem so blutdürstigen Zorne sagen?" Sie sprach diese Worte auf eine so rührende Weise aus und begleitete sie mit so vielen Thränen, daß sie einen starken Eindruck auf meinen Gatten machten. „Nun wohl," sagte er zu der Amme, „dir zu Liebe schenke ich ihr das Leben. Aber sie soll Zeichen tragen, die sie an ihr Verbrechen erinnern."

Nach diesen Worten gab mir, auf seinen Befehl, ein Sklave aus allen Kräften mit einem biegsamen Röhrchen, welches Haut und Fleisch wegriß, so viel Schläge auf die Rippen und die Brust, daß ich davon die Besinnung verlor. Hierauf ließ er mich von denselben Sklaven, den

Dienern seiner Wuth, in ein Haus bringen, woselbst die Alte mich sehr sorgfältig pflegte. Ich mußte vier Monate lang das Bett hüten. Endlich genas ich, aber die Narben, welche ihr gestern saht, sind mir, wider meinen Willen, geblieben. Sobald ich im Stande war, auszugehen, wollte ich in das Haus zurückkehren, welches ich von meinem ersten Manne ererbt hatte, aber ich fand nur die leere Stelle. Mein zweiter Gatte hatte sich im Uebermaß seines Zornes nicht damit begnügt, es niederreißen zu lassen, er hatte sogar die ganze Straße, auf welcher es stand, auf gleiche Weise vernichtet. Diese Gewaltsamkeit war ohne Zweifel eine unerhörte; aber gegen wen sollte ich klagen? Der Urheber hatte Maaßregeln genommen, sich zu verbergen, und ich konnte nicht herausbringen, wer er wäre. Ueberdem, wenn ich es auch herausgebracht hätte, sah ich nicht, daß die mir widerfahrne Behandlung von einer unumschränkten Gewalt kam? Hätte ich's wagen können, mich darüber zu beklagen?

Trostlos, aller Habe beraubt, nahm ich meine Zuflucht zu meiner lieben Schwester Sobeïde, welche Euer Majestät ihre Geschichte erzählt hat, und unterrichtete sie von meinem Unglück. Sie nahm mich mit ihrer gewöhnlichen Güte auf, und ermahnte mich, mein Leiden standhaft zu ertragen. „So ist die Welt," sagte sie, „sie nimmt uns gewöhnlich unsre Güter oder unsre Freunde, oder unsre Liebhaber und oft alles zusammen." Um mir zugleich zu beweisen, was sie mir sagte, erzählte sie mir den durch die Eifersucht ihrer Schwestern verursachten Verlust des jungen Prinzen. Sie berichtete mir hierauf, auf welche Weise sie in Hündinnen verwandelt worden wären. Endlich, nachdem sie mir tausend Zeichen ihrer Freundschaft gegeben hatte, stellte sie mir meine jüngste Schwester vor, die nach dem Tode meiner Mutter zu ihr gezogen war.

So beschlossen wir nun, Gott dafür dankend, daß er uns alle drei zusammengeführt habe, frei zu leben,

ohne uns jemals zu trennen. Seit langer Zeit führen wir dieses ruhige Leben, und da ich die Hauswirthschaft besorge, so mach' ich mir ein Vergnügen daraus, selbst die nöthigen Vorräthe einzukaufen. In dieser Absicht ging ich gestern aus, und ließ das Eingekaufte durch einen Lastträger tragen, der ein Mann von Geist und angenehmer Laune war, und den wir zu unsrer Belustigung bei uns behielten. Nun fanden sich noch beim Einbruch der Nacht drei Kalender ein und baten uns, ihnen bis diesen Morgen ein Obdach zu gewähren. Wir nahmen sie unter einer Bedingung auf, die sie eingingen, und nachdem wir sie an unsrer Tafel hatten niedersetzen lassen, bewirtheten sie uns mit einem Concert nach ihrer Weise; als wir an unsre Hausthür klopfen hörten. Es waren drei Kaufleute aus Mussul, von sehr gutem Aussehn, die von uns dieselbe Begünstigung verlangten, wie die drei Kalender, und denen wir sie unter derselben Bedingung bewilligten. Sie wurde jedoch weder von den drei Kalendern, noch von den Kaufleuten erfüllt; obgleich wir nun aber sowohl im Stande, als berechtigt waren, sie zu bestrafen: so begnügten wir uns damit, von ihnen die Erzählung ihrer Geschichte zu verlangen, und beschränkten unsere Rache darauf, sie sodann fortzuschicken, und sie des von uns verlangten Obdaches zu berauben."

Der Chalyf Harun Arreschyd war sehr zufrieden, erfahren zu haben, was er wissen wollte, und gab laut die Bewunderung zu erkennen, in welche er durch alles Gehörte versetzt worden war...."

„Aber, Herr," sagte hier Scheherasade, „der anbrechende Tag erlaubt mir nicht, Euer Majestät zu erzählen, was der Chalyf that, um der Verzauberung der beiden schwarzen Hündinnen ein Ende zu machen." Schachriar, hieraus schließend, daß die Sultanin in der folgenden Nacht die Geschichte der fünf Damen und der drei Kalender beendigen werde, ließ sie noch am Leben.

Drei und siebenzigste Nacht.

„Im Namen Gottes, meine Schwester," rief Dinarsade vor Tagesanbruch, „ich bitte dich, uns zu erzählen, wie die beiden schwarzen Hündinnen ihre menschliche Gestalt wieder erhielten, und was aus den drei Kalendern wurde." — „Ich werde deine Neugier befriedigen," erwiederte Scheherasade. Sie wandte hierauf ihre Worte an Schachriar, und fuhr folgendermaßen fort:

„Herr, da der Chalyf nun seiner Neugier Genüge geleistet hatte, so wollte er den drei Prinzen Kalendern Beweise seiner Größe und Großmuth geben, und auch die drei Damen durch Wirkungen seiner Güte erfreuen. Ohne seine Worte erst vom Großwesyr wiederholen zu lassen, sagte er selbst zu Sobeïde: „Geehrte Frau, hat denn die Fee, welche sich euch zuerst als Schlange zeigte, und euch ein so strenges Gesetz auferlegte, euch nichts von ihrem Aufenthalt gesagt, oder euch vielmehr nicht versprochen, euch wieder zu besuchen und den beiden Hündinnen ihre menschliche Gestalt wiederzugeben?"

„Beherrscher der Gläubigen," antwortete Sobeïde, „ich habe vergessen, Euer Majestät zu sagen, daß die Fee mir ein kleines Bündelchen Haare gab, und mir dabei sagte, daß ich einst ihrer Gegenwart benöthigt sein würde, und wenn ich dann nur zwei dieser Härchen verbrennen wollte, so würde sie in demselben Augenblicke bei mir sein, befände sie sich auch eben jenseits des Kaukasus." — „Wo habt ihr das Bündelchen Haare?" versetzte der Chalyf. Sie erwiederte, daß sie seit jener Zeit es immer sorgfältig bei sich trage. Sie brachte es in der That zum Vorschein, und indem sie den Vorhang, der sie verbarg, ein wenig öffnete, zeigte sie es dem Chalyfen. „Wohlan," erwiederte dieser, „wir wollen die Fee kommen lassen: ihr könnt sie nicht zu gelegenerer Zeit rufen, da ich es wünsche."

Soberde willigte darein, man brachte Feuer, und sie verbrannte das ganze Bündelchen Haare. Auf der Stelle wurde der Palast erschüttert, und die Fee erschien vor dem Chalyfen in der Gestalt einer sehr prächtig gekleideten Dame. „Beherrscher der Gläubigen," sagte sie zu diesem Fürsten, „ihr seht mich bereit, eure Befehle zu empfangen. Die Dame, welche mich auf euren Befehl hieher rief, hat mir einen wichtigen Dienst geleistet. Um ihr dafür meine Erkenntlichkeit zu bezeigen, hab' ich sie wegen der Treulosigkeit ihrer Schwestern gerächt, indem ich diese in Hündinnen verwandelte; wenn Euer Majestät es jedoch wünscht, so will ich ihnen ihre natürliche Gestalt wieder geben."

„Schöne Fee," erwiederte der Chalyf, „ihr könnt mir keine größere Freude machen; erweist ihnen diese Gunst, ich werde nachher Mittel suchen, sie über eine so harte Buße zu trösten; vorher aber hab' ich noch eine Bitte an euch, zu Gunsten der Dame, die von einem unbekannten Mann so grausam gemißhandelt worden ist. Da ihr so eine Menge von Dingen wißt, so glaub' ich, daß auch dies euch nicht unbekannt ist; erzeigt mir den Gefallen und nennt mir den Barbaren, der sich nicht damit begnügte, eine so große Barbarei auszuüben, sondern der seine Frau noch obendrein ihres ganzen Besitzthums beraubt hat. Ich erstaune, daß eine so ungerechte, so unmenschliche, meine Machtvollkommenheit so verletzende Handlung nicht zu meiner Kenntniß gelangt ist."

„Um Euer Majestät gefällig zu sein," erwiederte die Fee, „werd' ich die beiden Hündinnen in ihren früheren Zustand zurückversetzen, die Dame so von ihren Narben heilen, daß man gar nicht bemerken soll, daß sie jemals geschlagen worden ist, und sodann werd' ich euch denjenigen nennen, der sie so hat mißhandeln lassen."

Der Chalyf ließ die beiden Hündinnen bei Soberden holen, und als sie da waren, brachte man der Fee, ihrem Verlangen gemäß, eine mit Wasser angefüllte Schaale.

Sie sprach darüber Worte, die niemand verstand, und besprengte sodann Aminen und die beiden Hündinnen. Sie wurden in zwei Damen von erstaunlicher Schönheit verwandelt und Aminens Wunden verschwanden. Hierauf sagte die Fee zum Chalyfen: „Beherrscher der Gläubigen, ich muß euch jetzt entdecken, wer der unbekannte Mann ist, den ihr zu kennen verlangt. Er ist euch sehr nahe verwandt, denn es ist der Prinz Amin [21]), euer ältester Sohn, Bruder des jüngeren, des Prinzen Mamoun [22]). Da er sich nach der Erzählung, die man ihm von ihrer Schönheit gemacht hatte, leidenschaftlich in diese Dame verliebt, so lockte er sie unter einem Vorwand zu sich und heirathete sie. In Hinsicht auf die Streiche, die er ihr hat geben lassen, ist er auf gewisse Weise zu entschuldigen. Sie war in der That ein wenig zu leichtsinnig und ihre Entschuldigungen waren wohl dazu geeignet, ihn glauben zu machen, daß in der That etwas Schlimmeres vorgefallen wäre, als es wirklich der Fall war. Das ist Alles, was ich zur Befriedigung eurer Neugier sagen kann." Nach diesen Worten grüßte sie den Chalyfen und verschwand.

Dieser Fürst, mit Bewunderung erfüllt und zufrieden mit den Verwandlungen, die er eben veranlaßt hatte, beging nun Handlungen, von welchen ewig die Rede sein wird. Zuerst ließ er den Prinzen Amin, seinen Sohn, rufen, sagte ihm, daß er um seine heimliche Verheirathung und die Ursach' der Verwundung Aminens wisse. Der Prinz wartete nicht auf den Befehl seines Vaters, sie wiederzunehmen, sondern nahm sie auf der Stelle wieder.

Der Chalyf erklärte hierauf, daß er sein Herz und seine Hand Sobeïden gäbe, und schlug die drei andern Schwestern den drei Kalendern und Königssöhnen vor, die sie mit vielem Dank zu Frauen nahmen. Der Chalyf wies jedem einen prächtigen Palast in Bagdad an, erhob sie zu den ersten Würden seines Reiches und nahm sie in seinen Rath. Der erste Kadi Bagdads, der mit Zeugen

herbeigeholt wurde, setzte die Heirathskontrakte auf, und dem berühmten Chalyfen Harun Arreschyd wurden tausend Segenswünsche gespendet, da er das Glück so vieler Personen machte, die unglaubliche Unglücksfälle erlitten hatten."

Es war noch nicht Tag, als Scheherasade diese Geschichte beendigte, die so oft war unterbrochen und fortgesetzt worden. Dies gab Veranlassung, eine neue anzufangen. Indem sie also ihre Worte an den Sultan richtete, begann sie, wie folget:

Geschichte
Sindbads, des Seefahrers.

„Herr, unter der Regierung eben dieses Chalyfen Harun Arreschyd, von welchem ich so eben sprach, lebte in Bagdad ein armer Lastträger, Namens Hindbad. An einem ganz vorzüglich heißen Tage trug er eine sehr schwere Bürde von einem Ende der Stadt zum andern. Er war von dem bereits zurückgelegten Wege sehr ermüdet, und hatte noch eine tüchtige Strecke zu gehen, als er in eine Straße kam, auf welcher ein sanfter Zephyr wehte, und deren Pflaster mit Rosenwasser besprengt war. Da er keinen günstigeren Wind erwarten konnte, um sich auszuruhen und neue Kräfte zu sammeln, so legte er in der Nähe eines großen Hauses seine Bürde auf die Erde und setzte sich darauf.

Plötzlich wurden seine Geruchsnerven von einem ausgesuchten Wohlgeruch gereizt, der, von Aloe und Räucherwerk herstammend, aus den Fenstern eines Hauses kam und, vermischt mit dem des Rosenwassers, die Luft durchbalsamte. Ueberdem hörte er im Innern ein Concert von verschiedenen Instrumenten begleitet von dem harmonischen

Gesang der Nachtigallen und anderer Vögel. Dieser anmuthige Gesang und der riechbare Dampf mehrer Fleischspeisen ließen ihn dort irgend ein Fest vermuthen, bei welchem man sich ergötzte. Er wollte wissen, wer in diesem Hause wohnte, das ihm nicht recht bekannt war, weil er keine Veranlassung gehabt hatte, oft auf diese Straße zu kommen. Um seine Neugier zu befriedigen, näherte er sich einigen prächtig gekleideten Dienern, die er an der Thüre sah, und fragte einen unter ihnen, wie der Hausherr hieße. „Wie," erwiederte der Diener, „ihr wohnt in Bagdad und wißt nicht, daß dies die Wohnung des Herrn Sindbad, des Seefahrers, ist, dieses berühmten Reisenden, der alle Meere durchschifft hat, welche die Sonne beleuchtet?" Der Träger, welcher von Sindbads Reichthümern wohl hatte reden hören, konnte sich nicht enthalten, einen Mann zu beneiden, dessen Zustand ihm eben so glücklich vorkam, als er den seinigen beklagenswerth fand. Da sein Geist durch diese Betrachtungen erbittert ward, erhob er seine Augen gen Himmel und sagte laut genug, um gehört zu werden: „Mächtiger Schöpfer aller Dinge, erwäge den Unterschied zwischen mir und Sindbad; ich erleide täglich tausend Beschwerden und habe große Mühe, mich und meine Familie von schlechtem Gerstenbrot zu ernähren, während der glückliche Sindbad mit Verschwendung unermeßliche Reichthümer vergeudet und ein Leben voll Lust und Freude führt! Was hat er gethan, um von dir ein so angenehmes Loos zu erhalten? Was hab' ich gethan, um ein so hartes zu verdienen?" Bei diesen Worten stampfte er mit dem Fuß auf die Erde, wie ein Mensch, der sich seinem Schmerz und seiner Verzweiflung gänzlich überläßt.

Er war noch mit diesen traurigen Gedanken beschäftigt, als er aus dem Hause einen Diener auf sich zukommen sah, der ihn heftig beim Arm ergriff und zu ihm sagte: „Kommt, folgt mir, Herr Sindbad, mein Gebieter, will euch sprechen."

Der in diesem Augenblick anbrechende Tag verhinderte Scheherasaden, diese Erzählung fortzusetzen, die sie jedoch in der nächsten Nacht auf folgende Weise wieder aufnahm:

Vier und siebenzigste Nacht.

„Herr, Euer Majestät kann sich leicht vorstellen, daß Hindbad nicht wenig über die Worte des Dieners erstaunte. Nach dem, was dieser gesprochen hatte, durfte er fürchten, daß Sindbad ihn holen ließ, um ihm irgend eine üble Behandlung widerfahren zu lassen, und er wollte sich damit entschuldigen, daß er seine Bürde nicht mitten auf der Straße liegen lassen könnte; aber der Diener Sindbads gab ihm die Versicherung, daß man darauf Acht haben würde, und drang so in ihn, daß der Lastträger sich genöthigt sah, seinen Bitten nachzugeben.

Der Diener führte ihn in einen großen Saal, in welchem eine große Anzahl von Personen um eine mit allen Arten von Speisen besetzte Tafel saß. Auf dem Ehrenplatz erblickte er eine ansehnliche, wohlgestaltete, und durch einen langen, weißen Bart ehrwürdige Person, hinter welcher eine Menge Hausbediente aller Art standen, die sehr eifrig waren, sie zu bedienen. Die Person war Sindbad. Der Lastträger, dessen Bestürzung sich bei dem Anblick so vieler Leute und eines so prächtigen Festes vermehrte, grüßte zitternd die Gesellschaft. Sindbad sagte ihm, er möge näher kommen, und nachdem er ihn zu seiner Rechten hatte niedersitzen lassen, legte er ihm selbst Speise vor und ließ ihm einen trefflichen Wein reichen, mit welchem der Schenktisch im Ueberfluß besetzt war.

Als Sindbad gegen Ende der Mahlzeit bemerkte, daß seine Gäste nicht mehr aßen, nahm er das Wort, wendete sich zu Hindbad und sagte: „Wie ist dein Name, mein Bruder?“ — „Herr,“ erwiederte jener, „ich nenne

mich Hindbad, den Lastträger." — „Ich bin sehr erfreut, dich zu sehen," versetzte Sindbad, „und ich stehe dir dafür, daß auch die Gesellschaft dich mit Vergnügen sieht; aber ich wünschte von dir selbst zu hören, was du vorhin auf der Straße gesagt hast." Sindbad hatte nämlich, eh' er sich zu Tische setzte, durch's Fenster die ganze Rede des Lastträgers gehört, und war dadurch veranlaßt worden, ihn rufen zu lassen.

Bei diesem Begehren senkte Hindbad voll Verwirrung sein Haupt und entgegnete: „Herr, ich gestehe euch, daß meine Müdigkeit mich übellaunig gemacht hatte, und da sind mir denn einige unbedachte Worte entwischt, die ich euch mir zu verzeihen bitte." — „O glaube nicht," versetzte Sindbad, „daß ich ungerecht genug sei, um deshalb Unwillen zu hegen. Ich versetze mich in deine Lage, und statt dir dein Murren vorzuwerfen, beklag' ich dich; aber ich muß dir einen Irrthum benehmen, in welchem du dich, in Betreff meiner, zu befinden scheinst. Du bildest dir ohne Zweifel ein, daß ich ohne Mühe und Arbeit alle die Bequemlichkeiten und die Ruhe erlangt habe, deren du mich genießen siehst; enttäusche dich; ich bin zu einem so glücklichen Zustand erst gekommen, nachdem ich jahrelang alle Mühseligkeiten des Leibes und der Seele erlitten habe, welche sich die Einbildungskraft nur vorstellen kann.

Ja, ihr Herren," fügte er hinzu, indem er sich an die Gesellschaft wandte, „ich kann euch versichern, diese Mühseligkeiten sind so außerordentlich, daß sie fähig wären, den habsüchtigsten Menschen die Lust zu nehmen, die Meere zu durchschiffen, um Reichthümer zu erwerben. Ihr habt vielleicht nur verworren von meinen seltsamen Abenteuern und von den Gefahren, die ich auf meinen sieben Reisen erlitten habe, reden hören; ich will euch darüber einen treuen Bericht abstatten, und ich glaube, daß es euch nicht unlieb sein wird, ihn zu vernehmen."

Da Sindbad seine Geschichte hauptsächlich des Last-

trägers wegen erzählen wollte, so befahl er, eh' er anfing, man solle die Bürde, die jener auf der Straße hatte liegen lassen, an den Ort tragen, wohin Hindbad es verlangte. Hierauf begann er folgendermaßen:

Erste Reise
Sindbads, des Seefahrers, nach Sumatra.

„Ich hatte von meiner Familie ein beträchtliches Vermögen ererbt, dessen größten Theil ich in den Ausschweifungen meiner Jugend verschwendete; aber in mich selbst zurückkehrend, kam ich von meiner Verblendung zurück und erkannte, daß die Reichthümer vergänglich wären und ihr Ende bald abzusehen sei, wenn man sie so schlecht als ich zu Rathe hielte. Ich bedachte überdem, daß ich in einem regellosen Leben unglücklicherweise die Zeit verschwendete, die doch das köstlichste Ding auf der Welt ist. Auch erwog ich noch, daß Armuth im Alter das bedauernswertheste Elend sei. Ich erinnerte mich jener Worte des großen Salomo, die ich einst von meinem Vater hatte anführen hören: „Es ist minder traurig, begraben, als arm zu sein."

Durch alle diese Betrachtungen veranlaßt, raffte ich die Trümmern meines Erbes zusammen. Ich versteigerte auf offenem Markt, was ich an beweglichem Eigenthum besaß. Sodann verband ich mich mit einigen Kaufleuten, die über Meer handelten. Ich berieth mich mit denen, die mir geeignet schienen, mir guten Rath zu ertheilen. Endlich beschloß ich, das wenige mir übrig gebliebene Geld zu benutzen, und sobald ich diesen Entschluß gefaßt hatte, zögerte ich nicht, ihn auszuführen. Ich begab mich nach Balsora [23]), woselbst ich mich mit mehreren Kauf-

leuten auf einem Fahrzeug einschiffte, welches wir auf gemeinschaftliche Kosten ausgerüstet hatten.

Wir gingen unter Segel und nahmen unsern Weg nach Ostindien durch den persischen Meerbusen, welcher rechts durch die arabischen und links durch die persischen Küsten gebildet wird und dessen größte Breite, nach der gewönlichen Meinung, siebenzig Meilen beträgt. Außerhalb dieses Meerbusens ist das Ostmeer, welches auch das indische heißt, sehr ausgedehnt; es ist von der einen Seite durch die Küsten Abyssiniens begränzt und bis zu den Inseln Vakvak [24]) 4500 Meilen lang. Ich wurde anfangs von der sogenannten Seekrankheit befallen: aber meine Gesundheit stellte sich bald wieder her, und seit der Zeit bin ich immer von dieser Krankheit verschont geblieben.

Im Verlauf unsrer Seereise landeten wir an mehreren Inseln, woselbst wir unsere Waaren verkauften, oder vertauschten. Als wir eines Tages unter Segel waren, überfiel uns eine Windstille, ganz in der Nähe einer kleinen, mit dem Wasser fast horizontalen Insel, die wegen ihrer Grüne einer Wiese glich. Der Schiffshauptmann ließ die Segel einziehen und erlaubte denjenigen Personen der Mannschaft, welche Lust dazu hatten, an das Land zu steigen. Ich gehörte zu diesen. Aber während wir uns mit Essen und Trinken vergnügten und uns von den Beschwerlichkeiten des Meeres ausruhten, erzitterte plötzlich die Insel und gab uns einen heftigen Stoß."

Bei diesen Worten hielt Scheherasade inne, weil der Tag anbrach; doch nahm sie in der folgenden Nacht ihre Erzählung wieder auf.

Fünf und siebenzigste Nacht.

„Herr," sagte sie, „Sindbad fuhr folgendermaßen in seiner Erzählung fort. „Man bemerkte die Erschütterung

der Insel auf dem Schiff, von welchem man uns zurief, daß wir uns schnell wieder einschiffen möchten, daß wir sonst alle umkommen würden, weil das, was wir für eine Insel gehalten hatten, der Rücken eines Wallfisches sei. Die Gewandtesten retteten sich in das Boot, andere warfen sich ins Meer, um zu schwimmen. Was mich betraf, so war ich noch auf der Insel, oder vielmehr auf dem Wallfisch, als dieser sich in das Meer tauchte, und mir blieb nur so viel Zeit, als ich bedurfte, um mich an ein Stück Holz zu halten, welches, um Feuer zu machen, aus dem Schiff mitgenommen worden war. Dazwischen wollte der Schiffshauptmann, nachdem er die Leute im Boot an Bord genommen und einige der Schwimmenden aufgefischt hatte, einen frischen Wind benutzen, der sich eben erhob, ließ die Segel aufziehen und benahm mir dadurch die Hoffnung, das Schiff zu erreichen.

Ich blieb also den Wellen preisgegeben, und hin und her geworfen kämpft' ich mit ihnen den ganzen übrigen Tag und die folgende Nacht. Am andern Morgen hatte ich keine Kräfte mehr, und ich verzweifelte daran, dem Tode zu entgehen, als eine Woge mich glücklicherweise an eine Insel warf. Das Ufer war hoch und steil, und ich würde viele Mühe gehabt haben, es zu erklimmen, hätten mir nicht einige Baumwurzeln geholfen, welche das Schicksal zu meinem Heil dort aufbewahrt hatte. Ich streckte mich auf die Erde, wo ich halbtodt liegen blieb, bis es heller Tag wurde und die Sonne aufging.

Obgleich ich nun durch die Meeresarbeit sehr geschwächt war, weil ich seit dem vorigen Tage keine Nahrung zu mir genommen hatte, so schleppte ich mich doch fort, um einige eßbare Kräuter zu suchen. Ich fand welche und war so glücklich, auch eine Quelle trefflichen Wassers zu finden, die zu meiner Erfrischung nicht wenig beitrug. Als ich nun wieder zu Kräften gekommen war, ging ich weiter landeinwärts, ohne jedoch einen bestimmten Weg zu verfolgen.

Ich kam auf eine schöne Ebene, auf welcher ich ein weidendes Pferd erblickte. Zwischen Furcht und Hoffnung schwankend, wendete ich meine Schritte nach dieser Seite; denn ich wußte nicht, ob ich nicht viel eher meinem Verderben, als einer Gelegenheit, mein Leben zu sichern, entgegen ging. Als ich näher kam, sah ich, daß das Pferd eine an einen Pfahl gebundene Stute war. Ihre Schönheit zog meine Aufmerksamkeit auf sich; aber während ich sie betrachtete, hörte ich die Stimme eines unter der Erde sprechenden Mannes. Einen Augenblick nachher kam dieser Mann zum Vorschein und auf mich zu, und fragte mich, wer ich wäre. Ich erzählte ihm mein Abenteuer, worauf er mich bei der Hand nahm und mich in eine Höhle führte, in welcher sich mehrere Personen befanden, die nicht weniger erstaunt waren, mich zu sehen, als ich es war, sie dort zu finden.

Ich aß von einigen Speisen, die sie mir vorsetzten, und als ich sie hierauf gefragt hatte, was sie an einem Orte machten, der mir so wüst vorkam, erwiederten sie, daß sie Stallleute des Königs Maha-radjah [25]), des Beherrschers dieser Insel, wären, daß sie jedes Jahr, zu jeder Jahreszeit des Königs Stuten dorthin zu führen pflegten, um sie von einem aus dem Meere kommenden Seepferde bespringen zu lassen; daß das Seepferd, nachdem es die Stuten besprungen hätte, sich anschickte, sie zu verschlingen, daß sie es aber durch ihr Geschrei verhinderten und ins Meer zurückzukehren nöthigten; daß, wenn die Stuten trächtig wären, sie dieselben zurückführten; daß die dann von ihnen geworfenen Pferde für den König bestimmt wären und Seepferde genannt würden. Sie fügten hinzu, daß der folgende Tag zu ihrer Abreise bestimmt wäre, und daß ich, einen Tag später angekommen, unfehlbar hätte umkommen müssen, weil ich zu den sehr entfernten Wohnungen ohne Führer nicht hätte gelangen können.

Während sie mich so unterhielten, stieg das Seepferd

aus dem Meere, wie sie es mir erzählt hatten, warf sich auf die Stute, belegte sie und wollte sie nachher verschlingen; aber bei dem großen Lärm, den die Stallleute machten, ließ es seine Beute fahren und tauchte sich wieder ins Meer.

Am andern Tage machten sie sich mit den Stuten auf den Weg zur Hauptstadt und ich begleitete sie. Bei unsrer Ankunft fragte mich der König Maha-radjah, dem ich vorgestellt wurde, wer ich wäre und welches Abenteuer mich in seine Staaten gebracht hätte. Als ich seine Neugier vollständig befriedigt hatte, versicherte er mich, daß er sehr viel Theil an meinem Unglück nähme; zugleich befahl er, daß man Sorge für mich tragen und mich mit allem Nöthigen versehen sollte. Seine Befehle wurden auf solche Weise befolgt, daß ich alle Ursach' hatte, mit seiner Großmuth und der Pünktlichkeit seiner Beamten zufrieden zu sein.

Da ich Kaufmann war, so besuchte ich meine Standesgenossen. Vorzüglich suchte ich die Fremden auf, um von ihnen Nachrichten aus Bagdad zu erhalten und einen zu finden, mit dem ich dorthin zurückreisen könnte. Die Hauptstadt des Königs Maha-radjah liegt am Meeresufer und hat einen schönen Hafen, in welchem täglich Schiffe aus verschiedenen Weltgegenden landen. Ich suchte auch die Gesellschaft der indischen Weisen und erfreute mich daran, sie reden zu hören; doch verhinderte mich das nicht, dem Könige regelmäßig meine Aufwartung zu machen, noch mich mit den Befehlshabern und den kleinen ihm tributpflichtigen Königen zu unterhalten, die um seine Person waren. Sie legten mir tausend Fragen über mein Vaterland vor, und da ich mich meinerseits von den Sitten und Gesetzen ihrer Staaten unterrichten wollte, so befragte ich sie um Alles, was mir meiner Neugier werth schien.

Es befindet sich unter der Herrschaft des Königs Maha-radjah eine Insel, Namens Cassel. Man hatte

mich versichert, daß man daselbst allnächtlich einen Paukenton höre, was bei den Matrosen die Meinung veranlaßt hat, Degal [26]) habe dort seinen Aufenthalt. Ich bekam Lust, Zeuge dieses Wunders zu sein, und auf meiner Reise sah ich Fische von 100 bis 200 Ellen Länge, die mehr Furcht einjagen, als Gefahr bringen. Sie sind so schüchtern, daß sie die Flucht ergreifen, wenn man auf Stücke Holz schlägt. Ich sah auch noch andere, nur eine Elle lange Fische, deren Kopf dem der Nachteulen glich.

Als ich nach meiner Rückkehr eines Tages im Hafen war, landete eben ein Schiff. Sobald es geankert hatte, fing man an, die Waaren auszuladen, und die Kaufleute, denen sie gehörten, ließen sie in die Vorrathshäuser bringen. Indem ich meine Augen auf einige Ballen und die darauf befindliche, den Namen des Eigenthümers bezeichnende Schrift warf, sah ich den meinigen darauf. Nachdem ich sie aufmerksam betrachtet hatte, zweifelte ich nicht mehr, daß es dieselben wären, die ich auf das Schiff hatte laden lassen, auf welchem ich von Balsora abgefahren war. Ich erkannte auch den Schiffshauptmann; da ich aber überzeugt war, daß er mich für todt hielt, so fragt' ich ihn, wem die Ballen gehörten, die ich sähe. „Ich hatte auf meinem Schiff," erwiederte er mir, „einen Kaufmann aus Bagdad, der sich Sindbad nannte.

Eines Tages, als wir, wie es uns vorkam, in der Nähe einer Insel waren, landete er mit mehreren Reisenden auf dieser vermeintlichen Insel, die nichts anders, als ein auf der Oberfläche des Wassers schlafender Wallfisch von ungeheurer Größe war. Kaum fühlte dieser sich von dem auf seinem Rücken angezündeten Feuer erwärmt, als er anfing, sich zu bewegen und sich ins Meer zu tauchen. Der größte Theil der auf ihm befindlichen Personen ertrank, und der unglückliche Sindbad war unter dieser Zahl. Diese Ballen gehörten ihm, und ich habe beschlossen, sie zu verhandeln und sobald ich Jemanden von

seiner Familie treffe, diesem den aus dem Capital gezogenen Gewinn einzuhändigen."

„Hauptmann," sagte ich hierauf zu ihm, „ich bin dieser Sindbad, den ihr für todt haltet und der es nicht ist. Diese Ballen sind mein Gut und meine Waare."

Scheherasade erzählte in dieser Nacht nicht weiter; aber sie fuhr in der nächsten, wie folget, fort:

Sechs und siebenzigste Nacht.

Sindbad sagte, seine Geschichte fortsetzend, zu seiner Gesellschaft:

„Als mich der Schiffshauptmann so reden hörte, rief er aus: „Wem soll man heut' zu Tage noch trauen? Treu' und Glauben sind nicht mehr unter den Menschen zu finden. Ich habe mit meinen eignen Augen Sindbad umkommen sehen, die Reisenden, die ich am Bord hatte, sahen es gleich mir, und doch wagt ihr, zu sagen, daß ihr dieser Sindbad seid! Welche Kühnheit! Eurem Aussehen nach sollte man euch für einen rechtschaffenen Mann halten, und doch sagt ihr eine abscheuliche Unwahrheit, um euch eines Gutes zu bemächtigen, welches euch nicht gehört." — „Geduldet euch," entgegnete ich dem Hauptmann, „und habt die Güte, anzuhören, was ich euch zu sagen habe." — „Nun wohlan," versetzte er, „was habt ihr zu sagen? Redet; ich höre." Hierauf erzählte ich ihm, auf welche Art ich mich gerettet und durch welches Abenteuer ich die Stallleute des Königs Maha-radjah getroffen hätte, und von ihnen an dessen Hof geführt worden wäre.

Er fühlte sich durch meine Worte erschüttert, und war bald überzeugt, daß ich kein Betrüger wäre; denn es kamen Leute, die mich erkannten, mich lebhaft begrüßten und mir ihre Freude, mich wiederzusehen, bezeigten. Endlich erkannte auch er mich und sagte zu mir, indem er

sich an meinen Hals warf: „Gott sei dafür gelobt, daß ihr einer so großen Gefahr glücklich entgangen seid; ich kann euch die Freude, die ich darüber empfinde, nicht genugsam ausdrücken. Hier ist euer Gut, nehmt es, es gehört euch; macht damit, was euch beliebt.“ Ich dankte ihm, lobte seine Rechtlichkeit und um sie zu belohnen, bat ich ihn, einige Waaren anzunehmen, die ich ihm anbot; aber er schlug sie aus.

Ich wählte das Kostbarste aus meinen Ballen und machte dem König Maha-radjah ein Geschenk damit. Da dieser Fürst von meinem Unfall unterrichtet war; so fragte er mich, wo ich so seltne Dinge her hätte. Ich erzählte ihm, durch welchen Zufall ich wieder zu ihrem Besitz gekommen wäre; er hatte die Güte, mir darüber seine Freude zu bezeigen; er nahm mein Geschenk an und machte mir weit beträchtlichere. Hierauf nahm ich Abschied von ihm und schiffte mich auf demselben Fahrzeug wieder ein; aber vor meiner Einschiffung vertauschte ich die mir übrig gebliebenen Waaren gegen andere Landeserzeugnisse. Ich nahm Aloe- und Sandelholz mit mir, Kampfer, Muskatennüsse, Gewürznägelein, Pfeffer und Ingwer. Wir schifften bei mehrern Inseln vorbei, und landeten endlich in Balsora, von wo ich in diese Stadt mit dem Werth von ungefähr tausend Zeckinen heimkehrte und meine Familie mit allen Entzückungen einer wahren und aufrichtigen Freundschaft wieder sah. Ich kaufte Sklaven von beiden Geschlechtern, schöne Landgüter, und machte ein ansehnliches Haus. Auf solche Weise richtete ich mich ein, entschlossen, die erlittenen Uebel zu vergessen und die Freuden des Lebens zu genießen.“

Nachdem Sindbad hier inne gehalten hatte, befahl er den Tonkünstlern, ihr durch seine Erzählung unterbrochenes Concert wieder anzufangen. Man fuhr mit Essen und Trinken bis zum Abend fort, und als es Zeit war, auseinander zu gehen, ließ sich Sindbad eine Börse von hundert Zeckinen bringen und sagte, indem er sie dem

Lastträger gab, zu diesem: „Nimm, Hindbad, geh' nach Hause und komme morgen wieder, um die Folge meiner Abenteuer zu hören.“ Der Lastträger entfernte sich, sehr bestürzt über die Ehre und das Geschenk, die ihm zu Theil geworden waren. Der Bericht, den er davon zu Hause abstattete, war seiner Frau und seinen Kindern sehr angenehm, und sie unterließen nicht, Gott für das Gute zu danken, was seine Fürsorge ihnen durch Sindbad hatte zukommen lassen.

Hindbad kleidete sich am folgendden Tag netter, als am vorhergegangenen und kehrte zu dem freigebigen Reisenden zurück, der ihn mit freundlichem Gesicht und tausend Liebkosungen aufnahm. Sobald alle Gäste beisammen waren, wurde aufgetragen und lange Zeit getafelt. Nach beendigtem Mahle nahm Sindbad das Wort und sagte, indem er sich an die Gesellschaft wandte: „Ihr Herren, ich bitte euch, mir Gehör zu gönnen und die Abenteuer meiner zweiten Reise anzuhören; sie sind eurer Aufmerksamkeit werther, als die der ersten.“ Alle schwiegen, und Sindbad ließ sich folgendermaßen vernehmen:

Zweite Reise
Sindbads des Seefahrers nach Ceylon.

„Nach meiner ersten Reise, wie ich die Ehre hatte, euch gestern zu sagen, hatte ich den Entschluß gefaßt, den Ueberrest meiner Tage ruhig in Bagdad zuzubringen. Aber es währte nicht lange, so langweilte mich das müßige Leben; ich bekam wieder Lust, aufs Neue über Meer zu reisen und zu handeln; ich kaufte Waaren ein, die sich zu dem beabsichtigten Handel eigneten, und reiste zum zweitenmal mit Kaufleuten ab, deren Rechtlichkeit mir bekannt war. Wir schifften uns auf einem guten Fahrzeug ein,

und nachdem wir uns Gott befohlen hatten, begannen wir unsere Seefahrt.

Wir schifften von Inseln zu Inseln und machten sehr vortheilhafte Tauschgeschäfte. Eines Tages landeten wir an einer dieser Inseln, die mit verschiedenen Gattungen von Fruchtbäumen bedeckt, übrigens aber so öde war, daß wir auf ihr weder Häuser noch Einwohner entdeckten. Wir gingen und schöpften Luft auf den Wiesen und längs der Bäche, welche sie bewässerten.

Während einige sich damit vergnügten, Blumen, andere, Früchte zu pflücken, nahm ich mir von dem mitgenommenen Mundvorrath und Wein und setzte mich an ein fließendes Wasser unter den schönen Schatten hoher Bäume. Ich hielt von dem, was ich hatte, eine ziemlich gute Mahlzeit, nach welcher der Schlaf sich meiner bemächtigte. Ich kann euch nicht sagen, wie lange ich schlief; aber als ich erwachte, sah ich das Schiff nicht mehr vor Anker."

Hier war Scheherasade genöthigt, ihre Erzählung zu unterbrechen, weil sie sah, daß der Tag anbrach; aber in der nächsten Nacht fuhr sie folgendermaßen in der Erzählung von Sindbads zweiter Reise fort:

Sieben und siebenzigste Nacht.

„Ich war sehr erstaunt, das Schiff nicht mehr vor Anker zu sehen; ich stand auf, sah mich überall um und gewahrte keinen einzigen von den Kaufleuten, die mit mir ans Land gestiegen waren. Ich sah nur das Schiff in so weiter Ferne segeln, daß ich es bald nachher aus dem Gesichte verlor.

Ihr mögt euch die Betrachtungen denken, die ich in einem so traurigen Zustande anstellte. Ich meinte vor Schmerz zu vergehen, ich stieß ein schreckliches Geschrei aus, ich schlug mir vor die Brust und den Kopf und warf mich auf die Erde, wo ich lange Zeit in einer tödt-

lichen Verwirrung trauriger Gedanken liegen blieb. Hundertmal warf ich mir vor, mich nicht mit meiner ersten Reise begnügt zu haben, die mir doch auf immer die Reiselust benommen haben sollte. Aber all' mein Bedauern war unnütz und alle meine Reue unzeitig.

Endlich ergab ich mich in den Willen Gottes, und ohne zu wissen, was aus mir werden würde, stieg ich auf einen hohen Baum, von welchem ich mich nach allen Seiten umsah, ob nichts zu entdecken wäre, was mir einige Hoffnung geben könnte. Indem ich die Augen auf das Meer warf, sah ich nur Wasser und Himmel; da ich aber auf der Landseite etwas Weißes erblickte, stieg ich vom Baume herab und ging mit dem, was ich an Lebensmitteln übrig hatte, auf jenen Gegenstand zu, der so entfernt war, daß ich ihn nicht erkennen konnte.

Als ich nun in die gehörige Nähe kam, bemerkte ich, daß es eine weiße Kugel von wundersamem Umfang war. So wie ich ihr ganz nahe kam, berührte ich sie und fand sie sehr sanft. Ich ging rund um sie herum, um zu sehen, ob sie keine Oeffnung habe. Ich konnte keine entdecken und sie war so glatt, daß es mir unmöglich schien, hinauf zu steigen. Sie konnte wohl 50 Schritte im Umkreis haben.

Die Sonne war eben im Begriff, unterzugehen, da verfinsterte sich plötzlich der Himmel, als wenn er von einer dicken Wolke bedeckt würde. Wenn ich aber über diese Dunkelheit erstaunte, so erstaunte ich noch mehr, als ich sah, daß das, was sie verursachte, ein Vogel von außerordentlicher Größe war, der nach meiner Seite flog. Ich erinnerte mich eines Vogels, Roch genannt, von welchem ich die Matrosen oft hatte reden hören, und ich dachte mir, daß die große Kugel, die ich so bewundert hatte, ein Ei dieses Vogels sein müsse. In der That ließ er sich nieder und setzte sich darauf, um es auszubrüten. Als ich ihn kommen sah, drückte ich mich ganz nahe an das Ei, so daß ich einen der Füße des Vogels

vor mir hatte, der so groß wie ein dicker Baumstamm war. Ich band mich daran fest mit der Leinwand, mit welcher mein Turban umwickelt war, in der Hoffnung, daß der Roch, wenn er den folgenden Tag davon flöge, mich aus dieser wüsten Insel forttrüge. In der That flog, nachdem ich die Nacht in diesem Zustande zugebracht hatte, mit Tagesanbruch der Vogel davon, entführte mich so hoch, daß ich die Erde nicht mehr sah, und stürzte sich hierauf plötzlich mit solcher Schnelle herab, daß ich die Besinnung verlor. Als der Roch sich niedergelassen hatte und ich mich auf der Erde sah, knüpfte ich schnell den Knoten auf, der mich an seinen Fuß befestigte. Kaum hatt' ich mich losgemacht, so hieb er mit dem Schnabel nach einer Schlange von unerhörter Länge. Er packte sie und flog sogleich davon.

Der Ort, an welchem er mich ließ, war ein sehr tiefes Thal, von allen Seiten mit so hohen und so steilen Bergen umgeben, daß sie sich in die Wolken verloren und es keinen Pfad gab, sie zu besteigen. Das war eine neue Verlegenheit für mich, und wenn ich diesen Ort mit der wüsten Insel verglich, die ich eben verlassen hatte, so fand ich bei dem Tausche keinen Gewinn.

In diesem Thal umhergehend, bemerkte ich, daß es mit Diamanten von erstaunlicher Größe besäet war. Ich ergötzte mich sehr, sie zu betrachten; aber bald sah ich in der Ferne Gegenstände, welche dieses Ergötzen sehr verringerten, und die ich nicht ohne Schrecken sehen konnte. Es war eine große Anzahl Schlangen von solcher Dicke und Länge, daß sich keine unter ihnen befand, die nicht einen Elephanten verschluckt hätte. Sie zogen sich den Tag über in ihre Höhlen zurück, wo sie sich vor dem Roch, ihrem Feinde, verbargen, und kamen nur des Nachts zum Vorschein.

Ich brachte den Tag damit zu, im Thal umherzugehen und mich von Zeit zu Zeit an den bequemsten Stellen auszuruhen. Inzwischen ging die Sonne unter

und bei Anbruch der Nacht ging ich in eine Höhle, in der ich sicher zu sein glaubte. Ich versperrte ihren engen und niedrigen Eingang mit einem Stein, der groß genug war, um mich vor den Schlangen zu sichern, der aber doch nicht so dicht schloß, um nicht einiges Licht einzulassen. Ich aß zum Abendbrot einen Theil meines Mundvorraths, bei dem Geräusch der Schlangen, welche nun zu erscheinen begannen. Ihr schreckliches Gezisch jagte mir eine ungeheure Furcht ein, und erlaubte mir nicht — wie ihr's euch wohl denken könnt — die Nacht sehr ruhig zuzubringen. Bei Anbruch des Tages entfernten sich die Schlangen; ich trat nun zitternd aus meiner Höhle, und ich kann sagen, daß ich eine lange Zeit auf Diamanten ging, ohne die mindeste Lust dazu zu verspüren. Endlich setzt' ich mich nieder, und trotz der Unruhe, die mich bewegte, da ich die ganze Nacht kein Auge zugethan hatte, entschlief ich, nach nochmals von meinem Vorrath eingenommener Mahlzeit. Aber kaum war ich entschlummert, als etwas in meiner Nähe mit großem Geräusch niederfiel und mich erweckte. Es war ein großes Stück frisches Fleisch, und in demselben Augenblick sah ich mehrere andere an verschiedenen Orten von den Felsen herabrollen.

Ich hatte immer für ein zur Lust ersonnenes Mährchen gehalten, was ich von Matrosen und anderen Personen von dem Thale der Diamanten und von der Geschicklichkeit erzählen hörte, deren sich mehrere Kaufleute bedienten, um diese kostbaren Steine daher zu bekommen; nun sah ich wohl, daß sie mir die Wahrheit gesagt hatten. In der That begeben sich diese Kaufleute in die Nähe dieses Thals, zu der Zeit, wenn die Adler Junge haben. Sie zerschneiden Fleisch in große Stücke, die sie dann in das Thal werfen und woran die Diamanten, auf deren Spitze die Stücke fallen, nun festkleben. Die Adler, welche in diesem Lande stärker sind, als anderswo, stürzen sich auf die Stücke Fleisch und tragen sie durch die Luft auf die Höhe der Felsen in ihre dort befindlichen Nester, zum

Futter für ihre Jungen. Hierauf nöthigen die Kaufleute, die zu den Nestern laufen, durch ihr Geschrei die Adler, sich zu entfernen, und nehmen die am Fleisch klebenden Diamanten. Sie bedienen sich dieser List, weil es kein anderes Mittel gibt, die Diamanten aus diesem Thal zu bekommen, da es ein Abgrund ist, in den man nicht hinabsteigen kann [27]).

Ich hatte bis dahin geglaubt, daß es mir nicht möglich sein würde, aus diesem Abgrund herauszukommen, den ich wie mein Grab ansah: nun aber änderte ich meine Meinung, und was ich eben gesehen hatte, gab mir Veranlassung, das Mittel zur Erhaltung meines Lebens zu ersinnen. ....“

Der bei diesen Worten anbrechende Tag legte Scheherasaden Stillschweigen auf, aber sie setzte in der folgenden Nacht diese Erzählung fort.

Acht und siebenzigste Nacht.

„Herr,“ sagte sie, indem sie sich immer an den Sultan von Indien wandte, „Sindbad erzählte der ihm zuhörenden Gesellschaft die Abenteuer seiner zweiten Reise auf folgende Weise weiter: „Ich fing nun an,“ sagte er, „die größten Diamanten, die sich meinen Augen darboten, aufzusammeln, und ich füllte damit den ledernen Sack [28]), der mir zur Aufbewahrung meines Mundvorraths gedient hatte. Ich nahm hierauf dasjenige Stück Fleisch, welches mir das längste schien, band es mit der Leinwand meines Turbans fest um meinen Leib, und legte mich nun in diesem Zustand auf den Bauch, nachdem ich den ledernen Beutel so fest an meinen Gürtel gebunden hatte daß er nicht herabfallen konnte.

Kaum war ich in dieser Lage, als die Adler kamen und jeder sich eines Stückes Fleisch bemächtigte, das er davon trug. Einer der stärksten, der mich eben so mit

dem Stück Fleisch, welches ich mir angebunden hatte, emporhob, trug mich auf die Höhe des Berges bis in sein Nest. Die Kaufleute schrieen nun, um die Adler zu verscheuchen, und nachdem sie sie genöthigt hatten, ihre Beute zu lassen, näherte sich mir einer, wurde aber von Furcht befallen, als er mich sah. Er faßte sich jedoch, und statt sich zu erkundigen, durch welches Abenteuer ich mich dort befand, fing er an, mit mir zu zanken, indem er mich fragte, warum ich ihn seines Gutes beraube. „Wenn ihr mich besser kennen gelernt habt," sagte ich zu ihm, „so werdet ihr menschlicher mit mir sprechen. Tröstet euch," fügte ich hinzu, „ich habe Diamanten für euch und mich, mehr, als alle die anderen Kaufleute zusammen haben können. Wenn sie welche haben, so haben sie sie nur durch Zufall; ich aber habe im Thalgrunde selbst diejenigen ausgewählt, die ich hier in diesem Beutel mitbringe." Indem ich dieses sagte, zeigte ich ihm denselben. Ich hatte noch nicht aufgehört zu reden, als die andern Kaufleute sich um mich her versammelten, sehr erstaunt, mich zu sehen. Ich vermehrte ihr Erstaunen durch die Erzählung meiner Geschichte. Sie bewunderten weit weniger die Erfindung meiner List, als die Dreistigkeit, sie auszuführen.

Sie führten mich in ihre gemeinschaftliche Wohnung, und als ich dort meinen Beutel in ihrer Gegenwart öffnete, überraschte sie die Größe meiner Diamanten, und sie gestanden mir, daß sie an allen Höfen, wo sie gewesen wären, nicht einen einzigen ähnlichen gesehen hätten. Ich bat den Kaufmann, dem das Nest gehörte, in welches mich der Adler getragen hatte, (denn jeder Kaufmann hatte das seinige) ich bat ihn, sag' ich, sich so viel Diamanten auszuwählen, als ihm beliebte. Er begnügte sich damit, einen einzigen, und noch dazu einen von den minder großen zu nehmen, und da ich in ihn drang, er möge mir doch vergönnen, ihm noch mehrere zu geben und nicht befürchten, mir dadurch Unrecht zu thun, erwiederte er mir: „Nein, ich bin mit diesem einen vollkommen zu-

frieden, denn er ist kostbar genug, um mir von nun an die Mühe zu ersparen, andre Reisen zur Begründung meines kleinen Glücksstandes zu machen."

Ich brachte die Nacht mit den Kaufleuten zu, denen ich meine Geschichte zum zweitenmal erzählte, um denjenigen Genüge zu leisten, die sie noch nicht gehört hatten. Ich konnte meine Freude nicht mäßigen, wenn ich bedachte, daß ich den Gefahren, wovon ich euch erzählt habe, entgangen wäre. Der Zustand, in welchem ich mich befand, schien mir ein Traum zu sein, und ich konnte gar nicht glauben, daß ich nichts mehr zu befürchten hätte.

Die Kaufleute hatten nun schon mehrere Tage lang Fleisch in das Thal geworfen, und da jeder mit den ihm zugefallenen Diamanten zufrieden war, reisten wir am andern Tage alle mit einander ab und gingen über hohe Berge, auf welchen es Schlangen von wunderbarer Größe gab, denen wir glücklich entkamen. Wir erreichten den ersten Hafen, von wo wir nach der Insel Riha schifften, auf welcher der Baum wächst, woraus man den Kampfer erhält und der so dick und belaubt ist, daß sich in seinem Schatten hundert Menschen mit Bequemlichkeit aufhalten können. Der Saft, aus welchem sich der Kampfer bildet, fließt aus einer oben am Baum gemachten Oeffnung und wird in einem Gefäß aufgefangen, in welchem er gerinnt und zu dem wird, was man Kampfer nennt. Wenn ihm der Saft auf diese Weise entzogen ist, so vertrocknet der Baum und stirbt ab.

Auf derselben Insel gibt es Nashörner, Thiere, welche kleiner als der Elephant und größer als der Büffel sind, und auf der Nase ein Horn haben, das ungefähr eine Elle lang ist. Dieses Horn ist dicht und in der Mitte von einem Ende zum andern durchschnitten. Man sieht auf ihm weiße Züge, welche die Gestalt eines Menschen darstellen. Das Nashorn kämpft mit dem Elephanten, stößt ihm sein Horn in den Bauch, hebt ihn empor und trägt ihn auf seinem Kopfe; da ihm aber das Blut

und das Fett über die Augen rinnen und es blind machen, so fällt es auf die Erde; und — was euch in Erstaunen setzen wird — der Roch kommt, packt beide mit seinen Klauen und fliegt mit ihnen davon, seine Jungen zu füttern.

Ich übergehe mehrere andere Merkwürdigkeiten dieser Insel mit Stillschweigen, weil ich euch zu langweilen befürchte. Ich tauschte daselbst gute Handelswaaren gegen einige Diamanten ein. Von dort schifften wir nach andern Inseln, und nachdem wir endlich mehrere Handelsstädte des festen Landes berührt hatten, landeten wir in Balsora, von wo ich mich nach Bagdad begab. Ich theilte dort bedeutende Almosen unter die Armen aus, und genoß auf eine ehrenvolle Weise den Ueberrest meiner großen Reichthümer, die ich mit so vielen Beschwerden erworben und hingebracht hatte."

So erzählte Sindbad seine zweite Reise. Er ließ dem Hindbad wieder hundert Zeckinen geben, und lud ihn auf den andern Tag ein, um den Bericht von seiner dritten Reise zu hören. Die Gäste gingen nach Hause und kamen am folgenden Tage zu derselben Stunde wieder, eben so wie der Lastträger, der sein vergangenes Elend schon vergessen hatte. Man setzte sich zu Tisch, und als die Mahlzeit zu Ende war, bat Sinbad um Gehör und erzählte auf folgende Art seine dritte Reise.

Dritte Reise
Sindbads des Seefahrers, nach Selahath.

„Ich hatte bald in den Genüssen des Lebens, das ich führte, die Erinnerung an jene Gefahren verloren, denen ich auf meinen beiden Reisen ausgesetzt gewesen war;

aber, noch in der Blüthe meiner Jahre, langweilte mich das ruhige Leben, und mich über die neuen Gefahren, denen ich Trotz bieten wollte, betäubend, reiste ich von Bagdad mit reichen Landeswaaren ab, die ich nach Balsora bringen ließ. Dort schiffte ich mich wieder mit anderen Kaufleuten ein. Wir fuhren lange umher und landeten in mehreren Häfen, wo wir beträchtliche Handelsgeschäfte machten.

Als wir eines Tages auf offenem Meere waren, wurden wir von einem schrecklichen Sturm hin und her geworfen und verloren unsern Weg. Der Sturm hielt mehrere Tage an, und trieb uns vor den Hafen einer Insel, in welchem der Schiffshauptmann sehr gern nicht gelandet wäre; aber wir waren wohl gezwungen, dort vor Anker zu gehen. Als die Segel eingezogen waren, sagte uns der Hauptmann: „Diese Insel und einige andere benachbarte Inseln sind von ganz behaarten Wilden [29]) bewohnt, die uns bestürmen werden. Ob sie nun gleich Zwerge sind; so will doch unser Unglück, daß wir nicht den geringsten Widerstand leisten; denn sie kommen in größerer Anzahl als die Heuschrecken und wenn es uns begegnen sollte, einen zu tödten; so würden sie sich alle über uns her werfen, und uns umbringen.

Neun und siebenzigste Nacht.

„Diese Rede ihres Hauptmanns," sagte Sindbad, „versetzte die ganze Mannschaft des Schiffes in eine große Bestürzung, und wir erkannten bald, daß er nur zu wahr gesprochen hatte. Wir sahen eine zahllose Menge scheußlicher, nur zwei Fuß hoher Wilden erscheinen, deren ganzer Körper mit rothen Haaren bedeckt war. Sie warfen sich ins Wasser, schwammen auf uns zu und umgaben in kurzer Zeit unser Schiff. Sie redeten uns an, als sie sich näherten; aber wir verstanden ihre Sprache nicht. Sie

hielten sich am Bord und Tauwerk des Schiffes fest und kletterten von allen Seiten mit solcher Leichtigkeit und Schnelle auf das Verdeck, daß man gar nicht sah, ob sie ihre Füße aufsetzten.

Wir sahen diese Kletterei mit dem Schrecken, den ihr euch vorstellen könnt, ohne daß wir wagten, uns in Vertheidigungsstand zu setzen, oder ihnen ein einziges Wort zu sagen, um es zu versuchen, sie von ihrem Vorhaben abzuhalten, welches wir für unheilbringend hielten. Sie zogen in der That die Segel auf, machten das Ankertau los, ohne sich die Mühe zu geben, den Anker herauszuziehen, und nachdem sie das Schiff ans Land gebracht hatten, nöthigten sie uns, alle auszusteigen. Das Schiff brachten sie nun nach einer anderen Insel, von welcher sie hergekommen waren. Alle Reisende vermeiden sorgfältig die, auf welcher wir uns befanden, und es war sehr gefährlich, dort anzuhalten aus einem Grunde, den ihr erfahren sollt; aber wir mußten unser Uebel mit Geduld ertragen.

Wir entfernten uns vom Ufer und gingen landeinwärts. Wir fanden einige Früchte und Kräuter von welchen wir aßen, um den letzten Augenblick unsers Lebens so lange als möglich zu verschieben; denn wir erwarteten Alle einen sichern Tod. Im Gehen sahen wir ziemlich fern ein großes Gebäude, nach welchem wir unsere Schritte richteten. Es war ein wohlgebauter Palast, welcher eine Thür von Ebenholz mit zwei Flügeln hatte, die wir öffneten, indem wir sie aufstießen. Wir traten in den Hof und sahen in gerader Ansicht ein weitläuftiges Wohngebäude mit einer Vorhalle, in welcher auf der einen Seite ein Haufen Menschenknochen und auf der andern eine Menge Bratspieße lag. Wir zitterten bei diesem Anblick, und da wir vom Gehen müde waren, versagten uns unsere Füße den Dienst, wir fielen, von tödtlichem Schrecken befallen, auf die Erde und blieben dort eine Zeit lang unbeweglich liegen.

Die Sonne ging unter und während wir uns in dem kläglichen Zustande befanden, den ich euch beschrieben habe, erbebte die Erde, die Thüre des Wohngebäudes öffnete sich mit großem Geräusch und es trat die schreckliche Gestalt eines schwarzen Mannes von der Größe eines Palmbaums heraus. Er hatte mitten auf der Stirn ein einziges rothes, und gleich einer brennenden Kohle glühendes Auge; sehr lange und spitze Vorderzähne ragten aus seinem Munde hervor, der nicht weniger gespalten war, als der eines Kameels, und die Unterlippe hing ihm bis auf die Brust. Seine Ohren glichen denen eines Elephanten und bedeckten seine Schultern. Er hatte Nägel so krumm und lang wie die Klauen der schrecklichsten wilden Thiere. Bei dem Anblick eines so fürchterlichen Riesen verloren wir alle die Besinnung und blieben wie todt.

Endlich kamen wir wieder zu uns und sahen ihn unter der Vorhalle sitzen, und uns mit seinem einen Auge aufmerksam betrachten. Als er uns wohl beschaut hatte, kam er auf uns zu, und als er uns nahe war, streckte er seine Hand nach mir aus, packte mich beim Halsgenick und drehte mich nach allen Seiten um, wie ein Schlächter, der einen Hammel handhabt. Nachdem er mich aufmerksam betrachtet und gesehen hatte, daß ich sehr mager und nur aus Haut und Knochen zusammengesetzt war, ließ er mich wieder los. Er packte die anderen der Reihe nach, prüfte sie auf dieselbe Weise und da der Schiffshauptmann der fetteste von der ganzen Mannschaft war; so hielt er ihn mit einer Hand, so wie ich einen Sperrling gehalten haben würde, steckte ihm einen Spieß durch den Leib und nachdem er hierauf ein großes Feuer angezündet hatte, briet er ihn und aß ihn, in seinem Wohngebäude, in welches er zurückging, zum Abendbrot. Nach beendigter Mahlzeit kam er wieder in die Vorhalle, in welcher er sich niederlegte, und einschlief; worauf er mit einem Geräusch, stärker als das des Donners, schnarchte.

Sein Schlaf währte bis zum anderen Morgen. Was uns betraf, so war es uns nicht möglich, irgend einer Ruhe zu genießen und wir brachten die Nacht in möglichst grausamer Unruhe zu. Als der Tag angebrochen war, erwachte der Riese, stand auf, ging hinaus und ließ uns im Palast.

Als wir ihn fern glaubten, brachen wir das traurige Stillschweigen, welches wir die ganze Nacht hindurch beobachtet hatten und ließen, uns einander um die Wette betrübend, den Palast von Klagen und Seufzern wiederhallen. Obgleich wir zahlreich genug waren und nur einen einzigen Feind hatten, so kam uns doch nicht sogleich der Gedanke ein, uns von ihm durch den Tod zu befreien. Dieses Unternehmen, obschon schwer auszuführen, mußte uns doch natürlicher Weise in den Sinn kommen.

Wir berathschlagten noch über mehrere andere Pläne, bestimmten uns jedoch für keinen und indem wir uns dem unterwarfen, was Gott gefallen würde, über uns zu verhängen, brachten wir den Tag damit zu, die Insel zu durchstreifen, indem wir uns, wie am vergangenen, von Früchten und Kräutern nährten. Gegen Abend suchten wir irgend einen Schutzort, fanden aber keinen und waren genöthigt, wider Willen in jenen Palast zurückzukehren.

Der Riese unterließ nicht, beimzukommen und wieder einen unsrer Gefährten zum Abendbrot zu verzehren; worauf er einschlief und bis Tagesanbruch schnarchte. Er ging hierauf fort und verließ uns, wie am vorigen Tage. Unsre Lage schien uns so gräßlich, daß mehrere unsrer Gefährten auf dem Punkt waren, sich lieber ins Meer zu stürzen, als einen so seltsamen Tod zu erwarten, und diese regten die andern auf, ihrem Rathe zu folgen. Aber einer unter uns, der das Wort nahm, sagte: „Es ist uns verboten, uns selbst den Tod zu geben, und wär' es auch erlaubt, ist es nicht vernünftiger, auf Mittel zu denken,

uns von dem Barbaren zu erlösen, der uns einen so traurigen Tod bereitet?"

Da mir ein Anschlag eingefallen war, theilt' ich ihn meinen Genossen mit, die ihn billigten. „Meine Brüder," sagt' ich zu ihnen, „ihr wißt, daß längs des Meeres viel Waldung ist; wenn ihr mir glaubt, so laßt uns mehrere Flöße bauen, die uns tragen können, und wenn sie fertig sind, wollen wir sie an der Küste lassen, bis wir es für die rechte Zeit halten, uns ihrer zu bedienen. Inzwischen werden wir ausführen, was ich euch vorgeschlagen habe, um uns vom Riesen los zu machen; gelingt unser Vorhaben, so können wir hier geduldig abwarten, bis irgend ein Schiff vorüberfährt, das uns von dieser bösen Insel fortschafft; verfehlen wir im Gegentheil unsern Streich, so machen wir uns schnell auf unsre Flöße und fahren ab. Ich gestehe, daß wir Gefahr laufen das Leben zu verlieren, wenn wir uns auf so gebrechlichen Fahrzeugen der Wuth der Wellen aussetzen; aber sollten wir auch umkommen, ist es nicht doch noch angenehmer, uns im Meer begraben zu lassen, als in den Eingeweiden dieses Ungeheuers, das schon zwei von unsern Gefährten verzehrt hat?" Mein Rath fand allgemeinen Beifall und wir bauten Flöße zu drei Personen.

Gegen Ende des Tages kehrten wir in den Palast zurück und bald nach uns kam auch der Riese hinein. Wir mußten uns entschließen, noch einen unsrer Gefährten braten zu sehen. Doch wir rächten uns an der Grausamkeit des Riesen auf folgende Weise. Als er sein abscheuliches Abendessen verzehrt hatte, legte er sich auf den Rücken und schlief ein. Sobald wir ihn nach seiner Gewohnheit schnarchen hörten, nahmen neun der kühnsten von uns und ich, jeder einen Spieß, hielten die Spitze ins Feuer, um sie glühend zu machen, und stießen ihm dann zu gleicher Zeit die Spieße ins Auge, welches wir ihm ausstachen [30]).

Der Schmerz, welchen der Riese empfand, ließ ihn

ein schreckliches Geschrei ausstoßen. Ungestüm erhob er sich und streckte die Hände nach allen Seiten aus, um einen von uns zu erfassen und seiner Wuth zu opfern; aber wir hatten Zeit genug, uns von ihm zu entfernen und uns an Stellen auf die Erde zu werfen, wo er uns nicht unter seinen Füßen finden konnte. Nachdem er uns vergebens gesucht hatte, fand er tappend die Thüre und ging mit furchtbarem Geheul hinaus.

Achtzigste Nacht.

„Wir verließen den Palast gleich dem Riesen," fuhr Sindbad fort, „und begaben uns ans Meeresufer, an den Ort, wo unsre Flöße waren. Wir brachten sie sogleich ins Wasser und warteten, bis es Tag war, um uns auf sie zu werfen, falls wir den Riesen mit einigen Begleitern seiner Art kommen sähen; doch schmeichelten wir uns, daß, wenn er nicht bald nach Sonnenuntergang erscheinen und wir sein Geheul, das immerfort zu unsern Ohren drang, nicht mehr hören würden, dies für einen Beweis gelten könnte, daß er sein Leben verloren hätte und in diesem Fall nahmen wir uns vor, auf der Insel zu bleiben und uns nicht auf unsere Flöße zu wagen. Aber kaum war es Tag, so erblickten wir unsern grausamen Feind, von zwei ihn führenden gleich großen Riesen begleitet und von sehr vielen anderen, die mit schnellen Schritten vor ihm her gingen.

Bei diesem Anblick zögerten wir nicht, uns auf unsere Flöße zu werfen und uns durch starkes Rudern vom Ufer zu entfernen. Die Riesen, welche das bemerkten, versahen sich mit großen Steinen, liefen ans Ufer, gingen selbst bis an den Leib ins Wasser und warfen so geschickt nach uns, daß mit Ausnahme des Floßes, auf welchem ich mich befand, alle andere davon zertrümmert wurden. Die darauf befindlichen Menschen ertranken; ich und meine

beiden Gefährten aber, da wir aus Leibeskräften ruderten, waren am fernsten und außerhalb der Wurfweite.

Als wir auf das offene Meer kamen, wurden wir das Spielwerk des Windes und der Wellen, die uns von einer Seite zur andern warfen, und wir brachten diesen Tag und die folgende Nacht in einer grausamen Ungewißheit über unser Schicksal zu; aber am folgenden Tag hatten wir das Glück, an eine Insel getrieben zu werden, auf welche wir uns mit vieler Freude retteten. Wir fanden daselbst treffliche Früchte, die uns zur Wiedererlangung unsrer verlornen Kräfte treffliche Dienste leisteten.

Gegen Abend schliefen wir am Meeresufer ein, wir wurden aber von dem Geräusche aufgeweckt, welches eine Schlange, lang wie ein Palmbaum, im Kriechen mit ihren Schuppen machte. Sie war uns so nahe, daß sie einen meiner Gefährten, trotz seinem Geschrei und seiner Anstrengung, sich los zu machen, verschlang, nachdem sie ihn vorher wiederholentlich geschüttelt und gegen die Erde geschmettert hatte. Mein anderer Gefährte und ich, wir ergriffen sogleich die Flucht, und obgleich wir ziemlich fern waren, so hörten wir doch einige Zeit nachher ein Geräusch, welches uns vermuthen ließ, daß die Schlange die Knochen des von ihr überfallenen Unglücklichen wieder von sich gäbe. „O Gott," rief ich da aus, „was für Dingen sind wir ausgesetzt! Gestern freuten wir uns darüber, unser Leben der Grausamkeit des Riesen und der Wuth der Wellen entzogen zu haben, und nun sind w in eine nicht minder schreckliche Gefahr gerathen!"

Im Umhergehen bemerkten wir einen dicken und hohen Baum, auf welchem wir, unsrer Sicherheit wegen, die folgende Nacht zuzubringen beschlossen. Wir aßen wieder Früchte wie am vorigen Tage, und gegen Abend kletterten wir auf den Baum. Bald hörten wir nun die Schlange, die zischend bis an den Fuß des Baumes kam. Sie erhob sich am Stamm, und da sie meinen unter mir

sitzenden Gefährten erreichte, so verschlang sie ihn auf einmal und entfernte sich sodann.

Ich blieb bis Tagesanbruch auf dem Baum, und stieg sodann mehr todt als lebendig herab. Ich konnte in der That kein anderes Schicksal, als das meiner beiden Gefährten erwarten, und da mir dieser Gedanke Schaudern erregte, so machte ich einige Schritte, um mich ins Meer zu stürzen. Da es aber doch angenehm ist, so lange als möglich zu leben, so widerstand ich diesem Anfall von Verzweiflung und unterwarf mich dem Willen Gottes, der nach seinem Gutdünken über unser Leben schaltet.

Ich unterließ jedoch nicht, eine große Menge kleines Holz und trocknes Gestrüpp und Dorngebüsch zu sammeln. Ich machte daraus mehrere Bündel, aus welchen ich einen großen Kreis um dem Baum bildete und einige überquer oben drüber band, um meinen Kopf zu decken. Hierauf sperrte ich mich beim Anbruch der Nacht in diesen Kreis, mit dem traurigen Trost, nichts zur Vermeidung des mich bedrohenden grausamen Schicksals vernachlässigt zu haben. Die Schlange unterließ nicht, wiederzukommen und den Baum zu umkreisen, indem sie mich zu verschlingen suchte; was ihr jedoch wegen des von mir aufgebauten Walles nicht gelingen konnte, und sie gebehrdete sich vergebens bis an den Morgen gleich einer Katze, welche eine Maus belagert, die sich in einem unüberwindlichen Zufluchtsort befindet. Endlich, bei Tagesanbruch, entfernte sie sich; aber ich wagte mich vor Sonnenaufgang nicht aus meiner Festung.

Ich war von der Arbeit, zu welcher mich die Schlange genöthigt hatte, so ermüdet, und ich hatte von ihrem verpesteten Athem so gelitten, daß es mir schien, der Tod sei diesem Schreckniß vorzuziehen, und ohne mich meiner Ergebung am vorhergegangenen Tage zu erinnern, lief ich ans Meer, um mich köpflings hinein zu stürzen."

Ein und achtzigste Nacht.

„Gott ward von meiner Verzweiflung gerührt: in dem Augenblick, in welchem ich mich ins Meer stürzen wollte, erblickte ich in ziemlicher Entfernung vom Ufer ein Schiff. Ich schrie aus Leibeskräften, um mich hörbar zu machen und ließ die Leinwand meines Turbans wehen, damit man mich bemerken sollte. Das war nicht unnütz, die ganze Mannschaft gewahrte mich und der Schiffshauptmann schickte mir das Boot. Als ich am Bord war, fragte mich der Hauptmann und die Matrosen mit vielem Eifer, welches Abenteuer mich auf diese wüste Insel geführt hätte, und als ich ihnen erzählt hatte, was mir begegnet war, sagten mir die ältesten, daß sie mehrmals hätten von Riesen erzählen hören, welche diese Inseln bewohnten, daß man sie versichert hätte, es wären Menschenfresser und sie verzehrten die Menschen sowohl roh als gebraten. In Betreff der Schlangen, setzten sie hinzu, daß sie im Ueberfluß auf dieser Insel wären, daß sie sich bei Tage verbergen und nur des Nachts zum Vorschein kämen. Nachdem sie mir zu erkennen gegeben hatten, wie sehr sie sich freuten, mich so vielen Gefahren entgangen zu sehen, so beeilten sie sich, da sie nicht zweifelten, daß mich hungerte, mich mit dem Besten, was vorräthig war, zu bewirthen; und der Hauptmann, da er sah, daß meine Kleidungsstücke ganz zerlumpt waren, hatte die Großmuth, mir einen von seinen Anzügen geben zu lassen.

Wir durchschifften einige Zeit das Meer, berührten mehrere Inseln und landeten endlich auf der Insel Selahath, von woher man das Sandelholz bezieht. Wir fuhren in den Hafen und ankerten daselbst. Die Kaufleute fingen an, ihre Waaren auszuladen, um sie zu verkaufen oder zu vertauschen. Während dies geschah, rief der Schiffshauptmann mich zu sich und sagte zu mir: „Bru-

der, ich habe in meiner Verwahrung Waaren, welche einem Kaufmann gehören, der einige Zeit auf meinem Schiff gereist ist. Da dieser Kaufmann nicht mehr lebt, so verhandle ich sie, um seinen Erben Rechnung abzulegen, wenn ich einen von diesen treffe." Die Ballen, die er meinte, waren schon auf dem Verdeck. Er zeigte sie mir und sagte: „Dies hier sind die bewußten Waaren, ich hoffe, daß ihr so gut sein und die Last übernehmen werdet, sie zu verhandeln; ihr sollt dann für eure Bemühung den gebührenden Lohn empfangen." Ich willigte darein und dankte ihm dafür, daß er mir Gelegenheit verschaffte, nicht unthätig zu bleiben.

Der Schiffsschreiber verzeichnete alle Ballen nebst den Namen der Kaufleute, welchen sie gehörten. Da er den Hauptmann fragte, wie er denn diejenigen, mit welchen er mich eben beauftragt hatte, eintragen sollte, erwiederte ihm jener: „Tragt sie unter dem Namen Sindbads des Seefahrers ein." Ich konnte mich nicht ohne Bewegung nennen hören, und als ich den Hauptmann näher ins Gesicht faßte, erkannte ich ihn für den, der mich während meiner zweiten Reise auf der wüsten Insel, als ich am Ufer des Baches eingeschlafen war, verlassen hatte und wieder unter Segel gegangen war, ohne mich zu erwarten, oder suchen zu lassen. Ich hatte ihn nicht sogleich erkannt, weil seine Person sich seit unserer Trennung sehr verändert hatte.

Daß er, der mich für todt hielt, mich nicht erkannte, ist nicht zu verwundern. „Hauptmann," sagte ich zu ihm, „nannte sich der Kaufmann, dem die Ballen gehörten, Sindbad?" — „Ja," entgegnete er, „so nannte er sich, er war aus Bagdad und hatte sich in Balsora auf meinem Fahrzeug eingeschifft. Als wir eines Tages an einer Insel ans Land stiegen, um Wasser zu schöpfen und einige Erfrischungen einzunehmen, ging ich, — ich weiß selbst nicht mehr, aus welchem Irrthum — wieder unter Segel, ohne darauf zu achten, daß er sich nicht mit den andern

eingeschifft hatte. Wir hatten guten und so frischen Wind, daß es uns unmöglich war, daß Schiff umzuwenden, um ihn abzuholen." — „Ihr haltet ihn also für todt?" fragte ich. „Ganz gewiß," versetzte er. „Wohlan, Hauptmann," entgegnete ich, „öffnet die Augen und erkennt jenen Sindbad, den ihr auf der wüsten Insel gelassen habt. Ich schlief am Ufer eines Baches ein, und als ich erwachte, sah ich von der Mannschaft niemand mehr." Bei diesen Worten betrachtete mich der Hauptmann genau.....

Zwei und achzigste Nacht.

„Nach einem Weilchen erkannte mich der Hauptmann endlich. „Gott sei gelobt," rief er, mich umarmend aus; „ich bin höchlich erfreut, daß euer glückliches Geschick mein Unrecht gut gemacht hat. Hier sind eure Waaren, die ich immer sorgfältig aufbewahrt und zum Theil in den Häfen, wo wir gelandet sind, verhandelt habe. Ich übergebe sie euch, nebst dem dafür Gelösten." Ich nahm sie in Empfang und bezeigte dem Hauptmann die ihm gebührende Erkenntlichkeit.

Von der Insel Selahath steuerten wir nach einer andern Insel, woselbst ich mich mit Gewürznägelein, Zimmt und anderen Spezereien versah. Als wir von dort weiter segelten, sahen wir eine 20 Ellen lange und 20 Ellen breite Schildkröte[31]), auch bemerkte ich einen kalbartigen Fisch, der Milch gab, und dessen Haut so hart ist, daß man Schilder daraus zu machen pflegt. Ich sah einen anderen, welcher die Gestalt und die Farbe eines Kameels hatte. Endlich, nach langer Schifffahrt, kam ich in Balsora an und kehrte von dort nach Bagdad mit so vielen Reichthümern zurück, daß ich ihre Anzahl gar nicht wußte. Ich gab wieder den Armen einen beträchtlichen Theil davon und kaufte noch mehrere große Landgüter zu den schon erworbenen."

So beendigte Sindbad die Geschichte seiner dritten Reise. Er ließ hierauf dem Hindbad wieder hundert Zechinen geben, und lud ihn auf den folgenden Tag zur Erzählung seiner vierten Reise ein. Hindbad und die übrige Gesellschaft begaben sich nach Hause, und am folgenden Tage setzte, nach beendetem Mittagsmahl, Sindbad die Erzählung seiner Abenteuer fort.

Vierte Reise

Sindbads des Seefahrers, nach den sundischen Inseln.

„Die Reize," sagte er, „der Vergnügungen und Ergötzlichkeiten, denen ich mich nach meiner dritten Reise ergab, waren nicht mächtig genug, um mich von ferneren Reisen zurückzuhalten. Ich ließ mich aufs neue von der Leidenschaft, Handel zu treiben und neue Dinge zu sehen, hinreißen, brachte meine Geschäfte in Ordnung, und nachdem ich einen Vorrath von Waaren beisammen hatte, der sich zum Absatz für die Orte eignete, welche ich zu besuchen beabsichtigte, reiste ich ab. Ich nahm den Weg nach Persien, durchstreifte mehrere Provinzen dieses Landes und gelangte in einen Seehafen, wo ich mich einschiffte. Wir gingen unter Segel, und hatten bereits mehrere Häfen des festen Landes und östlicher Inseln berührt, als wir eines Tages bei einer bedeutenden Ueberfahrt von einem Windstoß überrascht wurden, welcher den Schiffshauptmann zwang, die Segel zu streichen, und alle nöthigen Befehle zur Vermeidung der uns drohenden Gefahr zu geben. Aber alle unsere Vorsichtsmaaßregeln waren unnütz, die Schiffswendung mißlang, die Segel zerissen in tausend Fetzen und das Schiff, welches nicht mehr zu re-

gieren war, gerieth auf eine Reihe verborgener Felsen, und scheiterte dermaßen, daß eine große Anzahl von Kaufleuten und Matrosen ertrank und die Ladung unterging....“

Drei und achtzigste Nacht.

„Ich war, gleich mehreren andern Kaufleuten und Matrosen so glücklich, ein Brett zu ergreifen. Wir alle wurden durch einen Meerstrom auf eine vor uns liegende Insel getrieben. Dort fanden wir Früchte und Quellwasser, wodurch unsere Kräfte wieder hergestellt wurden. Wir hielten selbst unsere Nachtruhe an der Stelle, an welche uns das Meer geworfen hatte; ohne über das, was wir ferner thun sollten, einen Entschluß zu fassen. Daran verhinderte uns die Niedergeschlagenheit, in welche unser Unglück uns versetzt hatte.

Sobald am folgenden Tage die Sonne aufgegangen war, entfernten wir uns vom Ufer und erblickten, landeinwärts gehend, Wohnungen, zu welchen wir uns hinbegaben. Bei unserer Ankunft kam eine große Menge Schwarzer auf uns zu; sie umgaben uns, bemächtigten sich unsrer Personen theilten sich gewissermaßen in uns, und führten uns sodann in ihre Häuser.

Ich wurde nebst fünf meiner Gefährten an denselben Ort gebracht. Man nöthigte uns alsbald zum Sitzen, setzte uns ein gewisses Kraut vor, und forderte uns durch Zeichen auf, davon zu essen. Meine Gefährten bedachten nicht, daß diejenigen, welche uns das Kraut vorsetzten, nicht davon aßen; sie zogen nur ihren heftigen Hunger zu Rathe und warfen sich mit Begierde über diese Speise her. Ich, der ich eine Hinterlist ahnte, wollte nicht einmal davon kosten, und befand mich wohl dabei; denn bald nachher wurde ich gewahr, daß meine Gefährten

den Verstand verloren, und nicht wußten, was sie sprachen.

Man trug mir hierauf mit Kokusöl zubereiteten Reis auf, und meine Gefährten, die nun völlig verrückt waren, aßen davon übermenschlich. Auch ich aß davon, aber sehr wenig. Die Schwarzen hatten uns das Kraut vorgesetzt, um uns den Verstand zu verwirren und uns dadurch den Kummer zu benehmen, den uns das traurige Bewußtsein unsrer Lage verursachen mußte, und sie gaben uns den Reis, um uns zu mästen. Da sie Menschenfresser waren, so war es ihre Absicht, uns, wenn wir fett sein würden, zu verzehren. Das widerfuhr meinen Gefährten, die ihr Schicksal nicht ahnten, weil sie ihren gesunden Verstand verloren hatten. Da ich des meinigen noch mächtig war, so könnt ihr euch wohl denken, ihr Herren, daß ich, statt gleich den andern fett zu werden, noch magerer wurde, als ich schon war. Die Todesfurcht, die mich nicht verließ, verwandelte alle Nahrungsmittel, die ich zu mir nahm, in Gift. Ich verfiel in eine Entkräftung, die mir sehr heilsam war; denn nachdem die Schwarzen meine Gefährten getödtet und verzehrt hatten, so ließen sie es dabei bewenden, und da sie sahen, wie vertrocknet, abgemagert und krank ich war, so verschoben sie meinen Tod auf eine andere Zeit.

Ich hatte jedoch viel Freiheit, und man gab auf mein Thun und Lassen fast gar nicht mehr Acht. Das gab mir Gelegenheit, mich eines Tages von den Wohnungen der Schwarzen zu entfernen und mich zu retten. Ein Greis, der mich sah und der mein Vorhaben merkte, rief mir aus Leibeskräften zu, ich möchte zurückkommen; aber statt ihm zu gehorchen, verdoppelte ich meine Schritte und war ihm bald aus dem Gesicht. Es war niemand in den Wohnungen, als dieser Greis, alle andern Schwarzen waren abwesend, und sollten gegen Abend wieder heimkehren, was ziemlich oft der Fall war; da ich also nun sicher war, daß sie nicht mehr Zeit haben würden, mir nachzu-

laufen, wenn sie meine Flucht erführen: so ging ich, bis es Nacht wurde. Erst dann hielt ich mit Gehen inne, um einige mitgenommene Lebensmittel zu genießen. Aber ich machte mich bald wieder auf den Weg und ging, die bewohnten Orte vermeidend, sieben Tage in einem fort. Ich lebte von Kokusnüssen, die mir zugleich Speise und Trank gewährten.

Am achten Tage gelangte ich in die Nähe des Meeres, und sah nun auf einmal Menschen, weiß wie ich, die damit beschäftigt waren, Pfeffer einzusammeln, den es dort in großer Menge gab. Ihre Beschäftigung war mir von guter Vorbedeutung, und ich stand nicht an, mich ihnen zu nähern."

Vier und achtzigste Nacht.

„Die Leute, welche den Pfeffer einsammelten, kamen mir entgegen. Sobald sie mich sahen, fragten sie mich auf arabisch, wer ich wäre und woher ich käme. Höchlich erfreut, sie meine Sprache reden zu hören, befriedigte ich ihre Neugier, indem ich ihnen erzählte, auf welche Art ich Schiffbruch gelitten hätte, auf die Insel gekommen und in die Hände der Schwarzen gefallen wäre.

„Aber diese Schwarzen," sagten sie zu mir, „sind Menschenfresser; durch welches Wunder seid ihr ihrer Grausamkeit entgangen?" Ich erzählte ihnen, was ich euch so eben erzählt habe, und sie waren nicht wenig darüber verwundert.

Ich blieb bei ihnen, bis sie die gewünschte Menge Pfeffer zusammengebracht hatten, worauf ich mich mit ihnen auf ihrem Fahrzeuge einschiffte und wir nach der Insel segelten, von woher sie gekommen waren. Sie stellten mich ihrem Könige vor, der ein guter Fürst war. Er hatte die Geduld, die Erzählung meines Abenteuers

anzuhören, und sie überraschte ihn. Er ließ mir hierauf Kleider geben, und befahl, man sollte für mich sorgen.

Die Insel, auf welcher ich mich befand, war sehr bevölkert, hatte Ueberfluß an allen Arten von Dingen, und in der Stadt, welche der König bewohnte, wurde großer Handel getrieben. Dieser angenehme Zufluchtsort fing an, mich über mein Unglück zu trösten, und die Güte des großmüthigen Fürsten für mich, machte meine Zufriedenheit vollkommen. Es stand in der That niemand besser bei ihm, und es gab folglich niemanden am Hofe und in der Stadt, der nicht Gelegenheit gesucht hätte, mir Vergnügen zu machen. So wurde ich also bald mehr wie ein Eingeborner der Insel, als wie ein Fremder angesehen.

Ich bemerkte etwas mir sehr auffallendes; alle Leute, der König selbst, ritten ohne Zaum und ohne Steigbügel. Ich nahm mir die Freiheit, ihn eines Tages zu befragen, warum Se. Majestät sich dieser Dinge nicht bediene. Er antwortete mir, daß ich von Dingen spräche, die man in seinen Staaten nicht kenne.

Ich ging sogleich zu einem Handwerker, ließ bei ihm das hölzerne Gestell eines Sattels nach einem von mir gemachten Modell verfertigen, überzog es dann selbst mit Leder, stopfte es mit Haaren aus und zierte es mit einer goldnen Stickerei. Sodann wandte ich mich an einen Schlosser, der mir nach einer vorgezeichneten Form ein Gebiß und auch Steigbügel verfertigte.

Als diese Sachen in gehörigem Zustande waren, brachte ich sie zum Könige und versuchte sie auf einem seiner Pferde. Der Fürst bestieg das Thier und war so zufrieden mit dieser Erfindung, daß er mir seine Freude durch große Geschenke bezeigte. Ich konnte mich nicht erwehren, mehrere Sättel für seine Minister und seine vornehmsten Hausbeamten zu machen, die mich alle so beschenkten, daß ich in kurzer Zeit reich wurde. Ich verfertigte dergleichen auch für die angesehensten Personen der

Stadt, was mich in großen Ruf brachte, und mir allgemeine Achtung erwarb.

Der König, dem ich sehr pünktlich meinen Hof machte, sagte eines Tages zu mir: „Sindbad, ich liebe dich und weiß, daß alle meine Unterthanen, die dich kennen, dich nach meinem Beispiel lieben. Ich habe eine Bitte an dich, die du mir gewähren mußt." — „Herr," erwiederte ich, „es gibt nichts, was ich nicht bereit wäre zu thun, um Euer Majestät meinen Gehorsam zu bezeigen; ihr habt ganz und gar über mich zu gebieten." — „Ich will dich verheirathen," sagte der König, „damit diese Heirath dich in meinen Staaten festhalte, und du nicht mehr an dein Vaterland denkst." Da ich dem Willen des Fürsten nicht zu widerstreben wagte, so gab er mir zur Frau eine edle, schöne, kluge und reiche Dame seines Hofes. Nach den Hochzeitfeierlichkeiten zog ich zu der Dame, mit welcher ich eine Zeitlang in einer vollkommenen Einigkeit lebte. Deßungeachtet war ich mit meinem Zustande unzufrieden, und es war meine Absicht, mich bei der ersten Gelegenheit davon zu machen, und nach Bagdad heimzukehren, dessen Andenken meine Lage, so vortheilhaft sie auch war, nicht in mir vertilgen konnte.

Solche Gesinnungen hegte ich, als die Frau eines meiner Nachbarn, mit welchem ich einen sehr engen Freundschaftsbund geschlossen hatte, erkrankte und starb. Ich ging zu ihm, um ihn zu trösten, und fand ihn in die tiefste Betrübniß versunken. „Gott erhalte euch," so redete ich ihn an, „und schenke euch ein langes Leben." — „Ach!" entgegnete er, „wie wollt' ihr denn, daß mir die Gnade, die ihr mir wünscht, zu Theil wird? Ich habe nur noch eine Stunde zu leben." — „O," erwiederte ich, „setzt euch doch keinen so traurigen Gedanken in den Kopf, ich hoffe, das wird nicht Statt finden und ich werde noch lange Zeit das Vergnügen haben, euch zu besitzen." — „Ich wünsche, daß euer Leben von langer Dauer sei," versetzte er, „was mich betrifft, so ist's aus mit mir und ich be-

nachrichtige euch, daß man mich heute mit meiner Frau begräbt. So will es der von unseren Voreltern auf dieser Insel eingeführte und unverletzlich beibehaltene Gebrauch; der lebende Mann wird mit der todten Frau, die todte Frau mit dem lebenden Mann begraben. Nichts kann mich retten; alle Verheirathete sind diesem Gesetz unterworfen[32])."

In diesem Augenblick, in welchem er mich von dieser seltsamen Barbarei unterrichtete, deren Bericht mich grausam erschreckte, kamen Verwandte, Freunde und Nachbaren insgesammt, um dem Leichenbegängniß beizuwohnen. Man bekleidete die Frau mit ihren reichsten Kleidern, wie an ihrem Hochzeitstage, und schmückte sie mit allem ihren Geschmeide.

Hierauf hob man sie auf eine offene Bahre und der Leichenzug begann. Der Mann folgte an der Spitze der Leidtragenden der Leiche seiner Frau. Man nahm den Weg auf einen hohen Berg, und als man daselbst angelangt war, erhob man einen großen Stein, der die Oeffnung eines tiefen Brunnens bedeckte, und man ließ die Leiche herab, ohne ihr etwas von ihren Kleidungsstücken oder von ihrem Geschmeide zu nehmen. Hierauf umarmte der Mann seine Verwandten und Freunde und ließ sich ohne Widerstand auf eine Bahre setzen, worauf man einen Krug mit Wasser neben ihn stellte, sieben kleine Brote dazu legte, und ihn sodann auf die nämliche Art wie seine Frau herabließ. Der sich weit ausdehnende Berg gränzte ans Meer und der Brunnen war sehr tief. Nach beendigter Feierlichkeit hob man den Stein wieder auf die Oeffnung.

Es ist wohl unnöthig, euch zu sagen, daß ich ein sehr trauriger Zeuge dieser Leichenfeier war. Alle andern dabei gegenwärtigen Personen schienen dagegen kaum davon gerührt zu werden, weil sie gewohnt waren, dergleichen oft zu sehen. Ich konnte mich nicht enthalten, dem

König meine Gedanken darüber zu sagen. „Herr," sagte ich zu ihm, „ich kann mich nicht genugsam über den seltsamen, in euren Staaten herrschenden Gebrauch verwundern, die Lebendigen mit den Todten zu begraben! Ich bin weit umhergereist, ich habe Menschen aus einer Unzahl von Völkern kennen gelernt und niemals von einem solchen Gesetz reden hören." — „Was willst du, Sindbad," antwortete mir der König, „es ist ein gemeinsames Gesetz, dem ich selbst unterworfen bin, und wenn die Königin, meine Gemahlin, früher stirbt als ich: so werd' ich lebendig mit ihr begraben." — „Aber, Herr," entgegnete ich, „dürft' ich Euer Majestät fragen, ob auch die Fremden verpflichtet sind, diesen Gebrauch zu beobachten." — „Ohne Zweifel," versetzte der König, indem er über den Beweggrund meiner Frage lachte; „sie sind nicht ausgenommen, sobald sie auf dieser Insel verheirathet sind."

Ich ging mit dieser Antwort betrübt nach Hause. Die Furcht, daß meine Frau eher als ich sterben und man mich mit ihr lebendig begraben möchte, ließ mich sehr niederschlagende Betrachtungen anstellen. Wie aber diesem Uebel abzuhelfen? Ich mußte mich in Geduld fassen und in den Willen Gottes ergeben. Deßungeachtet zitterte ich bei der geringsten Unpäßlichkeit meiner Frau; aber ach! ich hatte bald den ganzen Schrecken! Sie wurde wirklich krank und starb in wenigen Tagen...."

Fünf und achtzigste Nacht.

„Stellt euch meinen Schmerz vor! Lebendig begraben zu werden schien mir kein minder beklagenswerthes Loos, als den Menschenfressern zur Speise zu dienen, und doch mußt' ich d'ran. Der König wollte mit seinem ganzen Hofe den Leichenzug mit seiner Gegenwart beehren, und auch die angesehensten Personen der Stadt erzeigten mir die Ehre, meinem Begräbniß beizuwohnen.

Als Alles zu der Feierlichkeit bereit war, legte man den Leichnam meiner Frau auf eine Bahre, angethan mit allem ihrem Geschmeide und ihren prächtigsten Kleidern. Der Zug begann. Als zweiter Schauspieler dieses kläglichen Trauerspiels folgte ich unmittelbar hinter der Bahre meiner Frau, die Augen in Thränen gebadet und mein unglückliches Geschick beklagend. Eh' wir an den Berg kamen, wollte ich einen Versuch auf den Geist der Zuschauer machen. Ich wandte mich zuerst an den König, hierauf an die, welche in meiner Nähe waren, und mich vor ihnen bis auf die Erde bückend, um den Saum ihres Kleides zu küssen, bat ich sie, Mitleid mit mir zu haben. „Bedenkt," sagte ich, „daß ich ein Fremder bin, der keinem so strengen Gesetz unterworfen sein sollte, und daß ich eine andre Frau und Kinder in meinem Vaterlande habe." Doch auf wie rührende Weise ich auch diese Worte sagte, niemand wurde dadurch bewegt; man beeilte sich im Gegentheil, die Leiche meiner Frau in den Brunnen herabzulassen, und man ließ mich gleich nachher in einer andern offnen Bahre, mit einem mit Wasser angefüllten Gefäß und sieben Broten herab. Als nun endlich diese für mich so traurige Feierlichkeit vorbei war, legte man ohne Rücksicht auf das Uebermaaß meines Schmerzes und auf mein klägliches Geschrei, den Stein wieder auf die Oeffnung des Brunnens.

Mich dem Grunde nähernd, erkannte ich mit Hülfe eines von oben einfallenden geringen Lichtes die Anlage und Beschaffenheit dieses Orts. Es war eine sehr weite Höhle, die wohl funfzig Ellen tief sein mochte. Ein unausstehlicher Gestank verbreitete sich von einer zahllosen Menge von Leichen, die ich rechts und links erblickte; es kam mir sogar vor, als hörte ich von einigen der zuletzt lebendig herabgelassenen die letzten Seufzer. Deßungeachtet stieg ich, sobald ich unten war, sogleich von der Bahre und entfernte mich von den Leichen, indem ich mir die Nase zuhielt. Ich warf mich auf die Erde und blieb

lange, in Thränen ertränkt, liegen. Hierauf, mein trauriges Schicksal bedenkend, sagte ich zu mir: „Es ist wahr, daß Gott über uns nach den Rathschlüssen seiner Vorsehung schaltet; aber, armer Sindbad, ist es nicht deine Schuld, daß du dich dahin gebracht siehst, eines so seltsamen Todes zu sterben? Wollte Gott, du wärst in einem der Schiffbrüche umgekommen, denen du entgangen bist, du brauchtest dann nicht eines so langsamen und schrecklichen Todes zu sterben; aber du hast ihn durch deinen verdammten Geiz verdient! Unglücklicher! Solltest du nicht lieber daheim bleiben, und die Früchte deiner Anstrengungen in Ruhe genießen?“

Dies waren die unnützen Klagen, von welchen ich die Höhle wiederhallen ließ, indem ich mich aus Wuth und Verzweiflung vor den Kopf und die Brust schlug und mich ganz und gar den traurigsten Gedanken überließ. Deßungeachtet, — muß ich's euch gestehen? — statt mir den Tod zu Hülfe zu rufen, regte sich doch, so elend ich auch war, die Liebe zum Leben in mir, und trieb mich an, meine Tage zu verlängern. Tappend und mir die Nase zuhaltend, holte ich das Brot und Wasser aus meiner Bahre, und aß und trank davon.

Obgleich die in der Grotte herrschende Dunkelheit so groß war, daß man Tag und Nacht nicht unterscheiden konnte, so fand ich doch meine Bahre wieder, und es schien mir, als ob die Höhle geräumiger und mit Leichen angefüllter wäre, als ich anfangs geglaubt hatte. Ich lebte einige Tage von meinem Brot und Wasser; da ich aber endlich nichts mehr hatte, so bereitete ich mich zum Tode. . . .“

Sechs und achtzigste Nacht.

„Ich erwartete nur den Tod, als ich den Stein aufheben hörte. Man ließ eine Leiche und eine lebendige Person herab. Der Todte war ein Mann. Es ist natürlich, in äußersten Fällen äußerste Entschlüsse zu fassen. Während man die Frau herabließ, nahte ich mich dem Ort, an welchen ihre Bahre zu stehen kommen sollte und als ich sah, daß man die Oeffnung des Brunnens wieder bedeckte, gab ich der Unglücklichen mit einem großen Knochen, dessen ich mich bemächtigt hatte, zwei oder drei starke Schläge auf den Kopf. Sie wurde davon betäubt; aber ich schlug sie viel mehr, und da ich diese unmenschliche Handlung nur beging, um das auf der Bahre befindliche Brot und Wasser zu benutzen; so hatte ich Vorrath auf einige Tage. Nach Verlauf dieser Zeit ließ man wieder eine todte Frau und einen lebenden Mann herab, den ich auf eben dieselbe Weise tödtete und so fehlte es mir, durch die wiederholte Anwendung desselben Mittels, niemals an Lebensmitteln.

Eines Tages, als ich eben wieder eine Frau in jene Welt geschickt hatte, hörte ich schnaufen und gehen. Ich ging auf die Seite zu, von welcher es herkam, hörte bei meiner Annäherung stärker schnaufen und es schien mir, als sähe ich etwas, was die Flucht ergriff. Ich folgte dieser Art von Schatten, die auf Augenblicke still stand und im Fliehen immer um so stärker schnaufte, je näher ich ihr kam. Ich verfolgte sie so lange und so weit, daß ich endlich ein Licht, gleich einem Stern erblickte. Ich fuhr fort, auf das Licht zuzugehen, verlor es zuweilen durch Hindernisse, die es verbargen, fand es aber immer wieder und entdeckte endlich, daß es durch eine Oeffnung des Felsens kam, die groß genug war, um durchzukommen.

Nach dieser Entdeckung blieb ich eine Weile stehen, um mich von meinem heftigen Gange zu erholen und als

ich hierauf bis zu der Oeffnung gekommen war, ging ich durch und befand mich nun am Meeresufer. Stellt euch das Uebermaaß meiner Freude vor; es war so groß, daß ich Mühe hatte, mich zu überzeugen, was ich sähe, sei kein Traum. Als ich mich von der Wirklichkeit der Sache überzeugt hatte, und meine Sinne wieder in ihrem natürlichen Zustand waren, begriff ich wohl, daß das Ding, welches ich hatte schnaufen hören und welchem ich gefolgt war, ein aus dem Meer gekommenes Thier wäre, welches in die Höhle zu kommen pflegte, um sich daselbst von den Leichen zu nähren.

Ich untersuchte den Berg und fand, daß er zwischen der Stadt und dem Meere lag, doch ohne Verbindung durch einen Weg, weil er so steil war, daß ihn die Natur unbesteiglich gemacht hatte. Ich warf mich am Ufer nieder, um Gott für die mir eben erwiesene Gnade zu danken. Hierauf kehrte ich in die Höhle zurück, um mir Brot zu holen, welches ich bei größerem Appetit aß, als ich's je, seit meiner Einsperrung in diesen finsteren Ort, gegessen hatte.

Ich ging nochmals in die Höhle und sammelte tappend alle Diamanten, Rubinen, Perlen, goldene Armbänder, kurz alle reiche Stoffe, die ich unter meinen Händen fand, zusammen, und trug das Alles ans Meeresufer. Ich machte mehrere Ballen daraus, die ich säuberlich mit Strikken umband, welche zum Herablassen der Bahren gedient hatten und sich in großer Menge vorfanden. Ich ließ die Ballen in Erwartung einer guten Gelegenheit am Ufer, ohne zu befürchten, daß der Regen sie verderben könnte; denn es war eben nicht Regenzeit.

Nach Verlauf von zwei oder drei Tagen erblickte ich ein Schiff, welches eben aus dem Hafen kam und bei dem Ort, an dem ich mich befand, vorbeisegelte. Ich winkte mit der Leinwand meines Turbans und schrie aus Leibeskräften, um mich hörbar zu machen. Man hörte mich und schickte das Boot ab, um mich zu holen. Auf die

Frage des Matrosen, durch welchen Unfall ich mich an diesem Orte befände, erwiederte ich, daß ich mich vor zwei Tagen mit den Waaren, welche sie sähen, aus einem Schiffbruch gerettet hätte. Zum Glück für mich begnügten sich diese Leute, ohne den Ort, wo ich mich befand, zu untersuchen, mit meiner Antwort und nahmen mich nebst meinen Ballen mit sich.

Als wir an Bord gekommen waren, hatte der Schiffshauptmann, der über die mir verursachte Freude vergnügt und mit dem Befehl des Schiffes beschäftigt war, ebenfalls die Güte, sich mit meinem vorgegebenen Schiffbruch abspeisen zu lassen. Ich bot ihm einige meiner Edelsteine an; er wollte sie aber nicht annehmen.

Wir schifften bei mehreren Inseln vorbei, unter andern bei der Insel Nacous (Schelleninsel), welche, bei regelmäßigem Winde, zehn Tagereisen von der Insel Serendib [33]) und sechs von der Insel Kela entfernt ist, an welcher letzteren wir landeten [34]). Man findet daselbst Bleigruben, indianische Röhre und trefflichen Kampfer.

Der König der Insel Kela ist sehr reich, sehr mächtig und seine Gewalt erstreckt sich über die ganze Schelleninsel, welche zwei Tagereisen im Umfang hat und deren Einwohner noch so barbarisch sind, daß sie Menschenfleisch fressen. Nachdem wir auf dieser Insel große Handelsgeschäfte gemacht hatten, gingen wir wieder unter Segel, und landeten an mehreren andern Häfen. Endlich langte ich mit unermeßlichen Reichthümern, deren nähere Schilderung unnütz wäre, glücklich in Bagdad an. Um Gott für die mir erwiesenen Gnaden zu danken, vertheilte ich große Almosen, sowohl zum Unterhalt mehrerer Moscheen, als auch vieler Armen, und widmete mich ganz und gar meinen Verwandten und Freunden, indem ich mit ihnen gut tafelte und mich ergötzte."

Sindbad beendigte hier die Erzählung seiner vierten Reise, welche bei seinen Zuhörern noch mehr Bewunderung erregte, als die drei vorhergegangenen. Er machte

dem Hindbad ein neues Geschenk von hundert Zechinen, und lud ihn, gleich den andern, ein, am folgenden Tage zu derselben Stunde wieder zum Mittagsmahl zu ihm zu kommen, um den Bericht von seiner fünften Reise zu hören. Hindbad und die andern Gäste beurlaubten sich und gingen nach Hause.

Anmerkungen.

[1]) Nach dem Tode Mohamed's (im J. Chr. 634), welcher den Titel Chalyf (Statthalter Gottes) annahm, nannte der von den Muselmännern erwählte Abubeker (sein Schwiegervater) sich Chalyf (Statthalter) des Propheten, und dazu émir-el mûmenyn, d. h. Beherrscher der Gläubigen. (Daher unser Admiral von Emir albachar, Befehlshaber auf dem Meere).

Diesen Titel behielten alle folgenden Oberhäupter des Islam während der sechs ersten Jahrhunderte der Hedschra.

Harûn Arreschyd, der fünfte Chalyf aus dem Hause der Abassyden, ist geboren zu Rey im J. 148 der Hedschra (765—6 von Christi Geburt). Bevor er den Thron bestieg, zeichnete er sich durch mehrere Siege aus, welche er über die Griechen des Weströmischen Reichs erfocht. Als Chalyf, seit dem Jahre 170 (am 14ten Sept. 786), täuschte er nicht die gute Meinung, welche seine ersten Unternehmungen von ihm erregt hatten. Er beruhigte die aufrührerischen Provinzen, belohnte seinen Lehrer Yahia den Barmekyden, dem er große Verpflichtungen hatte, den er aber nachmals mit großer Härte umbringen ließ (792). Mehr als einmal gab das Weströmische Reich, indem es den von ihm auferlegten Zins verweigerte, dem Chalyfen Gelegenheit, seine Macht zu entwickeln, um es wieder zum Gehorsam zu bringen. (Er beherrschte einen großen Theil von Asien, Afrika und Europa von Spanien bis in Indien).

Harun schickte einen Gesandten an Karl den Großen (807), und auf der Königl. Bibliothek zu Paris befindet sich noch ein Schachspiel, welches er diesem Fürsten zum Geschenke darbringen ließ.

Der Chalyf beschützte die Künste und Wissenschaften, welche er selber mit Erfolg trieb.

Er starb zu Thûs, im J. 193 der Hedschra (am 24sten März 809). — Man wirft ihm einige treulose Handlungen

ver. E. G. — Arreschyd ist die richtige Aussprache von al Raschyd (wie eddin von el din), und dieser Beiname bedeutet der Gerade, Gerechte. — Man unterscheidet drei Stämme der Chalyfen (d. h. Nachfolger): 1) die Raschedi's, d. h. die von der geraden Linie, weil sie alle Verwandte oder Verschwägerte Mohameds waren. Die meisten von ihnen hatten ihren Sitz zu Medina in Arabien. 2) Damascus in Syrien war der Sitz der Chalyfen des zweiten Stammes, der Ommiaden, die von 661 bis 749 herrschten. Hierauf kam der Thron 3) an das Geschlecht der Abassiden, aus welchem 37 Chalyfen herrschten. Der Hauptsitz ihres Reichs war Bagdad, in Irak, unweit des alten Babylons, am östlichen Ufer des Tigris. Die Macht dieser Abassiden wurde durch die in Spanien, Afrika und Arabien sich aufwerfenden Chalyfen geschwächt, und erlosch gänzlich im J. 1258. Ein Abkömmling dieses Geschlechts, der nach Aegypten entfloh, wurde dort von den Mameluken als Oberhaupt anerkannt, aber bloß in Religionssachen, und erhielt den Namen Chalyf, bis zur Eroberung der Ottomanen, im J. 1517. G.

2) Soberde bedeutet Milchschaum, Amine die treue, Szafie die reine. In der Tunesischen Handschrift haben diese drei Schwestern keine Namen, und werden nur durch ihre Verrichtung im Hause unterschieden, Szafie als Pförtnerin, Amine als Haushälterin und Einkäuferin, Soberde als Hausfrau.

3) Die Kalender sind Geistliche von ziemlich ausschweifender Art, welche die Türkei und Persien durchstreichen; ihr Witz verschafft ihnen oft eine gute Aufnahme. Sie haben eine Kopftracht von sonderbarer Form. E. G.

Sie heißen so von ihrem Stifter, Kalender. Diesen rühmen sie als einen trefflichen Arzt und großen Weltweisen, im Besitz übernatürlicher Kräfte, durch welche er Wunder thut. Er ging baarhaupt und den Leib mit Wunden bedeckt; er hatte kein Hemde und gar keine andere Kleidung, als ein Thierfell über der Schulter; an seinem Gürtel trug er einige hellgeschliffene Steine, und an seinen Armen sehr glänzende falsche Steine. Seine Schüler lieben die Kunst und das Vergnügen; sie leben sorglos, unbekümmert um Wissenschaft, und ihr Wahlspruch ist: „Heute gehört mir; morgen gehört ihm: wer weiß, ob er's erlebt?" Diesem Grundsatz gemäß, bringen sie all ihre Zeit mit Essen und Trinken hin. Bei den Reichen suchen sie sich durch ihre Erzählungen und Späße angenehm zu machen, damit man ihnen gütlich thue. Die meisten sind Landstreicher, denen das Wirthshaus eben so heilig ist, als die Moschee. G.

4) Giafar, vom Geschlechte der Barmekyden. Harun gab ihm seine Schwester Abassa zur Gemahlin, unter der Bedingung, nicht die Freuden der Liebe zu genießen. Dieser Befehl wurde bald vergessen, und beide hatten einen Sohn, den sie heimlich nach Mekka sandten und dort erziehen ließen. Als der Chalyf dies erfuhr, verlor Giafar die Gunst seines Herrn, und bald darauf das Leben; und Abassa wurde aus dem Palaste gejagt und gerieth ins tiefste Elend. G. — Mesrur bedeutet: der Erfreute; von Sarra.

5) Mussul, die seit dem Mittelalter an die Stelle von Ninive getretene Stadt; von welcher wohl der Musselin seinen Namen hat, wie der Damast von Damaskus.

6) Chan, so viel als Karavanserai (vergl. Anmerk. 44. im 1. Bande), ist ein Gebäude, das als Magazin und Herberge für die Kaufleute dient; die Karavanen werden darin umsonst oder für einen mäßigen Preis aufgenommen. G.

7) Beherrscher der Gläubigen: über diesen Titel des Chalyfen vergl. Anmerk. 1.

8) Der Koran, von den Arabern **alkuran ulasym**, auch **asscheryl**, die hehre Lesung genannt, ist von Abu-bekr, dem Nachfolger Mohameds, verfaßt nach den Aussprüchen, welche er von dem Propheten gehört hatte.

Dieses Buch ist in Rücksicht des Wohlklanges der Rede das bewundernswürdigste Denkmal der Arabischen Literatur, weil alle Reichthümer ihrer Sprache darin entfaltet sind. Er ist in hundert und vierzehn Kapitel getheilt, welche zusammen sechstausend sechshundert sechs und sechzig Verse enthalten. Diese Kapitel sind nicht nach ihrem Inhalte, sondern nach ihrer Länge geordnet. In einigen findet man eine wahre und reine Sittenlehre, und manche gesetzliche Bestimmung voll Weisheit; in vielen andern aber eine wunderliche Mischung von lächerlichen Gesetzen, geschichtlichen Ueberlieferungen, sinnlosen Mährchen und Deklamationen in allerlei Formen gegen die Götzendiener, die Juden und die Christen. E. G.

9) Häufig findet man in den Schriften der Morgenländer diese seitdem von Rousseau ausgesponnene Idee, daß die Fürsten, die Großen und die Reichen ein Handwerk erlernen sollen. Die meisten Sultane selber lernen irgend eine Kunst. Wir verweisen hier auf eine Erzählung, am Ende dieses Werks, aus dem noch ungedruckten Theile der Tausend und eine Nacht, wo die Entwickelung dieser Lehre unter anziehenden Formen in Handlung gesetzt ist. E. G.

10) Derwis oder Derwisch. Dieser Name, welcher arm bedeutet, entspricht bei den Mohamedanern dem eines Mönches

bei den Christen. Die Derwische legen die Gelübde der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams ab. Mewelewa, ihr Stifter, hat ihnen jedoch erlaubt, in die Welt zurückzukehren, und sich sogar, wenn ihre Schwäche es verlangt, zu verheirathen. Sie tragen grobe Hemden von Rasch und haben nur einen Mantel von grobem Tuch, in welchen sie sich hüllen. Sie gehen baarfuß und mit entblößter Brust, ihr Gürtel ist ein lederner Riemen mit Schnallen von Elfenbein, Porphyr u. s. w. Außer den im Alkoran vorgeschriebenen Fasten, beobachten sie noch alle Donnerstage welche: es ist ihnen dann nicht erlaubt, vor Sonnenuntergang zu essen.

11) Der Getreue.

12) Der Wohlgefällige.

13) Copirschrift.

14) Große Frakturschrift.

15) Name des Satans.

16) Der Wohlgefällige.

17) Roch bedeutet das Gesicht, Antlitz u. s. w. und ist der Name eines Vogels von ungeheurer Größe, der „keine Thüre zum Ausgang aus dem Dasein hat" (unsterblich ist). Man sagt, daß er, wenn das Nashorn und der Elephant mit einander kämpfen, dem Kampfe zusieht, und daß, wenn das erstere sein Horn in den Bauch seines Gegners stößt, er sie beide packt und in die Lüfte führt.

Zwei der ältesten unter den neueren Reisenden in den Orient, Marco Polo und der Pater Martini, erzählen über den Roch dieselben Fabeln.

Man nennt bekanntlich im Schachspiel eine der Figuren den Roch, und dies Wort soll nach Mehren in dieser Bedeutung arabisch sein.

18) Eine ursprünglich indische, längst im ganzen Orient sehr häufige Pflanze, deren Halm dem der Hirse gleicht. Aus den sehr nahrhaften Saamenkernern wird auch ein Oel gepreßt.

19) Alles, was hier über die Trauer gesagt wird, ist nicht nur den Gebräuchen der Mohamedaner, sondern selbst den Vorschriften des Koran zuwider. Im Allgemeinen kennt man keine Trauer unter den Bekennern Mohameds; die Verbote des Koran sind darüber ausdrücklich, und um eine Person zu bestrafen, welche sich zum Zeichen der Trauer die Haare ausrisse, sagen sie: „Der große Gott würde ihr eben so viel Häuser in die Hölle bauen, als sie sich Haare aus dem Kopf gerissen hätte;" sie glauben auch noch, daß Gott das Grab aller derer verengen wird, welche während ihres Lebens schwarze Kleider getra-

gen haben, und daß sie als Blinde wieder aufstehen werden. Diese Meinung hängt mit der einer vollkommenen Ergebung in den Willen Gottes zusammen, welche eine der Hauptlehren des Mohamedismus ist, und welche man oft, jedoch ganz irrig, mit dem Fatalismus verwechselt hat. Indeß haben die Perser, die zur Sekte des Ali gehören, eine Trauer von 40 Tagen, sie tragen jedoch nur 9 Tage lang Kleider von einer dunkeln Farbe; haben aber für die ganz schwarze Kleidung dieselbe Abneigung, wie die andern Mohamedaner.

20) Dieses Wort kommt von dem arabischen Worte Kadi (Richter), es ist der Name, den man fast im ganzen Orient den Civil-Richtern gibt. Sie verrichten auch die Geschäfte der Notare.

21) Der Treue, Wahrhafte.

22) Der Glaubwürdige.

23) Oder Bassra, eine große Stadt in Asien, unter dem Zusammenfluß des Tigris und des Euphrats in Irak Arabi, auf Befehl Omars, des dritten Chalyfen, im Jahr 636 gegründet. Die Türken besitzen es seit 1668. Es wird daselbst bedeutender Handel getrieben.

24) Diese Inseln, welche, nach der Behauptung der Araber, jenseits China liegen, haben ihren Namen von einem Baum, der eine gleichnamige, einem weiblichen Körper gleichende Frucht trägt. Einige Orientalisten halten sie für die japanischen, andere für die sundischen Inseln.

25) Dieses ursprünglich sanskritanische Wort bedeutet großer König. Ein Fürst dieses Namens hat wirklich über den östlichen Theil Sumatra's geherrscht

26) Degal ist dieselbe Person als der Antichrist, dessen Kommen das Ende der Welt verkünden wird; er wird die Menschen verführen wollen, aber von Christus besiegt werden. Dieses fantastische Wesen wird nur ein Auge haben; es wird die ganze Erde erobern, mit Ausnahme der Städte Mekka, Medina, Tarsus und Jerusalem.

27) St. Epiphanius, in seiner Abhandlung über die zwölf Steine, welche das Brustbild des jüdischen Hohenpriesters zierten, erzählt ein ähnliches Mährchen über die Art, wie man in Scythien die Hyacinthe sammelt. Man sehe auch Marco Polo und Benjamin von Tudela, welcher von 1160 bis 1173 reiste.

28) Die reisenden Orientalen bewahren ihren Vorrath in einem runden ledernen Sack, den sie auf der Erde ausbreiten und der ihnen als Tisch dient, wenn sie ihre Mahlzeit halten.

29) Der Reisende Rubriquis spricht von ähnlichen Wilden oder Thieren; man muß vermuthen, daß es Affen sind.

30) Diese Fabel erinnert unstreitig an die der Cyklopen; (S. Odyssee, 9ter Ges.) doch bemerkt Herr Hole, daß der Reisende Johann von Mandeville vorgibt, in einer der indischen Inseln einäugige Riesen gesehen zu haben.

31) Aelian, (Thiergesch. 16, 16.) beschreibt eine Schildkröte von 15 Fuß Länge, deren Schild zur Bedachung eines Hauses hingereicht hätte. Mandeville versichert, daß er in Calonak bei Java Schildkrötenschilder gesehen hätte, welche drei Menschen zum Obdach hätten dienen können.

32) Es ist bekannt, daß in Hindostan die Witwen verpflichtet sind, sich mit den Leichen ihrer Männer verbrennen zu lassen. Der heilige Hieronymus erzählt, daß die Scythen die Männer mit ihren Frauen begraben.

33) Arabischer Name der Insel Zeilan.

34) Herr Langlès glaubt, daß diese beiden Inseln vielleicht Sumatra und Banka sind.

Gedruckt bei Leopold Freund in Breslau.

Anzeige.

Im Verlage der Buchhandlung **Josef Max & Komp.** in **Breslau** sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

St. Roche.

Von der Verfasserin
von
Godwie-Castle.
In 3 Theilen.

8. 1839. Geheftet. 81 Bogen. 4 Thlr. 18 Gr.

Edward in Rom.

Eine Novelle
in neun Büchern.
Zwei Bändchen.

8. 1840. Geheftet. 37¼ Bogen. 2 Thlr. 16 Gr.

Ludwig Tieck's
gesammelte Novellen.

Vermehrt und verbessert.
9tes, 10tes Bändchen.

8. 1839. Geheftet. 39 Bogen. 2 Thlr. 12 Gr.

Die genannten drei neuen Werke, welche wir hiermit zur Anzeige bringen, möchten als bedeutende Erscheinungen im Gebiete der schönwissenschaftlichen Literatur zu bezeichnen sein.

Durch **St. Roche,** wie früher durch **Godwie-Castle,** ist der eigentliche, Welt und Leben im Großen und Ganzen darstellende Roman, der bei uns in neuerer Zeit fast verdrängt ward, wieder erweckt und erneuert, und zwar mit der Meister-

schaft des echten Dichtergenius. — **St. Roche** wird wie **Godwie-Castle** den Beifall gewiß aller Gebildeten im vollen Maße erhalten.

In **Edward in Rom** erhält die Lesewelt eine besondere, in unserer Literatur bisher noch nicht versuchte und entwickelte Gattung der Novelle, von einem jungen Autor, der jahrelang in Rom gelebt hat, und der bereits in seinen Jünglingsjahren von **Göthe** in **Eckermann's Gesprächen** prophetisch begrüßt wurde. Es ist ein geistreiches Werk, in welchem Roms große Vergangenheit den Hintergrund bildet, aber neben hohen stoffartigen Interessen, auch noch alle Seiten des römischen Lebens, kirchliches, Volks- und Salonleben, die frühere und die heutige Künstlerwelt, die großartigen Kunstschätze und Sammlungen u. s. w. in so reichen Gemälden und Schilderungen vorüberführt und eigenthümlich beleuchtet, daß man sich auf das Lebendigste in jenen Mittelpunkt der antiken und mittelalterlichen Welt versetzt fühlt.

Ludwig Tieck, der Schöpfer und große Meister der deutschen Novelle, liefert in dem 9ten und 10ten Bändchen der „gesammelten Novellen" fünf der schönsten seiner Dichtungen. Drei davon, „**der Schutzgeist,**" „**Abendgespräche**" und „**die Glocke von Aragon**" erscheinen zum erstenmal im Druck. Die letztere, in Romanzenform gedichtet, erinnert an den altspanischen Cid, auch schließt sie in Stoff und Inhalt sich bedeutsam an das Zeitalter des Cid an. — Die früheren 8 Bändchen dieser schön gedruckten Novellen-Ausgabe kosten, sehr wohlfeil, nur 6 Thlr. 18 Gr.

In unserer, an gehaltvollen neuen belletristischen Erzeugnissen eben nicht reichen Zeit dürfen die hier angezeigten Werke der Aufmerksamkeit aller Gebildeten, besonders auch zu werthvollen Festgeschenken, mit Recht empfohlen werden.

Heurich Steffens Novellen

in einer neuen Gesammt-Ausgabe.

Gebirgssagen. Als Anhang: Die Trauung, eine Sage des Nordens. 8. 1837. 19 Bogen. Geh. 1 Thlr.

Die Familien Walseth und Leith. Ein Cyclus von Novellen. Dritte verbesserte Aufl. 5 Bändchen. 8. 1837. Geh. 3 Thlr.

Die vier Norweger. Ein Cyclus von Novellen. Zweite verbesserte Aufl. 6 Bändchen. 8. 1837. Geh. 3 Thlr. 25 Sgr.

Malkolm. Eine Norwegische Novelle. Zweite verbesserte Aufl. 4 Bändchen. 8. 1838. Geh. 2 Thlr. 25 Sgr.

Die Revolution. Eine Novelle. 3 Bände. 8. 1837. Geh. 4 Thlr.

Die wiederholt nöthig gewordenen neuen Auflagen obiger Werke eines unserer ersten und geistreichsten Novellendichter beweisen, welche große Theilnahme und Anerkennung dieselben bei den Gebildeten in Deutschland gefunden haben.

Tausend und Eine Nacht.

Arabische Erzählungen.

Deutsch

von

Max. Habicht,

Fr. H. von der Hagen

und

Carl Schall.

Drittes Bändchen.

Fünfte verbesserte Auflage.

Breslau,

im Verlage bei Josef Max und Komp.

1840.

Tausend und Eine Nacht.

Arabische Erzählungen.

Drittes Bändchen.

Sechs und achtzigste Nacht.

Als sie am andern Tage alle beisammen waren, setzten sie sich zu Tische, und am Ende des Mahles, welches nicht länger als die früheren dauerte, fing Sindbad auf folgende Weise die Erzählung seiner fünften Reise an:

Fünfte Reise

Sindbads des Seefahrers, nach den Sundischen Inseln.

„Noch," sagte er, „hatten die Vergnügungen Reize genug für mich, um aus meinem Gedächtniß alle erlittenen Beschwerden und Uebel auszulöschen, ohne mir die Lust zu neuen Reisen zu benehmen; ich kaufte demnach Waaren ein, ließ sie einpacken und auf Wagen laden, und reiste nach dem nächsten Seehafen. Dort nahm ich mir die Zeit, um nicht von einem Schiffshauptmann abzuhangen und um ein Fahrzeug ganz zu meinem Befehl zu haben, mir eins auf meine Kosten bauen und ausrüsten zu lassen. Sobald es vollendet war, ließ ich es beladen, schiffte mich darauf ein, und da mein Vorrath von Waaren zu einer vollständigen Ladung nicht hinreichte, so nahm ich Kaufleute von verschiedenen Völkern mit ihren Waaren an Bord.

Wir gingen bei dem ersten guten Winde unter Segel und suchten das Weite. Der erste Ort, woselbst wir nach einer langen Fahrt landeten, war eine wüste Insel, auf welcher wir das Ei eines Rochs, von derselben Größe, wie das bereits erwähnte, fanden. Es enthielt einen tie-

nen Roch, der eben auskriechen wollte und dessen Schnabel bereits zum Vorschein kam.

Sieben und achtzigste Nacht.

„Die Kaufleute, die sich mit mir eingeschifft hatten und mit mir ans Land gestiegen waren, zerschlugen das Ei mit starken Axtschlägen und machten eine Oeffnung, aus welcher sie den Roch stückweise herausholen und braten ließen. Ich hatte sie ernstlich gewarnt, das Ei nicht anzurühren; aber sie wollten mich nicht hören. Kaum hatten sie ihr Mahl beendet, als in der Luft, ziemlich fern von uns, zwei dicke Wolken erschienen. Der Hauptmann, den ich zur Leitung meines Schiffes in Sold genommen hatte, wußte aus Erfahrung, was die Wolken zu bedeuten hätten, verkündete, daß es die Aeltern des kleinen Rochs wären und drang in uns, uns auf das schnellste wieder einzuschiffen, um das Unglück, welches er vorher sah, zu vermeiden. Wir beeiferten uns, seinem Rathe zu folgen, und gingen eilig unter Segel.

Inzwischen nahten sich die beiden Roche und stießen ein schreckliches Geschrei aus, als sie sahen, daß das Ei zerbrochen und ihr Junges nicht mehr darin war. Sie flogen, in der Absicht sich zu rächen, wieder nach der Seite, von welcher sie hergekommen waren, und verschwanden uns auf einige Zeit, während wir mit vollen Segeln uns zu entfernen und das, was nicht ausblieb, zu vermeiden strebten [1]).

Sie kamen zurück, und wir bemerkten, das jedes von ihnen in seinen Klauen ein Felsstück von ungeheurer Größe hielt. Als sie gerade über meinem Schiffe waren, hielten sie still, und in der Luft schwebend, ließ eines von ihnen sein Felsstück fallen; aber durch die Geschicklichkeit des Steuermannes, der das Schiff durch eine Wendung des Steuerruders ablenkte, fiel es seitwärts ins Meer, welches

sich auf eine Weise öffnete, daß wir fast bis auf seinen Grund sahen; aber der andere Vogel ließ sein Felsstück so genau auf die Mitte des Schiffes fallen, daß es in tausend Stücke zerschmettert wurde. Die Matrosen und die Reisenden wurden alle todtgeschlagen, oder ins Meer versenkt. Auch ich sank unter; als ich aber wieder übers Wasser kam, hatte ich das Glück, ein Stück des Wrackes zu ergreifen. Indem ich nun bald mit der einen, bald mit der andern Hand ruderte, ohne das, woran ich mich hielt, loszulassen, gelangte ich endlich, bei günstigem Strom und Wind, an eine Insel mit sehr steilem Ufer. Ich überstieg jedoch diese Schwierigkeit und rettete mich.

Ich setzte mich in das Gras, um mich ein wenig von meiner Ermüdung auszuruhen, stand sodann auf und ging landeinwärts, um das Land zu erkunden. Es kam mir vor, als ob ich in einem köstlichen Garten wäre; überall sah ich Bäume, theils mit reifen, theils mit unreifen Früchten belastet, und Bäche von süßem, klaren Wasser, die sich angenehm schlängelten. Ich aß von den Früchten, die mir trefflich mundeten, und trank von dem Wasser, das mich zum Trinken einlud.

Als es Nacht geworden war, legte ich mich an einer ziemlich bequemen Stelle ins Gras; aber ich schlief keine ganze Stunde und mein Schlaf wurde oft durch den Schreck unterbrochen, mich an einem so einsamen Orte allein zu sehen. So brachte ich den größten Theil der Nacht damit zu, mich auf das heftigste zu betrüben und mir die Thorheit vorzuwerfen, nicht lieber daheim geblieben zu sein, als diese letzte Reise unternommen zu haben. Diese Betrachtungen brachten mich so weit, daß ich einen Anschlag gegen mein eigenes Leben machte; aber das Tageslicht zerstreute meine Verzweiflung. Ich stand auf und ging, nicht ohne einige Furcht, unter den Bäumen umher.

Nachdem ich wieder ein Weilchen landeinwärts gegangen war, gewahrte ich einen Greis, der mir sehr gebrechlich schien. Er saß am Ufer des Baches, und meine

erste Vermuthung war, daß er, gleich mir, Schiffbruch gelitten hätte. Ich näherte mich ihm und grüßte ihn, worauf er bloß mit dem Kopfe nickte. Ich fragte ihn, was er dort mache; aber anstatt mir zu antworten, machte er mir bloß ein Zeichen, daß ich ihn auf meine Schulter laden und durch den Bach tragen solle, in der Absicht, — wie er mir zu verstehen gab, — Früchte zu pflücken.

Da ich glaubte, daß er dieser meiner Dienstleistung bedürfte, so lud ich ihn auf meinen Rücken und trug ihn durch den Bach. „Steigt herab," — sagte ich hierauf, indem ich mich bückte, ihm auf die Erde zu helfen. Statt sich aber auf diese niederzulassen, (ich muß noch immer lachen, wenn ich daran denke), schlang dieser Greis, den ich für so hinfällig gehalten hatte, seine Beine, — deren Haut, wie ich bemerkte, der einer Kuh glich, — mit Leichtigkeit um meinen Hals, setzte sich rittlings auf meine Schultern und preßte mir die Gurgel so heftig zusammen, als wollte er mich erdrosseln. In diesem Augenblick ergriff mich ein so heftiger Schreck, daß ich in Ohnmacht fiel ..."

Acht und achtzigste Nacht.

„Ungeachtet meiner Ohnmacht," sagte Sindbad, „blieb der lästige Greis fortwährend fest auf meinem Halse und streckte bloß die Beine ein wenig aus, um mich wieder zu mir selber kommen zu lassen. Als ich mich wieder erholt hatte, stemmte er einen seiner Füße heftig gegen meinen Magen, und mich mit dem andern stark in die Seite schlagend, zwang er mich wider Willen zum Aufstehen. Als ich nun aufgestanden war, mußte ich unter den Bäumen umhergehen und dann und wann anhalten, damit er Früchte, die wir fanden, brechen und verzehren konnte. Er ließ den ganzen Tag über nicht locker [2]), und als ich

mich in der Nacht ausruhen wollte, streckte er sich, meinen Hals fortwährend umschlossen haltend, mit mir auf die Erde. Jeden Morgen stieß er mich, um mich zu erwecken, und nöthigte mich sodann, indem er mich mit seinen Füßen drückte, zum Aufstehen und Gehen. Stellt euch, ihr Herren, die Beschwerlichkeit einer solchen Last vor, von der ich mich nicht loszumachen vermochte.

Eines Tages, als ich auf meinem Wege einige trockne Flaschenkürbisse fand, die von einem Baume, der welche trug, herabgefallen waren, nahm ich einen ziemlich großen, und nachdem ich ihn wohl gereinigt hatte, drückte ich den Saft mehrerer Weintrauben hinein, die auf der Insel im Ueberflusse wuchsen und die wir auf jedem Schritte fanden. Als ich nun den Kürbis damit angefüllt hatte, legte ich ihn an eine Stelle, an welche, durch meine List dahin gebracht, mich der Greis einige Tage nachher leiten mußte. Dort nahm ich den Kürbis, setzte ihn an meinen Mund und trank von einem vortrefflichen Weine, der mich auf einige Zeit den auf mir lastenden tödtlichen Verdruß vergessen ließ. Dies gab mir Kraft, und ich wurde dadurch sogar so lustig, daß ich im Gehen zu singen und zu springen begann.

Der Greis, der die Wirkung bemerkte, welche das Getränk auf mich gemacht hatte, und fühlte, daß ich ihn viel leichter als gewöhnlich trug, machte mir ein Zeichen, daß ich ihm zu trinken geben sollte; ich reichte ihm den Flaschenkürbis, er nahm ihn, und da der Saft ihm gut schmeckte, so trank er ihn aus, bis auf den letzten Tropfen. Es war genug, um ihn zu berauschen; auch berauschte er sich wirklich, und da ihm der Weindunst schnell in den Kopf stieg, so fing er an, auf seine Weise zu singen und sich auf meinen Schultern hin und her zu bewegen. Die Erschütterungen, die er dadurch veranlaßte, machten, daß er das Genossene wieder von sich gab, und seine Beine erschlafften nach und nach; so daß ich, bemerkend, daß er mich nicht mehr drücke, ihn auf die Erde

warf, wo er bewegungslos liegen blieb. Ich nahm nun einen sehr großen Stein und zerschmetterte ihm den Kopf damit.

Ich empfand eine sehr große Freude darüber, mich auf immer von diesem vermaledeiten Greise befreit zu haben, und ich ging an das Meeresufer, woselbst ich Leute aus einem Schiffe fand, welches dort geankert hatte, um frisches Wasser und einige Erfrischungen einzunehmen. Sie waren sehr erstaunt, mich zu sehen und die näheren Umstände meines Abenteuers zu hören. „Ihr waret," — sagten sie, „dem Alten des Meeres in die Hände gefallen, und ihr seid der erste, den er nicht erdrosselt hat; niemals hat er die, deren er sich bemächtigt hatte, eher losgelassen, als bis sie von ihm erstickt worden waren; er hat diese Insel durch die Menge der von ihm getödteten Personen berüchtigt gemacht, und die Matrosen und Kaufleute, welche hier landeten, wagten sich nur in zahlreicher Gesellschaft landeinwärts."

Sie führten mich hierauf in ihr Schiff, dessen Hauptmann sich ein Vergnügen daraus machte, mich aufzunehmen, nachdem er erfahren hatte, was mir begegnet war. Er ging unter Segel, und nach einer Fahrt von einigen Tagen landeten wir im Hafen einer großen Stadt.

Einer der auf dem Schiffe befindlichen Kaufleute, der mich lieb gewonnen, nöthigte mich, ihn zu begleiten, und führte mich in eine zum Aufenthalte der fremden Kaufleute dienende Wohnung. Er gab mir einen großen Sack, und nachdem er mich einigen, gleich mir mit einem Sacke versehenen, Leuten aus der Stadt empfohlen und sie gebeten hatte, mich mitzunehmen, um Kokosnüsse zu sammeln [3]), sagte er zu mir: „Geht, folgt ihnen, macht ihnen nach, was ihr sie machen seht, und entfernt euch nicht von ihnen; denn ihr würdet euer Leben in Gefahr bringen." Er versah mich mit Lebensmitteln für den Tag, und ich ging mit den Leuten.

Wir gelangten in einen Wald, der aus sehr hohen

und sehr geraden Bäumen bestand, deren Stämme so glatt waren, daß es unmöglich war, bis zu den Zweigen, an welchen die Früchte hingen, hinaufzuklettern. Alle diese Bäume waren Kokosbäume, deren Früchte wir abschlagen wollten, um damit unsere Säcke anzufüllen. Als wir in den Wald traten, sahen wir eine Menge großer und kleiner Affen, welche bei unserm Anblicke die Flucht vor uns ergriffen und mit erstaunlicher Behendigkeit bis auf die Gipfel der Bäume kletterten....

Neun und achtzigste Nacht.

„Die Kaufleute, mit welchen ich im Walde war," — fuhr Sindbad fort, — „rafften Steine auf und warfen sie aus Leibeskräften nach den auf den Gipfeln der Bäume befindlichen Affen. Ich folgte ihrem Beispiele, und sah, daß die Affen, von unserer Absicht unterrichtet, eifrig Kokosnüsse pflückten und sie uns mit zornigen und erbitterten Gebehrden zuwarfen. Wir sammelten die Nüsse, und warfen von Zeit zu Zeit Steine, um die Affen zu reizen. Durch diese List füllten wir unsere Säcke mit jener Frucht, zu der wir auf andere Weise unmöglich gelangen konnten.

Wir kehrten nun mit vollen Säcken in die Stadt zurück, woselbst der Kaufmann, der mich in den Wald geschickt hatte, mir den Werth der in meinem Sacke mitgebrachten Kokosnüsse bezahlte.

„Fahret fort," — sagte er zu mir, — „täglich dasselbe zu thun, bis ihr genug habt, um heimkehren zu können." Ich dankte ihm für seinen guten Rath, und brachte unmerklich einen solchen Haufen von Kokosnüssen zusammen, daß die dafür erhaltene Summe sehr beträchtlich war.

Das Schiff, welches mich mitgebracht hatte, war mit den Kaufleuten und den von diesen erkauften Kokosnüssen abgesegelt. Ich wartete, bis ein anderes, zu gleicher La-

dung bestimmtes, in dem Hafen der Stadt landete. Ich ließ alle mir gehörigen Kokosnüsse darauf einschiffen, und als alles zur Abreise bereit war, nahm ich Abschied von dem Kaufmanne, dem ich so viele Verpflichtungen schuldig war. Er konnte nicht mit reisen, weil er seine Geschäfte noch nicht beendigt hatte.

Wir gingen unter Segel, und nahmen unsern Weg nach der Insel, auf welcher der Pfeffer im größten Ueberflusse wächst. Von dort schifften wir nach der Halbinsel Komari [4]), welche die beste Art von Aloeholz trägt und deren Einwohner sich das unverletzliche Gesetz auferlegt haben, keinen Wein zu trinken, noch irgend eine Art von Ausschweifungen zu dulden. Ich vertauschte auf beiden Inseln meine Kokosnüsse gegen Pfeffer und Aloeholz, und begab mich mit andern Kaufleuten auf die Perlenfischerei, zu welchem Behuf ich auf meine Kosten Taucher in Sold nahm. Sie fischten eine Menge sehr großer und schöner Perlen. Freudig ging ich wieder in See mit einem Schiffe, welches glücklich in Balsora anlangte. Von dort kehrte ich nach Bagdad zurück, woselbst ich aus den mitgebrachten Waaren, dem Aloeholze, dem Pfeffer und den Perlen, sehr große Summen löste. Ich vertheilte, wie nach der Heimkehr von meinen anderen Reisen, den zehnten Theil meines Gewinnes als Almosen, und suchte mich in allen Arten von Ergötzlichkeiten von meinen Beschwerden zu erholen."

Nach diesen Worten ließ Sindbad dem Hindbad hundert Zechinen geben, und dieser entfernte sich mit den andern Gästen. Am folgenden Tage fand sich dieselbe Gesellschaft wieder bei dem reichen Sindbad ein, der, nachdem er sie, wie an den vorhergegangenen Tagen, bewirthet hatte, ihnen seine sechste Reise erzählte.

Sechste Reise

Sindbads des Seefahrers, nach Zeilan.

„Meine Herren," sagte er, „ihr seid ohne Zweifel begierig, zu wissen, wie ich mich, nach fünf erlittenen Schiffbrüchen und so vielen anderen ausgestandenen Gefahren, nochmals entschließen konnte, das Glück zu versuchen und mich neuen Unfällen auszusetzen. Wenn ich jetzt darüber nachdenke, erstaune ich selbst, und es mußte unstreitig mein Gestirn sein, das mich antrieb. Wie dem auch sei, nach Verlauf eines in Ruhe verlebten Jahres bereitete ich mich zu einer sechsten Reise, ungeachtet der Bitten meiner Verwandten und Freunde, die ihr Möglichstes thaten, um mich zurückzuhalten.

Statt meinen Weg durch den Persischen Meerbusen zu nehmen, durchstreifte ich nochmals mehre Provinzen Persiens und Indiens, und gelangte an einen Seehafen, in welchem ich mich auf einem guten Fahrzeuge einschiffte, dessen Hauptmann entschlossen war, eine lange Seereise zu machen. Sie war in der That sehr lang, aber zugleich so unglücklich, daß der Hauptmann und der Steuermann den Weg ganz und gar verloren, und nicht mehr wußten, wo wir waren. Endlich fanden sie sich wieder zurecht, aber wir Reisende hatten gar keine Ursache uns darüber zu freuen, und waren nicht wenig erstaunt, als wir eines Tages den Hauptmann mit großem Geschrei seinen Posten verlassen sahen. Er warf seinen Turban auf die Erde, riß sich den Bart aus und schlug sich vor den Kopf, wie ein Mensch, dem die Verzweiflung den Verstand verwirrt hat. Wir fragten ihn, worüber er sich so betrübe? „Ich verkünde euch, — erwiederte er, — daß wir uns an der gefährlichsten Stelle des Meeres befinden. Eine sehr schnelle Strömung reißt das Schiff mit sich fort,

und in weniger als einer Viertelstunde werden wir alle umkommen. Bittet Gott, daß er uns aus dieser Gefahr befreie. Wenn er sich unser nicht erbarmt, können wir ihr nicht entrinnen." Nach diesen Worten befahl er, die Segel einzuziehen; aber das Tauwerk zerriß bei dieser Arbeit, und das Fahrzeug wurde, ohne daß es möglich war, dem abzuhelfen, von der Strömung an den Fuß eines unersteiglichen Berges getrieben, wo es scheiterte, jedoch so, daß wir nicht nur unsere Personen, sondern auch unsere kostbarsten Waaren retteten.

Als dies geschehen war, sagte der Hauptmann: „Gott hat gethan, was ihm gefiel. Wir können uns hier ein jeder sein Grab graben, und uns das letzte Lebewohl sagen; denn wir sind an einem so unheilbringenden Orte, daß niemand von den früher hieher Verschlagenen bis jetzt davon gekommen ist." Diese Worte versetzten uns alle in eine tödtliche Betrübniß, wir umarmten uns einer den andern mit thränenden Augen und beweinten unser unglückliches Geschick.

Der Berg, an dessen Fuße wir uns befanden, machte die Küste einer sehr langen und sehr ausgedehnten Insel aus. Diese Küste war ganz mit den Trümmern gescheiterter Schiffe und mit einer unzähligen Menge von Gebeinen bedeckt, die man von Raum zu Raum erblickte, die uns Schaudern erregten und uns bezeugten, daß hier viele Menschen umgekommen wären. Ganz unglaublich war auch die Menge von Waaren und Reichthümern, die sich auf allen Seiten unsern Augen darboten. Alle diese Dinge dienten nur dazu, unsre Betrübniß zu vermehren. Statt daß anderswo überall die Flüsse aus ihrem Bette ins Meer fließen, strömt hier im Gegentheil ein großer Fluß von süßem Wasser[5]) von der Küste landeinwärts durch eine dunkle Grotte, deren Oeffnung sehr hoch und breit ist. Es ist sehr bemerkenswerth, daß hier alles Gestein des Berges aus Krystall, Rubinen oder anderen Edelsteinen besteht[6]). Man sieht daselbst auch die Quelle

einer Art von Pech oder Erdharz, welches ins Meer fließt[7]) und von den Fischen verschlungen wird, die es dann als grauen Ambra wieder von sich geben, den die Wellen an das flache und sandige Ufer werfen, das ganz damit bedeckt ist. Es wachsen auch Bäume dort, größtentheils Aloe, die denen von Komari nichts nachgeben.

Um die Beschreibung dieses Ortes zu beenden, den man einen Abgrund nennen kann, weil keine Rückkehr aus ihm Statt findet, so sollt ihr wissen, daß es den Schiffen nicht möglich ist, sich von ihm zu entfernen, sobald sie sich ihm auf einen gewissen Grad genähert haben. Werden sie durch einen Seewind hingetrieben, so bringt der Wind und die Strömung ihnen Verderben: und wenn sie sich beim Wehen eines Landwindes dort befinden, was ihre Entfernung begünstigen könnte, so hält ihn die Höhe des Berges ab und verursacht eine Windstille, welche der Strömung ihre Gewalt läßt, die sie dann gegen die Küste treibt, wo sie gleich dem unsrigen scheitern. Zur Vermehrung des Mißgeschicks ist es nicht möglich, den Gipfel des Berges zu ersteigen und sich irgend wohin zu retten.

Wir blieben am Ufer, wie Leute, die den Verstand verloren haben, und erwarteten den Tod von Tage zu Tage. Unsere Lebensmittel hatten wir zu gleichen Theilen vertheilt, und so lebte jeder, nach Maaßgabe seiner körperlichen Beschaffenheit und des Gebrauches, den er von seinem Vorrathe machte, längere oder kürzere Zeit, als die andern.

Neunzigste Nacht.

„Die, welche zuerst starben, wurden von den andern begraben. Was mich betraf, so erwies ich allen meinen Gefährten die letzte Ehre: und darüber dürft ihr euch nicht wundern; denn außer dem, daß ich den mir zugetheilten Vorrath besser zu Rathe hielt, als jene, so hatte ich auch

einen besondern für mich allein, und ich hatte mich wohl gehütet, meinen Gefährten etwas davon mitzutheilen. Als ich jedoch den letzten begrub, so blieben mir so wenig Lebensmittel übrig, daß ich wohl sah, es würde bald mit mir zu Ende gehen, so daß ich mir mein Grab grub, entschlossen, mich hinein zu werfen, da niemand übrig blieb, um mich zu begraben. Indem ich mich mit dieser Arbeit beschäftigte, konnte ich mich, ich will es euch gestehen, — nicht erwehren, mir vorzustellen, daß ich an meinem Verderben Schuld war, und zu bereuen, daß ich diese letzte Reise unternommen hatte. Ich ließ es nicht bei Betrachtungen, ich zerfleischte mir die Hände mit meinen Zähnen, und es fehlte nicht viel, daß ich meinen Tod beschleunigte.

Aber Gott hatte noch Erbarmen mit mir, und flößte mir den Gedanken ein, bis zu dem Flusse zu gehen, der sich unter der Höhlenwölbung verlor. Nachdem ich dort den Fluß mit vieler Aufmerksamkeit betrachtet hatte, sagte ich zu mir selbst: „Dieser Fluß, der sich auf solche Art unter der Erde verbirgt, muß irgendwo wieder zum Vorscheine kommen; wenn ich nun ein Floß baue, und mich sodann auf diesem der Strömung des Flusses überlasse, werde ich in ein bewohntes Land gelangen, oder umkommen: komme ich um, so habe ich nur die Todesart verändert; gelingt es mir im Gegentheil, aus diesem Unglücksorte zu entkommen, so werde ich das traurige Geschick meiner Gefährten vermeiden, ja, vielleicht eine neue Gelegenheit finden, mich zu bereichern. Wer weiß, ob nicht das Glück mich am Ausgange dieser abscheulichen Klippe erwartet, um mich für meinen Schiffbruch mit Wucher zu entschädigen.

Ich zögerte nicht, nach dieser Selbstberathung, an dem Flosse zu arbeiten; ich verfertigte es aus tüchtigen Stücken Holz und dicken Ankertauen, an welchen es zur Auswahl nicht fehlte. Ich band das Holz so fest zusammen, daß daraus ein kleines, ganz haltbares Fahrzeug wurde. Als

es vollendet war, belud ich es mit einigen Ballen von Rubinen, Smaragden, grauen Ambra, Felskrystall und kostbaren Stoffen. Als ich alle diese Sachen ins Gleichgewicht gestellt und wohl befestigt hatte, begab ich mich auf das Floß, mit zwei kleinen Rudern, die ich zu verfertigen nicht vergessen hatte, und überließ mich dem Laufe des Flusses und dem Willen Gottes.

Sobald ich unter der Wölbung war, sah ich kein Licht mehr, und der Wasserstrom riß mich fort, ohne daß ich wußte, wohin. Ich schwamm einige Tage in dieser Dunkelheit, ohne jemals auch nur den geringsten Lichtstrahl zu erblicken. Ich fand einmal die Wölbung so niedrig, daß sie mir beinahe den Kopf verletzt hätte; was mich für die Vermeidung einer ähnlichen Gefahr sehr aufmerksam machte. Während dieser Fahrt aß ich von den mir übrig gebliebenen Lebensmitteln nur so viel, als zur Fristung meines Lebens unumgänglich nöthig war. Aber, wie mäßig ich auch lebte, mein Vorrath wurde doch aufgezehrt. Es bemächtigte sich nun meiner Sinne, ohne daß ich mich dessen erwehren konnte, ein süßer Schlaf. Ich kann euch nicht sagen, ob ich lange schlief; aber als ich erwachte, sah ich mich in einer weiten Landschaft, am Ufer eines Flusses, an welches mein Floß festgebunden war, und mitten unter einer großen Menge Schwarzer [8]). Sobald ich sie erblickte, stand ich auf und grüßte sie. Sie sprachen zu mir; aber ich verstand ihre Sprache nicht.

In diesem Augenblicke war ich vor Freuden so außer mir, daß ich nicht wußte, ob ich mich für wachend halten sollte. Ueberzeugt, daß ich nicht schlief, sagte ich mir folgende Arabische Verse vor:

„Rufe die Allmacht an; sie wird dir zu Hülfe kommen; es ist unnütz, dich um anderes zu kümmern. Schließe das Auge, und während du schläfst, wird Gott dein Geschick vom Bösen zum Guten wenden!“

Da mich einer der Schwarzen, der Arabisch verstand, so sprechen hörte, trat er vor und nahm das Wort: „Mein Bruder," sagte er, „seid nicht erstaunt, uns zu sehen; wir bewohnen die Landschaft, die ihr seht, und wir sind heute hierher gekommen, um mit dem Wasser dieses aus dem benachbarten Berge kommenden Flusses unsere Felder zu bewässern, indem wir es durch kleine Kanäle ableiten[9]). Wir bemerkten, daß auf dem Wasser etwas herbeischwämme; wir liefen schnell hinzu, um zu sehen, was es wäre, und sobald wir erkannten, daß es ein Floß war, warf sich einer von uns in den Fluß, schwamm dem Floß entgegen und holte es herbei. Wir hielten es an, banden es fest, wie ihr seht, und erwarteten euer Erwachen. Wir bitten euch, uns eure Geschichte zu erzählen, die sehr außerordentlich sein muß. Sagt uns, wie ihr euch auf dieses Wasser gewagt habt und woher ihr kommt." — Ich bat sie vor Allem, mir zu essen zu geben, und versprach ihnen, daß ich sodann ihre Neugier befriedigen würde.

Sie setzten mir mancherlei Speisen vor, und als mein Hunger gestillt war, erstattete ich ihnen einen getreuen Bericht von allem, was mir begegnet war, und sie schienen mir mit Bewunderung zuzuhören. Als ich meine Erzählung beendet hatte, sagten sie zu mir, durch den Mund des Dolmetschers, der ihnen meinen Bericht übersetzt hatte: „Das ist eine der erstaunlichsten Geschichten. Ihr selbst müßt sie dem Könige erzählen; die Sache ist zu außerordentlich, um ihm von einem andern, als von dem, dem sie selbst begegnet ist, berichtet zu werden." Ich erwiderte ihnen, daß ich bereit wäre, ihren Wunsch zu erfüllen.

Die Schwarzen schickten sogleich nach einem Pferde, welches auch bald darauf gebracht wurde. Sie ließen mich aufsteigen, und während ein Theil von ihnen vor mir herging, um mir den Weg zu zeigen, ladeten die anderen, stärksten, das Floß mit allen darauf befindlichen Ballen auf ihre Schultern und folgten mir.

Ein und neunzigste Nacht.

„Wir begaben uns ins gesammt nach der Stadt Serendyb [10]); denn auf dieser Insel befand ich mich. Die Schwarzen stellten mich ihrem Könige vor. Ich nahte mich dem Thron, auf welchem er saß, und grüßte ihn, wie man die Indischen Könige zu grüßen pflegt, das heißt, ich warf mich zu seinen Füßen und küßte die Erde. Der Fürst gebot mir aufzustehen, und hieß mich auf sehr verbindliche Weise näher kommen und neben ihm Platz nehmen. Er fragte zuerst nach meinem Namen; ich antwortete ihm, daß ich Sindbad hieße, wegen der vielen Seereisen, die ich gemacht hätte, den Beinamen der Seefahrer führte, und daß ich ein Einwohner der Stadt Bagdad wäre. „Aber," versetzte er, „wie und auf welchem Wege seid ihr in meine Staaten gekommen?"

Ich verschwieg dem Könige nichts, sondern erzählte ihm Alles, was ich euch eben erzählt habe, und er war darüber so erstaunt und erfreut, daß er mein Abenteuer mit goldenen Buchstaben aufzuschreiben und die Schrift in den Archiven seines Königreichs aufzubewahren befahl. Hierauf wurde das Floß herbeigebracht und die Ballen wurden in seiner Gegenwart geöffnet. Er bewunderte die Menge des Aloeholzes und des grauen Ambra's, aber vorzüglich die Rubinen und Smaragden; denn er hatte in seinem Schatze keine ähnlichen.

Da ich bemerkte, daß er meine Edelsteine mit Vergnügen beschaute, und die seltensten der Reihe nach genau betrachtete, so warf ich mich vor ihm nieder und war so frei ihm zu sagen: „Herr, nicht nur meine Person ist Euer Majestät zu Diensten, auch die Ladung des Flosses gehört Euch, und ich bitte, darüber wie über ein Eigenthum zu schalten." Er antwortete mir lächelnd: „Sindbad, ich werde mich wohl hüten, Lust dazu zu hegen und euch das geringste von dem zu nehmen, was Gott euch

gegeben hat. Weit entfernt, eure Reichthümer zu vermindern, gedenk' ich sie noch zu vermehren, und ich will nicht, daß ihr meine Staaten verlaßt, ohne Zeichen meiner Freigebigkeit mit euch zu nehmen." Meine Antwort auf diese Worte beschränkte sich darauf, Wünsche für das Wohl des Fürsten auszusprechen und seine Güte und Großmuth zu preisen. Er gab einem seiner Beamten den Auftrag, Sorge für mich zu tragen, und ließ Leute anstellen, die mich auf seine Kosten bedienen mußten. Dieser Beamte erfüllte die Befehle seines Herrn sehr getreulich, und ließ in die Wohnung, in welche er mich führte, alle Ballen bringen, mit welchen das Floß belastet war.

Ich ging täglich zu gewissen Stunden zum Könige, um ihm meinen Hof zu machen, und wendete die übrige Zeit dazu an, die Stadt und was darin meiner Neugier am werthesten war, zu sehen.

Die Insel Serendyb liegt gerade unter dem Aequator[11]), weshalb auf ihr Tag und Nacht das ganze Jahr hindurch immer die gleiche Länge von zwölf Stunden haben. Sie ist achtzig Parasangen[12]) lang und eben so breit. Die Hauptstadt liegt am äußersten Ende eines schönen Thales, welches von einem Berge gebildet wird, der mitten auf der Insel gelegen, und wohl der höchste auf der Erde ist[13]). Man sieht ihn in der That auf dem Meere in einer Entfernung von drei Tagereisen. Man findet daselbst Rubinen, mehrere Gattungen von Mineralien, und alle Felsen bestehen größtentheils aus Schmergel, einem metallischen Steine, dessen man sich zum Schneiden der Edelsteine bedient. Auch gibt es dort alle Arten von seltenen Pflanzen und Bäumen, vorzüglich Cedern und Kokuspalmen. Längs des Ufers der Insel und in den Mündungen ihrer Flüsse fischt man Perlen, und einige ihrer Thäler liefern Diamanten. Ich machte auch eine Wallfahrt auf den Berg, nach dem Orte, wohin Adam nach seiner Vertreibung aus dem Paradiese verbannt wurde, und ich war so neugierig den Gipfel zu ersteigen.

Als ich in die Stadt zurückgekehrt war, bat ich den König um die Erlaubniß zur Heimkehr, die er mir auch auf eine sehr ehrenvolle und verbindliche Weise gab. Er zwang mich, ein reiches Geschenk aus seinem Schatz anzunehmen; und als ich mich bei ihm beurlaubte, gab er mir noch ein viel ansehnlicheres, und zugleich einen Brief an den Beherrscher der Gläubigen, unsern Chalyfen Haroun Arreschyd, unsern unumschränkten Gebieter, und sagte zu mir: „Ich bitte dich, dieses Geschenk und diesen Brief dem Chalyfen Haroun Arreschyd von meinetwegen zu übergeben und ihn meiner Freundschaft zu versichern.“ Ehe ich mich einschiffte, ließ dieser Fürst den Schiffshauptmann und die Kaufleute, welche sich mit mir einschiffen sollten, zu sich holen und befahl ihnen, für mich alle erdenklichen Rücksichten zu haben.

Dieser Brief des Königs von Zeilan war auf die gelbliche Haut eines, wegen seiner Seltenheit sehr kostbaren, Thieres [14]) geschrieben. Die Schriftzeichen dieses Briefes waren himmelblau, und er enthielt in Indischer Sprache Folgendes:

DER KÖNIG VON INDIEN, VOR WELCHEM TAUSEND ELEPHANTEN EINHERGEHEN, WELCHER IN EINEM PALAST WOHNT, DESSEN DACH VON DEM GLANZE VON HUNDERTTAUSEND RUBINEN STRAHLT, UND DER IN SEINEM SCHATZE ZWANZIGTAUSEND DIAMANTENE KRONEN BESITZT, DEM CHALYFEN HAROUN ARRESCHYD.

„Obgleich das Geschenk, welches wir Euch senden, „von keinem großen Werth ist, so mögt Ihr es doch als „Bruder und Freund annehmen, in Erwägung der Freund„schaft, welche wir für Euch in unserm Herzen hegen und „von welcher wir Euch mit Vergnügen einen Beweis ge„ben. Wir erbitten uns dasselbe Gefühl in dem Curigen

„inmaßen wir es zu verdienen glauben, da wir mit Euch „von gleichem Range sind. Wir beschwören euch darum „als Bruder. Lebt wohl."

Das Geschenk bestand, erstens: in einem Gefäß, aus einem einzigen Rubin verfertigt und zu einem Becher von der Höhe eines halben Fußes und von der Dicke eines Fingers verarbeitet, mit sehr runden, zusammen eine halbe Drachme schweren, Perlen besetzt; zweitens: in einer Schlangenhaut, welche Schuppen von der Größe eines gewöhnlichen Goldstückes hatte und die Eigenschaft besaß, die darauf Liegenden vor Krankheit zu bewahren; drittens: in funfzigtausend Drachmen des auserlesensten Aloeholzes, mit dreißig Gran Kampfer von der Größe einer Pistazie; und dies Alles war endlich von einer entzückend schönen Sklavin begleitet, deren Kleidungsstücke mit Edelsteinen bedeckt waren.

Das Schiff ging unter Segel, und nach einer langen und glücklichen Fahrt kamen wir in Balsora an, von wo ich mich nach Bagdad begab. Das erste, was ich nach meiner Ankunft that, war, daß ich mich des ertheilten Auftrages entledigte.

Zwei und neunzigste Nacht.

„Ich nahm den Brief des Königs von Serendyb und ging, um mich an der Pforte des Beherrschers der Gläubigen zu zeigen, begleitet von der schönen Sklavin und denjenigen Personen meiner Familie, welche die mir anvertrauten Geschenke trugen. Ich sagte, was mich herführte, und wurde sogleich vor den Thron des Chalyfen gebracht. Ich warf mich vor ihm nieder, und nach einer sehr gedrängten Anrede, übergab ich ihm den Brief und die Geschenke. Als er gelesen hatte, was ihm der König von Serendyb meldete, fragte er mich, ob dieser Fürst wirklich so reich und mächtig wäre, als er es in seinem

Briefe behauptete. Ich warf mich zum zweitenmale zur Erde, und nachdem ich mich wieder erhoben hatte, erwiederte ich: „Beherrscher der Gläubigen, ich kann Euer Majestät nach eignem Zeugniß versichern, daß er seine Reichthümer und seine Größe nicht übertreibt. Nichts ist fähiger, Bewunderung zu erregen, als die Pracht seines Palastes. Wenn dieser Fürst öffentlich erscheinen will, so wird ihm auf einem Elephanten ein Thron bereitet, worauf er sich setzt, und so in der Mitte zweier Reihen einherzieht, die aus seinen Ministern, seinen Günstlingen und andern Hofleuten bestehen. Vor ihm, auf demselben Elephanten, hält ein Beamter eine goldene Lanze in der Hand, und hinter dem Throne steht ein andrer, der eine goldene Säule trägt, auf deren Spitze ein Smaragd, ungefähr einen halben Fuß lang und einen Zoll dick, angebracht ist. Voran zieht eine Wache von tausend Mann, in Goldstoff und Seide gekleidet und auf reich geschirrten Elephanten reitend. So lange der Zug dauert, ruft der Beamte, der vor dem König auf dem Elephant sitzt, von Zeit zu Zeit mit lauter Stimme:

„Dies ist der große Monarch, der mächtige und „furchtbare Herrscher von Indien, dessen Palast mit „hunderttausend Rubinen bedeckt ist, und welcher „zwanzigtausend diamantne Kronen besitzt. Dies ist „der gekrönte Monarch, größer, als jemals der große „Sulyman [15]) und der große Maha-radjah waren."

Wenn er diese Worte gerufen hat, ruft nun seinerseits der Beamte hinter dem Throne:

„Dieser so große und mächtige Monarch muß ster„ben, muß sterben, muß sterben!"

Und nun ruft wieder der vordere Beamte:

„Preis und Ehre dem, der da lebt und nicht stirbt!"

Uebrigens ist der König von Serendyb so gerecht, daß es weder in seiner Hauptstadt, noch anderswo in seinen Staaten, Richter gibt: seine Völker bedürfen keiner; sie kennen und üben selbst die Gerechtigkeit und entfernen sich nie

von ihrer Pflicht. Also sind Richterstühle und Gerichtspersonen unnütz bei ihnen."

Der Chalyf war mit meiner Rede sehr zufrieden. „Die Weisheit dieses Königs, — sagte er, — geht aus seinem Briefe hervor; und nach dem, was du mir eben gesagt hast, muß man gestehen, daß seine Weisheit seiner Völker und seine Völker seiner Weisheit würdig sind." Nach diesen Worten entließ er mich mit einem reichen Geschenke....

Hier hörte Sindbad auf, zu erzählen, und seine Zuhörer entfernten sich, nachdem Hindbad vorher hundert Zechinen empfangen hatte. Sie kamen am folgenden Tage wieder zu Sindbad, der ihnen folgendermaßen seine siebente und letzte Reise erzählte:

Siebente und letzte Reise
Sindbads des Seefahrers.

„Nach der Rückkehr von meiner sechsten Reise ließ ich gänzlich den Gedanken fahren, jemals noch eine zu unternehmen. Nächstdem, daß ich nun ein Alter erreicht hatte, welches nichts als Ruhe bedurfte, hatte ich mir selbst das Wort gegeben, mich nicht mehr den Gefahren auszusetzen, in die ich so oft gerathen war. Ich dachte also nur daran, den Ueberrest meines Lebens vergnüglich hinzubringen.

Als ich nun eines Tages eine Anzahl Freunde bewirthete, kam einer meiner Leute, um mir zu sagen, daß ein Beamter des Chalyfen mich zu sprechen verlangte. Ich stand vom Tische auf und ging ihm entgegen. „Der Chalyf," sagte er zu mir, „hat mich beauftragt, euch zu sagen, daß er euch zu sprechen verlangt." Ich folgte dem Beamten in den Palast, und er führte mich vor den Fürsten, den ich grüßte, indem ich mich zu seinen Füßen warf.

„Sindbad," sagte er zu mir, „ich bedarf deiner, du mußt mir einen Dienst leisten und eine Antwort und Geschenke von mir dem Könige von Serendyb bringen; es ist billig, daß ich seine mir erwiesene Höflichkeit erwiedere."

Der Befehl des Chalyfen war ein Donnerschlag für mich. „Beherrscher der Gläubigen," sagte ich zu ihm, „ich bin bereit, alle Befehle Euer Majestät zu befolgen; aber ich bitte Euch demüthigst, zu bedenken, daß ich durch die unglaublich erlittenen Mühseligkeiten abgeschreckt bin. Ich habe sogar das Gelübde gethan, Bagdad nie zu verlassen." Hiebei nahm ich Gelegenheit, ihm einen langen Bericht über alle meine Abenteuer abzustatten, den er geduldig bis zu Ende hörte. Sobald ich aufgehört hatte, zu erzählen, sagte er: „Das sind in der That sehr außerordentliche Begebenheiten; doch müssen sie dich nicht abhalten, mir zu Liebe die Reise zu machen, die ich dir vorschlage. Du sollst ja nur nach der Insel Serendyb reisen und dich meines Auftrages entledigen. Dann steht es bei dir, ohne Weiteres heimzukehren. Aber reisen mußt du; denn du fühlst wohl, daß es nicht schicklich und meiner würdig wäre, in der Schuld des Königs jener Insel zu bleiben." Da ich sah, daß der Chalyf so auf seinem Willen bestand, so erklärte ich mich bereit, ihm zu gehorchen. Er freute sich sehr darüber, und ließ mir tausend Zechinen zur Bestreitung der Reisekosten geben.

Ich war in wenigen Tagen zur Abreise bereit, und sobald mir die Geschenke des Chalyfen, nebst einem von seiner Hand geschriebenen Briefe übergeben worden waren, reiste ich ab, und nahm den Weg nach Balsora, wo ich mich einschiffte. Meine Fahrt war sehr glücklich, und ich langte in Serendyb an. Ich theilte dort meinen Auftrag den höheren Staatsbeamten mit, und bat sie, mir ein baldiges Gehör zu verschaffen. Sie thaten es; man führte mich mit Ehrenbezeigungen in den Palast, und ich begrüßte den König, indem ich mich, dem Gebrauche gemäß, vor ihm niederwarf.

Dieser Fürst erkannte mich sogleich, und bezeigte mir eine ganz besondere Freude, mich wiederzusehen. „Seid willkommen, Sindbad," sagte er zu mir. „Ich kann euch zuschwören, daß ich seit eurer Abreise sehr oft an euch gedacht habe. Ich segne diesen Tag, an dem wir uns nochmals sehen." Ich dankte ihm für seine große Güte, überreichte ihm den Brief und das Geschenk des Chalyfen, und er nahm beides mit Zeichen großer Zufriedenheit in Empfang.

Der Chalyf schickte ihm ein vollständiges, auf tausend Zechinen geschätztes Bett von Goldstoff, funfzig Kleider von sehr reichem Zeuge, hundert andere von der feinsten Leinwand aus Kahiro, Alexandria, Suez und Kasa [16]), ein anderes karmosinrothes Bett, und noch ein drittes von anderer Art; ein mehr weites als tiefes Gefäß von Achat, einen Finger dick und mit einer, einen halben Fuß weiten Oeffnung, dessen Grund in erhabner Arbeit einen knieenden, Pfeil und Bogen in der Hand haltenden Mann darstellte, im Begriff auf einen Löwen zu schießen; und endlich eine große Tafel, die, der Sage nach, vom großen Salomo herstammen sollte. Der Brief des Chalyfen war in folgenden Ausdrücken abgefaßt:

GRUSS IM NAMEN DES UNUMSCHRÄNKTEN FÜHRERS AUF DEM RECHTEN WEGE, DEM MÄCHTIGEN UND GLÜCKLICHEN SULTAN VON SEITEN DES ABDALLAH HARUN ARRESCHYD, DEN GOTT NACH SEINEN VORFAHREN GLÜCKLICHEN ANDENKENS AUF DEN EHRENPLATZ GESTELLT HAT.

„Wir haben Euren Brief mit Freuden empfangen „und schicken Euch diesen, aus der Rathsversammlung un„serer Pforte, dem Garten höherer Geister hervorgegan„genen. Wir verhoffen, daß, wenn Ihr die Augen dar-

„auf werft, Ihr unsere gute Willensmeinung genehm hal„ten werdet. Lebt wohl!"

Der König von Serendyb freute sich sehr, daß der Chalyf die ihm bewiesene Freundschaft erwiederte. Einige Zeit nach dem mir gegönnten Gehör bat ich um noch eins, um mich beurlauben zu können. Ich erhielt es endlich, und der König machte mir, indem er mich entließ, ein sehr bedeutendes Geschenk. Ich schiffte mich sogleich wieder ein, mit dem Vorsatze, nach Bagdad zurückzukehren; aber ich war nicht so glücklich, so wie ich hoffte, dorthin zu gelangen, und Gott verhängte es anders.

Drei oder vier Tage nach unserer Abfahrt wurden wir von Seeräubern angefallen, die um so weniger Mühe hatten, sich unseres Schiffes zu bemächtigen, da wir uns keineswegs im Vertheidigungszustande befanden. Einige von der Mannschaft wollten Widerstand leisten; aber es kostete ihnen das Leben; was mich und alle die übrigen betraf, die wir die Klugheit hatten, uns den Seeräubern nicht zu widersetzen, so wurden wir zu Sklaven gemacht.

Drei und neunzigste Nacht.

„Nachdem die Seeräuber uns geplündert und uns schlechte Kleider statt der unsrigen gegeben hatten, brachten sie uns nach einer großen, sehr fernen Insel, woselbst sie uns verkauften.

Ich fiel in die Hände eines reichen Kaufmanns, der mich, gleich nachdem er mich gekauft hatte, in seine Wohnung führte, in welcher er mir gut zu essen und einen Sklavenanzug gab. Einige Tage nachher, da er sich noch nicht recht erkundigt hatte, wer ich wäre, fragte er mich, ob ich kein Handwerk verstände. Ich antwortete ihm, ohne mich näher zu erkennen zu geben, daß ich meinem Gewerbe nach kein Handwerker, sondern ein Kaufmann wäre, und daß die Seeräuber, von welchen ich an ihn verkauft

worden, mir alles genommen hätten. „Aber," sagte er zu mir, „verstehst du dich nicht darauf, mit dem Bogen zu schießen?" Ich erwiederte ihm, daß dies eine meiner Jugendübungen gewesen wäre, und daß ich es seitdem nicht vergessen hätte. Hierauf gab er mir einen Bogen und Pfeile, und nachdem er mich hinter sich auf einen Elephanten hatte steigen lassen, ritten wir in einen sehr großen, einige Meilen von der Stadt entfernten Wald. Wir ritten tief in denselben hinein, und als er es für angemessen hielt, anzuhalten, befahl er mir, abzusteigen. Hierauf zeigte er mir einen großen Baum. „Steig auf diesen Baum," sagte er zu mir, „und schieß auf die vorüberziehenden Elephanten, deren es eine erstaunliche Menge in diesem Walde gibt. Sobald einer fällt, so benachrichtige mich davon." Als er mir dies gesagt hatte, ließ er mir Lebensmittel zurück, nahm seinen Weg nach der Stadt, und ich blieb die ganze Nacht hindurch auf dem Baum und auf der Lauer.

Während dieser Zeit bemerkte ich keinen Elephanten; sobald aber die Sonne aufgegangen war, sah ich eine ganze Heerde kommen. Ich schoß mehre Pfeile auf sie ab, und endlich fiel einer zur Erde. Die andern entfernten sich sogleich, und ließen mir die Freiheit, zu meinem Herrn zu gehen, um ihn von meiner Jagd zu benachrichtigen. Zum Lohne für diese Nachricht bewirthete er mich mit einem guten Mahle, lobte meine Geschicklichkeit und liebkoste mich sehr. Hierauf gingen wir zusammen in den Wald, woselbst wir eine Grube machten, in welche wir den von mir getödteten Elephanten begruben. Mein Herr nahm sich vor, wiederzukommen, wenn das Thier in Fäulniß übergegangen sein würde, und die Zähne aus der Erde zu nehmen, um sie zu verhandeln.

Ich setzte diese Jagd zwei Monate hindurch fort, und es verging kein Tag, an welchem ich nicht einen Elephanten tödtete. Ich lauerte nicht immer auf demselben Baume, sondern setzte mich bald auf den einen, bald auf

den andern. Eines Morgens, als ich die Ankunft der Elephanten erwartete, war ich nicht wenig erstaunt, daß sie, statt wie gewöhnlich bei mir vorbei durch den Wald zu ziehen, anhielten und mit schrecklichem Geschrei und in so großer Zahl, daß die Erde von ihnen ganz bedeckt war und erzitterte, auf mich loskamen. Sie nahten sich dem Baume, welchen ich bestiegen hatte, und umringten ihn alle mit ausgestrecktem Rüssel und auf mich gerichteten Augen. Bei diesem erstaunlichen Schauspiele blieb ich unbeweglich und wurde von einem so tödtlichen Schrecken befallen, daß mir Bogen und Pfeile aus den Händen fielen.

Meine Befürchtungen waren nur allzu gegründet. Nachdem die Elephanten mich eine Zeit lang aufmerksam betrachtet hatten, umfaßte einer der größten den untern Theil des Baumes mit seinem Rüssel, und zwar so kräftig, daß er ihn entwurzelte und niederwarf. Ich fiel mit dem Baume, aber das Thier faßte mich mit seinem Rüssel und hob mich auf seinen Rücken, auf welchem ich mich mit dem umgehängten Köcher mehr todt als lebendig niedersetzte. Hierauf trug er mich an der Spitze aller anderen, ihm zuhauf folgenden, an einen Ort, den er, nachdem er mich auf die Erde gesetzt hatte, nebst allen mitgekommenen verließ. Stellt euch, wenn's möglich ist, meinen Zustand vor; ich glaubte zu schlafen, nicht zu wachen. Endlich, nachdem ich einige Zeit auf der Erde gelegen hatte und nun keinen Elephanten mehr sah, stand ich auf und bemerkte, daß ich mich auf einem ziemlich langen und breiten Hügel befand, der ganz mit Elephantenknochen und Elephantenzähnen bedeckt war. Ich gestehe euch, daß mich dieser Anblick zu einer Menge von Betrachtungen veranlaßte. Ich bewunderte den Instinkt dieser Thiere. Ich zweifelte nicht, daß dies ihre Begräbnißstätte wäre, und daß sie mich nur dorthin gebracht hätten, um sie mir zu zeigen, damit ich aufhören möchte, sie zu verfolgen, was doch nur ihrer Zähne wegen ge-

schähe. Ich verweilte nicht auf dem Hügel, sondern wendete meine Schritte zur Stadt, und nachdem ich einen Tag und eine Nacht hindurch gegangen war, langte ich bei meinem Herrn an. Da ich keinen Elephanten auf meinem Wege begegnete, so folgerte ich daraus, daß sie sich tiefer in den Wald hinein entfernt hätten, um mir den Weg zum Hügel frei zu lassen.

Sobald mein Herr mich erblickte, rief er mir entgegen: „Ach armer Sindbad, ich war sehr bekümmert zu wissen, was aus dir geworden wäre. Ich bin im Walde gewesen, habe einen frisch entwurzelten Baum, und Bogen und Pfeile auf der Erde gefunden, und nachdem ich dich vergebens aufgesucht hatte, verzweifelte ich, dich wieder zu finden. Erzähle mir, ich bitte dich, was dir begegnet ist und durch welchen Glücksfall du noch am Leben bist." Ich befriedigte seine Neubegier. Am folgenden Tage gingen wir alle beide nach dem Hügel, und er überzeugte sich nun mit großer Freude von der Wahrheit dessen, was ich ihm gesagt hatte. Wir beladeten den Elephanten, auf dem wir gekommen waren, mit so vielen Zähnen, als er nur zu tragen vermochte, und als wir heimgekehrt waren, sagte mein Herr zu mir: „Mein Bruder, — denn ich will dich nach der Freude, welche du mir durch eine Entdeckung gemacht hast, die mich bereichern wird, nicht mehr Sklave nennen, — Gott überhäufe dich mit allen Arten von Glück und Gütern! Ich erkläre dir vor ihm, daß ich dir die Freiheit gebe. Ich hatte dir verheimlicht, was du nun erfahren sollst, daß nämlich die Elephanten in unserem Walde jedes Jahr eine große Menge von uns nach Elfenbein ausgesandter Sklaven tödten. Was wir ihnen auch für Rathschläge geben mögen, sie verlieren früher oder später ihr Leben durch die List dieser Thiere. Gott hat dich vor ihrer Wuth gerettet und dir allein diese Gnade widerfahren lassen. Es ist dies ein Beweis, daß er dich beschützt, und daß er deiner noch auf Erden bedarf, um hienieden Gutes zu thun. Du ver-

schaffst mir einen unglaublichen Vortheil; wir haben bis jetzt auf keine andere Weise Elfenbein erhalten können, als wenn wir das Leben unserer Sklaven aussetzten, und nun wird durch dich unsere ganze Stadt bereichert. Glaube nicht, daß ich dich durch die dir ertheilte Freiheit hinlänglich belohnt zu haben vermeine; ich werde diesem Geschenke noch andere bedeutende Gaben hinzufügen. Ich könnte die ganze Stadt dahin bringen, dein Glück zu machen; aber das ist ein Ruhm, den ich mir allein vorbehalte."

Ich erwiederte ihm auf diese freundlichen Worte: „Herr, Gott erhalte euch! Die Freiheit, die ihr mir wiedergeschenkt habt, reicht hin, um euch quitt gegen mich zu machen, und ich verlange keine andere Belohnung für den Dienst, den ich so glücklich war, euch und eurer Stadt zu leisten, als die Erlaubniß, in mein Vaterland zurückzukehren." „Nun wohl," sagte er, „der Mussón [17]) wird uns bald Schiffe zuführen, welche Elfenbein laden; ich werde dich dann mitsenden und dir Mittel verschaffen, heimzureisen." Ich dankte ihm aufs Neue für die mir so eben ertheilte Freiheit und seine guten Gesinnungen gegen mich. Ich blieb bei ihm, den Mussón erwartend, und während dieser Zeit machten wir so viele Reisen nach dem Hügel, daß wir seine Vorrathshäuser mit Elfenbein anfüllten. Alle andere damit handelnden Kaufleute der Stadt thaten dasselbe; denn die Sache blieb ihnen nicht lange verborgen.

Vier und neunzigste Nacht.

„Die Schiffe langten endlich an, und nachdem mein Herr selbst dasjenige ausgewählt hatte, auf welchem ich heimkehren sollte, so belud er es mit Elfenbein, zur Hälfte für meine Rechnung. Auch vergaß er nicht, mich mit dem nöthigen Mundvorrathe zu versorgen, und nöthigte

mich überdem, Geschenke von großem Werth und merkwürdige Landesprodukte mitzunehmen. Nachdem ich ihm für alle mir erwiesene Wohlthaten bestmöglichst gedankt hatte, schiffte ich mich ein; wir gingen unter Segel, und da das Abenteuer, welches mir die Freiheit verschafft hatte, ein sehr seltsames war, so blieb mein Geist immer davon erfüllt.

Wir landeten auf einigen Inseln, um Erfrischungen einzunehmen. Da unser Schiff aus einem Hafen des Indischen Festlandes gekommen war, so stiegen wir auch daselbst ans Land, und um die Gefahren einer Seereise nach Balsora zu vermeiden, ließ ich das mir gehörige Elfenbein ausladen, entschlossen, meine Reise zu Lande fortzusetzen. Ich löste aus meinem Elfenbein eine beträchtliche Summe Geldes, kaufte viele seltene Sachen, um damit Geschenke zu machen, und als mein Gepäck zur Abreise bereit war, gesellte ich mich zu einer Karavane von Kaufleuten. Ich blieb einige Zeit unterweges und hatte viel zu leiden; aber ich litt mit Geduld, weil ich die Betrachtung anstellte, daß ich weder Stürme noch Seeräuber, noch Schlangen, noch alle andere erlittenen Gefahren zu befürchten hätte.

Endlich endeten alle diese Beschwerlichkeiten; denn ich kam glücklich in Bagdad an. Ich machte alsbald dem Chalyfen meine Aufwartung und stattete ihm von meiner Gesandtschaft Bericht ab. Dieser Fürst sagte mir, daß ihn zwar die lange Dauer meiner Reise beunruhigt hätte, daß ihm dabei aber doch immer die Hoffnung geblieben wäre, Gott würde mich nicht verlassen. Als ich nun das Abenteuer mit den Elephanten erzählt hatte, war er höchlich erstaunt, und würde demselben keinen Glauben beigemessen haben, wenn ihm meine Wahrheitsliebe nicht bekannt gewesen wäre. Er fand diese Geschichte und die andern, die ich ihm erzählte, so merkwürdig, daß er einem seiner Schreiber den Auftrag gab, sie mit goldenen

Buchstaben niederzuschreiben, um in seinem Schatz aufbewahrt zu werden. Ich begab mich, sehr zufrieden mit der Ehre, die er mir erwiesen, und mit den Geschenken, die er mir gemacht hatte, nach Hause, und lebte von nun an nur für meine Familie, meine Verwandten und meine Freunde."

So endete Sindbad die Erzählung seiner siebenten und letzten Reise, und fügte, indem er sich an Hindbad wandte, hinzu: „Nun, mein Freund, hast du jemals von irgend einem Sterblichen gehört, der so viel gelitten hätte, oder so bedrängenden Gefahren ausgesetzt gewesen wäre, als ich? Ist es nicht recht und billig, daß ich, nach so vielen Mühseligkeiten, ein angenehmes und ruhiges Leben genieße?" Als er diese Worte gesprochen hatte, näherte sich ihm Hindbad und sagte, indem er ihm die Hand küßte, zu ihm: „Es ist wahr, Herr, daß ihr schreckliche Gefahren überstanden habt und daß meine Beschwerden den eurigen nicht zu vergleichen sind. Wenn sie mich betrüben, so lange ich sie erleide, so tröste ich mich darüber durch den kleinen Vortheil, den ich daraus ziehe. Ihr verdient nicht nur ein ruhiges Leben, ihr seid auch der Güter werth, die ihr besitzt, weil ihr einen so guten und großmüthigen Gebrauch davon macht. Möchtet ihr bis zu eurer Todesstunde in Freuden leben!"

Sindbad ließ ihm wieder hundert Zechinen geben, nahm ihn in die Zahl seiner Freunde auf, sagte ihm, er sollte sein Gewerbe als Lastträger aufgeben und ferner zu ihm zum Essen kommen, und er würde Grund haben, sich sein ganzes Leben hindurch Sindbads des Seefahrers, zu erinnern."

Da Scheherasade sah, daß es noch nicht Tag war, so fuhr sie fort zu erzählen, und begann eine andere Geschichte.

Die drei Aepfel.

Herr, ich habe schon die Ehre gehabt, Euer Majestät von einem nächtlichen Ausgange des Chalyfen Harun Arreschyd aus seinem Palaste zu unterhalten, ich muß noch einen andern erzählen.

Eines Tages befahl dieser Fürst dem Groß-Wesyr Giafar, sich in der folgenden Nacht im Palast einzufinden. „Wesyr," sagte er zu ihm, „ich will einen Gang durch die Stadt machen, um zu erfahren, was man spricht, und besonders, ob man mit meinen richterlichen Beamten zufrieden ist. Gibt es deren, über welche man sich mit Recht beklagt, so wollen wir sie absetzen und andern, die ihre Pflicht besser erfüllen, ihre Stellen geben. Lobt man im Gegentheil welche, so werden wir auf diese alle Rücksichten nehmen, die sie verdienen." Als nun der Groß-Wesyr sich zur bestimmten Stunde im Palast eingefunden hatte, verkleideten sich der Chalyf, er und Mesrur, das Oberhaupt der Verschnittenen, um nicht erkannt zu sein, und gingen alle drei zusammen aus.

Sie gingen über mehrere Plätze und Märkte, und als sie in eine kleine Gasse kamen, sahen sie beim Mondschein einen Mann von hohem Wuchs und mit einem weißen Barte, der Netze auf seinem Kopfe trug Er hatte einen aus Palmblättern verfertigten Korb zum Zusammenlegen am Arm und einen Stock in der Hand. „Dieser Greis," sagte der Chalyf, „scheint nicht reich zu sein; wir wollen ihn anreden und über den Zustand seines Vermögens befragen." — „Guter Freund," sagte der Chalyf, „wer bist du?" — „Herr," antwortete ihm der Greis, „ich bin ein Fischer, aber der ärmste und elendeste meines Gewerbes. Ich bin schon am Mittage fischen gegangen, habe aber von dieser Zeit an bis jetzt, auch nicht

den kleinsten Fisch gefangen. Dabei habe ich nun eine Frau und kleine Kinder und nichts, um sie zu ernähren."

Der Chalyf sagte, von Mitleid gerührt, zu dem Fischer: „Würdest du den Muth haben, auf der Stelle umzukehren und deine Netze nur noch ein einziges Mal auszuwerfen? Wir wollen dir für das, was du fängst, hundert Zechinen geben." Der Fischer, der bei diesem Vorschlage die ganze Beschwerde des Tages vergaß, nahm den Chalyfen beim Wort, und ging mit ihm, Giafar und Mesrur an den Tiger zurück, indem er zu sich selbst sagte: „Diese Herren scheinen zu rechtlich und zu vernünftig, um mich nicht für meine Mühe zu belohnen; und wenn sie mir auch nur den hundertsten Theil von dem Versprochenen geben, so wird das für mich schon viel sein."

Sie kamen an das Ufer des Tigers, der Fischer warf seine Netze aus, und als er sie heraufzog, fand sich darin ein sehr schwerer, verschlossener Kasten. Mesrur lud den Kasten auf seinen Rücken, auf Befehl seines Herrn, der, begierig zu wissen, was darin wäre, schnell in den Palast zurückkehrte. Als der Kasten dort geöffnet wurde, fand sich darin ein großer Korb von Palmen, zum Zusammenlegen, dessen Oeffnung mit einem Faden rother Wolle zugenäht war. Um die Ungeduld des Chalyfen zu befriedigen, gab man sich nicht die Mühe, ihn ordentlich aufzutrennen, man schnitt eilig den Faden mit einem Messer entzwei, und zog aus dem Korbe ein mit Stricken zugebundenes und in einen schlechten Teppich gehülltes Pack. Als man das Pack öffnete, sah man mit Schrecken den Leichnam einer jungen Frau, weißer als Schnee, und in Stücke zerschnitten ...

Fünf und neunzigste Nacht.

Herr, Euer Majestät kann sich denken, wie groß das Erstaunen des Chalyfen über diesen gräßlichen Anblick war.

Aber er ging aus dem Erstaunen in einem Augenblicke in Zorn über, und indem er auf den Wesyr einen furchtbaren Blick warf, sagte er zu ihm: „Unglücklicher, auf solche Weise wachst du also über die Handlungen meiner Völker? Man begeht ungestraft unter deiner Verwaltung Meuchelmorde in meiner Hauptstadt und wirft meine Unterthanen in den Tiger, damit sie am Tage des Gerichts um Rache gegen mich schreien! Wenn du die Ermordung dieser Frau nicht schnell durch den Tod ihres Mörders rächst, so schwöre ich bei dem heiligen Namen Gottes, daß ich dich und vierzig deiner Verwandten hängen lasse!" — „Beherrscher der Gläubigen," erwiederte ihm der Groß-Wesyr, „ich bitte Euer Majestät, mir Zeit zu gönnen, um Untersuchungen anzustellen." „Ich gebe dir dazu nur drei Tage," — versetzte der Chalyf, — „Sieh nun zu!"

Der Wesyr Giafar ging in einer großen Verwirrung von Gefühlen nach Hause. „Ach," — sagte er, — „wie werde ich in einer so großen und volkreichen Stadt als Bagdad einen Mörder ausfindig machen können, der dieses Verbrechen gewiß ohne Zeugen begangen, und diese Stadt vielleicht schon verlassen hat? Ein andrer als ich würde irgend einen Elenden aus einem Gefängnisse nehmen und ihn zur Befriedigung des Chalyfen hinrichten; aber ich will mein Gewissen nicht mit einer solchen Unthat belasten und lieber sterben, als um solchen Preis mich retten."

Er befahl den ihm untergebenen polizeilichen und richterlichen Beamten, dem Verbrecher sorgfältig nachzuspüren. Sie setzten sich selbst und ihre Leute in Bewegung, da sie nicht weniger als der Wesyr von dieser Angelegenheit betroffen waren. Aber wie sehr sie sich auch bemühten, alle ihre Bemühungen waren unnütz, sie konnten den Urheber des Meuchelmordes nicht ausfindig machen, und der Wesyr sah wohl ein, daß es ohne eine besondere Hulfe des Himmels um sein Leben geschehen wäre.

In der That kam am dritten Tage ein Gerichtsdiener zu diesem unglücklichen Staatsbeamten und forderte ihn auf, ihm zu folgen. Der Wesyr gehorchte, und als der Chalyf ihn gefragt hatte, wer der Mörder wäre, antwortete er ihm mit thränenden Augen. „Ich habe niemand gefunden, der mir auch nur die geringste Nachricht davon hätte geben können.“ Der Chalyf machte ihm zorn- und wuth-erfüllte Vorwürfe, und befahl, ihn und vierzig Barmekiden [18]) an der Pforte des Palastes aufzuhängen.

Während man sich mit Aufrichtung der Galgen beschäftigte und die vierzig Barmekiden aus ihren Häusern holte, rief ein öffentlicher Ausrufer auf Befehl des Chalyfen in allen Vierteln der Stadt Folgendes aus:

„Wer die Genugthuung haben will, den Wesyr Giafar und vierzig Barmekiden, seine Verwandten, aufhängen zu sehen, der komme auf den Platz vor dem Palast.“

Als Alles in Bereitschaft war, brachten die Blutrichter und eine große Anzahl von Gerichtsdienern den Groß-Wesyr nebst den vierzig Barmekiden herbei, stellten jeden von ihnen an den Fuß des für ihn gebauten Galgens und legten ihm den Strick um den Hals, an welchem er in die Höhe gezogen werden sollte. Das Volk, mit welchem der ganze Platz angefüllt war, konnte dieses traurige Schauspiel nicht ohne Schmerz und Thränen sehen, denn der Groß-Wesyr Giafar und die Barmekiden waren wegen ihrer Rechtschaffenheit, ihrer Freigebigkeit und ihrer Uneigennützigkeit nicht nur in Bagdad, sondern im ganzen Reiche des Chalyfen geliebt und geehrt.

Nichts hinderte die Ausführung des unwiderruflichen Befehls dieses zu strengen Prinzen, und man war nahe daran, den rechtschaffensten Leuten der Stadt das Leben zu nehmen, als ein junger, sehr wohlgebildeter und wohlgekleideter Mann sich durch die Menge bis zum Groß-Wesyr drängte, ihm die Hand küßte und zu ihm sagte „Erhabener Wesyr, Oberhaupt der Emire dieses Hauses

Zuflucht der Armen, ihr seid des Verbrechens nicht schuldig, wegen dessen ihr euch hier befindet. Entfernt ihr euch, und laßt mich für den Tod der in den Tiger geworfenen Frau büßen. Ich bin ihr Mörder, und verdiene, deshalb bestraft zu werden."

Obgleich diese Rede dem Wesyr viel Freude machte, so hatte er doch Mitleid mit dem jungen Manne, dessen Gesichtsbildung gar nichts Unheimliches, sondern im Gegentheil etwas Einnehmendes hatte, und er wollte ihm eben antworten, als ein großer Mann, von schon weit vorgerücktem Alter, der sich auch durch das Gedränge einen Weg gebahnt hatte, vor den Wesyr trat und zu ihm sagte: „Herr, glaubt nichts von dem, was der junge Mann euch sagt; niemand als ich hat die im Kasten gefundene junge Frau umgebracht; mich allein muß die Bestrafung treffen. Ich beschwöre euch im Namen Gottes, nicht den Unschuldigen statt des Schuldigen zu bestrafen." — „Herr," erwiederte der junge Mann, sich zum Wesyr wendend, „ich beschwöre euch, daß ich es bin, der diese schlechte Handlung begangen hat, und daß niemand auf der Welt mitschuldig ist. „Mein Sohn," unterbrach ihn der Greis, „die Verzweiflung hat dich hieher geführt, und du willst deinem Geschicke zuvorkommen; was mich betrifft, ich bin schon lange auf der Welt und reif, sie zu verlassen. Laß mich also mein Leben für das deinige opfern. Herr," fügte er hinzu, indem er sich an den Groß-Wesyr wandte, „ich wiederhole es euch, ich bin der Mörder; laßt mich hinrichten; zögert nicht."

Der Streit des Greises und des jungen Mannes veranlaßte den Wesyr, sie beide, mit gern ertheilter Erlaubniß des Beamten, welcher beauftragt war, bei der Hinrichtung zu befehligen, vor den Chalyfen zu führen. Er küßte die Erde siebenmal, und sprach: „Beherrscher der Gläubigen, ich bringe vor Euer Majestät diesen Greis und diesen jungen Mann, die sich beide, jeder allein, als Mörder der Frau anklagen." Der Chalyf fragte nun die

sich Anklagenden, wer von ihnen beiden die Frau so grausam zerstückt und in den Tiger geworfen hätte. Der junge Mann versicherte, daß er es gewesen sei; da aber der Greis das Gegentheil behauptete, sagte der Chalyf zum Groß-Wesyr: „Geh, laß sie alle beide hängen.“ „Aber, Herr,“ sagte der Wesyr, „nur Einer ist der Verbrecher. es wäre eine Ungerechtigkeit, den andern hinrichten zu lassen.“

Diesen Worten entgegnete der junge Mann: „Ich schwöre bei dem großen Gott, der die Himmel zu ihrer Höhe erhoben hat, ich habe die Frau vor vier Tagen getödtet, gevierttheilt und in den Tiger geworfen. Wenn das, was ich sage, nicht wahrhaft ist, so will ich am Tage des Gerichts keinen Theil mit andern haben; ich also bin der, welcher bestraft werden muß.“ Der Chalyf war von diesem Schwur überrascht, und glaubte ihm um so eher, da der Greis nichts darauf erwiederte. Deshalb sagte er, indem er sich zu dem jungen Manne wandte: „Unglücklicher, warum hast du ein so abscheuliches Verbrechen begangen, und aus welchem Grunde kömmst du, um dich selbst zum Tode darzubieten?“ „Beherrscher der Gläubigen,“ antwortete er, „wenn man alles das aufzeichnete, was sich zwischen mir und dieser Frau zugetragen hat, so gäbe das eine Geschichte, die den Menschen sehr nützlich sein könnte.“ — „Erzähle sie uns,“ versetzte der Chalyf, „ich befehle es.“ Der junge Mann gehorchte und fing seine Erzählung folgendermaßen an:

Sechs und neunzigste Nacht.

Geschichte
der zerstückten Frau und des jungen Mannes, ihres Gatten.

„Beherrscher der Gläubigen, ihr sollt wissen, daß die zerstückte Frau meine Frau und eine Tochter meines Oheims von väterlicher Seite, hier dieses Greises, war. Als ich sie heirathete, war sie erst zwölf Jahre alt, und es sind seit dieser Zeit elf Jahre verflossen. Ich habe von ihr drei lebende Knaben, und ich muß ihr die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie mir nie das geringste Mißvergnügen verursacht hat. Sie war verständig, wohlgesittet, und richtete ihre ganze Aufmerksamkeit darauf, mir zu gefallen. Ich meinerseits liebte sie innigst, und kam allen ihren Wünschen zuvor, statt mich ihnen zu widersetzen.

Vor ungefähr zwei Monaten ward sie krank. Ich trug alle mögliche Sorge für sie und sparte nichts, um ihre schnelle Genesung zu bewerkstelligen. Nach Verlauf eines Monats fing sie an, sich besser zu befinden und wollte ins Bad gehen. Ehe sie die Wohnung verließ, sagte sie zu mir: „Mein Vetter (denn so nannte sie mich vertraulich), ich habe ein großes Gelüst auf Aepfel, und du würdest mir einen großen Gefallen thun, wenn du mir welche verschafftest; seit langer Zeit quält mich dieses Gelüst, und es hat sich, — ich gestehe dir's, — so vermehrt, daß ich fürchte, es begegnet mir irgend ein Unfall, wenn es nicht bald befriedigt wird." „Sehr gern," erwiederte ich ihr, „ich will mein Möglichstes thun, um dich zu befriedigen."

Ich ging sogleich auf alle Märkte und zu allen Buden, um Aepfel zu holen, konnte aber keine finden, obgleich ich für das Stück eine Zechine bot. Ich kam wieder nach Hause, sehr ärgerlich über meine vergebliche Mühe. Als nun meine Frau aus dem Bade zurückgekommen war und keine Aepfel sah, fühlte sie darüber einen Verdruß, der sie die Nacht nicht schlafen ließ. Ich stand am frühen Morgen auf und ging in alle Gärten, aber mit so wenigem Erfolge, als am vorhergegangenen Tage. Ich traf bloß einen alten Gärtner, der mir sagte, was für Mühe ich mir auch geben möchte, ich würde doch nirgends, als im Garten Euer Majestät zu Balsora, Aepfel finden."

Da ich meine Frau leidenschaftlich liebte und mir nicht den Vorwurf zuziehen wollte, irgend etwas zu ihrer Befriedigung verabsäumt zu haben, so zog ich ein Reisekleid an und reiste, nachdem ich sie von meinem Vorhaben unterrichtet hatte, nach Balsora. Ich eilte so sehr, daß ich nach Verlauf von vierzehn Tagen wieder heimgekehrt war. Ich brachte drei Aepfel mit, wovon mir das Stück eine Zechine gekostet hatte. Es waren im ganzen Garten nicht mehre zu finden, und der Gärtner hatte sie mir nicht wohlfeiler geben wollen. Bei meiner Ankunft überreichte ich sie meiner Frau; aber es fand sich, daß ihr das Gelüst vergangen war. Sie begnügte sich also damit, sie in Empfang zu nehmen und an ihre Seite zu legen. Doch war sie fortwährend krank, und ich wußte nicht, durch welches Mittel ich ihr Uebel heilen sollte.

Als ich einige Tage nach meiner Heimkehr, an dem öffentlichen Orte, wo man alle Arten von feinen Stoffen verkauft, in meinem Laden saß, kam ein großer schwarzer Sklave mit sehr widerwärtigem Gesicht, und hielt einen Apfel in der Hand, den ich sogleich für einen der aus Balsora mitgebrachten erkannte. Auch konnte ich nicht daran zweifeln, da ich wußte, daß es in Bagdad und allen umliegenden Gärten keinen gab. Ich rief den Skla-

ven: „Guter Sklave," sagte ich zu ihm, „woher hast du diesen Apfel?" „Er ist," antwortete er mir lächelnd, „ein Geschenk, welches mir meine Liebste gemacht hat. Ich bin heute bei ihr gewesen und habe sie unpäßlich gefunden. Es lagen drei Aepfel neben ihr, und als ich sie fragte, woher sie sie hätte, antwortete sie mir, daß die gute Seele, ihr Mann, ausdrücklich eine Reise von vierzehn Tagen gemacht, um sie ihr zu verschaffen, und daß er sie ihr mitgebracht hätte. Wir haben zusammen einen Imbiß zu uns genommen, und als ich fortging, nahm ich mir diesen Apfel hier mit."

Diese Worte brachten mich außer mir. Ich stand auf, schloß den Laden, eilte nach Hause und in das Zimmer meiner Frau. Ich sah sogleich nach den Aepfeln, und da ich nur zwei erblickte, fragte ich nach dem dritten. Als hierauf meine Frau den Kopf auf die Seite wendete, wo die Aepfel lagen und deren nur zwei sah, so antwortete sie mir kalt: „Mein Vetter, ich weiß nicht, wo er hingekommen ist." Nach dieser Antwort stand ich nicht an, zu glauben, der Sklave habe mir die Wahrheit gesagt. Zu gleicher Zeit überließ ich mich einer eifersüchtigen Wuth, zog einen Dolch, den ich in meinem Gürtel trug, und stieß ihn in die Brust dieser Unglücklichen. Hierauf schnitt ich ihr den Kopf ab, vertheilte ihren Rumpf, machte daraus einen Pack, den ich in einen Korb zum Zusammenlegen steckte, und nachdem ich die Oeffnung des Korbes mit einem Faden rother Wolle zugenäht hatte, verschloß ich ihn in eine Kiste, die ich, sobald es dunkel war, auf meine Schultern lud und in den Tiger warf.

Meine beiden kleinsten Kinder hatten sich schon niedergelegt und schliefen, und das dritte war außer dem Hause; ich fand es bei meiner Rückkehr an der Thüre sitzend und heiße Thränen weinend. Ich fragte es, warum es weinte. „Mein Vater," sagte es zu mir, „ich habe heute Morgen meiner Mutter, — ohne daß sie etwas davon gesehen hat, — einen von den drei Aepfeln

genommen, die du ihr mitgebracht hast. Ich habe ihn lange behalten, aber als ich vorhin mit meinen kleinen Brüdern auf der Straße spielte, hat mir ihn ein vorübergehender großer Sklave aus der Hand gerissen. Ich bin ihm nachgelaufen, um den Apfel wieder zu fordern; aber obgleich ich ihm sagte, daß er meiner kranken Mutter gehörte und daß ihr eine Reise von vierzehn Tagen gemacht hättet, um ihn zu holen, ist doch Alles unnütz gewesen. Er hat mir ihn nicht wiedergeben wollen, und da ich ihm schreiend nachgelaufen bin, hat er sich umgedreht, hat mich geschlagen und ist nachher aus Leibeskräften durch mehrere abgelegene Straßen gelaufen, so daß ich ihn aus dem Gesichte verloren habe. Seit dieser Zeit bin ich außerhalb der Stadt spazieren gegangen, um eure Rückkehr abzuwarten, und ich wartete euer, mein Vater, um euch zu bitten, daß ihr meiner Mutter nichts sagen möchtet, damit sie das nicht kränker mache." Indem er diese Worte endigte, verdoppelten sich seine Thränen.

Die Rede meines Sohnes versetzte mich in eine unbegreifliche Betrübniß. Nun erkannte ich die ungeheure Größe meines Verbrechens, und ich bereute es, aber zu spät, den Lügen des elenden Sklaven Glauben beigemessen zu haben, der aus dem von meinem Sohne Gehörten sich die traurige Fabel zusammengesetzt hatte, die ich für Wahrheit hielt. Mein Oheim, der hier gegenwärtig ist, kam, um seine Tochter zu sehen; aber statt sie lebend zu finden, erfuhr er von mir, daß sie nicht mehr wäre; denn ich verschwieg ihm nichts, und ohne darauf zu harren, daß er mich verdammte, erklärte ich mich selber für den größten Verbrecher. Deßungeachtet verband er, statt mich mit Vorwürfen zu überhäufen, seine Thränen mit den meinigen, und wir beweinten drei Tage lang unaufhörlich, er den Verlust einer Tochter, die er immer zärtlich geliebt hatte, und ich den einer Frau, die mir immer theuer gewesen war, und deren ich mich auf eine so grausame Art beraubt hatte, weil ich gar zu leicht den Wor-

ten eines lügnerischen Sklaven traute. Dies ist, Beherrscher der Gläubigen, das aufrichtige Geständniß, welches Euer Majestät von mir verlangt hat. Ihr wißt nun alle Umstände meines Verbrechens, und ich bitte Euch demüthigst, dessen Bestrafung zu befehlen. So streng sie auch sein mag, ich werde nicht darüber murren, sondern sie zu leicht finden."

Sieben und neunzigste Nacht.

Der Chalyf war über das, was der junge Mann ihm erzählte, sehr verwundert. Aber dieser billige Fürst, da er fand, daß jener mehr zu beklagen als verbrecherisch wäre, so nahm er Antheil an ihm. „Die Handlung dieses jungen Mannes," sagte er, „ist verzeihlich vor Gott, und bei den Menschen zu entschuldigen. Der abscheuliche Sklave ist die einzige Ursache dieser Mordthat, und ihn allein muß man bestrafen. Ich gebe dir deshalb," fuhr er fort, indem er sich an den Groß-Wesyr wandte, „drei Tage, um ihn ausfindig zu machen. Schaffst du ihn in dieser Zeit nicht zur Stelle, so laß ich dich statt seiner hinrichten."

Der unglückliche Giafar, der sich schon außer Gefahr geglaubt hatte, wurde von diesem neuen Befehle des Chalyfen ganz niedergedrückt; da er aber diesem Fürsten, dessen Laune er kannte, nichts zu erwiedern wagte, so entfernte er sich aus seiner Gegenwart, und ging mit Thränen in den Augen nach Hause, überzeugt, daß er nur noch drei Tage zu leben hätte. Er glaubte so gewiß, er würde den Sklaven nicht finden, daß er ihn gar nicht aufsuchen ließ. „Es ist nicht möglich," sagte er, „daß ich in einer Stadt wie Bagdad, wo es eine solche Unzahl schwarzer Sklaven gibt, den rechten herausfinde. Wenn mich nicht Gott ihn kennen lehrt, wie er mir schon den Meuchelmörder entdeckt hat, so kann nichts mich retten."

Er brachte die beiden ersten Tage damit zu, sich mit seiner Familie, die um ihn her jammerte, zu betrüben, indem er sich über die Strenge des Chalyfen beklagte. Als der dritte gekommen war, schickte er sich zum Sterben an, wie ein unbescholtener Beamter, der sich nichts vorzuwerfen hat. Er ließ Kadi's und Zeugen kommen, welche das Testament unterzeichneten, das er in ihrer Gegenwart machte. Hierauf umarmte er seine Frau und seine Kinder und sagte ihnen das letzte Lebewohl. Die ganze Familie schmolz in Thränen, und es hatte niemals ein rührenderes Schauspiel gegeben. Endlich kam ein Gerichtsdiener des Palastes und sagte ihm, daß der Chalyf sehr ungeduldig wäre, weder von ihm noch von dem schwarzen Sklaven, den er hätte aufsuchen sollen, Nachricht zu erhalten. „Ich habe Befehl," fügte er hinzu, „euch vor seinen Thron zu führen." Der tief betrübte Wesyr machte sich bereit, ihm zu folgen. Aber als er eben fortgehen wollte, brachte man ihm seine kleinste Tochter, die ungefähr fünf oder sechs Jahre alt sein konnte. Ihre Wärterinnen brachten sie dem Vater, damit er sie zum letztenmal sähe.

Da er sie mit besonderer Zärtlichkeit liebte, so bat er den Gerichtsdiener, ihm zu erlauben, daß er sich noch einen Augenblick verweilte. Hierauf nahte er sich seiner Tochter, schloß sie in seine Arme und küßte sie mehrmals. Indem er sie küßte, bemerkte er etwas in ihrem Busen, das einen Geruch von sich gab. „Meine liebe Kleine," sagte er, „was hast du in deinem Busen?" „Mein Vater," erwiederte sie ihm, „es ist ein Apfel, auf welchem der Name des Chalyfen unsers Herrn und Gebieters steht. Rihan [19]), unser Sklave, hat ihn mir für zwei Zechinen verkauft."

Bei den Worten Apfel und Sklave stieß der Groß-Wesyr einen Schrei mit Freude gemischter Verwunderung aus, und indem er mit der Hand in den Busen seiner Tochter griff, zog er den Apfel heraus. Er

ließ den Sklaven holen, der nicht weit war, und sagte zu ihm: „Schurke, wo hast du diesen Apfel her?“ „Herr,“ erwiederte der Sklave, „ich schwöre euch, daß ich ihn weder euch, noch im Garten des Beherrschers der Gläubigen gestohlen habe. Als ich neulich in einer Straße bei drei oder vier spielenden Kindern vorbeiging, deren eines ihn in der Hand hielt, entriß ich ihm den Apfel und nahm ihn mit. Das Kind lief mir nach und sagte mir, daß der Apfel nicht ihm, sondern seiner kranken Mutter gehörte, daß sein Vater, um ihr Gelüst nach Aepfeln zu befriedigen, eine lange Reise gemacht und drei solche Früchte mitgebracht, und es diesen Apfel ohne Wissen seiner Mutter genommen hätte. Es mochte mich noch so sehr um dessen Zurückgabe bitten, ich blieb unbeweglich, nahm ihn mit nach Hause und verkaufte ihn für zwei Zeckinen an eure Fräulein Tochter. Mehr weiß ich euch nicht zu sagen.“

Giafar konnte sich nicht genug verwundern, wie die Spitzbüberei eines Sklaven die Ursache des Todes einer unschuldigen Frau und beinahe seines eigenen gewesen wäre. Er nahm den Sklaven mit sich zum Chalyfen, und erzählte diesem Alles, was jener gesagt hatte, ganz genau, und unterrichtete ihn auch von dem Zufalle, durch welchen er dessen Verbrechen entdeckt hatte.

Nie glich eine Ueberraschung der des Chalyfen. Er konnte sich nicht erwehren, laut aufzulachen. Endlich nahm er wieder ein ernstes Wesen an, und sagte zum Wesyr: da sein Sklave eine so große Unordnung angerichtet habe, so verdiene er eine exemplarische Bestrafung. „Ich kann das nicht in Abrede stellen, Herr,“ entgegnete der Wesyr, „aber sein Verbrechen ist nicht unverzeihlich. Ich weiß eine weit erstaunlichere Geschichte von einem Wesyr aus Kahiro, Namens Nureddin-Ali [20]) und von Bedreddin-[21]) Hassan aus Balsora. Da Euer Majestät ein Ergötzen daran findet, solche Geschichten anzuhören, so bin ich bereit, sie euch unter der Bedingung zu erzählen, daß

ihr, wenn ihr sie erstaunenswerther findet, als die, welche mich zu ihrer Erzählung veranlaßt, meinen Sklaven begnadigt." „Ich will es wohl eingehen," erwiederte der Chalyf, „aber ihr laßt euch in eine große Unternehmung ein, und ich glaube nicht, daß ihr euren Sklaven retten könnt, denn die Geschichte von den drei Aepfeln ist sehr sonderbar."

Giafar, der nun das Wort nahm, begann wie folget:

Geschichte
des Nureddin-Ali und Bedreddin-Hassan.

„Beherrscher der Gläubigen, es gab einst in Indien einen sehr gerechten, wohlthätigen, barmherzigen und freigebigen Sultan. Seine Tapferkeit machte ihn allen seinen Nachbaren fruchtbar. Er liebte die Armen und beschützte die Weisen, die er zu den ersten Stellen erhob. Der Wesyr dieses Sultans war ein kluger, verständiger, scharfsinniger, in allen Künsten und Wissenschaften sehr bewanderter Mann. Dieser Staatsbeamte hatte zwei sehr wohlgebildete Söhne, welche ganz in seine Fußtapfen traten; der älteste hieß Schemseddin [22]) Mohammed und der jüngste Nureddin-Ali. Dieser letzte besonders besaß alle nur mögliche Vorzüge. Als der Wesyr, ihr Vater, gestorben war, ließ der Sultan sie zu sich holen, und nachdem er sie beide mit dem Anzug eines gewöhnlichen Wesyrs bekleidet hatte, sagte er zu ihnen: „Der Verlust, den ihr erlitten habt, thut auch mir sehr leid, und ich bin nicht weniger davon gerührt, als ihr selbst. Ich will es euch beweisen, und da ich weiß, daß ihr beisammen bleiben wollt und in vollkommener Eintracht lebt, so bekleide

ich euch alle beide mit derselben Würde. Geht und ahmt eurem Vater nach."

Die beiden neuen Wesire dankten dem Sultan für seine Güte, und gingen nach Hause, um das Leichenbegängniß ihres Vaters zu besorgen. Nach Ablauf eines Monats hielten sie ihren ersten Ausgang, begaben sich zum erstenmal in die Rathsversammlung des Sultans, und fuhren seitdem damit fort, ihr an den Sitzungstagen beizuwohnen. So oft der Sultan auf die Jagd ging, begleitete ihn einer der beiden Brüder, und sie genossen abwechselnd dieser Ehre. Als sie sich einst nach dem Abendbrot von gleichgültigen Dingen unterhielten, (es war am Abend vor einer Jagd, wobei der älteste den Sultan begleiten sollte,) sagte dieser junge Mann zu seinem jüngern Bruder: „Mein Bruder, da wir beide, weder du, noch ich, verheirathet sind und in solcher Eintracht leben, so kömmt mir ein Gedanke ein: Laß uns beide an einem und demselben Tage zwei Schwestern heirathen, die wir in irgend einer uns zusagenden Familie wählen wollen. Was meinst du zu diesem Gedanken?" „Ich meine, mein Bruder," erwiederte Nureddin-Ali, „daß er der Freundschaft, die uns verbindet, würdig ist. Man kann nichts besseres erdenken, und was mich betrifft, so bin ich bereit, Alles zu thun, was dir beliebt." „O das ist noch nicht Alles," entgegnete Schemseddin Mohammed, „meine Einbildungskraft geht noch weiter. Vorausgesetzt, daß unsere Frauen beide in der Hochzeitnacht schwanger werden, und dann an einem Tage, die deinige einen Sohn und die meinige eine Tochter zur Welt bringen, so wollen wir sie, wenn sie das gehörige Alter erreicht haben, mit einander verheirathen." „Man muß gestehen," rief Nureddin-Ali aus, „daß dieser Plan bewundernswerth ist. Diese Heirath wird unsere Vereinigung krönen, und ich gebe gern meine Einwilligung dazu. Aber, mein Bruder," fügte er hinzu, „wenn es nun zum Abschluß dieser Heirath käme, würdest du verlangen, daß mein Sohn deiner Tochter eine Mit-

gift zubrächte?" „Das leidet keinen Zweifel," versetzte der älteste, „und ich bin überzeugt, daß außer den gewöhnlichen Punkten des Heirathsvertrages, du nicht ermangeln wirst, mindestens dreitausend Zechinen, drei schöne Landgüter und drei Sklaven in seinem Namen zu bewilligen." „Das ist nicht meine Meinung," sagte der Jüngste. „Sind wir nicht Brüder und Amtsgenossen, und beide mit derselben Würde bekleidet? Und wissen wir übrigens nicht beide, du sowohl als ich, was Rechtens ist? Da der Mann edler ist, als das Weib, sollte es dir nicht zukommen, deiner Tochter eine große Mitgift zu geben? Wie ich sehe, bist du der Mann, deine Geschäfte auf Unkosten Andrer zu machen."

Obgleich Nureddin-Ali diese Worte lachend sagte, so wurde doch sein Bruder, der einen queren Geist hatte, dadurch beleidigt. „Verdammt sei dein Sohn," sagte er mit Heftigkeit, „weil du es wagst, ihn meiner Tochter vorzuziehen. Ich staune, daß du keck genug gewesen bist um ihn ihrer nur würdig zu achten. Du mußt den Verstand verloren haben, da du dich mir gleichstellen willst und uns Standesgenossen nennst. Wisse, Verwegener, daß ich, nach deiner Unklugheit, meine Tochter nicht mit deinem Sohne verheirathen möchte, und wenn du ihm mehr Reichthümer geben könntest, als du selber besitzest." Dieser ergötzliche Streit der beiden Brüder über die Heirath ihrer noch ungebornen Kinder ging sehr weit. Schemseddin Mohammed ereiferte sich bis zu Drohungen. „Wenn ich nicht morgen den Sultan begleiten sollte, so würde ich dich behandeln, wie du's verdienst; aber bei meiner Rückkehr werde ich dich lehren, ob es einem jüngern Bruder zukömmt, zu seinem älteren so unverschämt zu reden, wie du es eben gethan hast." Nach diesen Worten ging er in sein Zimmer, und sein Bruder ging in das seinige, um sich schlafen zu legen.

Schemseddin Mohammed stand am andern Morgen sehr zeitig auf und begab sich in den Palast, den er so-

dann mit dem Sultan verließ, der seinen Weg jenseits Kairo, nach der Seite der Pyramiden, nahm. Was Nureddin-Ali betraf, so hatte er die Nacht in großer Unruhe zugebracht, und nach der reiflichen Erwägung, wie es doch nicht möglich wäre, daß er länger mit einem Bruder zusammenbliebe, der ihn mit solchem Hochmuth behandelte, faßte er einen Entschluß, indem er die folgenden Verse hersagte:

„Reise, du findest Ersatz für die, welche du verlässest: zerstreue dich, denn Anmuth des Lebens entsteht aus Zerstreuung."

„In ruhigem Bleiben sehe ich weder Ruhm noch Geschicklichkeit, sondern im Reisen und Handeln, deshalb verlaß deinen Wohnort und reise!"

„Die ruhige, ungestörte Oberfläche des Wassers verdirbt, wenn Winde sie nicht in Bewegung setzen; stürmen aber diese auf sie ein, so wird das Wasser erst gut."

„Die Sonne sogar, bliebe sie stets am Firmamente, so würde sie den Weltbewohnern bald zur Last werden."

„Und wären aus den veränderten Standpunkten des Mondes nicht Wahrsagungen zu bilden, so würden ihn die Sterndeuter nicht fortwährend beobachten."

„Verließe der Löwe nicht den Wald, so würde er selten Beute finden; und verließe der Pfeil nicht den Bogen, so würde er nie treffen."

„Bliebe das Gold immer in den Minen, so würde es nicht höher als Erde geachtet werden, und das köstliche Aloeholz ist in seinem Lande nur eine gewöhnliche Holzgattung."

„Kömmt aber jenes aus den Minen, so ist es von Jedermann gesucht; und verläßt dieses sein Land, so übersteigt es den Werth des Goldes."

Er ließ sich eine gute Mauleselin besorgen, versah sich mit Gold, Edelsteinen und einigen Lebensmitteln, sagte seinen Leuten, daß er ganz allein eine Reise von zwei oder drei Tagen machen wollte, und reiste ab.

Als er außerhalb Kahiro war, nahm er seinen Weg durch die Wüste nach Arabien. Da aber seine Mauleselin der Anstrengung unterlag, mußte er seine Reise zu Fuße fortsetzen. Glücklicherweise nahm ihn ein nach Balsora reisender Eilbote hinter sich auf sein Pferd. Als der Eilbote in Balsora ankam, stieg Nureddin-Ali ab und dankte ihm für seine Gefälligkeit. Indem er nun durch die Straßen ging, um sich eine Wohnung zu suchen, sah er einen Herrn auf sich zukommen, der von einem zahlreichen Gefolge begleitet war und dem alle Einwohner große Ehrenbezeigungen erwiesen, indem sie stehen blieben, bis er vorbei war. Nureddin-Ali blieb stehen, wie die übrigen. Es war der Groß-Wesyr des Sultans von Balsora, der sich in der Stadt zeigte, um durch seine Gegenwart Ordnung und Ruhe aufrecht zu erhalten.

Dieser Staatsbeamte, der seine Augen zufällig auf den jungen Mann geworfen hatte, fand seine Gesichtsbildung sehr einnehmend. Er betrachtete ihn mit Freundlichkeit, und da er nahe an ihm vorbei kam und ihn im Reisekleide sah, so hielt er an, um ihn zu fragen, wer er wäre und woher er käme. „Herr," erwiederte ihm Nureddin-Ali, „ich bin in Kahiro geboren, und habe mein Vaterland aus einem so gerechten Unwillen gegen einen meiner Verwandten verlassen, daß ich beschlossen habe, die Welt zu durchreisen, und lieber zu sterben, als heimzukehren." Der Groß-Wesyr, der ein ehrwürdiger Greis war, entgegnete diesen Worten: „Mein Sohn, hüte dich, dein Vorhaben auszuführen. In der Welt ist nichts als Elend zu finden, und du kennst die Beschwerden nicht, denen du entgegen gehen willst. Komm lieber und folge mir; vielleicht mache ich dich den Gegenstand vergessen, der dich gezwungen hat, dein Vaterland zu verlassen."

Nureddin-Ali folgte dem Groß-Wesyr von Balsora, der seine trefflichen Eigenschaften bald erkannte und ihn so lieb gewann, daß er einst in einer vertraulichen Unterredung zu ihm sagte: „Mein Sohn, ich bin, wie du siehst, schon in so hohem Alter, daß es nicht den Anschein hat, als ob ich noch lange leben werde. Der Himmel hat mir eine Tochter gegeben, die nicht minder schön ist, als du wohlgebildet bist, und die jetzt ein heirathsfähiges Alter erreicht hat. Mehre der mächtigsten Herren dieses Hofes haben sie schon für ihre Söhne von mir verlangt; aber ich habe mich noch nicht entschließen können, sie ihnen zu bewilligen. Dich aber liebe ich und finde dich meiner Verwandtschaft so werth, daß ich dich allen denen vorziehe, die um sie geworben haben, und bereit bin, dich zum Schwiegersohn anzunehmen. Nimmst du dies Anerbieten an, so erkläre ich dem Sultan, meinem Herrn, daß ich dich durch diese Heirath an Kindesstatt annehme, und bitte ihn, mir für dich die Anwartschaft auf meine Stelle als Groß-Wesyr des Königreichs Balsora zu gewähren. Da ich nun in meinem hohen Alter nichts als Ruhe bedarf, so werde ich dir nicht nur die Verfügung über alle meine Güter, sondern auch die Verwaltung der Staatsangelegenheiten überlassen."

Der Groß-Wesyr von Balsora hatte kaum diese Worte voll Güte und Großmuth gesprochen, als Nureddin-Ali sich zu seinen Füßen warf, und in Ausdrücken voll Freude und Erkenntlichkeit sich zur Erfüllung seines Wunsches bereit zeigte. Hierauf rief der Groß-Wesyr die vornehmsten Beamten seines Hauses und befahl ihnen, den großen Saal seines Palastes auszuschmücken und ein großes Mahl zuzubereiten. Hierauf ließ er alle vornehmen und angesehenen Herren des Hofes und der Stadt bitten, sie möchten sich bemühen, zu ihm zu kommen. Als sie alle versammelt waren, hielt er es, — da Nureddin-Ali ihn von seinem Stande unterrichtet hatte, — für schicklich, so, wie folgt, zu sprechen, um denjenigen ein Genüge zu

leisten, deren Verwandschaft er ausgeschlagen hatte, und sagte demnach zu den Gästen: „Es ist mir angenehm, meine Herren, euch etwas mitzutheilen, was ich bis diesen Tag geheim gehalten habe. Ich habe einen Bruder, welcher Groß-Wesyr von Aegypten ist, wie ich die Ehre habe, diese Stelle bei dem Sultan dieses Reiches zu bekleiden. Dieser Bruder hat nur einen einzigen Sohn, den er aber nicht am Aegyptischen Hofe verheirathen wollte, und den er mir geschickt hat, damit er meine Tochter zur Frau nehmen und so die beiden Zweige unseres Hauses verbinden soll. Dieser Sohn, den ich bei seiner Ankunft für meinen Neffen erkannt habe und den ich zu meinem Schwiegersohn mache, ist hier der junge Herr, den ich euch hiemit vorstelle. Ich schmeichle mir, daß ihr ihm die Ehre erzeigen werdet, seiner Hochzeit beizuwohnen, die ich heute zu feiern beschlossen habe." Da es nun keiner dieser Herren übelnehmen konnte, daß er seinen Neffen allen andern vornehmen und reichen Herren vorgezogen hatte, so erwiederten sie, daß er wohl daran thäte, diese Heirath zu schließen, daß sie sehr gern Zeugen dieser Feierlichkeit sein würden und daß sie wünschten, Gott möchte ihm noch lange Jahre gönnen, um die Früchte dieser glücklichen Verbindung zu sehen.

Acht und neunzigste Nacht.

Die bei dem Groß-Wesyr von Balsora versammelten Herren hatten ihm kaum ihre Freude über die Heirath seiner Tochter mit Nureddin-Ali bezeigt, als man sich zur Tafel setzte. Gegen Ende der Mahlzeit gab man Zuckerwerk herum, wovon jeder, der Sitte gemäß, so viel nahm, als er mit sich nehmen konnte: worauf denn die Kadi's mit dem Heirathsvertrag in der Hand eintraten. Die vornehmsten Herren unterzeichneten ihn, und die ganze Gesellschaft ging aus einander.

Als nun niemand mehr da war, als die Hausleute, befahl der Groß-Wesyr denen, die er mit der Zubereitung des Bades beauftragt hatte, den Nureddin-Ali in dasselbe zu führen, wo dieser ungebrauchte Wäsche von einer Feinheit und Sauberkeit, die man mit Vergnügen beschaute, und alles andre Nöthige vorfand. Der Gatte, nachdem er gewaschen und gerieben worden war, wollte das Kleid, welches er ausgezogen hatte, wieder anziehen; aber man reichte ihm ein anderes, höchst prächtiges. In diesem Zustande und von den ausgesuchtesten Wohlgerüchen duftend, ging er wieder zu dem Groß-Wesyr, der über sein Wohlaussehn höchst erfreut war, und der, nachdem er ihn neben sich hatte niedersetzen lassen, zu ihm sagte: „Mein Sohn, du hast mir entdeckt, wer du bist, und welchen Rang du an dem Hofe des Königs von Aegypten bekleidest; du hast mir sogar gesagt, daß du einen Streit mit deinem älteren Bruder gehabt und dich deshalb aus deinem Vaterlande entfernt hast: ich bitte dich, mir dein ganzes Vertrauen zu schenken und mich von dem Gegenstand eures Streites zu unterrichten. Du mußt mir jetzt gänzlich vertrauen und mir nichts verbergen; denn ich empfehle dir die Wahrheit, wie der Dichter sagt:

„Ich empfehle dir die Wahrheit, sollte dich auch ihre Offenbarung brennen, wie das höllische Feuer."

„Denn dein höchster Zweck muß sein, Gott wohlzugefallen; und wehe dem Menschen, der den Herrn erzürnt, um den Beifall des Dieners zu erhalten."

Nureddin-Ali erzählte ihm alle Umstände seiner Zwistigkeit mit seinem Bruder. Der Groß-Wesyr konnte diese Erzählung nicht ohne Lachen anhören. „Das ist," sagte er, „die seltsamste Geschichte von der Welt! Ist es möglich, daß euer Streit über eine Heirath in der Einbildung so weit gegangen ist? Es thut mir sehr leid, daß du dich wegen einer solchen Kleinigkeit mit deinem älteren Bruder entzweit hast. Ich sehe freilich ein, daß er Unrecht hatte,

über das, was du ihm im Scherze gesagt hast, beleidigt zu sein, und ich muß dem Himmel für einen Zwist danken, der mir einen Schwiegersohn, wie dich, verschaffe hat. Aber," fügte der Greis hinzu, „die Nacht ist schon vorgerückt, und es ist Zeit, dich zu entfernen. Geh, meine Tochter, deine Gattin, erwartet dich. Morgen werde ich dich dem Sultan vorstellen. Ich hoffe, daß er dich auf eine Weise aufnehmen wird, womit wir beide zufrieden sein können." Nureddin-Ali verließ seinen Schwiegervater, um sich in das Zimmer seiner Gattin zu begeben.

Merkwürdig ist," fuhr nun der Groß-Wesyr Giafar fort, „daß an eben dem Tage, an welchem diese Hochzeit in Balsora gefeiert wurde, auch Schemseddin Mohammed sich in Kahiro verheirathete; mit welcher Heirath es sich folgendermaßen verhielt. Nachdem Nureddin-Ali sich aus Kahiro in der Absicht entfernt hatte, nie wieder dorthin zurückzukehren, war Schemseddin Mohammed, sein älterer Bruder, nach Verlauf eines Monates, von der Jagd heimgekehrt, welche durch die Jagdlust des Sultans so verlängert worden. Er eilte in die Wohnung des Nureddin-Ali, und war höchlich erstaunt, zu erfahren, daß dieser, unter dem Vorwande, eine Reise von zwei oder drei Tagen zu machen, an eben dem Tage, an welchem der Sultan auf die Jagd ging, auf einer Mauleselin abgereist und seitdem nicht wieder gekommen wäre. Er war darüber um so verdrießlicher, da er nicht zweifelte, daß die harten Dinge, welche er seinem Bruder gesagt hatte, die Ursache seiner Entfernung wären. Er sandte einen Eilboten ab, der durch Damaskus bis Haleb (Aleppo) ritt; aber Nureddin war damals in Balsora. Als der Eilbote bei seiner Heimkehr berichtet hatte, daß seine Nachforschungen vergebens gewesen wären, nahm sich Schemseddin Mohammed vor, ihn anderswo aufzusuchen, und faßte inzwischen den Entschluß, sich zu verheirathen. Er heirathete die Tochter eines der ersten und mächtigsten Herren von Kahiro, an demselben Tage, an welchem sich sein Bruder

mit der Tochter des Groß-Wesyrs von Balsora verheirathete.

„Das ist nicht alles, Beherrscher der Gläubigen," fuhr Giafar fort, „es begab sich noch Folgendes. Nach neun Monaten kam die Frau des Schemseddin Mohammed in Kahiro mit einem Mädchen, und an demselben Tage die Frau des Nureddin-Ali zu Balsora mit einem Knaben nieder, der Bedreddin-Hassan genannt wurde. Der Groß-Wesyr von Balsora bezeigte seine Freude durch große Geschenke, die er austheilte und durch öffentliche Freudensbezeigungen, die er der Geburt seines Enkels zu Ehren anstellen ließ. Um hierauf seinem Schwiegersohn zu beweisen, wie sehr er mit ihm zufrieden war, ging er in den Palast und bat den Sultan sehr demüthig, dem Nureddin-Ali die Anwartschaft auf sein Amt zu bewilligen, damit," sagte er, „er vor seinem Tode den Trost hätte, seinen Schwiegersohn an seiner Stelle als Groß-Wesyr zu sehen."

Der Sultan, welchem Nureddin-Ali sehr gefallen hatte, als er ihm nach seiner Verheirathung vorgestellt worden war, und welcher seitdem immer sehr vortheilhaft von ihm reden gehört hatte, bewilligte die verlangte Gnade mit der größten Freundlichkeit. Er ließ ihn in seiner Gegenwart mit der Amtskleidung des Groß-Wesyrs bekleiden.

Die Freude des Schwiegervaters erreichte ihren Gipfel am folgenden Tage, als er seinen Schwiegersohn in der Rathsversammlung in seiner Stelle und alle Geschäfte eines Groß-Wesyrs verrichten sah. Nureddin-Ali entledigte sich ihrer so vollkommen, als hätte er sein ganzes Leben hindurch dies Amt bekleidet. Er fuhr in der Folge fort, der Rathsversammlung so oft beizuwohnen, als die Schwächen des Alters seinem Schwiegervater nicht erlaubten, dabei gegenwärtig zu sein. Dieser gute Greis starb vier Jahre nach der Verheirathung seiner Tochter, mit der

Freude, einen Sprößling seiner Familie zu sehen, der sie lange Zeit mit Glanz zu erhalten versprach.

Nureddin-Ali erwies ihm die letzte Pflicht und Ehre mit aller möglichen Freundschaft und Dankbarkeit, und sobald Bedreddin-Hassan, sein Sohn, das Alter von sieben Jahren erreicht hatte, übergab er ihn den Händen eines trefflichen Lehres, der ihn auf eine seiner Geburt würdige Weise zu erziehen begann. Es ist wahr, daß er in diesem Kinde einen lebhaften, durchdringenden und für den Eindruck aller seiner guten Lehren fähigen Geist fand..."

Scheherasade wollte fortfahren; da sie aber sah, daß es Tag wurde, hörte sie auf, zu erzählen. In der folgenden Nacht nahm sie jedoch ihre Erzählung wieder auf und sagte zum Sultan von Indien:

Neun und neunzigste Nacht.

Herr, der Groß-Wesyr fuhr folgendermaßen in der Geschichte fort, welche er dem Chalyfen erzählte:

„Zwei Jahre," sagte er, „nachdem Bedreddin-Hassan in die Hände dieses Lehrers gegeben worden war, der ihn vollkommen gut lesen lehrte, lernte er den Koran auswendig. Nureddin-Ali, sein Vater, gab ihm andre Lehrer, welche seinen Geist auf solche Weise unterrichteten, daß er in dem Alter von zwölf Jahren ihrer Hülfe nicht mehr bedurfte. Da nun alle Züge seines Gesichts ausgebildet waren, erregte er die Bewunderung aller, die ihn sahen. Denn wie von ihm der Dichter sagt:

„Kaum zeigt er sich, so ruft auch jedermann: Gepriesen sei Gott, der ihn so schön gebildet hat."

„Er ist der König der Schönheit, und sie ist ihm ganz unterthan."

„In seinem Munde ist der köstlichste Honig, und ihm sind Perlen eingereihet."

„Er allein vereinigt alle Schönheiten in sich, und die Menschheit verirrt sich gleichsam in ihnen."

„Die Schönheit selbst scheint auf seine Wangen geschrieben zu haben: „Ich bezeuge, daß er schön ist."

Bis dahin hatte Nureddin-Ali nur daran gedacht, ihn studiren zu lassen, und hatte ihn noch nicht in der Welt gezeigt. Er führte ihn in den Palast, um ihm die Ehre zu verschaffen, dem Sultan seine Aufwartung zu machen, der ihn sehr günstig aufnahm. Die ihn zuerst auf der Straße sahen, waren von seiner Schönheit so entzückt, daß sie darüber laut aufschrieen und ihm tausend Segnungen nachriefen.

Da sein Vater sich vorgenommen hatte, ihn zur einstigen Uebernahme seines Amtes fähig zu machen, so sparte er nichts, was ihm zur Erreichung dieses Zweckes dienlich schien, und ließ ihn an den schwierigsten Geschäften Theil nehmen, um ihn bei guter Zeit daran zu gewöhnen. Kurz, er vernachlässigte nichts, was zur Beförderung eines ihm so theuren Sohnes dienen konnte, und er fing schon an, die Früchte seiner Bemühungen einzuärnten, als er plötzlich von einer so heftigen Krankheit befallen wurde, daß sein letzter Lebenstag nahe zu sein schien. In diesem kostbaren Augenblicke vergaß er nicht seines lieben Sohnes Bedreddin; er ließ ihn rufen und sagte zu ihm: „Mein Sohn, du siehst, daß diese Welt vergänglich ist; nur jene, in welche ich nun bald gelangen werde, ist wirklich dauerhaft. Du mußt jetzt anfangen, dich in meine jetzige Stimmung zu versetzen; bereite dich, diesen Uebergang ohne Reue zu machen, und ohne daß dein Gewissen dir irgend etwas in Beziehung auf die Pflichten eines Muselmannes und eines vollkommen rechtschaffenen Mannes vorwerfen könne. Was deine Religion betrifft, so bist du sowohl durch deine Lehrer als auch durch das, was du gelesen hast, vollkommen davon unterrichtet. Was die Pflichten des rechtschaffenen Mannes be-

trifft, so will ich dir einige Lehren zur Benutzung geben. Da es nöthig ist, sich selbst zu kennen, und du diese Kenntniß nicht füglich haben kannst, ohne zu wissen, wer ich bin, so sollst du es erfahren.

Ich bin," fuhr er fort, „in Aegypten geboren und mein Vater, dein Großvater, war erster Staatsbeamter des Sultans dieses Königreichs. Ich selbst habe die Ehre gehabt, einer der Wesyre dieses Sultans zu sein, so wie auch mein Bruder, dein Oheim, der vermuthlich noch lebt und sich Schemseddin Mohammed nennt. Ich war genöthigt, mich von ihm zu trennen, und ich kam in dieses Land, wo ich zu dem Range gelangte, den ich bis jetzt bekleidet habe. Doch du wirst das Alles ausführlicher in einem Hefte finden, welches ich dir zu geben habe."

Zugleich zog nun Nureddin-Ali dieses von seiner eigenen Hand geschriebene Heft, welches er immer bei sich trug, hervor, und sagte, indem er es dem Bedreddin übergab: „Nimm und lies es mit Muße; du wirst unter Anderem auch den Tag meiner Hochzeit und den deiner Geburt verzeichnet finden. Das sind Umstände, die dir vielleicht in der Folge zu wissen nöthig sind, und die dich das Heft sorgfältig müssen bewahren lassen." Bedreddin-Hassan, sehr betrübt, seinen Vater in dem Zustande, in welchem er sich befand, zu sehen, und von diesen Worten gerührt, empfing das Heft mit Thränen in den Augen, indem er ihm versprach, es nie aus den Händen zu geben.

In diesem Augenblick überfiel den Nureddin-Ali eine Schwäche, die seinen Tod erwarten ließ. Aber er kam bald wieder zu sich und sagte: „Mein Sohn, die erste Lebensregel, die ich dir zu geben habe, ist, nicht mit allen Gattungen von Menschen umzugehen. Um in Sicherheit zu leben, muß man sich ganz in sich selbst zurückziehen und sich nicht leicht mittheilen." Er fügte, nachdem er dies gesagt hatte, noch folgende Verse hinzu:

„Es gibt zu deiner Zeit keinen Freund, oder irgend

jemand, dessen Liebe du begehrst, welcher, wenn dir Unglücksfälle begegnen, das Bündniß der Freundschaft treu bewährt."

„Lebe also zurückgezogen und baue auf Niemand, ich warne dich davor, und ich habe hierüber genug gesagt.

Die zweite Lebensregel ist, niemand, wer es auch sei, Gewalt anzuthun; denn in diesem Falle würde sich die ganze Welt gegen dich auflehnen, und du mußt die Welt wie einen Gläubiger betrachten, dem du Mäßigung, Mitleid und Duldung schuldig bist." Er sagte hierauf noch die folgenden Verse:

„Geh langsam zu Werke, übereile dich bei keinem Geschäfte, und sei langmüthig gegen die Menschen, so wirst du als wohlwollend gepriesen werden."

„Bedenke, daß es keine Hand eines Machthabers gibt, über welcher nicht die Hand Gottes schwebte, und daß der Gerechte sonst nicht durch einen Ungerechten gequält werden könnte."

„Die dritte Lebensregel ist, nicht zu antworten, wenn man dich auch mit Schmähungen überhäuft. Man ist außer Gefahr, sagt das Sprichwort, sobald man stille schweigt. Das mußt du vorzüglich bei solcher Gelegenheit befolgen. Du weißt auch, daß einer unserer Dichter sagt, das Stillschweigen sei die Zierde und Schirmwache unseres Lebens, und man müsse, wenn man spricht, nicht dem alles verheerenden Gewitterregen gleichen. Man hat niemals bereut geschwiegen, gar oft aber, gesprochen zu haben."

„Die vierte Regel ist, keinen Wein zu trinken; denn der Wein ist die Quelle aller Laster; weshalb auch der Dichter sagt:

„Ich verzichte auf den Wein, und höre auf, ihn zu trinken; denn er hat mich zum Gegenstand des Tadels aller Leute gemacht."

„Er ist ein Getränk, welches auf dem Wege des Rechts irre macht und die Pforten zu allem Bösen öffnet."

„Die fünfte Regel ist, dein Vermögen zu Rathe zu halten. Wenn du es nicht verschwendest, wird es dich vor der Noth bewahren. Man muß jedoch nicht zu viel besitzen, noch geizig sein. Wenn du auch nur wenig hast und es mit Verstand ausgibst, so wirst du viele Freunde haben; wenn du aber im Gegentheil große Reichthümer besitzest und einen üblen Gebrauch davon machst, so wird sich alle Welt von dir entfernen und dich verlassen." Hier fügte er wieder folgende Verse hinzu:

„Habe ich wenig Vermögen, so wird kein Mensch nach meiner Freundschaft trachten, besitze ich aber Reichthümer, so möchten alle Leute gern meine Freunde sein."

„Wie viele Freunde trachteten sonst nicht nach meiner Gunst, als ich Schätze spendete! und eben so viele flohen mich, als ich kein Vermögen mehr besaß."

Kurz, Nureddin-Ali fuhr bis zum letzten Augenblicke seines Lebens fort, seinem Sohne gute Lehren zu geben; und als er gestorben war, wurde er auf das prächtigste zur Erde bestattet.

Einhundertste Nacht.

Bedreddin-Hassan von Balsora (so nannte man ihn, weil er in dieser Stadt geboren war) empfand einen unbeschreiblichen Schmerz über den Tod seines Vaters. Statt, dem Gebrauche gemäß, nur einen Monat in Thränen und Einsamkeit zuzubringen, brachte er, ohne irgend jemand zu sehen und ohne selbst dem Sultan von Balsora aufzuwarten, zwei Monate auf solche Weise zu. Der Sultan, über diese Vernachlässigung erzürnt, die er für ein Zeichen der Verachtung seines Hofes ansah, ließ sich vom Zorne hinreißen. Er ließ in seiner Wuth seinen neuen Groß-Wesyr rufen, (denn er hatte einen ernannt, sobald

er den Tod des Nureddin-Ali erfuhr) und befahl ihm, sich in das Haus des Verstorbenen zu begeben, und es sammt allen seinen Häusern, Gütern und Habseligkeiten gerichtlich einzuziehen, ohne dem Bedreddin-Hassan, den er in Verhaft zu nehmen befahl, irgend etwas übrig zu lassen.

Der neue Groß-Wesyr, von einer großen Menge von Gerichtsdienern, Gerichtsleuten und andern Beamten begleitet, zögerte nicht, sich zur Vollstreckung seines Auftrages auf den Weg zu machen. Einer der Sklaven des Bedreddin-Hassan, der zufälliger Weise unter der Menge war, hatte kaum das Vorhaben des Wesyrs erfahren, als er voraus und zu seinem Herrn lief. Er fand ihn in der Vorhalle seines Hauses, so betrübt, als ob sein Vater eben erst gestorben wäre. Ganz außer Athem warf er sich zu seinen Füßen, und sagte zu ihm, nachdem er den Saum seines Kleides geküßt hatte: „Rettet euch, Herr, rettet euch schnell." — „Was gibt's," fragte ihn Bedreddin, indem er das Haupt erhub, „welche Nachricht bringst du mir?" — „Herr," erwiederte jener, „es ist keine Zeit zu verlieren. Der Sultan ist schrecklich gegen euch aufgebracht, und man kömmt, um in seinem Namen all eure Habe und Gut einzuziehen und sich sogar eurer Person zu bemächtigen."

Die Rede dieses treuen und ihm sehr ergebenen Sklaven versetzte Bedreddin-Hassan in große Bestürzung. „Habe ich denn," sagte er, „nicht Zeit genug, um ins Haus zu gehen und mindestens einiges Geld und einige Edelsteine mitzunehmen?" — „Herr," erwiederte der Sklave, „der Groß-Wesyr wird in einem Augenblicke hier sein. Eilet, euch zu retten!" Bedreddin-Hassan erhob sich schnell von dem Sofa, auf welchem er saß, zog seine Pantoffeln an, und nachdem er sich den Kopf mit einem Zipfel seines Kleides bedeckt hatte, um sein Gesicht zu verstecken, entfloh er, ohne zu wissen, wohin er seine Schritte wenden sollte, um der ihm drohenden Gefahr zu entrinnen. Der erste Gedanke, der ihm einkam, war, möglichst schnell das

nächste Stadtthor zu erreichen. Er lief, ohne anzuhalten, bis zum öffentlichen Begräbnißplatze, und da die Nacht herankam, beschloß er, sie auf dem Grabe seines Vaters zuzubringen. Es war ein ziemlich ansehnliches Gebäude mit einer Kuppel, welches Nureddin-Ali noch bei seinen Lebzeiten hatte bauen lassen; aber er begegnete auf dem Wege einem sehr reichen Juden[23]), der seines Gewerbes ein Wechsler und Kaufmann war. Er kam von einem Orte, wohin ihn ein Geschäft gerufen hatte, und kehrte in die Stadt zurück. Da dieser Jude den Bedreddin erkannt hatte, so blieb er stehen und grüßte ihn sehr ehrfurchtsvoll.

Einhundert und erste Nacht.

Der Jude, welcher Isaak hieß, sagte zu Bedreddin-Hassan, nachdem er ihn gegrüßt und ihm die Hand geküßt hatte: „Herr, darf ich mir wohl die Freiheit nehmen, euch zu fragen, wohin ihr zu dieser Stunde so allein und wie es scheint, ein wenig bewegt geht? Bekümmert euch irgend etwas?" — „Ja," antwortete Bedreddin-Hassan, „ich bin vorhin eingeschlafen, und im Schlafe ist mir mein Vater erschienen. Sein Blick war schrecklich, als ob er in heftigem Zorn gegen mich entbrannt wäre. Ich bin plötzlich und voll Schrecken erwacht, und sogleich vom Hause weggegangen, um auf seinem Grabe zu beten." — „Herr," erwiederte der Jude, der nicht wissen konnte, weshalb Bedreddin aus der Stadt gegangen war, „da der verstorbene Groß-Wesyr, euer Vater und mein Herr, glückseligen Andenkens, mehrere Schiffe, die noch auf dem Meere sind, und die euch gehören, mit Waaren beladen hat, so bitte ich euch, mir vor jedem andern Kaufmanne den Vorzug zu geben. Ich bin im Stande, mit baarem Gelde die Ladung aller eurer Schiffe zu kaufen, und wenn ihr mir, — um einen Anfang zu machen, — die des ersten,

welches glücklich in den Hafen zurückkehrt, überlassen wollt, so will ich euch tausend Zeckinen, die ich in meinem Beutel habe, im voraus bezahlen." Indem er dies sagte, zog er aus seinem Kleide einen großen, mit seinem Petschaft versiegelten Beutel hervor, den er unter seinem Arme trug.

Bedreddin-Hassan, in dem Zustande, worin er sich befand, vom Hause verjagt, alles dessen, was er auf der Insel besessen hatte, beraubt, sah das Anerbieten des Juden für eine Gunst des Himmels an, und ging mit Freuden darauf ein. „Herr," sagte hierauf der Jude, ihr überlaßt mir also für tausend Zeckinen die Ladung eures ersten, in unserem Hafen anlangenden Schiffes?" „Ja, ich verkaufe sie euch für tausend Zeckinen," erwiederte Bedreddin-Hassan, „und es ist eine abgemachte Sache." Sogleich übergab ihm der Jude den Beutel mit tausend Zeckinen, und erbot sich, ihn zu zählen. Bedreddin ersparte ihm diese Mühe, indem er ihm sagte, daß er ihm traute. „Weil dem nun so ist," versetzte der Jude, „so habt die Güte, Herr, mir ein schriftliches Wort über den abgeschlossenen Handel zu geben." Dies sagend, zog er sein Schreibzeug heraus, das er am Gürtel trug, und nachdem er ein wohlgeschnittenes Schreibrohr hervor gesucht hatte, überreichte er es ihm, mit einem Stücke Papier, welches er in seiner Schreibtafel fand, und während er das Schreibzeug hielt, schrieb Bedreddin-Hassan diese Worte:

„Diese Schrift bezeugt, daß Bedreddin-Hassan von „Balsora dem Juden Isaak, für die von diesem erhaltene „Summe von tausend Zeckinen, die Ladung des ersten sei„ner Schiffe, welches in diesem Hafen landen wird, ver„kauft hat." „Bedreddin-Hassan von Balsora."

Nachdem er diesen Schein geschrieben hatte, gab er ihn dem Juden, der ihn in seine Schreibtafel legte und sich ihm sodann empfahl.

Während Isaak seinen Weg nach der Stadt verfolgte, setzte Bedreddin-Hassan den seinigen nach dem Grabe seines Vaters Nureddin-Ali fort. Als er dort angekommen war, warf er sich mit dem Gesichte auf die Erde, und fing an, mit in Thränen schwimmenden Augen, sein elendes Geschick zu beklagen. „Ach," sagte er, „unglückseliger Bedreddin, was wird aus dir werden? Wo wirst du einen Zufluchtsort finden, der dich vor dem ungerechten, dich verfolgenden Fürsten schützt? War es nicht genug, durch den Tod eines so geliebten Vaters betrübt zu werden, mußte das Geschick zu deiner gerechten Trauer ein neues Unglück fügen?" Hierauf sprach er folgende Verse:

„Seitdem ihr abwesend seid, ist in dem Hause, das ihr verließet, keine Bewohner mehr; doch — was sage ich — der Nachbar ist seit eurer Entfernung nicht mehr Nachbar."

„Die Hausfreunde, die ich gewohnt war darin zu sehen, sind nicht mehr Hausfreunde; und der Mond, den ich aus den Fenstern des Hauses betrachtete, scheint nicht mehr derselbe Mond."

„Ihr seid nicht mehr; deshalb ist mir die Welt zur Wüste geworden. Nah und fern ist für mich nichts, als Dunkelheit."

„Wären doch dem Raben, der euren Tod verkündigte, die Federn ausgerauft worden! Hätte nie ein Nest ihn gehegt!"

„Meine Geduld vermag euren Verlust nicht zu ertragen; denn der Schmerz hat mir schon alle meine Kräfte geraubt. O wie viele Bündnisse hat der Tag der Trennung nicht schon gelöst!"

„Bald wirst du vergangene Nächte wiederkehren sehen, denn bald wird eine Wohnung (das Grab) uns wieder umschließen!"

Er blieb lange Zeit in diesem Zustande, aber endlich erhub er sich, und indem er sein Haupt auf das Grab seines Vaters stützte, erneuerten sich seine Schmerzen hef-

tiger, als vorher, und er hörte nicht auf, zu weinen und zu klagen, bis er, dem Schlafe unterliegend, sein Haupt vom Grabe erhub und sich der Länge lang auf das Pflaster hinstreckte und einschlief.

Kaum genoß er die Annehmlichkeiten der Ruhe, als ein Geist, der sich den Tag über auf dieser Begräbnißstätte aufzuhalten pflegte, im Begriff, seiner Gewohnheit gemäß, die Welt zu durchstreifen, den jungen Mann in dem Grabe gewahrte. Er trat hinein, und da Bedreddin auf dem Rücken lag, so wurde er von dem Glanze seiner Schönheit getroffen und geblendet.

Einhundert und zweite Nacht.

Als der Geist Bedreddin-Hassan aufmerksam betrachtet hatte, sagte er bei sich selbst: „Wenn man die lieblichen Gesichtszüge dieses Geschöpfes betrachtet, so kann man es nur für einen Engel aus dem irdischen Paradiese halten, den Gott abgeschickt, um die Welt durch seine Schönheit in Brand zu stecken."

Er erhub sich hierauf sehr hoch in die Luft, wo er zufällig einer Fee begegnete. Nachdem beide sich gegrüßt hatten, sagte der Geist zu der Fee: „Ich bitte euch, mit mir zu der Grabstätte, auf welcher ich hause, herabzusteigen, und ich will euch ein Wunder von Schönheit zeigen, welches *eurer* Aufmerksamkeit nicht minder würdig ist, als der meinigen." Die Fee willigte ein; sie ließen sich beide in einem Augenblicke herab, und als sie im Grabe waren, sagte der Geist zu der Fee, indem er ihr Bedreddin-Hassan zeigte: „Wohlan, habt ihr jemals einen wohlgebildeteren und schöneren jungen Mann als diesen gesehen?"

Die Fee betrachtete Bedreddin mit Aufmerksamkeit, und sagte dann, sich zu dem Geiste wendend: „Ich gebe euch zu, daß er sehr wohlgebildet ist; aber ich habe so

eben in Kahiro einen noch bewundernswürdigeren Gegenstand gesehen, von dem ich euch unterhalten will, wenn ihr mich hören wollt." — „Mit Vergnügen," erwiederte der Geist. „Ihr sollt also wissen," versetzte die Fee, „(denn ich hole weit aus), daß der Sultan von Aegypten einen Wesyr Namens Schemseddin Mohammed, und dieser eine Tochter von ungefähr zwanzig Jahren hat. Sie ist die schönste und vollkommenste Person, von der man je reden gehört hat. Der Sultan, durch die öffentliche Stimme von der Schönheit dieses jungen Fräuleins unterrichtet, ließ den Wesyr, ihren Vater, an einem dieser letzten Tage rufen, und sagte zu ihm: — „Ich habe gehört, daß du eine mannbare Tochter hast; ich habe Lust, sie zu heirathen; willst du sie mir wohl zur Frau geben?" Der Wesyr, der diesen Vorschlag keineswegs erwartete, wurde dadurch wohl ein wenig beunruhigt, aber nicht verblendet, und statt ihn mit Freuden anzunehmen, was Andere an seiner Stelle zu thun nicht unterlassen hätten, erwiederte er dem Sultan: „Herr, ich bin der Ehre nicht würdig, die Euer Majestät mir erzeigen will, und ich bitte Euch unterthänigst, es mir nicht zu verübeln, daß ich mich Eurem Vorhaben widersetze. Ihr wißt, daß ich einen Bruder, Namens Nureddin-Ali habe, der gleich mir die Ehre hatte, einer Eurer Wesyre zu sein. Wir hatten zusammen einen Streit, der die Ursache seines plötzlichen Verschwindens war, und ich habe seit jener Zeit keine andere Nachricht von ihm gehabt, als daß ich vor vier Tagen erfuhr, daß er in Balsora als Groß-Wesyr dieses Königreiches gestorben ist. Er hat einen Sohn hinterlassen, und da wir uns verpflichteten, unsere Kinder, wenn wir welche bekämen, mit einander zu verheirathen, so bin ich überzeugt, daß er mit dem Vorsatze, diese Heirath abzuschließen, gestorben ist. Deshalb wünschte ich auch meinerseits mein Versprechen zu erfüllen, und ich bitte Euer Majestät, es mir zu gestatten."

Einhundert und dritte Nacht.

Der Sultan von Aegypten, durch die abschlägige Antwort und die Dreistigkeit des Schemseddin Mohammed beleidigt, sagte zu ihm im Ausbruche seines Zornes, den er nicht zurückzuhalten vermochte: „Auf solche Weise erwiederst du also die Güte, die ich habe, mich zu einer Verwandtschaft mit dir erniedrigen zu wollen? Ich werde mich wegen des Vorzuges rächen, den du einem Andern vor mir zu geben wagst, und ich schwöre, daß deine Tochter keinen andern Gatten haben soll, als den niedrigsten und häßlichsten meiner Sklaven."

Nach diesen Worten schickte er den Wesyr fort, der voll Verwirrung und tief gekränkt nach Hause ging.

Heute hat nun der Sultan einen seiner Stallknechte kommen lassen, der vorn und hinten bucklig und zum Erschrecken häßlich ist; und nachdem er dem Schemseddin Mohammed befohlen hat, in die Verheirathung seiner Tochter mit diesem Sklaven zu willigen, hat er den Heirathsvertrag aufsetzen und in seiner Gegenwart von Zeugen unterschreiben lassen. Die Vorbereitungen zu dieser wunderlichen Hochzeit sind beendet, und jetzt eben, während ich mit euch spreche, sind alle Sklaven des Sultans von Aegypten an der Thür eines Bades, jeder mit einer Fackel in der Hand. Sie warten, bis der bucklige Stallknecht, der sich dort badet, herauskömmt, um ihn zu seiner Gattin zu begleiten, die bereits angekleidet ist. In dem Augenblicke, wo ich Kahiro verließ, schickten sich die versammelten Frauen an, sie mit allen bräutlichen Zierden in den Saal zu begleiten, wo sie den Buckligen empfangen soll, und wo sie ihn nun erwartet. Ich habe sie gesehen, und versichere euch, daß man sie nicht ohne Bewunderung betrachten kann."

Als die Fee aufgehört hatte zu reden, sagte der Geist zu ihr: „Was ihr auch sagen mögt, ich kann nicht glauben, daß die Schönheit jenes Mädchens die Schönheit die-

ses Jünglings übertrifft." — „Ich will mit euch nicht streiten," erwiederte die Fee: „ich gestehe euch, daß er das reizende, dem Buckligen bestimmte Wesen zu heirathen verdient, und es scheint mir, daß es eine unser würdige Handlung wäre, wenn wir uns der Ungerechtigkeit des Sultans von Aegypten widersetzten und den Jüngling an die Stelle des Buckligen brächten." — „Ihr habt Recht," versetzte der Geist, „und ihr glaubt nicht, wie willkommen mir dieser euer Gedanke ist. Laßt uns, — ich willige darein, — die Rache des Sultans von Aegypten vereiteln, einen betrübten Vater trösten und seine Tochter in eben dem Grade glücklich machen, in welchem sie sich elend glaubt. Ich werde nichts vergessen, was zum Gelingen dieses Planes beitragen kann; ich bin überzeugt, daß auch ihr nichts verabsäumen werdet: ich werde ihn nach Kahira bringen, ohne daß er erwacht, und ich überlasse euch die Sorge, ihn anderswohin zu schaffen, wenn wir unser Unternehmen ausgeführt haben."

Nachdem die Fee und der Geist mit einander übereingekommen waren, was sie thun wollten, so hub der Geist den Bedreddin auf, ohne daß er es merkte, und nachdem er ihn mit unbegreiflicher Schnelle durch die Luft getragen hatte, legte er ihn an der Thüre eines öffentlichen Gebäudes in der Nähe jenes Bades nieder, welches der Bucklige, mit dem Gefolge ihn erwartender Sklaven, eben verlassen sollte.

Bedreddin-Hassan, der in diesem Augenblick erwachte, war sehr verwundert, sich mitten in einer ihm ganz unbekannten Stadt zu sehen. Er wollte rufen, um zu erfahren, wo er wäre; aber der Geist gab ihm einen kleinen Schlag auf die Schulter, und befahl ihm, kein Wort zu sagen. Hierauf gab er ihm eine Fackel in die Hand und sagte zu ihm: „Geh, mische dich unter diese Leute, die du an der Thüre dieses Bades siehst, und geh mit ihnen, bis du in einen Saal kömmst, in welchem man eine Hochzeit feiern wird. Der Bräutigam ist ein Buck-

liger, den du leicht erkennen wirst. Stelle dich beim Hereingehen zu seiner Rechten, nimm den Beutel mit Zechinen, den du in deinem Busen hast, öffne ihn und vertheile während des Zuges das Geld an die Spielleute, Tänzer und Tänzerinnen. Wenn du dann im Saale bist, so vergiß nicht, auch die Sklavinnen, welche die Braut umgeben, zu beschenken, sobald sie sich dir nähern. So oft du die Hand in den Beutel steckst, so ziehe sie mit Zechinen gefüllt wieder heraus und hüte dich, das Geld zu sparen. Thue pünktlich und mit Geschick Alles, was ich dir gesagt habe; verwundere dich nicht, fürchte niemand, und verlaß dich im Uebrigen auf eine höhere Macht."

Der junge Bedreddin, von Allem, was er thun sollte, genau unterrichtet, ging an die Thüre des Bades. Das erste, was er that, war, daß er seine Fackel an der eines Sklaven anzündete, sich dann unter die anderen Sklaven mischte, als gehörte er irgend einem Herrn in Kahira, den Zug mit ihnen begann, den Buckligen begleitete und ein Pferd aus dem Stalle des Sultans bestieg.

Einhundert und vierte Nacht.

Bedreddin-Hassan, der sich nun bei den Spielleuten, Tänzern und Tänzerinnen befand, welche unmittelbar vor dem Buckligen hergingen, nahm von Zeit zu Zeit aus seinem Beutel eine Handvoll Zechinen, die er unter sie vertheilte. Da er sich bei dieser Vertheilung mit unvergleichlicher Anmuth und sehr verbindlichem Wesen benahm, so warfen Alle, die er beschenkte, die Augen auf ihn, und fanden ihn so wohlgestaltet und so schön, daß sie ihre Blicke gar nicht wieder wegwenden konnten.

Endlich langte der Zug an der Thüre des Wesyr Schemseddin Mohammed an, der weit entfernt war, seinem Neffen sich so nahe zu glauben. Polizeidiener hielten, um Verwirrung zu verhindern, alle fackeltragenden

Sklaven an und wollten sie nicht einlassen. Sie stießen selbst Bedreddin-Hassan zurück, aber die Spielleute, welchen die Thüre geöffnet wurde, blieben stehen und versicherten, daß sie ohne ihn nicht ins Haus gehen würden. „Er gehört nicht zu den Sklaven," sagten sie, „man braucht ihn nur anzusehen, um sich davon zu überzeugen. Es ist ohne Zweifel ein junger Fremder, der aus Neugier die in dieser Stadt gebräuchlichen Hochzeitsfeierlichkeiten mit ansehen will." Indem sie dies sagten, nahmen sie ihn in ihre Mitte, und ließen ihn, trotz den Polizeidienern, ein. Sie nahmen ihm seine Fackel ab, die sie dem ersten besten gaben, und nachdem sie ihn in den Saal geführt hatten, setzten sie ihn zur Rechten des Buckligen, der sich auf einem prächtig verzierten Thron neben dem der Tochter des Wesyrs niederließ.

Der Thron dieses so schlecht zusammenpassenden Brautpaares befand sich in der Mitte eines Sofa's. Die Frauen, die Emire, die Wesyre, die Kammerbeamten des Sultans und mehrere Damen von Hofe und aus der Stadt, saßen auf beiden Seiten etwas niedriger, jede nach ihrem Range, und alle so reich gekleidet, daß es ein sehr angenehmes Schauspiel war. Sie hatten große angezündete Kerzen in der Hand.

Als sie Bedreddin-Hassan eintreten sahen, richteten sie ihre Augen auf ihn, bewunderten seinen Wuchs, seine Miene, die Schönheit seines Gesichts und konnten nicht müde werden, ihn zu betrachten. Als er sich gesetzt hatte, war nicht eine, die ihren Platz nicht verlassen hätte, um ihn in der Nähe zu betrachten; und es mochte wohl keine zu finden sein, die bei der Rückkehr auf ihren Platz sich nicht von einer zärtlichen Bewegung erregt gefühlt hätte.

Der Unterschied zwischen Bedreddin-Hassan und dem buckligen Stallknecht, dessen Gestalt Schrecken einjagte, erregte in der Versammlung ein Murren. „Diesem Jüngling," riefen die Frauen, „gebührt die Braut, und nicht diesem abscheulichen Buckligen." Sie ließen es nicht bei

diesen Worten bewenden, sie wagten es, Verwünschungen gegen den Sultan auszustoßen, der, durch einen Mißbrauch seiner unumschränkten Macht, die Häßlichkeit mit der Schönheit verbände. Auch den Buckligen beluden sie mit Schmähungen, worüber er die Fassung verlor, zum großen Ergötzen der Zuschauer, deren Hohngelächter auf einige Zeit die Musik unterbrach, die sich im Saale hören ließ.

Scheherasade bemerkte hier den Tag und schwieg; in der folgenden Nacht fuhr sie fort:

Einhundert und fünfte Nacht [24]).

Während nun Bedreddin-Hassan neben dem Buckligen auf der Bühne saß, kamen die Dienerinnen mit der Braut, die sie schon in wohlriechenden Wassern gebadet, und die von Wohlgerüchen duftete. Schon hatten sie ihre Haare mit Moschus-Staub bestreut und ihre Kleider mit dem feinsten Aloe und Ambra beräuchert. Dann kamen Mädchen, um ihre Haare zu flechten und sie mit einem Schmucke zu zieren, der einer Kaiserin würdig gewesen wäre. Sie trug ein goldgesticktes Kleid, mit allen möglichen Blumen, Vögeln und wilden Thieren gestickt, wobei die Augen und Schnäbel der Vögel aus Edelsteinen und ihre Schuhe aus rothen Rubinen und grünem Smaragd waren; sie hingen ihr dann eine so prächtige Halskette um aus großen Juwelen, daß das Auge ihren Glanz nicht ertragen und der Geist ihren hohen Werth nicht fassen konnte. Die Braut war schöner als der Mond, wenn er in der vierzehnten Nacht des Monats scheint. Die Kammermädchen zündeten dann vor ihr weiße Wachskerzen an, doch überstrahlte ihr Antlitz das Licht der Kerzen, ihre Augen waren schärfer als ein gezogenes Schwert, ihre dicht herabhangenden Augenbrauen bezauberten alle Herzen, rosig waren ihre Wangen, sanft schmiegten sich

ihre Hüften, über den liebevollen Ausdruck ihrer Augen konnte an von Sinnen kommen; so zog sie, von vielen Mädchen mit verschiedenen Musik-Instrumenten umgeben, daher, während die Frauen einen Kreis um Hassan bildeten, dessen vollkommene Schönheit Aller Verwunderung anzog. Als der Bucklige seine Braut küssen wollte, kehrte sie ihm den Rücken und warf sich vor ihrem Vetter Hassan nieder. Als darüber alle Anwesenden laut aufschrieen, griff Hassan wieder in seine Tasche und warf Hände voll Gold unter sie, so daß sie ihn Alle segneten und ihm durch Winke zu verstehen gaben, daß sie herzlich wünschten, er möge diese schöne Braut heimführen. Alle Frauen freuten sich mit ihm und ließen den Buckligen allein sitzen, als wäre er ein Affe. Als Hassan die Braut näher betrachtete, fiel ihm die Schönheit auf, womit sie Gott vor allen anderen Geschöpfen ausgezeichnet. Indessen ließ er durch die Diener neues Gold unter die Anwesenden auswerfen, worüber sich Alle nicht wenig ergötzten."

Scheherasade bemerkte hier den Tag und schwieg, in der folgenden Nacht fuhr sie sodann fort:

Einhundert und sechste Nacht.

„Als Hassan die Braut so schön fand, daß er vor Freude ganz außer sich war, hatte sie ein rothes Atlaskleid an, das sie so gut kleidete, daß sie nicht nur Männern, sondern sogar Frauen den Kopf verwirrte. Man nahm ihr aber nach einer Weile dieses Kleid ab und legte ihr ein blaues Kleid an; lieblich strahlten dann ihre Wangen, freundlich lächelte ihr Mund, schwarze Haare schmückten ihr Haupt, fest eingeschnürt war ihr Busen. In diesem Kleide konnte man folgende Verse auf sie anwenden:

„Sie erschien in einem blauen Gewande, azurfarbig
wie der Himmel; aus ihrem Kleide erblickte ich

einen Sommermond mitten aus einer Winternacht hervorleuchten."

Als sie ihr nun ein drittes Kleid anzogen, ließen sie ihre langen schwarzen Haarflechten über ihren Hals und einen Theil ihres Gesichtes herunterhängen; sie durchbohrte jedes Herz mit den Pfeilen ihrer Augäpfel. In diesem Aufzuge konnte man von ihr folgende Verse sagen:

„Als sie erschien und die Haare ihr Gesicht bedeckten, fragte ich: Hat sie wohl den Morgen mit der Nacht bedeckt? Man antwortete mir: Nein, sondern es verhüllen dunkle Wolken den Vollmond."

Als sie das vierte Kleid anzog, glich sie der aufgehenden Sonne. Sie warf sich hin und her wie ein Reb und gefiel so, daß ihre Augenlieder wie Pfeile das Herz der Anwesenden durchbohrten. Wahr ist sie in folgenden Versen beschrieben:

„Die Sonne ihrer Schönheit umstrahlt so lieblich die Welt, daß, wenn sie mit lächelndem Gesichte sich zeigt, die helle Tagessonne sich in die Wolken verbirgt."

Im fünften Kleide glich sie einem Zweige des Baumes Ban oder einer schmachtenden Gazelle; sie wußte durch ihre Bewegungen ihre stillsten Reize hervorzuheben. Trefflich ist sie in folgenden Versen geschildert:

„Sie erscheint wie der Vollmond in einer freundlichen Nacht, mit zarten Hüften und schlankem Wuchse; ihr Auge fesselt die Menschen durch ihre Schönheit, die Röthe ihrer Wangen gleicht dem Rubin, schwarze Haare hangen ihr bis zu den Füßen herunter; hüte dich wohl vor diesem dichten Haare!"

„Schmiegsam sind ihre Seiten, doch ihr Herz ist härter als Felsen. Aus ihren Augenbrauen schleudert sie Pfeile, die immer richtig treffen und nie fehlen so fern sie auch sein mögen."

Der sechste Anzug, den sie nun anlegte, war grün, und so war sie schöner als der leuchtende Mond; die Sonne schämte sich vor ihren Wangen, welche Kirschen glichen, von grünen Blättern bedeckt."

Scheherasade bemerkte hier den Tag, und unterbrach ihre Erzählung; in der folgenden Nacht fuhr sie fort:

Einhundert und siebente Nacht.

So oft die Braut die Kleider gewechselt hatte, stand sie von ihrem Platze auf, ging, von ihren Frauen begleitet, vor dem Buckligen vorüber, ohne ihn eines Blickes zu würdigen und stellte sich vor Bedreddin-Hassan, um sich ihm in ihren neuen Anzügen zu zeigen. Dieser unterließ dann nicht, nach der ihm von dem Geist ertheilten Vorschrift, in seinen Beutel zu greifen und Hände voll Zeckinen an die Begleiterinnen der Braut zu vertheilen. Er vergaß auch die Musiker und die Tänzer nicht, und warf ihnen welche zu. Es war lustig, zu sehen, wie sie einander stießen, um das Geld aufzuraffen. Sie bezeigten dem Geber ihre Erkenntlichkeit, und gaben ihm durch Zeichen ihren Wunsch zu erkennen, daß die Braut für ihn und nicht für den Buckligen bestimmt sein möchte. Die Frauen, welche sie umgaben, sagten ihm dasselbe und kümmerten sich nicht, ob der Bucklige sie hörte, welchem sie zur Belustigung aller Zuschauer tausend Possen spielten.

Als die Feierlichkeit des Kleiderwechselns vorüber war, hörten die Musiker auf zu spielen und entfernten sich, indem sie dem Bedreddin ein Zeichen gaben, daß er bleiben möchte. Die Frauen thaten dasselbe, indem sie mit allen nicht zum Hause Gehörigen den Saal verließen. Die Braut ging in ein Kabinet, wohin ihr die Frauen folgten, um sie zu entkleiden, und es blieb niemand in dem Saal, als der bucklige Stallknecht, Bedreddin-Hassan und einige Diener. Der Bucklige, der auf Bedreddin, weil

er ihm so im Wege stand, wütend war, sah ihn von der Seite an und sagte zu ihm: „Und du, worauf wartest du? Warum entfernst du dich nicht, wie die andern?" Da Bedreddin keinen Vorwand hatte, um zu bleiben, ging er, ziemlich verlegen, von dannen; aber er war noch nicht außerhalb des Vorhofes, als der Geist und die Fee sich ihm zeigten und ihn aufhielten. „Wohin gehst du?" sagte der Geist zu ihm. — „Bleib; der Bucklige ist nicht mehr in dem Saale, er hat ihn, eines Bedürfnisses wegen, verlassen; du kannst ohne weiteres dahin zurückkehren und dich in das Zimmer der Braut begeben. Sobald du mit ihr allein bist, sage ihr dreist, daß du ihr Bräutigam bist; daß der Sultan sich bloß mit dem Buckligen einen Scherz habe machen wollen, und daß du zur Vergütigung dieses vorgeblichen Bräutigams, ihm in seinem Stalle eine gute Schüssel mit Sahne habest geben lassen. Sag' ihr darüber alles, was dir eben einfallen wird, um sie zu überzeugen. So wie du da bist, wird das nicht schwer sein, und sie wird sich sehr über die angenehme Täuschung freuen. Inzwischen werden wir dafür sorgen, daß der Bucklige nicht zurückkehre und dich hindere, die Nacht mit deiner Gattin zuzubringen; denn sie ist die deine und nicht die seinige."

Während der Geist dem Bedreddin auf solche Weise Muth einflößte und ihn über das, was er zu thun hätte, belehrte, war der Bucklige wirklich aus dem Saale gegangen. Der Geist ging ihm nach, nahm die Gestalt einer großen schwarzen Katze an, und begann auf eine gräuliche Weise zu mauzen. Der Bucklige schrie auf die Katze los und klatschte in die Hände, um sie zu verjagen; aber die Katze, statt zu fliehen, setzte sich auf die Hinterbeine, ließ ihre Augen flammen und sah den Buckligen noch stolzer an als vorher, indem sie zu der Größe eines Eselfüllens anwuchs. Jetzt wollte der Bucklige um Hülfe schreien, aber die Angst hatte ihn so ergriffen, daß er mit offenem Maule stehen blieb, ohne ein Wort hervor-

bringen zu können. Um ihm keine Ruhe zu lassen, verwandelte sich der Geist augenblicklich in einen gewaltigen Büffel, und rief ihm in dieser Gestalt, mit einer seine Furcht verdoppelnden Stimme zu: „Nichtswürdiger Buckliger!“ Bei diesen Worten fiel der erschrockene Stallknecht auf das Pflaster nieder, verhüllte sich den Kopf mit seinem Gewande, um das schreckliche Thier nicht zu sehen, und erwiederte ihm zitternd: „Mächtiger Fürst der Büffel, was willst du von mir?“ — „Unglück treffe dich,“ versetzte der Geist, „dich, der du so verwegen bist und es wagst, dich mit meiner Geliebten zu verheirathen.“ — „Ach, Herr,“ sagte der Bucklige, „ich bitte dich, mir zu verzeihen: wenn ich strafbar bin, so bin ich es nur aus Unwissenheit, denn ich wußte nicht, daß die Schöne einen Büffel zum Liebhaber hatte. Befehlt mir, was ihr wollt, ich schwöre euch, daß ich bereit bin euch zu gehorchen.“ — „Du bist des Todes,“ erwiederte der Geist, „wenn du dich vom Flecke rührst, oder bis zum Sonnenaufgange nicht ganz still schweigst; sprichst du nur ein Wörtchen, so schlage ich dir den Kopf entzwei! Alsdann erlaube ich dir, das Haus zu verlassen; aber ich befehle dir, schnell zu gehen, ohne dich umzusehen, und wenn du so keck bist umzukehren, kostet es dir das Leben.“ Nach diesen Worten verwandelte sich der Geist in einen Menschen, ergriff den Buckligen bei den Füßen, und nachdem er ihn kopfunten an die Mauer gestellt hatte, fügte er hinzu: „Wenn du dich rührst, ehe die Sonne aufgegangen ist, wie ich dir schon gesagt habe, so packe ich dich bei den Füßen und zerschmettere dir an dieser Mauer den Kopf in tausend Stücke.“

Um wieder auf Bedreddin-Hassan zu kommen, der durch den Geist und die Gegenwart der Fee Muth bekommen hatte, so war er in den Saal zurückgekehrt und in die Hochzeitkammer gegangen, woselbst er sich, den Erfolg seines Abenteuers erwartend, niedersetzte. Nach Verlauf einiger Zeit kam die Braut, von einer Alten gelei-

tet, die an der Thüre stehen blieb und den Bräutigam ermahnte, seine Pflicht gut zu erfüllen, ohne darauf zu achten, ob es der Bucklige, oder ein Anderer wäre; worauf sie die Thüre zumachte und sich entfernte.

Die junge Braut war sehr erstaunt, anstatt des Buckligen, den Bedreddin-Hassan zu sehen, der sich ihr auf die anmuthigste Weise von der Welt vorstellte. „Wie," sagte sie zu ihm, „ihr seid zu dieser Stunde hier? Ihr müßt also wohl ein Genosse meines Bräutigams sein?" — „Nein, schöne Braut," erwiederte Bedreddin, „ich bin von anderem Stande, als dieser nichtswürdige Bucklige." — „Aber," entgegnete sie, „ihr bedenkt nicht, daß ihr schlecht von meinem Gatten sprecht." — „Er, euer Gatte!" versetzte er, „könnt ihr diesen Gedanken so lange hegen? Laßt euren Irrthum fahren! So viele Schönheiten sollen nicht dem verächtlichsten aller Menschen aufgeopfert werden. Ich bin der glückliche Sterbliche, dem sie aufbewahrt sind. Der Sultan hat sich nur damit belustigt, dem Wesyre, eurem Vater, diesen Streich zu spielen, und hat mich zu eurem wahren Gatten erkoren. Ihr konntet ja wohl bemerken, wie die Damen, die Musiker, die Tänzer, eure Frauen, und alle Leute aus eurem Hause sich an dieser Komödie ergötzt haben. Wir haben den elenden Buckligen fortgeschickt, der in seinem Stalle eine Schüssel Sahne verzehrt, und ihr könnt darauf rechnen, daß er nie wieder vor euren schönen Augen erscheinen wird."

Bei diesen Worten veränderte sich das Gesicht der Tochter des Wesyrs, die mehr todt als lebendig in die Hochzeitkammer getreten war, und sie nahm eine freundliche Miene an, welche sie so verschönte, daß Bedreddin davon bezaubert war. „Ich erwartete keine so angenehme Ueberraschung, und ich hatte mich schon dazu verdammt, den ganzen Ueberrest meines Lebens unglücklich zu sein. Aber mein Glück ist um so größer, da ich in euch einen meiner Zärtlichkeit würdigen Gatten besitzen werde." Indem sie dies sagte, zog sie sich vollends aus und legte sich

ins Bett. Bedreddin-Hassan, entzückt, sich als den Besitzer so vieler Reize zu sehen, entkleidete sich schnell. Er legte sein Kleid auf einen Stuhl und auf den Beutel, den ihm der Jude gegeben hatte und der noch voll war, ungeachtet alles dessen, was er herausgenommen. Er nahm seinen Turban ab, um einen für die Nacht und für den Buckligen bestimmten, aufzusetzen, und legte sich im Hemde und in Unterkleidern [25]) nieder, welche letzten von blauem Atlas und mit einem goldgestickten Bande festgebunden waren; und in diesem Zustand entschliefen sie, wie der Dichter sagt:

„Begib dich zu der, die du liebst, und verachte das Gerede der Neider; denn nie wird der Neider dem Liebenden behülflich sein."

„Man kann doch wahrlich keinen schöneren Anblick haben, als zwei sich umarmende Liebende auf Einem Bette schlafen zu sehen."

„Nichts vermag zwei liebende Herzen zu trennen; und wollten es Leute versuchen, so wäre es, als schlügen sie auf kaltes Eisen."

„Wenn du in deinem Leben ein liebendes und dir geneigtes Wesen antriffst, so hast du dein schönstes Ziel erreicht: aber wo ist dieses Wesen?"

„Scheltet daher nicht die Liebenden; ihr könnt eben so wenig aus ihrem Herzen die Liebe verbannen, als die Bosheit aus dem Herzen der Bösen."

Einhundert und achte Nacht.

„Als die beiden Liebenden eingeschlafen waren," fuhr der Groß-Wesyr Giafar fort, „sagte der Geist, der sich wieder zur Fee begeben hatte, zu dieser, daß es Zeit wäre zu vollenden, was sie so glücklich angefangen und so weit geleitet hätten. Lassen wir uns nicht von dem Tage über-

raschen, der bald anbrechen wird; geht und entführet den Jüngling, ohne ihn aufzuwecken."

Die Fee begab sich in die Kammer der in tiefen Schlaf versunkenen Liebenden, entführte Bedreddin-Hassan in dem Zustande, in welchem er sich befand, das heißt, im Hemde und in Unterbeinkleidern, und flog in wunderbarer Schnelle mit dem Geiste bis an das Thor von Damaskus in Syrien, woselbst sie gerade zu der Zeit anlangten, als die zu solcher Verrichtung bestimmten Diener der Moscheen das Volk mit lauter Stimme zum frühen Morgengebete riefen. Die Fee legte nahe am Thore den Bedreddin sanft auf die Erde, und entfernte sich mit dem Geiste.

Man öffnete das Stadtthor, und die Leute, die sich schon in großer Anzahl versammelt hatten, um hinauszugehen, waren höchlich erstaunt, Bedreddin-Hassan im Hemde und in Unterbeinkleidern auf der Erde liegen zu sehen. Der Eine sagte: „Er ist so eilig gewesen von seinem Schätzchen zu gehen, daß er nicht Zeit gehabt hat, sich anzukleiden." „Da sehe man," sagte der Andere, „welchen Unfällen man ausgesetzt ist; er hat wahrscheinlich einen guten Theil der Nacht damit zugebracht, mit seinen Freunden zu zechen; er wird sich betrunken haben, eines Bedürfnisses wegen herausgegangen sein, und statt wieder hineinzugehen, wird er bis hieher gekommen sein, ohne zu wissen, wie, und der Schlaf wird sich seiner bemächtigt haben." Andere sagten Anderes, und niemand konnte errathen, durch welches Abenteuer er sich dort befand. Ein leises Lüftchen, welches zu wehen begann, erhub sein Hemde und ließ seine Brust sehen, die weißer als Schnee war. Sie waren alle so von dieser Weiße überrascht, daß sie einen Schrei des Erstaunens ausstießen, der den jungen Mann erweckte. Er staunte nicht weniger, sich am Thore einer Stadt, wohin er niemals gekommen war, und von einer Menge ihn aufmerksam betrachtender Leute umgeben zu sehen. „Ihr Herren," sagte er zu ihnen, „seid so gut

nur zu sagen, wo ich bin und was ihr von mir wollt?' Einer nahm das Wort und erwiederte ihm: „Junger Mann, so eben ist das Thor dieser Stadt geöffnet worden, und als wir herauskamen, fanden wir euch, so wie ihr hier liegt. Wir blieben stehen, um euch zu betrachten. Habt ihr hier die Nacht zugebracht? Und wißt ihr wohl, daß ihr euch an einem Thore von Damaskus befindet?" — „An einem Thore von Damaskus?" erwiederte Bedreddin, „ihr spottet meiner: als ich mich diese Nacht niederlegte, war ich in Kahiro." Bei diesen Worten sagten einige, von Mitleid gerührt, es wäre Schade, daß ein so wohlgebildeter junger Mann den Verstand verloren hätte, und gingen ihres Weges.

„Mein Sohn," sagte ein guter alter Mann zu ihm, „ihr bedenkt nicht, was ihr sprecht; wie hättet ihr gestern Abend in Kahiro sein können, da ihr diesen Morgen in Damaskus seid? das ist nicht möglich." — „Und doch ist es gewiß," versetzte Bedreddin, „und ich kann euch sogar zuschwören, daß ich den ganzen gestrigen Tag in Balsora zugebracht habe." Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als ein allgemeines Gelächter entstand und alle ausriefen: ‚Er ist ein Narr, er ist ein Narr!" Einige beklagten ihn jedoch, wegen seiner Jugend, und einer von diesen sagte zu ihm: „Mein Sohn, ihr müßt den Verstand verloren haben, ihr bedenkt nicht, was ihr sprecht: ist es möglich, daß ein Mensch den Tag über in Balsora, die Nacht über in Kahiro, und am andern Morgen in Damaskus sei? Ihr seid vermuthlich noch schlaftrunken! Ermuntert euern Geist." — „Was ich sage," entgegnete Hassan, „ist so wahrhaft, daß ich gestern Abend in Kahiro verheirathet worden bin." Alle diejenigen, welche vorher gelacht hatten, verdoppelten nun ihr Gelächter. „Nehmt euch wohl in Acht," sagte dieselbe Person, welche eben zu ihm gesprochen hatte, „ihr müßt das Alles geträumt haben, und die Täuschung ist euch geblieben." — „Ich weiß wohl, was ich sage," erwiederte der junge Mann: „sagt selbst,

wie es möglich ist, daß ich im Traum nach Kahiro kam, wo ich nach meiner festen Ueberzeugung wirklich gewesen bin, wo man siebenmal meine Gattin, immer neu gekleidet, vor mich geführt hat, und wo ich einen Buckligen gesehen habe, den man ihr zum Manne geben wollte? Sagt mir nur, was aus meinem Kleide, meinem Turban und meinem Beutel mit Zechinen geworden ist?"

Obgleich er versicherte, daß alle diese Dinge wirklich waren, so lachten die Zuhörer nur darüber; was ihn so beunruhigte, daß er selbst nicht mehr wußte, was er von allem dem, das ihm begegnet war, denken sollte.

Der Tag, der Schachriars Gemach zu erleuchten begann, legte Scheherasaden Stillschweigen auf, die in der nächsten Nacht ihre Geschichte folgendermaßen fortsetzte:

Einhundert und neunte Nacht.

„Herr," fuhr der Wesyr Giafar fort, „da Bedreddin-Hassan nicht abließ, zu behaupten, daß alles, was er gesagt hätte, wahr wäre, stand er auf, um in die Stadt zu gehen, und Alles lief ihm nach und schrie: „Er ist ein Narr! er ist ein Narr!" Bei diesem Geschrei sahen einige aus dem Fenster, Andere traten an ihre Hausthüren, und noch Andere gesellten sich zu denen, die Bedreddin umgaben, und schrieen gleich diesen: „Er ist ein Narr!" ohne jedoch zu wissen, wovon eigentlich die Rede wäre. Der junge Mann gelangte in das Haus eines Pastetenbäckers, der seinen Laden öffnete, und ging da hinein, um sich dem Verhöhnen des ihm folgenden Volks zu entziehen.

Dieser Pastetenbäcker war einst das Oberhaupt eines Trupps streifender Araber gewesen, welche die Karavanen beraubten, und obgleich er sich in Damaskus niedergelassen hatte, wo er keine Veranlassung zu einer Klage gegen ihn gab, so fürchteten ihn doch alle, die ihn kannten. Deshalb bedurfte es nur seines Blickes auf die Bedreddin

umgebende Menge, um diese zu zerstreuen. Da der Pastetenbäcker sich mit dem jungen Manne allein sah, fragte er ihn um manches: wer er wäre, und wie er nach Damaskus gekommen. Bedreddin-Hassan verschwieg ihm weder seine Geburt, noch den Tod des Wesyrs, seines Vaters; er erzählte ihm sodann, auf welche Weise er aus Balsora gekommen, und wie er sich, nachdem er in der verflossenen Nacht auf dem Grabe seines Vaters eingeschlafen wäre, bei seinem Erwachen in Kahiro befunden, und daselbst ein Fräulein geheirathet hätte. Zuletzt bezeigte er ihm sein Erstaunen, sich in Damaskus zu sehen, ohne alle diese Wunder begreifen zu können.

„Eure Geschichte ist eine der erstaunlichsten," sagte der Pastetenbäcker zu ihm; „aber wenn ihr meinem Rathe folgen wollt, so vertraut niemand die Dinge an, die ihr mir so eben mitgetheilt habt, und harret geduldig, bis es dem Himmel gefällt, die Unfälle, über welche er euch betrübt zu sein erlaubt, zu beenden. Ihr könnt bis dahin bei mir bleiben, und da ich keine Kinder habe, bin ich bereit, euch, wenn ihr darein willigt, als meinen Sohn anzuerkennen. Wenn dies geschehen ist, könnt ihr frei durch die Stadt gehen, und werdet den Beleidigungen des Pöbels nicht mehr ausgesetzt sein."

Obgleich diese Ankündigung dem Sohne eines Groß-Wesyrs eben keine Ehre machte, so nahm Bedreddin doch den Vorschlag des Pastetenbäckers an, da er glaubte, in seiner Lage und in seinen Glücksumständen nichts Besseres thun zu können. Der Pastetenbäcker ließ ihn kleiden, nahm Zeugen und erklärte vor dem Kadi, daß er ihn als seinen Sohn anerkenne; worauf Bedreddin unter dem bloßen Namen Hassan bei ihm blieb und die Pastetenbäckerei erlernte.

Während sich dieses in Damaskus zutrug, erwachte die Tochter des Schemseddin Mohammed, und da sie Bedreddin nicht an ihrer Seite fand, glaubte sie, er wäre aufgestanden, ohne sie in ihrer Ruhe stören zu wollen,

und würde bald wiederkommen. Sie erwartete seine Rückkehr, als der Wesyr Schemseddin Mohammed, ihr Vater, lebhaft von dem Schimpf ergriffen, den er vom Sultan von Aegypten erlitten zu haben glaubte, an der Thüre ihres Gemachs klopfte, mit dem Vorsatze, ihr trauriges Geschick mit ihr zu beweinen. Er rief sie bei ihrem Namen, und sie hatte kaum seine Stimme gehört, als sie aufstand und ihm die Thüre öffnete. Sie küßte ihm die Hand und empfing ihn mit so vergnügtem Antlitze, daß der Wesyr, der sie in Thränen schwimmend und eben so betrübt wie sich selbst zu finden erwartete, ausnehmend überrascht war. „Unglückliche," sagte er zornig zu ihr, „so erscheinst du vor mir? Kannst du, nach dem schrecklichen Opfer, welches du gebracht hast, mich mit einem so zufriedenen Gesichte empfangen?"

Einhundert und zehnte Nacht.

„Als die Neuvermählte sah," fuhr Giafar fort, „wie ihr Vater die Freude, welche sie blicken ließ, ihr zum Vorwurfe machte, sagte sie zu ihm: „Macht mir, Herr, ich bitte euch, keinen so ungerechten Vorwurf; nicht der Bucklige, den ich mehr als den Tod verabscheue, nicht dieses Ungeheuer habe ich geheirathet. Der ist von Allen so in Verwirrung gebracht worden, daß er sich gezwungen sah, sich zu verbergen und einem reizenden Jünglinge Platz zu machen, der nun wirklich mein Mann ist." „Was für ein Mährchen erzählst du mir?" fuhr Schemseddin Mohammed heftig auf. „Wie? der Bucklige hat diese Nacht nicht bei dir geschlafen?" — „Nein, Herr," antwortete sie, „es hat niemand bei mir geschlafen, als der Jüngling, von welchem ich spreche, der große Augen und große schwarze Augenbrauen hat." Bei diesen Worten verlor der Wesyr die Geduld und gerieth in wüthenden Zorn gegen seine Tochter. „Ha, du Abscheuliche," sagte

er zu ihr, „willst du mir durch deine Reden den Verstand verwirren?“ — „Ihr, mein Vater,“ versetzte sie, „ihr verwirret mir den Verstand durch euren Unglauben.“ — „Es ist also nicht wahr,“ versetzte der Wesyr, „daß der Bucklige....“ — „Ach, lassen wir den Buckligen,“ erwiederte sie schnell. „Vermaledeit sei der Bucklige! Muß ich immer von dem Buckligen reden hören? Ich wiederhole es euch, mein Vater,“ fügte sie hinzu, „ich habe die Nacht nicht mit dem Buckligen, sondern mit dem Gatten zugebracht, von welchem ich euch erzählt habe und der nicht weit sein kann.“

Schemseddin Mohammed ging hinaus, um ihn zu holen, aber statt ihn zu treffen, war er nicht wenig verwundert, den Buckligen zu finden, der noch so, wie der Geist ihn hingestellt hatte, auf dem Kopfe stand. „Was soll das heißen?“ sagte er zu ihm. „Wer hat dich in diesen Zustand versetzt?“ Der Bucklige, der den Wesyr erkannte, erwiederte ihm: „Aha, ihr wollet mir also das Schätzchen eines Büffels, die Geliebte eines nichtswürdigen Geistes zur Frau geben? O, ich werde nicht euer Narr sein und mich von euch anführen lassen.“

Einhundert und eilfte Nacht.

Schemseddin Mohammed glaubte, daß der Bucklige wahnsinnig wäre, indem er ihn so sprechen hörte, und sagte zu ihm: „Fort von da, stelle dich auf deine Füße.“ „Davor werde ich mich wohl hüten,“ versetzte der Bucklige, „wenn nicht wenigstens die Sonne aufgegangen ist. Als ich gestern Abend hieher kam, erschien mir auf einmal zuerst eine schwarze Katze, die nach und nach so groß wie ein Büffel wurde, und ich habe nicht vergessen, was der mir gesagt hat. Darum geht an eure Geschäfte und laßt mich hier.“ Der Wesyr, statt sich zu entfernen, packte den Buckligen bei den Beinen, und nöthigte ihn aufrecht

zu stehen. Als dies geschehen war, rannte der Bucklige aus Leibeskräften, ohne sich umzusehen, in den Palast des Sultans von Aegypten, ließ sich vor diesen führen, und belustigte ihn sehr, indem er ihm die vom Geist erlittene Behandlung erzählte.

Schemseddin Mohammed ging in das Zimmer seiner Tochter zurück, erstaunter und ungewisser, als vorher, über das, was er zu wissen verlangte. „Nun, meine getäuschte Tochter, kannst du mich nicht noch mehr über ein Abenteuer aufklären, das mich bestürzt und verworren macht?" — „Herr," entgegnete sie, „ich weiß euch weiter nichts zu sagen, als was ich heute schon gesagt habe. Doch hier," fügte sie hinzu, „hier liegt das Kleid meines Gatten, welches er auf diesem Stuhle gelassen hat; vielleicht kann es euch die gewünschte Aufklärung ertheilen." Indem sie diese Worte sprach, überreichte sie den Turban Bedreddins dem Wesyr, der ihn nahm und der, nachdem er ihn von allen Seiten aufmerksam betrachtet hatte, sagte: „Ich würde ihn für den Turban eines Wesyrs halten, wenn er nicht nach der Mode von Mussul wäre." Da er jedoch gewahrte, daß zwischen dem Stoff und dem Futter etwas eingenäht war, so verlangte er eine Scheere, und fand, nachdem er die Stelle aufgetrennt hatte, ein zusammengefaltetes Papier. Es war das Heft, welches Nureddin-Ali auf dem Todtenbette seinem Sohne Bedreddin gegeben hatte, der es zu besserer Bewahrung auf solche Weise verbarg. Als Schemseddin Mohammed das Heft geöffnet hatte, erkannte er die Handschrift seines Bruders Nureddin-Ali und las den Titel: Für meinen Sohn Bedreddin-Hassan. Ehe er hierüber seine Betrachtungen anstellen konnte, gab ihm seine Tochter den Beutel in seine Hände, den sie unter dem Kleide gefunden hatte. Er öffnete auch diesen, und er war, wie ich schon gesagt habe, mit Zechinen angefüllt; denn ungeachtet der großen Geschenke, welche Bedreddin-Hassan ausgetheilt hatte, war er durch die Sorgfalt des Geistes und

der Fee immer voll geblieben. Er las folgende Worte auf dem an den Beutel gebundenen Zettel: Tausend dem Juden Isaak gehörige Zeckinen, und darunter das, was er, ehe er von Hassan wegging, geschrieben hatte: Dem Bedreddin-Hassan dafür gegeben, daß er mir das erste der in unserm Hafen landenden Schiffe überläßt, welche seinem Vater glückseligen Andenkens gehört haben. Kaum hatte er dies gelesen, als er nach einem lauten Schrei in Ohnmacht fiel.

Einhundert und zwölfte Nacht.

Da der Wesyr Schemseddin Mohammed durch die Hülfe seiner Tochter und von ihr herbeigerufener Frauen aus seiner Ohnmacht erwacht war, sagte er: „Meine Tochter, wundere dich nicht über den Zufall, der mir so eben begegnet ist: seine Ursache ist von der Art, daß du sie kaum begreifen wirst. Der Gatte, welcher die Nacht mit dir zugebracht hat, ist dein Vetter, der Sohn des Nureddin-Ali. Die tausend Zeckinen, welche ich in diesem Beutel fand, erinnern mich an einen Streit, den ich mit diesem theuren Bruder hatte; ohne Zweifel ist es das dir bestimmte Brautgeschenk. Gott sei für alle Dinge gelobt und ganz besonders für dieses wunderbare Abenteuer, welches so deutlich seine Macht bewährt." Er betrachtete hierauf die Handschrift seines Bruders und küßte sie mehrmals, indem er häufige Thränen vergoß. „Warum kann ich nicht," rief er aus, „eben so wie ich diese Züge sehe, die mir so viel Freude verursachen, meinen Bruder selbst sehen und mich mit ihm versöhnen!" Er sagte sodann folgende Verse her:

„Ich sehe seine Spuren, bei ihrem Anblicke schmelze ich vor Sehnsucht, und über seinen unbekannten Aufenthalt vergieße ich Thränen."

„Ich bitte den, der mich durch seine Trennung von mir geprüft hat, er möge mich durch seine Rückkehr beglücken."

Er las das Heft von einem Ende zum andern, und fand darin die Tage der Ankunft seines Bruders in Balsora, seiner Verheirathung und der Geburt des Bedreddin-Hassan; und als er mit diesen Tagen diejenigen seiner Verheirathung und der Geburt seiner Tochter in Kahiro verglichen hatte, verwunderte er sich über ihre Uebereinstimmung; und da er nun bedachte, daß sein Neffe sein Schwiegersohn wäre, überließ er sich gänzlich der Freude. Er nahm das Heft und den am Beutel befestigten Zettel, und ging, sie dem Sultan zu zeigen, der ihm das Vergangene vergab und über die Erzählung dieser Geschichte so erfreut war, daß er sie umständlich aufzeichnen ließ, um sie auf die Nachwelt zu bringen.

Der Wesyr Schemseddin Mohammed konnte jedoch nicht begreifen, warum sein Neffe verschwunden wäre, hoffte aber, ihn jeden Augenblick kommen zu sehen, und erwartete ihn mit der größten Ungeduld, um ihn zu umarmen. Nachdem er ihn sieben Tage lang vergeblich erwartet hatte, ließ er ihn durch ganz Kahiro suchen, konnte jedoch, aller Nachforschungen ungeachtet, nichts von ihm erfahren. Das beunruhigte ihn sehr. „Dies ist," sagte er, „ein sehr seltsames Abenteuer; niemals hat jemand ein gleiches erlebt."

Ungewiß, was sich in der Folge noch ereignen könnte, hielt er es für nöthig, den damaligen Zustand seines Hauses aufzuschreiben, nächstdem, wie es bei der Hochzeit zugegangen, und wie der Saal und das Zimmer seiner Tochter eingerichtet waren. Auch machte er ein Packet aus dem Turban, dem Beutel und den übrigen Kleidungsstücken des Bedreddin, und verschloß es.

Einhundert und dreizehnte Nacht.

Nach Verlauf einiger Tage fühlte die Tochter des Wesirs Schemseddin Mohammed, daß sie schwanger wäre, und wirklich kam sie nach neun Monaten mit einem Knaben nieder. Man gab dem Kinde eine Amme und andre Frauen und Sklaven zu seiner Bedienung, und nannte ihn Agib [26]).

Als der junge Agib das Alter von sieben Jahren erreicht hatte, schickte ihn der Wesir Schemseddin Mohammed, statt ihn zu Hause im Lesen unterrichten zu lassen, in eine Schule zu einem Lehrer, der einen großen Ruf hatte, und zwei Sklaven mußten ihn täglich hin und zurück begleiten. Agib spielte mit seinen Schulgesellen. Da sie alle von niedrigerem Stande waren, als er, so hatten sie viel Nachgiebigkeit gegen ihn, und sie richteten sich hierin nach ihrem Schulmeister, der dem Agib viele Sachen durchließ, die er ihnen nicht verzieh. Diese blinde Gefälligkeit, die man gegen Agib hatte, verdarb ihn; er wurde stolz und unverschämt, wollte, daß seine Gesellen alles von ihm leiden sollten, und litt doch nicht das geringste von ihnen. Er befahl überall; und wenn einer so dreist war, sich seinem Willen zu widersetzen, sagte er ihm tausend Beleidigungen und trieb es selbst bis zu Schlägen. Kurz, er machte sich allen Schülern unerträglich, die sich über ihn beim Schulmeister beklagten. Anfangs ermahnte er sie, Geduld zu haben; da er aber sah, daß sie dadurch die Ungeduld des Agib nur noch mehr reizten, und da er selbst der Plage, die der Knabe ihm machte, müde war, sagte er zu den Schülern: „Meine Kinder, ich sehe wohl, daß Agib ein kleiner Unverschämter ist; ich will euch ein Mittel lehren, ihn so zu kränken, daß er euch nicht mehr plagen wird; ich glaube sogar, er wird nicht wieder in die Schule kommen. Wenn er morgen kömmt und ihr mit einander spielen wollt, so stellt euch um ihn her, und Einer von Euch sage ganz laut: „Wir

„wollen spielen; aber unter der Bedingung, daß jeder von „uns seinen und seiner Aeltern Namen nenne. Wir wer„den die, welche sich dessen weigern, als Bastarde betrach„ten, und nicht leiden, daß sie mit uns spielen."

Der Schulmeister gab ihnen zu verstehen, in welche Verlegenheit sie den Agib durch dieses Verfahren setzen würden, und sie gingen voll Freude nach Hause.

Als sie am folgenden Tage alle beisammen waren, unterließen sie nicht zu thun, was ihr Lehrer sie gelehrt hatte; sie umgaben den Agib, und Einer nahm das Wort und sagte ganz laut: „Wir wollen ein Spiel spielen; aber unter der Bedingung, daß der, welcher seinen und seiner Aeltern Namen nicht nennen kann, nicht mitspielen darf." Sie antworteten alle, und auch Agib, daß sie darein willigten. Hierauf fragte der, welcher gesprochen hatte, einen nach dem andern, und alle genügten der Bedingung, ausgenommen Agib, welcher erwiederte: „Ich heiße Agib, meine Mutter heißt Dame der Schönheit, und mein Vater Schemseddin Mohammed, Wesyr des Sultans."

Bei diesen Worten riefen alle Knaben: „Agib, was sagst du? Das ist ja nicht der Name deines Vaters, sondern deines Großvaters." — „Gott verdamme euch!" rief er zornig aus. „Wie? Ihr wagt es zu sagen, daß der Wesyr Schemseddin Mohammed nicht mein Vater sei?" Die Schüler versetzten mit großem Gelächter: „Nein, nein, er ist nur dein Großvater, und du darfst nicht mit uns spielen; wir werden uns sogar hüten, dir nahe zu kommen."

Indem sie dies sagten, entfernten sie sich spottend von ihm, und fuhren fort, unter einander zu lachen. Agib war durch ihre Spöttereien sehr gekränkt, und fing an zu weinen.

Der Schulmeister, der auf der Lauer stand und alles gehört hatte, kam nun zum Vorschein, und sagte zu Agib: „Weißt du noch nicht, daß der Wesyr Schems-

eddin Mohammed nicht dein Vater ist? Er ist dein Großvater, Vater deiner Mutter, Dame der Schönheit. Wir wissen eben so wenig als du den Namen deines Vaters. Wir wissen nur, daß der Sultan deine Mutter mit einem seiner Stallknechte, der bucklig war, hat verheirathen wollen, daß aber ein Geist bei ihr schlief. Das ist verdrießlich für dich, und muß dich lehren, deine Gefährten mit weniger Stolz, als du bisher gethan hast, zu behandeln."

Einhundert und vierzehnte Nacht.

Der kleine Agib, durch die Spottreden seiner Schulgesellen verletzt, eilte weinend aus der Schule nach Hause. Er ging sogleich in das Zimmer seiner Mutter, Dame der Schönheit, welche, bestürzt, ihn so betrübt zu sehen, ihn eifrig um die Ursache seines Kummers fragte. Er konnte nur durch Worte, welche von Schluchzen unterbrochen waren, antworten, so sehr war er von Schmerz niedergedrückt; und erst nach mehrfachem Wiederansetzen konnte er die kränkende Ursache seiner Betrübniß erzählen. Als er damit zu Ende war, fügte er noch hinzu: „Um Gottes Willen, Mutter, sei so gut und sage mir, wer mein Vater ist." — „Mein Sohn," erwiederte sie, „dein Vater ist der Wesyr Schemseddin Mohammed, der dich täglich umarmt." — „Du sagst mir nicht die Wahrheit," versetzte er, „er ist nicht mein Vater, er ist der deine. Aber ich, wessen Sohn bin ich?"

Da sich Dame der Schönheit bei dieser Frage ihre, eine so lange Wittwenschaft nach sich ziehende Hochzeitnacht in ihr Gedächtniß zurückrief, fing sie an, Thränen zu vergießen, indem sie bitterlich den Verlust eines so liebenswürdigen Gatten, wie Bedreddin, bedauerte, und folgende Verse sprach:

„Sie haben die Liebe in meinem Herzen rege gemacht, und sind dann davon gegangen; im Hause

befinden sich nicht mehr diejenigen, welche ich liebe."

„Die Besuchenden sind fern, und hin ist auch meine Geduld und meine Kraft, dies Unglück zu ertragen."

„Mein Glück und meine Freuden haben sie mit fortgenommen, und nur Thränen über ihre Trennung haben sie mir gelassen."

„O ihr, deren Andenken mein Oberkleid ausmacht, so wie eure Liebe das Gewand ist, welches meinen Leib unmittelbar berührt:"

„Gibt es denn für den Sklaven eurer Liebe kein Lösegeld, oder für den wegen eurer Entfernung fast Leblosen kein Erbarmen?"

„Ach, wie lange wird eure Abwesenheit noch dauern, wie lange eure Rückkehr sich verzögern?"

Während nun Dame der Schönheit auf der einen, und Agib auf der andern Seite weinte, trat der Wesyr Schemseddin Mohammed ins Zimmer und wollte die Ursache ihrer Betrübniß wissen. Dame der Schönheit theilte sie ihm mit, und erzählte ihm die dem Agib in der Schule widerfahrene Kränkung. Diese Erzählung rührte den Wesyr lebhaft; er schloß daraus, daß alle Welt die Unehre seiner Tochter beschwatzte, und gerieth darüber in Verzweiflung.

Von diesem grausamen Gedanken ergriffen, ging er zum Sultan, warf sich vor ihm nieder, und bat ihn sehr demüthig um die Erlaubniß zu einer Reise in die östlichen Länder, und besonders nach Balsora, um seinen Neffen Bedreddin-Hassan aufzusuchen, da er den Gedanken nicht ertragen könnte, daß man in der Stadt glaubte, ein Geist hätte bei seiner Tochter Dame der Schönheit geschlafen.

Der Sultan ging in den Kummer des Wesyrs ein, billigte seinen Entschluß, und gab ihm die Erlaubniß ihn auszuführen; er ließ ihm sogar einen offenen Brief ausfertigen, worin er in den verbindlichsten Ausdrücken die

Fürsten und Herren der Orte, an welchen sich Bedreddin befinden könnte, bat, darein zu willigen, daß ihn der Wesyr mit sich nähme.

Schemseddin Mohammed fand keine Worte, die kräftig genug waren, um dem Sultan würdig für die ihm erwiesene Güte zu danken. Er begnügte sich damit, daß er sich mehrmals vor dem Sultan niederwarf; aber die Thränen, welche aus seinen Augen flossen, bezeugten hinlänglich seine Erkenntlichkeit. Endlich nahm er Abschied vom Sultan, nachdem er ihm alles mögliche Glück gewünscht hatte.

Als er nach Hause gekommen war, dachte er nur daran, zu seiner Abreise alles Nöthige vorzubereiten. Diese Vorbereitungen wurden so eilig betrieben, daß er nach vier Tagen mit seiner Tochter Dame der Schönheit, und mit seinem Enkel Agib abreiste.

Einhundert und funfzehnte Nacht.

Schemseddin Mohammed nahm den Weg nach Damaskus mit seiner Tochter, Dame der Schönheit, und mit Agib, seinem Enkel. Sie reisten neunzehn Tage hintereinander, ohne sich aufzuhalten; als sie aber am zwanzigsten auf eine schöne, nicht weit von den Thoren von Damaskus entfernte Wiese gekommen waren, hielten sie an, und ließen ihre Zelte an den Ufern eines Flusses aufschlagen, der durch die Stadt fließt, ihre Umgegend sehr angenehm macht, und worüber ein Dichter sich folgendermaßen ausdrückt:

„Welche glückliche Tage waren die, welche wir in Damaskus zubrachten! Aehnliche werden uns wohl kaum wieder zu Theil werden!"

„Wie anmuthig waren die Nächte, deren Fittige nur sanft über uns schwebten, wie lächelnd die herrlichen Morgen!"

„Wo dichtbelaubte Aeste uns beschatteten, wo das Sonnenlicht, wenn ja der sanfte Zephyr ihm gestattete, durchzudringen, auf dem Boden helle Flecke, gleich Perlen, gestaltete."

„Wo die Vögel laut absangen, was sie auf den Spiegelflächen der Teiche zu lesen schienen, und was der Wind auf diese schrieb, wozu die Wölkchen die nöthigen Punkte hinzufügten."

Der Wesyr Schemseddin Mohammed erklärte, daß er zwei Tage an diesem angenehmen Orte verweilen, und am dritten seine Reise fortsetzen wollte. Doch erlaubte er den Leuten aus seinem Gefolge nach Damaskus zu gehen. Fast alle benutzten diese Erlaubniß, einige aus Neugier, eine Stadt zu sehen, die von welcher sie so vortheilhaft reden gehört hatten, andere, um daselbst Aegyptische Waaren, die sie mitgebracht hatten, zu verhandeln, oder um Stoffe und Seltenheiten des Landes einzukaufen.

Dame der Schönheit, welche wünschte, daß auch ihr Sohn Agib das Vergnügen genießen möchte, sich in dieser berühmten Stadt umzusehen, befahl dem schwarzen Verschnittenen, der dieses Knaben Hofmeister war, ihn dahin zu begleiten, und Sorge zu tragen, daß ihm kein Unfall begegnete.

Agib machte sich, prächtig gekleidet, mit dem Verschnittenen, der in seiner Hand einen großen Stock trug, auf den Weg. Sie waren kaum in die Stadt gekommen, als Agib, der schön wie der Tag war, die Augen aller Welt auf sich zog. Einige kamen aus den Häusern, um ihn näher zu sehen, andere steckten die Köpfe zu den Fenstern hinaus; und die auf den Straßen Vorübergehenden begnügten sich nicht damit, stehen zu bleiben, um ihn zu betrachten, sonden begleiteten ihn noch, um das Vergnügen seines Anblicks länger genießen zu können. Denn seine Schönheit glich der, welche ein Dichter in folgenden Versen beschreibt:

„Sein Athem duftete Bisam, seine Zähne waren

Perlen, seine Wangen Rosen, und sein Speichel war wie der köstlichste Wein."

„Sein Wuchs glich einem schlanken Zweige, seine Hüften einem Paar Hügeln, sein Haar der Nacht, sein Gesicht dem Vollmonde."

Kurz, es war niemand, der ihn nicht bewunderte und der nicht die Aeltern, die ein so schönes Kind in die Welt gesetzt hatten, tausendfach segnete.

Der Verschnittene und der Knabe kamen zufällig an den Laden des Bedreddin-Hassan, und sie sahen sich dort von einem so großen Gedränge umgeben, daß sie genöthigt waren, still zu stehen.

Der Pastetenbäcker, welcher Bedreddin-Hassan an Kindesstatt angenommen hatte, war seit einigen Jahren gestorben und hatte ihm, als seinem Erben, seinen Laden und sein übriges Besitzthum hinterlassen. Bedreddin war also zu dieser Zeit Besitzer des Ladens, und er trieb sein Handwerk als Pastetenbäcker so geschickt, daß er zu Damaskus in großem Rufe stand. Da er nun vor seiner Thüre so viel Leute sah, die den Agib und den Verschnittenen mit vieler Aufmerksamkeit betrachteten, so betrachtete auch er sie.

Einhundert und sechszehnte Nacht.

„Bedreddin-Hassan," fuhr der Wesir fort, „der die Augen vorzüglich auf Agib heftete, fühlte sich sogleich ganz bewegt, ohne zu wissen, warum. Er war nicht, wie das Volk, von der blendenden Schönheit des Knaben ergriffen, seine Unruhe und seine Bewegung hatten eine andere ihm unbekannte Ursache. Es war die Macht des Blutes, die in diesem zärtlichen Vater wirkte, der, seine Geschäfte unterbrechend, sich dem Agib näherte und sehr freundlich zu ihm sagte: „Junger Herr, der mein Herz gewonnen hat, seid so gut, kommt in meinen Laden, und eßt etwas von

meinem Gebäcke, damit ich inzwischen das Vergnügen habe, euch nach Gefallen zu bewundern."

Er sprach diese Worte mit so vieler Zärtlichkeit, daß ihm dabei die Thränen in die Augen traten.

Der kleine Agib war darüber gerührt, und sagte, sich zu dem Verschnittenen wendend: „Dieser gute Mann hat eine Gesichtsbildung, die mir gefällt, und er spricht so liebreich zu mir, daß ich mich nicht enthalten kann, seinen Wunsch zu erfüllen. Wir wollen in seinen Laden gehen und von seinem Backwerke essen." — „Ei wahrhaftig," sagte der Sklave, „das würde sich gut ausnehmen, wenn der Sohn eines Wesyrs, wie ihr, in den Laden eines Pastetenbäckers ginge, um dort zu essen; bildet euch nicht ein, daß ich das leide!" — „Ach, junger Herr," rief nun Bedreddin-Hassan aus, „es ist doch sehr grausam, daß eure Leitung einem Menschen anvertraut ist, der euch mit so vieler Härte behandelt." Hierauf fügte er, sich an den Sklaven wendend, hinzu: „Guter Freund, haltet den jungen Herrn nicht davon ab, mir die erbetene Gunst zu erweisen; thut mir nicht diese Kränkung an. Erzeiget mir lieber die Ehre, mit ihm bei mir einzutreten, — und ihr werdet dadurch zu erkennen geben, daß ihr, obgleich von außen braun, wie die Kastanie, doch von innen, gleich ihr, weiß seid. Wißt ihr wohl," fuhr er fort, „daß ich das Geheimniß besitze, euch, so schwarz wie ihr auch seid, weiß zu machen?" Der Verschnittene fing bei diesen Worten zu lachen an, und fragte Bedreddin, was denn das für ein Geheimniß wäre. „Ich will's euch lehren," erwiederte er. Hierauf sagte er ihm Verse zum Lobe der schwarzen Verschnittenen her, welche besagten, daß durch ihren Dienst die Ehre der Sultane, der Fürsten und aller Großen in Sicherheit wäre. Der Verschnittene war über diese Verse höchlich erfreut, widerstand den Bitten Bedreddins nicht länger, ließ Agib in seinen Laden gehen, und ging selber hinein.

Bedreddin-Hassan fühlte eine außerordentliche Freude

darüber, daß er seinen so lebhaften Wunsch erfüllt sah; und indem er wieder an die unterbrochne Arbeit ging, sagte er: „Ich back eben Sahntorten; ihr müßt so gut sein, welche zu essen; denn meine Mutter, die sie bewundernswürdig gut bäckt, hat mich sie backen gelehrt, und sie werden aus allen Gegenden der Stadt bei mir geholt." Nach diesen Worten zog er eine Sahntorte aus dem Ofen, und nachdem er Zucker und Granatkörner darauf gestreut hatte, setzte er sie dem Agib vor, der sie köstlich fand. Der Verschnittene, dem Bedreddin auch eine vorsetzte, fand sie ebenfalls vortrefflich.

Während sie beide aßen, betrachtete Bedreddin den Agib mit großer Aufmerksamkeit, und weil ihm dabei einfiel, daß er vielleicht einen ähnlichen Sohn von der reizenden Gattin hätte, von welcher er so schnell und so grausam war getrennt worden, so preßte ihm dieser Gedanke einige Thränen aus. Er schickte sich an, den kleinen Agib über die Ursache seiner Reise nach Damaskus zu befragen; aber der Knabe hatte nicht Zeit, seine Neugier zu befriedigen, weil der Verschnittene, der ihn drängte, zu den Zelten seines Großvaters zurückzukehren, ihn fortführte, so bald er gegessen hatte.

Bedreddin-Hassan begnügte sich nicht, ihnen mit dem Auge zu folgen, er machte schnell seinen Laden zu und folgte ihren Schritten.

Einhundert und siebenzehnte Nacht.

Bedreddin-Hassan eilte dem Agib und dem Verschnittenen nach, und holt sie ein, ehe sie an das Stadtthor gelangt waren. Der Verschnittene, der es bemerkte, daß jener ihnen nachfolgte, war sehr erstaunt darüber. „Ihr Ueberlästiger," rief er ihm zornig zu, „was wollt ihr denn?" „Mein lieber Freund," antwortete ihm Bedreddin, „erzürnet euch nicht. Ich habe außerhalb der

Stadt ein kleines Geschäft, dessen ich mich vorhin erinnerte, und das ich in Ordnung bringen muß." Diese Antwort besänftigte den Verschnittenen nicht, der zu Agib sagte: „Siehst du nun, was du mir zugezogen hast. Ich habe es wohl vorausgesehen, daß ich meine Gefälligkeit bereuen würde: du wolltest in den Laden dieses Mannes gehen, und ich bin ein Thor, daß ich dir's erlaubt habe." — „Vielleicht," sagte Agib, „hat er wirklich außerhalb der Stadt ein Geschäft, und die Wege stehen ja jedem offen."

Sie gingen nun Beide, ohne sich umzusehen, bis sie zu den Zelten des Wesyrs gekommen waren, und erst dort wandten sie sich um, um zu sehen, ob Bedreddin ihnen noch immer folgte. Als nun Agib bemerkte, daß er nur zwei Schritte hinter ihnen war, erröthete und erblaßte er abwechselnd, den verschiedenen innern Bewegungen gemäß, die ihn beunruhigten. Er fürchtete, der Wesyr, sein Großvater, möchte erfahren, daß er in dem Laden eines Pastetenbäckers gewesen wäre und daselbst gegessen hätte. In dieser Furcht raffte er einen großen zu seinen Füßen liegenden Stein auf, warf ihn nach Bedreddin, und traf ihn mitten auf die Stirne, so daß sein Gesicht mit Blut bedeckt ward, lief dann aus Leibeskräften weiter, und indem er sich mit dem Verschnittenen unter die Zelte rettete, sagte der letzte dem Bedreddin-Hassan: er sollte sich nicht über dies Unglück beschweren, welches er verdient und sich selber zugezogen hätte.

Bedreddin ging nach der Stadt zurück, indem er mit seiner Schürze, die er nicht abgenommen hatte, das Blut zu stillen suchte. „Es ist Unrecht von mir," sagte er zu sich selbst, „daß ich mein Haus verlassen habe, um diesem Kinde so viel Angst zu machen; denn der Knabe hat mich nur darum auf solche Weise behandelt, weil er glaubte, daß ich irgend etwas Böses mit ihm vorhätte."

Als er zu Hause war, ließ er sich verbinden, tröstete sich über diesen Unfall, indem er bedachte, daß es auf

Erden eine Menge Menschen gäbe, die viel unglücklicher wären, als er, und sagte sich folgende Verse vor:

„Erwarte von der Zeit keine Billigkeit; du würdest ihr Unrecht thun; denn Billigkeit ist gar nicht geschaffen worden."

„Ergreife die Vergnügungen, die leicht zu ergreifen sind, und laß die Sorgen bei Seite; denn die Zeit muß mit heiteren und trüben Tagen abwechseln."

Einhundert und achtzehnte Nacht.

Gegen Ende der Nacht sagte Scheherasade, das Wort an den Sultan von Indien richtend; „Der Groß-Wesyr setzte folgendermaßen die Geschichte des Bedreddin-Hassan fort:

„Bedreddin," sagte er, „fuhr fort, sein Handwerk als Pastetenbäcker in Damaskus zu treiben; und sein Oheim reiste drei Tage nach seiner Ankunft von dort ab. Er nahm seinen Weg nach Emesa, von wo er sich nach Hamasch [27]) begab, und von dort nach Aleppo, woselbst er zwei Tage verweilte. Von Aleppo ging er über den Euphrat, zog nach Mesopotamien, und nachdem er Mardin, Mussul, Sengira, Diarbekir [28]) durchzogen hatte, kam er endlich in Balsora an, wo er den Sultan um ein Gehör bat, der es ihm, sobald er von seinem Range unterrichtet war, auch sogleich gewährte. Er nahm ihn sogar sehr gnädig auf, und fragte ihn, weshalb er nach Balsora gekommen wäre. „Herr," erwiederte der Wesyr Schemseddin Mohammed, „ich bin gekommen, um Nachrichten von dem Sohne des Nureddin-Ali einzuziehen, der die Ehre gehabt hat, Euer Majestät zu dienen." — „Es ist schon lange her," erwiederte der Sultan, „daß Nureddin-Ali todt ist. Was seinen Sohn betrifft, so ist Alles, was ich euch von ihm zu sagen weiß,

daß er ungefähr zwei Monate nach dem Tode seines Vaters plötzlich verschwunden ist, und daß ihn seit dieser Zeit niemand gesehen hat, was ich mir auch für Mühe gegeben habe, ihn aufsuchen zu lassen. Aber die Mutter, welche die Tochter eines meiner Wesyre ist, lebt noch." Schemseddin Mohammed bat ihn um die Erlaubniß, sie besuchen und mit nach Egypten nehmen zu dürfen. Da der Sultan darein willigte, so wollte er dieses Vergnügen nicht auf den folgenden Tag verschieben; er erkundigte sich nach der Wohnung dieser Frau, und begab sich sogleich mit seiner Tochter und seinem Enkel zu ihr.

Die Wittwe des Nureddin-Ali wohnte noch immer in dem Hause, in welchem ihr Gemahl bis zu seinem Tode gewohnt hatte. Es war ein sehr schöngebautes, mit Marmorsäulen geschmücktes Haus; aber Schemseddin Mohammed hielt sich nicht dabei auf, es zu bewundern. Er küßte die Thüre und eine Marmorplatte, auf welcher der Name seines Bruders mit goldnen Buchstaben eingegraben war, und sprach folgende Verse:

„Ich bin nun in dem Hause, in welchem ich sonst Tage und Nächte zubrachte, und nun küsse ich vor Freude bald diese, bald jene Wand; doch nicht die Liebe zum Hause erfüllt mein Herz, sondern die Liebe zu dessen Bewohnern." —

Hierauf fügte er noch folgendes Gedicht hinzu:

„So oft die Sonne aufgeht, erkunde ich mich bei ihr um Nachrichten von euch; so oft der Blitz leuchtet, wird er von mir euretwegen befragt.

Von Sehnsucht gepeinigt, durchwache ich die Nächte; doch beklage ich mich nicht.

Ach, ihr Geliebten, sollte eure Abwesenheit noch länger dauern, so würde mich die Trennung von euch zermalmen.

Doch solltet ihr mich jetzt einmal durch euer Erscheinen beglücken, so würde ich diese Gunst höher

empfinden, als ich zu jener Zeit euren Besitz zu schätzen verstand.

Glaube nicht, daß andre Gegenstände mein Herz beschäftigen; mein Herz hat keinen Raum für die Liebe zu einem andern.

Habt Mitleid mit einem Liebenden, den die Sehnsucht quält, und der seit eurer Abwesenheit in seinem Innersten zerstört ist.

Wenn mich aber einst mein Geschick durch euren Anblick begünstigt, so werde ich ihm all mein lebelang dankbar bleiben.

Möge Gott nie den gedeihen lassen, der unsre Trennung wünschen sollte; möge sein Fuß ihm seinen Dienst versagen, wenn er ihn brauchen wollte, um unsre Trennung zu verlängern!" —

Er verlangte, mit seiner Schwägerin zu sprechen. Die Diener sagten ihm, daß sie sich in einem kleinen Kuppel-Gebäude befände, welches sie ihm in der Mitte eines sehr geräumigen Hofes zeigten. Wirklich hatte diese zärtliche Mutter die Gewohnheit, den größten Theil des Tages und der Nacht in diesem Gebäude zuzubringen, welches sie hatte erbauen lassen, damit es das Grab des Bedreddin-Hassan bedeute, den sie für todt hielt, nachdem sie ihn so lange vergeblich erwartet hatte. Sie beweinte eben diesen theuren Sohn, und Schemseddin Mohammed fand sie in tödtliche Trauer begraben und folgende Verse hersagend:

„O Grab, o Grab! haben seine Tugenden aufgehört zu sein? Sollte die Freude Aller, die ihn gesehen, erloschen sein? O Grab, du bist doch kein Himmel und kein Wasser!"

Er begrüßte sie, und nachdem er sie gebeten hatte, ihren Thränen und Seufzern Einhalt zu thun, sagte er ihr, daß er die Ehre hätte, ihr Schwager zu sein, und was ihn veranlaßt, von Kahiro nach Balsora zu reisen.

Einhundert und neunzehnte Nacht.

Nachdem Schemseddin Mohammed seine Schwägerin von allem, was in Kahiro in der Hochzeitnacht seiner Tochter vorgefallen war, unterrichtet, und ihr von dem Erstaunen erzählt hatte, in welches er durch das im Turban des Bedreddin gefundene Heft gerathen war, stellte er ihr Agib und Dame der Schönheit vor.

Als die Wittwe des Nureddin-Ali, welche sitzen geblieben war, wie eine Frau, die keinen Antheil mehr an dem Treiben der Welt nimmt, aus dem ihr Erzählten vernahm, daß der liebe Sohn, den sie so betrauerte, noch am Leben sein könnte, stand sie auf und umarmte sehr innig Dame der Schönheit und Agib; und da sie in diesem letzten die Züge des Bedreddin erkannte, so vergoß sie Thränen ganz andrer Art, als die bisher vergossenen, und sprach folgende Verse:

„Willkommen ist mir der Bote, der mir eure Ankunft meldet; denn von ihm vernehme ich das Schönste, was ich jemals vernommen habe.

Wenn es ihm genügte, so gäbe ich ihm statt eines Ehrenkleides mein Herz, damit er es am Tage nochmaliger Trennung zerreiße."

Sie konnte nicht müde werden, den Knaben zu küssen, der seinerseits ihre Umarmungen mit allen ihm möglichen Freudensbezeugungen erwiederte.

„Edle Frau," sagte Schemseddin Mohammed, „es ist Zeit, eurem Schmerz Einhalt zu thun und diese Thränen zu trocknen: ihr müßt euch bereit machen, mit uns nach Aegypten zu ziehen. Der Sultan von Balsora erlaubt mir, euch mitzunehmen, und ich zweifle nicht, daß ihr darein willliget. Ich hoffe, daß wir endlich euren Sohn, meinen Neffen, wiederfinden werden; und wenn das geschieht, so wird seine Geschichte, die eurige, die meiner Tochter und die meinige verdienen, der Nachwelt aufbewahrt zu werden."

Die Wittwe des Nureddin-Ali hörte diesen Vorschlag mit Vergnügen, und ließ von Stund an die nöthigen Vorbereitungen zu ihrer Reise treffen.

Während dieser Zeit erbat sich Schemseddin Mohammed ein zweites Gehör, und nachdem er vom Sultan Abschied genommen, und dieser ihn mit Ehrenbezeigungen überhäuft und ihm ein ansehnliches Geschenk für den Sultan von Aegypten gegeben hatte, reiste er von Balsora ab, und nahm den Weg nach Damaskus.

Als er in der Nähe dieser Stadt war, ließ er seine Zelte vor dem Thore, durch welches er seinen Einzug halten sollte, aufschlagen, und sagte, daß er dort drei Tage verweilen würde, um sein Gefolge ausruhen zu lassen, und um einzukaufen, was er des Sultans von Aegypten am meisten würdig hielte.

Während er damit beschäftigt war, selbst die schönsten Stoffe auszuwählen, welche ihm die angesehensten Kaufleute unter seine Zelte gebracht hatten, bat Agib den schwarzen Verschnittenen, seinen Führer, ihn in der Stadt herumzuführen, weil er die Dinge, die er im Vorübergehen nicht hätte sehen können, gern sehen möchte, und weil er sich auch sehr darüber freuen würde, etwas von dem Pastetenbäcker zu erfahren, den er mit dem Steine geworfen hätte. Der Verschnittene willigte darein, und ging mit ihm nach der Stadt, nachdem er die Erlaubniß dazu von seiner Mutter, Tame der Schönheit erhalten hatte.

Sie gingen in die Stadt durch das Palast-Thor, welches den Zelten des Wesyrs Schemseddin Mohammed am nächsten lag. Sie durchstreiften die großen Plätze, die bedeckten öffentlichen Märkte, auf welchen die reichsten Waaren verkauft wurden, und sahen die alte Moschee der Ommiaden [29]), gerade zu der Zeit, in welcher man sich in ihr versammelte, um das Gebet zwischen Mittag und Sonnenuntergang zu halten. Sie gingen hierauf an den Laden des Bedreddin-Hassan, den sie wieder mit dem

Backen von Sahntorten beschäftigt fanden. „Ich grüße euch," sagte Agib zu ihm, „seht mich an, erinnert ihr euch, mich gesehen zu haben?" Bei diesen Worten warf Bedreddin die Augen auf ihn, und als er ihn erkannte, fühlte er dieselbe Bewegung, wie das erste Mal; er wurde unruhig, und statt ihm zu antworten, konnte er lange Zeit kein einziges Wort herausbringen. Als er jedoch seinen Geist wieder gesammelt hatte, sprach er die folgenden Verse:

„Wie sehnte ich mich nach dem, was ich liebe! und als es mir zu Theil ward, verstummte ich, gleich als hätte ich weder Zunge noch Auge.

Aus Ehrfurcht und Bescheidenheit blickte ich zur Erde, und bemühte mich, mein Innerstes zu verbergen; doch das verbirgt sich nicht.

Viel hatte mein Herz zu sagen; aber beim Anblicke des Ersehnten sprach ich kein Wort."

Hierauf sagte er zu ihm:

„Mein lieber junger Herr, erzeigt mir die Gunst, nochmals mit eurem Hofmeister in meinen Laden zu treten; kommt und eßt eine Sahntorte. Ich bitte euch sehr, mir die Besorgniß zu verzeihen, die ich in euch erregte, als ich euch vor die Stadt folgte; ich war meiner nicht mächtig, ich wußte nicht, was ich that, und ich fühlte mich euch nachgezogen, ohne einer so süßen Gewalt widerstehen zu können."

Einhundert und zwanzigste Nacht.

Agib, erstaunt zu hören, was Bedreddin ihm gesagt hatte, antwortete: „Es ist eine Uebertreibung in der Freundschaft, die ihr mir bezeiget, und ich komme nicht in euren Laden, wenn ihr mir nicht schwört, mir nicht zu folgen, wenn ich weggehe. Wenn ihr mir das versprecht, und ein Mann von Wort seid, so komme ich morgen wie-

der, während der Wesyr, mein Großvater, Geschenke für den Sultan von Aegypten kauft." — „Mein lieber junger Herr," erwiederte Hassan, „ich werde Alles thun, was ihr mir befehlt." Nach diesen Worten traten Agib und der Verschnittene in den Laden.

Bedreddin setzte ihnen alsbald eine Sahntorte vor, die nicht weniger köstlich war, als die, welche er ihnen das erste Mal vorgesetzt hatte. „Kommt," sagte Agib zu ihm, „setzt euch neben mich, und eßt mit uns." Als Bedreddin sich gesetzt hatte, wollte er den Agib umarmen, um ihm die Freude zu bezeigen, die er empfand, ihn an seiner Seite zu sehen; aber Agib stieß ihn zurück, und sagte: „Verhaltet euch ruhig, eure Freundschaft ist zu lebhaft. Begnügt euch damit, mich anzusehen und mit mir zu sprechen." Bedreddin gehorchte, und sang folgendes Lied:

„Für dich ist in meinem Herzen ein unsichtbarer Thron, und ein kostbarer Teppich, der vor meinen Augen ausgebreitet wird.

Du, der du den hellen Mond durch deine Schönheit beschämst, dessen Anmuth dem Glanze des Morgens gleicht.

In dem Himmel deines Antlitzes ist sehnsuchterweckende Wonne, die durch den Blick deiner Augen in Ehrfurcht verwandelt wird.

Dein Antlitz ist das durch Bäume beschattete Paradies, und doch schmelze ich von dem Brande meiner Liebe zu dir; der Speichel deines Mundes ist der im Paradiese fließende Krystallstrom Kautar, und dennoch sterbe ich vor Durst."

Bedreddin aß nichts, und that nichts, als seine Gäste bedienen. Als sie genug hatten, brachte er ihnen Wasser, um sich zu waschen, und ein sehr weißes Handtuch, um sich die Hände abzutrocknen. Hierauf nahm er ein Sorbetgefäß, bereitete ihnen welchen, und that sehr reinen Schnee hinein [30]). Hierauf überreichte er das Gefäß dem

Agib sagte: „Mehmet, es ist ein Rosen-Sorbet, der köstlichste, der in der ganzen Stadt zu finden ist. Ihr habt niemals besseren getrunken." Als Agib mit Vergnügen davon getrunken hatte, nahm Bedreddin-Hassan das Gefäß, und überreichte es auch dem Verschnittenen, der in langen Zügen den ganzen Trank, bis auf den letzten Tropfen, austrank.

Nachdem nun Agib und sein Hofmeister satt waren, dankten sie dem Pastetenbäcker für seine gute Aufnahme und entfernten sich schnell, weil es schon ein wenig spät war. Sie kamen zu den Zelten des Schemseddin Mohammed und gingen sogleich in das der Frauen. Die Großmutter Agibs war sehr erfreut, ihn wiederzusehen, und da sie immer ihren Sohn Bedreddin im Sinne hatte, konnte sie sich, indem sie Agib umarmte, der Thränen nicht enthalten. „O mein Sohn," sagte sie, „meine Freude würde vollkommen sein, wenn ich das Vergnügen hätte, deinen Vater Bedreddin zu umarmen, wie ich dich umarme". Hierauf setzte sie sich an den Tisch, um zu Abend zu essen, ließ ihn neben sich sitzen, that ihm vielerlei Fragen über seinen Spaziergang, und indem sie zu ihm sagte, daß es ihm nicht an Eßlust fehlen könnte, legte sie ihm ein Stück von einer Sahntorte vor, die sie selbst gebacken hatte und die vortrefflich war; denn es ist schon erwähnt worden, daß sie dergleichen Torten besser buck, als die besten Pastetenbäcker. Sie legte auch dem Verschnittenen davon vor; aber sie hatten beide so viel bei Bedreddin gegessen, daß sie nicht einmal davon kosten konnten.

Einhundert und ein und zwanzigste Nacht.

Agib hatte kaum das ihm vorgelegte Stück Sahntorte berührt, als er sich stellte, als ob er es nicht nach seinem Geschmacke fände, und es ganz liegen ließ; und Schaban [31]) (dies ist der Name des Verschnittenen)

that dasselbe. Die Wittwe des Nureddin-Ali sah, wie wenig ihr Enkel sich aus ihrer Torte machte. „Nein, mein Sohn," sagte sie zu ihm, „ist es möglich, daß du meiner Hände Werk so verschmähest? Wisse, daß niemand auf der Welt im Stande ist, so gute Sahntorten zu machen, außer dein Vater Bedreddin, den ich es gelehrt habe." „O liebe Mutter," rief Agib aus, „erlaubt mir, euch zu sagen, daß, wenn ihr keine bessere machen könnt, es einen Pastetenbäcker in dieser Stadt gibt, der euch in dieser Kunst übertrifft: wir haben so eben bei ihm eine gegessen, die besser war, als diese hier."

Bei diesen Worten sah die Großmutter den Verschnittenen scheel an und sagte zornig zu ihm: „Wie, Schaban, ist dir darum die Obhut über meinen Enkel anvertraut worden, damit du ihn zu den Pastetenbäckern führst und er dort wie ein Lump esse?" — „Edle Frau," erwiederte der Verschnittene, „es ist freilich wahr, daß wir uns einige Zeit mit einem Pastetenbäcker unterhalten haben; aber wir haben nichts bei ihm gegessen." — „Verzeiht," unterbrach ihn Agib, „wir sind in seinen Laden gegangen und haben dort eine Sahntorte gegessen."

Die Dame, noch erzürnter auf den Verschnittenen als vorher, stand heftig vom Tisch auf, und eilte in das Zelt des Schemseddin Mohammed, dem sie die Schuld des Verschnittenen in Ausdrücken berichtete, die geeigneter waren, den Wesir gegen den Schuldigen einzunehmen, als seinem Fehler Verzeihung zu bewirken.

Schemseddin Mohammed, der von Natur heftig war, ließ eine so schöne Gelegenheit, sich zu erzürnen, nicht ungenutzt vorübergehen. Er begab sich sogleich in das Zelt seiner Schwägerin und sagte zu dem Verschnittenen: „Wie, Unglücklicher, du hast die Dreistigkeit, das Vertrauen zu mißbrauchen, welches ich in dich gesetzt habe?" Schaban, obgleich durch das Zeugniß Agibs hinlänglich überwiesen, fuhr fort, die Sache zu läugnen. Aber der Knabe blieb dabei, das Gegentheil zu behaupten. „Groß-

vater," sagte er zu Schemseddin Mohammed, „ich versichere dich, daß wir beide, Einer, wie der Andre, gegessen haben und daß wir keines Abendbrotes bedürfen; der Pastetenbäcker hat uns sogar mit einer großen Menge Sorbet bewirthet." — „Nun, du abscheulicher Sklave," rief der Wesyr, indem er sich zu dem Verschnittenen wandte, „willst du nicht eingestehen, daß ihr beide bei einem Pastetenbäcker gewesen seid und dort gegessen habt?" Schaban hatte die Unverschämtheit, immer noch zu läugnen. „Du bist ein Lügner," sagte hierauf der Wesyr; „ich glaube meinem Enkel mehr, als dir. Wenn du jedoch von der Sahntorte essen kannst, die hier auf dem Tische steht, so werde ich mich für überzeugt halten, daß du die Wahrheit sagst."

Obgleich sich Schaban bis an den Hals voll gegessen hatte, so unterwarf er sich doch dieser Probe, und nahm ein Stück Sahntorte; aber er war genöthigt, es vom Munde wegzunehmen: denn ihm ward übel. Er fuhr aber dennoch fort zu lügen und sagte, er habe den Tag zuvor so viel gegessen, daß ihm die Eßlust noch fehle. Der Wesyr, aufgebracht über alle diese Lügen des Verschnittenen, und überzeugt, daß er schuldig sei, ließ ihn auf die Erde legen, und befahl, ihm die Bastonnade zu geben. Der Unglückliche stieß während dieser Züchtigung ein heftiges Geschrei aus und bekannte die Thorheit. „Es ist wahr," rief er aus, „daß wir bei einem Pastetenbäcker eine Sahntorte gegessen haben, und sie war hundertmal besser, als die, welche hier auf dem Tische steht."

Die Wittwe des Nureddin-Ali glaubte, daß Schaban aus Aerger über sie und um sie zu kränken, die Sahntorte des Pastetenbäckers so lobte, deshalb sagte sie, sich zu ihm wendend. „Ich kann nicht glauben, daß die Sahntorten dieses Pastetenbäckers besser sind, als die meinigen. Ich will mich darüber aufklären; du weißt, wo er wohnt, geh und hole mir sogleich eine Sahntorte von

ihm." Sie ließ dem Verschnittenen Geld geben, um eine Torte zu kaufen, und er ging.

Als er in Bedreddins Laden kam, sagte er zu ihm: „Guter Pastetenbäcker, hier ist Geld, gebt mir eine Sahntorte; eine von unsern Damen wünscht sie zu kosten." Bedreddin, der eben ganz warme hatte, suchte die beste aus, gab sie dem Verschnittenen und sagte: „Nehmt hier diese; ich stehe für ihre Trefflichkeit, und ich kann euch versichern, daß niemand bessere machen kann, ausgenommen meine Mutter, wenn sie noch lebt."

Schaban eilte mit der Torte zu den Zelten. Er überreichte sie der Wittwe des Nureddin-Ali, die schnell danach griff. Sie brach ein Stück ab, um es zu essen; aber kaum hatte sie es an den Mund gebracht, so stieß sie einen lauten Schrei aus und sank ohnmächtig nieder. Schemseddin Mohammed, welcher gegenwärtig war, erstaunte nicht wenig über diesen Unfall, spritzte selbst seiner Schwägerin Wasser ins Gesicht und beeiferte sich, ihr beizustehen. Sobald sie wieder zu sich gekommen war, rief sie aus: „O Gott, mein Sohn, mein lieber Sohn Bedreddin muß diese Torte gebacken haben."

Einhundert und zwei und zwanzigste Nacht.

Als der Wesyr Schemseddin Mohammed seine Schwägerin sagen hörte, daß Bedreddin-Hassan die von dem Verschnittenen gebrachte Torte gemacht haben müßte, fühlte er eine unbeschreibliche Freude; da er aber bedachte, daß diese Freude ohne Grund, und, dem Anschein nach, die Vermuthung der Wittwe Nureddin-Ali's falsch wäre, sagte er zu ihr: „Aber, theuerste Frau, warum habt ihr diese Meinung? Kann es denn in der Welt nicht einen Pastetenbäcker geben, der die Sahntorte so gut als euer Sohn bäckt?" — „Ich gebe zu," erwiederte sie, „daß es vielleicht noch Pastetenbäcker gibt, die im Stande sind,

eben so gute zu backen; aber da ich sie auf eine ganz eigenthümliche Weise backe und niemand als mein Sohn dies Geheimniß versteht, so muß nothwendig er es sein, der diese gebacken hat. Freuen wir uns, mein Bruder, wir haben endlich gefunden, was wir so lange suchen und begehren." — „Beste Frau," versetzte der Wesyr, „mäßiget, ich bitte euch, eure Ungeduld! Bald werden wir wissen, was wir davon denken sollen. Wir brauchen nur den Pastetenbäcker hieher holen zu lassen, und ist es Bedreddin-Hassan, so werdet ihr, meine Tochter und ihr, ihn bald wieder erkennen. Aber ihr müßt euch beide verbergen, so daß ihr ihn seht, ohne von ihm gesehen zu werden; denn ich will nicht, daß unsre Wiedererkennung in Damaskus Statt finde: ich habe die Absicht, sie bis zu unsrer Rückkehr nach Kahiro zu verschieben, wo ich euch eine sehr angenehme Ergötzlichkeit zu bereiten hoffe."

Nach diesen Worten ließ er die Damen in ihrem Zelt und begab sich in das seine. Dort ließ er funfzig seiner Leute kommen und sagte zu ihnen: „Nehmet jeder einen Stock und folget dem Schaban, der euch zu einem Pastetenbäcker in dieser Stadt führen wird. Wenn ihr dort seid, so zerschlaget und zerbrechet Alles, was ihr in seinem Laden findet. Wenn er euch nach der Ursache dieser Gewaltthat fragt, so fragt ihn nur, ob er nicht die Sahntorte gebacken hat, die bei ihm geholt worden ist. Antwortet er euch mit Ja, so bemächtigt euch seiner Person, bindet ihn fest und bringet ihn zu mir; aber hütet euch, ihn zu schlagen, oder ihm sonst ein Leid zuzufügen. Geht und verliert keine Zeit."

Des Wesyrs Befehl wurde pünktlich befolgt; seine mit Stöcken bewaffneten und von dem schwarzen Verschnittenen angeführten Leute eilten zu Bedreddin-Hassan, bei welchem sie Teller, Schüsseln, Kessel, Kasserolen, Tische und alles andere Haus- und Küchengeräth, das sie fanden, zerschlugen und seinen Laden mit Sorbet, Sahne und Zuckerwerk überschwemmten. Bei diesem Schauspiele sagte

Hassan mit kläglicher Stimme zu ihnen: „Aber, ihr guten Leute, warum behandelt ihr mich auf solche Weise? Was gibt's? Was hab' ich gethan?" — „Seid ihr es nicht," erwiederten sie, „der dem Verschnittenen, den ihr hier sehet, eine Sahntorte verkauft habt?" — „Ja, ich bin es," versetzte er, „was hat man dagegen einzuwenden? Ich fordre Jeden auf, wer er auch sei, eine bessere zu machen." Statt ihm zu antworten, fuhren sie damit fort, alles zu zerbrechen, und selbst der Ofen wurde nicht verschont.

Die Nachbarn, welche inzwischen auf den Lärm herbeigelaufen und sehr erstaunt waren, funfzig Menschen eine solche Unordnung anrichten zu sehen, fragten nach dem Anlaß eines so gewaltsamen Verfahrens; und Bedreddin sagte nochmals zu denen, die daran Theil nahmen: „Laßt mich nur wissen, ich bitte euch inständig, welches Verbrechen ich begangen haben kann, daß ihr auf solche Weise alles, was ihr bei mir findet, zerschlaget und zerbrechet?" — „Seid ihr es nicht," antworteten sie, „der die Sahntorte gebacken und diesem Verschnittenen verkauft hat?" — „Ja, ja, ich bin es," versetzte er, „ich behaupte, daß sie gut ist: und ich verdiene eure ungerechte Behandlung nicht." Sie bemächtigten sich seiner Person, ohne auf ihn zu hören; und nachdem sie ihm die Leinwand von seinem Turban abgerissen hatten, bedienten sie sich ihrer, um ihm die Hände auf den Rücken zu binden, rissen ihn dann mit Gewalt aus seinem Laden, und schleppten ihn fort.

Der versammelte Pöbel, der Mitleid mit Bedreddin hatte, nahm sich seiner an und wollte sich dem Vorhaben der Leute des Schemseddin Mohammed widersetzen; aber es kamen in diesem Augenblick Beamte des Befehlshabers der Stadt, welche das Volk auseinander trieben und Bedreddins Entführung begünstigten, weil Schemseddin Mohammed zum Befehlshaber von Damaskus gegangen war, um ihn von dem durch ihn ertheilten Befehl zu benachrichtigen und ihn um Beistand zu ersuchen; und dieser

Befehlshaber, der im Namen des Sultans von Aegypten ganz Syrien beherrschte, hütete sich wohl, dem Wesyr seines Herrn irgend etwas abzuschlagen. Bedreddin wurde also ungeachtet seines Geschreies und seiner Thränen fortgeführt.

Einhundert und drei und zwanzigste Nacht.

„Bedreddin," fuhr Giafar fort, „mochte auf dem Wege seine Entführer noch so oft fragen, was man denn in der Sahntorte gefunden hätte, er bekam keine Antwort. Endlich langte er unter den Zelten an, wo man ihn warten ließ, bis Schemseddin Mohammed von dem Befehlshaber von Damaskus zurückgekehrt war.

Der Wesyr fragte, sobald er kam, nach dem Bedreddin; den man ihm vorführte. „Herr," sagte Bedreddin mit thränenden Augen zu ihm, „seid so gut mir zu sagen, wodurch ich euch beleidigt habe?" — „Unglücklicher," entgegnete ihn der Wesyr, „bist du es nicht, der die mir übersandte Sahntorte gebacken hat?" — „Ich gestehe, daß ich es bin," versetzte Bedreddin. „Was für ein Verbrechen habe ich dadurch begangen?" — „Ich werde dich züchtigen, wie du es verdienst," erwiederte Schemseddin, „und es wird dir das Leben kosten, daß du eine so abscheuliche Torte gebacken hast." — „Guter Gott," rief Bedreddin aus, „was höre ich! Ist es denn ein todeswerthes Verbrechen, eine schlechte Sahntorte gebacken zu haben?" — „Ja," sagte der Wesyr, „und du darfst keine andere Behandlung von mir erwarten."

Während sie sich beide auf solche Weise mit einander unterredeten, betrachteten die versteckten Damen den Bedreddin mit Aufmerksamkeit, und sie hatten, ungeachtet der Zeit, welche, seit sie ihn zuletzt gesehen, verflossen war, keine Mühe, ihn wieder zu erkennen. Die Freude, welche sie darüber empfanden, war so groß, daß sie in Ohnmacht

fielen. Als sie wieder zu sich gekommen waren, wollten sie sich dem Bedreddin an den Hals werfen; aber ihr dem Wesyr gegebenes Wort, sich nicht zu zeigen, siegte über die zärtlichen Bewegungen der Liebe und der Natur.

Da Schemseddin Mohammed beschlossen hatte, noch in derselben Nacht abzureisen, so ließ er die Zelte zusammenlegen und die Wagen zur Abfahrt bereit machen; und in Betreff Bedreddins befahl er, daß man ihn, in einen wohlverschlossenen Kasten gesperrt, auf ein Kameel laden sollte. Sobald alles zur Abreise bereit war, machten sich der Wesyr und sein Gefolge auf den Weg. Sie reisten den Ueberrest der Nacht und den folgenden Tag hindurch, ohne auszuruhen, und erst beim Eintritte der folgenden Nacht hielten sie an. Bedreddin-Hassan wurde nun aus seinem Kasten gelassen und ihm Nahrung gereicht; aber man trug Sorge, ihn von seiner Mutter und von seiner Frau entfernt zu halten, und er wurde während der zwanzig Reisetage auf gleiche Weise behandelt.

Als man nach Kahiro kam, wurde auf Befehl des Wesyrs Schemseddin Mohammed vor der Stadt gelagert und er ließ den Bedreddin vorführen, in dessen Gegenwart er zu einem Zimmermann, den er hatte kommen lassen, sagte: „Geh, hole Holz herbei und richte sogleich einen Pfahl auf!" — „Herr," sagte Bedreddin, „was wollt ihr mit diesem Pfahle machen?" — „Dich daran heften," versetzte der Wesyr, „und dich sodann durch alle Viertel der Stadt herumtragen lassen, damit man in deiner Person einen unwürdigen Pastetenbäcker sehe, der Sahntorten bäckt, ohne Pfeffer hinein zu thun." Bei diesen Worten beklagte sich Bedreddin auf eine so drollige Weise, daß Schemseddin Mohammed alle Mühe hatte, ernsthaft zu bleiben. „Großer Gott, weil ich also keinen Pfeffer in eine Sahntorte gethan habe, will man mich auf eine eben so grausame als schmachvolle Weise tödten!"

Einhundert und vier und zwanzigste Nacht.

Der Chalif Haroun-Arreschyd konnte sich, seiner Ernsthaftigkeit ungeachtet, nicht enthalten zu lachen, als der Wesyr Giafar ihm sagte, daß Schemseddin Mohammed den Bedreddin tödten lassen wollte, weil er in die dem Schaban verkaufte Sahntorte keinen Pfeffer gethan hätte.

„Wie," sagte Bedreddin, „muß in meinem Hause alles zerbrochen und zerschlagen, muß ich in einen Kasten gesperrt, und müssen die Vorbereitungen dazu gemacht werden, mich an einen Pfahl zu heften, und das alles, weil ich keinen Pfeffer in eine Sahntorte thue! Großer Gott, wer hat jemals etwas Aehnliches gehört? Sind das Handlungen von Muselmännern, von Personen, die sich's zur Pflicht machen, rechtschaffen und gerecht zu sein und die alle Arten von guten Werken üben?" Indem er dies sagte, schwamm er in Thränen und fuhr sodann in seinen Klagen fort: „Nein, noch nie ist jemand so ungerecht und so strenge behandelt worden. Ist es möglich, daß man im Stande ist, einem Menschen das Leben zu nehmen, weil er keinen Pfeffer in eine Sahntorte gethan hat? Verflucht seien alle Sahntorten, eben so wie die Stunde meiner Geburt! Möchte es Gott gefallen, mich in diesem Augenblicke sterben zu lassen!"

Der tiefbetrübte Bedreddin hörte nicht auf, sich zu beklagen; und als man den Pfahl und die Nägel, um ihn daran zu nageln, brachte, stieß er bei diesem schrecklichen Schauspiel ein gewaltiges Geschrei aus: „O Himmel," sagte er, „kannst du das dulden, daß ich eines so schmachvollen und schmerzlichen Todes sterbe? Und für welches Verbrechen! Nicht weil ich gestohlen, weil ich einen Todtschlag begangen, weil ich meine Religion verläugnet, nein, bloß weil ich keinen Pfeffer in eine Sahntorte gethan habe!"

Da die Nacht schon vorgerückt war, so ließ der We-

syr Schemseddin Mohammed den Bedreddin wieder in seinen Kasten sperren, und sagte zu ihm: „Hier bleib bis morgen; der Tag wird nicht vergehen, ohne daß ich dich sterben lasse."

Man brachte den Kasten herbei und lud ihn auf das Kameel, welches ihn von Bagdad getragen hatte. Man belud zu gleicher Zeit alle anderen Kameele, und als der Wesyr zu Pferde gestiegen war, ließ er das Kameel, welches seinen Neffen trug, vor sich herführen, und zog, von seinem ganzen Gefolge begleitet, in die Stadt. Nachdem er durch mehrere Straßen gezogen war, wo sich niemand sehen ließ, weil sich alles zurückgezogen hatte, begab er sich nach seinem Hause, woselbst er den Kasten abladen ließ, mit dem Verbote, ihn ohne seine Erlaubniß zu öffnen.

Während man die anderen Kameele ablud, nahm er die Mutter des Bedreddin-Hassan und seine Tochter bei Seite und sagte zu der letzteren: „Gott sei gelobt dafür, daß er uns deinen Mann und deinen Vetter so glücklich hat wiederfinden lassen. Du wirst dich vermuthlich des Zustandes erinnern, in welchem dein Zimmer in der Hochzeitnacht war; geh und laß alles wie damals einrichten. Wenn du dich jedoch dessen nicht erinnerst, so kann ich durch das aufgenommene Verzeichniß aushelfen. Ich werde meinerseits zu dem Uebrigen Befehl ertheilen."

Dame der Schönheit ging mit Freuden an die Ausführung dessen, was ihr Vater ihr befohlen hatte, welcher nun auch im Saal alles auf dieselbe Weise einrichten ließ, wie es war, als Bedreddin-Hassan sich mit dem buckligen Stallknechte des Sultans von Aegypten dort befand. Die Diener setzten jedes Geräth so, wie er es von dem Verzeichniß ablas. Weder der Thron noch die angezündeten Wachslichter wurden vergessen. Als nun im Saal alles in Ordnung war, ging der Wesyr in das Zimmer seiner Tochter, woselbst er Bedreddins Kleidung nebst der Börse mit Zechinen hinlegte. Als dies geschehen war, sagte er

zu Dame der Schönheit: „Entkleide dich, meine Tochter, und lege dich nieder. Sobald Bedreddin hier in das Zimmer gekommen sein wird, so beklage dich darüber, daß er so lange draußen geblieben ist, und sage ihm, daß du beim Erwachen sehr erstaunt gewesen bist, ihn nicht an deiner Seite zu finden. Dränge ihn, sich wieder ins Bett zu legen, und morgen früh wirst du uns, deine Schwiegermutter und mich, ergötzen, indem du uns erzählst, was in dieser Nacht zwischen ihm und dir vorgefallen ist.“ Nach diesen Worten verließ er das Gemach seiner Tochter und ließ ihr die Freiheit, sich niederzulegen.

Einhundert und fünf und zwanzigste Nacht.

„Schemseddin Mohammed,“ sagte der Wesyr Giafar zu dem Chalyfen, „befahl allen Dienern, die im Saale waren, hinauszugehen und sich zu entfernen, zwei oder drei ausgenommen, die er dort bleiben ließ. Er gab ihnen den Befehl, den Bedreddin aus dem Kasten zu ziehen, ihn im Hemde und in Unterbeinkleidern in den Saal zu führen, ihn daselbst allein zu lassen und die Thüre zuzumachen.

Bedreddin-Hassan hatte, obgleich von Schmerz niedergedrückt, während dieser ganzen Zeit so fest geschlafen, daß er erst erwachte, als die Diener des Wesyrs ihn aus dem Kasten gezogen und ihn mit seinem Hemde und Unterbeinkleidern bekleidet hatten; und sie trugen ihn so schnell in den Saal, daß er gar nicht Zeit hatte, zur Besinnung zu kommen. Als er sich nun allein im Saale sah, ließ er seine Blicke überall herum wandeln, und da ihm die Dinge, welche er erblickte, die Erinnerung an seine Hochzeit ins Gedächtniß zurückriefen, so gewahrte er mit Erstaunen, daß dies derselbe Saal wäre, in welchem er den buckligen Stallknecht gesehen hätte. Sein Erstaunen mehrte sich noch, als er sich leise der Thüre eines Zimmers ge-

nähert hatte, die er offen fand; er sah daselbst seine Kleider an demselben Ort, an welchen er sie in seiner Hochzeitnacht gelegt zu haben sich erinnerte. „Guter Gott," sagte er, indem er sich die Augen rieb, „schlafe, oder wache ich?"

Dame der Schönheit, die ihn betrachtete, öffnete plötzlich, nachdem sie sich an seinem Erstaunen ergötzt hatte, die Vorhänge ihres Bettes und sagte zu ihm, den Kopf herausstreckend, mit zärtlichem Ton: „Was macht ihr an der Thüre? Kommt und legt euch wieder ins Bett. Ihr seid sehr lange draußen geblieben. Ich war sehr erstaunt, euch, als ich erwachte, nicht an meiner Seite zu finden." Bedreddin-Hassan veränderte das Gesicht, als er sah, daß die Dame, welche mit ihm sprach, jene reizende Person war, bei welcher er sich erinnerte, geschlafen zu haben. Er trat in das Zimmer; aber da er ganz voll von dem ihm seit zehn Jahren Begegneten war, und nicht glauben konnte, daß alle diese Begebenheiten sich in einer einzigen Nacht ereignet hätten, so näherte er sich, statt sich ins Bette zu legen, dem Stuhle, auf welchem seine Kleider und der Beutel mit Zechinen lagen, und rief, nachdem er sie mit vieler Aufmerksamkeit betrachtet hatte, aus: „Bei dem lebendigen Gott, das sind Dinge, die ich nicht begreifen kann!" Die Dame, welche sich an seiner Verlegenheit ergötzte, sagte zu ihm: „Ich bitte euch nochmals, Herr, legt euch wieder ins Bett. Weshalb verweilt ihr?" Bei diesen Worten ging er zu Dame der Schönheit: „Ich bitte euch, edle Frau," sagte er, „mich wissen zu lassen, ob ich schon lange Zeit bei euch bin." — „Diese Frage überrascht mich," erwiederte sie, „seid ihr nicht so eben von meiner Seite aufgestanden? Ihr müßt euch seltsame Dinge in den Kopf gesetzt haben." — „Verehrte Frau," versetzte Bedreddin, „ich erinnere mich, das ist wahr, bei euch gewesen zu sein; aber ich erinnere mich auch, zehn Jahre lang in Damaskus gewohnt zu haben. Wenn ich in der That diese Nacht bei euch geschlafen

habe, kann ich nicht so lange entfernt gewesen sein. Diese beiden Dinge widersprechen sich. Sagt mir, ich bitte euch, was ich davon denken soll und ob meine Verheirathung mit euch eine Täuschung, oder meine Abwesenheit ein Traum ist." — „Ja, Herr," entgegnete Dame der Schönheit, „es hat euch ohne Zweifel geträumt, daß ihr in Damaskus gewesen seid." — „Nun, dann gibt es nichts Spaßhafteres," rief Bedreddin aus, indem er laut auflachte. „Ich bin überzeugt, edle Frau, daß dieser Traum euch sehr ergötzlich vorkommen wird. Bildet euch ein, daß ich mich im Hemde und in Unterbeinkleidern, so wie ich hier bin, an dem Thore von Damaskus befunden habe, daß ich unter dem Gespötte eines mir nachfolgenden und mich beleidigenden Pöbels in die Stadt gekommen bin, daß ich mich zu einem Pastetenbäcker gerettet habe, der mich an Kindesstatt angenommen, mich sein Handwerk gelehrt und mir, nach seinem Tode, sein Vermögen hinterlassen hat, und daß ich hierauf seinen Laden übernommen habe. Endlich, verehrte Frau, ist mir eine Menge anderer Abenteuer begegnet, deren Erzählung zu lange dauern würde, und alles, was ich euch sagen kann, ist, daß ich nicht übel daran gethan habe zu erwachen, weil man mich sonst an einen Pfahl genagelt hätte." — „Und weshalb," sagte Dame der Schönheit, indem sie erstaunt zu sein schien, „wollte man euch so grausam behandeln? Ihr mußtet doch wohl ein ungeheures Verbrechen begangen haben!" — „Keineswegs," antwortete Bedreddin, „es war wegen der seltsamsten und lächerlichsten Sache von der Welt. Mein ganzes Verbrechen bestand darin, daß ich eine Sahntorte verkauft hatte, in welcher kein Pfeffer war." — „Nun, was das betrifft," sagte Dame der Schönheit, indem sie aus Leibeskräften lachte, „so muß man gestehen, daß euch ein schreckliches Unrecht widerfuhr." — „O, theuerste Frau," versetzte er, „das ist noch nicht alles; man hatte dieser verdammten ungepfefferten Sahntorte wegen in meinem Laden Alles zerschlagen und zerbrochen; man hatte

mich mit Stricken gebunden und in einen Kasten gesperrt, in welchem ich so beengt steckte, daß ich meine, ich fühle es noch. Endlich hatte man einen Zimmermann kommen lassen und ihm befohlen, einen Pfahl aufzurichten, um mich daran zu hängen! Aber Gott sei gelobt, daß dies Alles nur das Werk des Schlafes ist."

Einhundert und sechs und zwanzigste Nacht.

Bedreddin brachte die Nacht nicht ruhig zu; er erwachte von Zeit zu Zeit und fragte sich selbst, ob er wachte oder träumte. Er mißtraute seinem Glück, und indem er suchte sich dessen gewiß zu machen, öffnete er die Vorhänge und ließ seine Blicke das ganze Zimmer durchlaufen. „Ich täuschte mich nicht," sagte er, „das ist das nämliche Zimmer, in welches ich, statt des Buckligen, gegangen bin, und wo ich mit der schönen, ihm bestimmten Dame geschlafen habe." Der anbrechende Tag hatte seine Unruhe noch nicht ganz zerstreut, als der Wesyr Schemseddin Mohammed, sein Oheim, an die Thüre klopfte und fast zu gleicher Zeit hereintrat, um ihm einen guten Morgen zu wünschen.

Bedreddin-Hassan war außerordentlich überrascht, plötzlich einen Mann erscheinen zu sehen, denn er so gut kannte, der aber gar nicht mehr das Ansehen des schrecklichen Richters hatte, von welchem sein Todesurtheil ausgesprochen war. „Ihr seid es also," rief er aus, „der mich so unwürdig behandelt und zu einem Tode verdammt hat, der mir noch Schrecken einjagt, und zwar einer ungepfefferten Sahntorte wegen!" Der Wesyr fing an zu lachen, und um ihn aus seiner Verwirrung zu ziehen, erzählte er ihm, wie er, durch die Hülfe eines Geistes, (denn die Erzählung des Stallknechtes hatte ihn das Abenteuer vermuthen lassen,) sich in seinem Hause befunden und statt des Stallknechts seine Tochter geheirathet hätte. Er er-

klarte ihm sodann, wie er, durch das von Nureddins Hand geschriebene Heft entdeckt habe, daß er sein Neffe sei: und endlich sagte er ihm, daß in Folge dieser Entdeckung er von Kahira abgereist und bis nach Balsora gekommen wäre, um ihn aufzusuchen und etwas von ihm zu erfahren. „Mein lieber Neffe," fügte er hinzu, indem er ihn mit vieler Zärtlichkeit umarmte, „ich bitte dich, mir das alles zu verzeihen, was ich dich, seit ich dich wieder erkannte, habe leiden lassen. Ich wollte dich hieher bringen, ehe ich dich von deinem Glücke benachrichtigte, welches du um so reizender finden mußt, je saurer es dir geworden ist, es zu erlangen. Tröste dich über alle erlittene Trübsale, durch die Freude, dich denjenigen Personen, welche die theuersten für dich sein müssen, wiedergegeben zu sehen. Während du dich ankleidest, werde ich deiner Mutter, die sich so lebhaft nach deiner Umarmung sehnt, Nachricht von dir bringen und werde dir deinen Sohn zuführen, den du in Damaskus gesehen und für welchen du, ohne ihn zu kennen, so viel Zuneigung empfunden hast."

Es gibt keine Worte, die kräftig genug wären, um auszudrücken, wie groß Bedreddins Freude war, als er seine Mutter und seinen Sohn Agib sah. Diese drei Personen hörten nicht auf sich zu umarmen und alle Entzückungen walten zu lassen, welche die lebhafteste Zärtlichkeit irgend einzuflößen vermag. Die Mutter sagte dem Bedreddin die rührendsten Sachen; sie erzählte ihm von dem Schmerze, den ihr eine so lange Abwesenheit verursacht, und von den Thränen, welche sie vergossen hätte. Der kleine Agib, statt, wie in Damaskus, die Umarmungen seines Vaters zu fliehen, wurde ihrer nicht müde, und Bedreddin-Hassan, zwischen zwei, seiner Liebe so würdigen Gegenständen getheilt, glaubte ihnen nicht genug Bezeigungen seiner Zuneigung geben zu können.

Während diese Dinge sich bei Schemseddin Mohammed begaben, war dieser Wesyr in den Palast gegangen,

um dem Sultan von dem glücklichen Erfolge seiner Reise Nachricht zu geben. Der Sultan war von der Erzählung dieser merkwürdigen Geschichte so bezaubert, daß er sie niederschreiben ließ, um sie in den Archiven seines Reiches aufbewahren zu lassen.

Sobald Schemseddin Mohammed heimgekehrt war, setzte er sich mit seiner Familie zu einem prächtigen Festmahle, welches er hatte bereiten lassen, und sein ganzes Haus brachte den Tag in Lust und Freude zu."

Nachdem nun der Wesyr Giafar die Geschichte des Bedreddin-Hassan auf solche Weise beendigt hatte, sagte er zum Chalyfen Haroun-Arreschyd: „Beherrscher der Gläubigen, das ist nun, was ich Euer Majestät zu erzählen hatte."

Der Chalyf fand diese Geschichte so erstaunenswürdig, daß er den Sklaven Rihan ohne Zögern begnadigte, und um den jungen Mann wegen des Schmerzes zu trösten, den er darüber empfand, daß er sich selbst unglücklicherweise einer Frau beraubt hatte, die er sehr liebte, verheirathete ihn dieser Fürst mit einer seiner Sklavinnen, überhäufte ihn mit Wohlthaten, und blieb ihm bis an seinen Tod gewogen.

„Aber, Herr," fügte Scheherasade, den anbrechenden Tag bemerkend, hinzu, „wie anmuthig auch die Geschichte sein mag, welche ich so eben beendet habe, so weiß ich doch eine, die es noch mehr ist. Wenn Euer Majestät sie in der nächsten Nacht zu hören wünscht, so bin ich überzeugt, daß ihr mir das zugeben werdet."

Schachriar stand auf, ohne etwas zu sagen, und sehr ungewiß, was er thun sollte. „Die gute Sultanin," sagte er zu sich selbst, „erzählt sehr lange Geschichten, und wenn sie einmal angefangen hat, so ist es unmöglich, sie nicht ganz zu Ende zu hören. Ich weiß nicht, ob ich sie nicht heute sollte hinrichten lassen: aber nein, wir wollen uns nicht übereilen; die Geschichte, welche sie mir verspricht, ist vielleicht ergötzlicher, als alle diejenigen, welche

sie mir bisher erzählt; ich darf mich des Vergnügens, sie zu hören, nicht berauben: sobald sie sie mir erzählt haben wird, will ich zu ihrer Hinrichtung Befehl ertheilen."

Einhundert und sieben und zwanzigste Nacht.

Dinarsade unterließ nicht, die Sultanin von Indien vor Tage zu wecken, welche, nachdem sie den Schachriar um Erlaubniß gebeten hatte, die versprochene Geschichte anzufangen, folgendermaßen begann:

Geschichte
des kleinen Buckligen.

Es gab einst in Kaschghar[32]) einen Schneider, der eine sehr schöne Frau hatte, die er sehr liebte und von welcher er nicht minder geliebt wurde. Als er eines Tages arbeitete, setzte sich ein kleiner Bucklicher an den Eingang seines Ladens, und begann zu singen und dazu auf eine kleine Trommel zu schlagen. Dem Schneider gefiel das, und er beschloß bei sich, ihn in sein Haus zu laden, um seine Frau zu ergötzen. Er machte ihm diesen Vorschlag; und da der Bucklige ihn annahm, so schloß er seinen Laden, und nahm ihn mit nach Hause.

Sobald sie dort angelangt waren, trug die Frau des Schneiders, welche den Tisch schon gedeckt hatte, weil es Abendessenszeit war, eine gute Schüssel Fische auf. Sie setzten sich alle drei zu Tische; aber der Bucklige verschlang während des Essens unglücklicherweise eine große Fischgräte, wovon er in wenigen Augenblicken starb, ohne daß der Schneider und seine Frau ihm helfen konnten.

Sie waren beide über diesen Unfall um so mehr er-

schrocken, da er sich bei ihnen ereignet hatte und sie mit Grund befürchten konnten, die Justiz möchte, wenn sie ihn erführe, sie als Meuchelmörder bestrafen. Der Mann ersann jedoch ein Mittel, den Leichnam los zu werden; es fiel ihm ein, daß in der Nachbarschaft ein jüdischer Arzt wohnte; und da er seinen Plan hieran knüpfte, so nahmen, um ihn auszuführen, seine Frau und er den Buckligen, der eine beim Kopf und der andere bei den Beinen, und trugen ihn bis zu der Wohnung des Arztes. Sie klopften an seine Hausthüre, an welche eine sehr steile Treppe stieß, die in sein Zimmer führte. Es kam sogleich eine Magd ohne Licht herab, öffnete und fragte, was sie wollten. „Geh nur wieder hinauf," sagte der Schneider, „und sagt eurem Herrn, daß wir ihm einen sehr kranken Menschen bringen, dem er ein Arzneimittel geben soll. Hier," fügte er hinzu, indem er ihr ein Silberstück in die Hand drückte, „gebet ihm das im voraus, um ihn zu überzeugen, daß wir seine Bemühung nicht umsonst verlangen." Während nun die Magd wieder hinaufging, um dem jüdischen Arzt eine so gute Nachricht zu bringen, trugen der Schneider und seine Frau den Buckligen schnell die Treppe hinauf, ließen ihn oben liegen, und eilten heim.

Die Magd hatte inzwischen dem Arzte gesagt, daß ein Mann und eine Frau ihn an der Thüre erwarteten, und ihn bäten herabzukommen, um einen Kranken zu sehen, den sie mitgebracht hätten; sie hatte ihm das erhaltene Geld gegeben, worüber er sich ausnehmend freute und aus dieser Vorbezahlung auf eine gute Kundschaft schloß, die er nicht vernachlässigen durfte. „Nimm schnell das Licht," sagte er zu seiner Magd, „und folge mir." Indem er dies sagte, eilte er schnell der Treppe zu, ohne abzuwarten, daß die Magd ihm leuchtete, und da er an den Buckligen kam, stieß er ihn mit dem Fuße so heftig in die Seiten, daß dieser die Treppe hinunterkollerte, und wenig daran fehlte, daß der Arzt mit ihm hinuntergekol-

lert wäre. „Bringe schnell Licht hieher," rief er seiner Magd zu. Diese kam endlich, er ging mit ihr die Treppe hinunter, und da er fand, das, was er hinuntergestoßen, wäre ein todter Mensch, so erschrack er über dieses Schauspiel so sehr, daß er Moses, Aaron, Josua, Esdras und alle andern Propheten seines Gesetzes anrief. „Ich Unglücklicher," sagte er, „warum wollte ich ohne Licht herabsteigen? Ich habe den Tod des Kranken, den man zu mir gebracht hat, beschleunigt; ich bin Schuld daran, daß er gestorben ist, und wenn mir der gute Esel des Esdras[33]) nicht zu Hülfe kömmt, so bin ich verloren. Ach, man wird mich nur zu bald als einen Mörder aus meinem Hause schleppen!"

Ungeachtet der Unruhe, die ihn bewegte, gebrauchte er doch die Vorsicht, seine Thüre zu verschließen, aus Furcht, daß, wenn jemand zufällig auf der Straße vorbeiginge, er das Unglück, für dessen Ursache er sich hielt, bemerken möchte. Er nahm hierauf den Leichnam und trug ihn in das Zimmer seiner Frau, die fast in Ohnmacht gefallen wäre, als sie ihn mit dieser unheilbringenden Last hereintreten sah. „Ach es ist um uns geschehen," rief sie aus, „wenn wir kein Mittel finden, den todten Körper in dieser Nacht aus dem Hause zu schaffen! Wir verlieren ohne Zweifel das Leben, wenn wir ihn bis Tagesanbruch bei uns behalten. Welches Unglück! Wie hast du es denn angefangen, diesen Menschen zu tödten?" — „Darauf kömmt's hier nicht an," entgegnete der Jude, „es kömmt darauf an, für ein so dringendes Uebel ein Mittel zu finden."

Einhundert und acht und zwanzigste Nacht.

Der Arzt und seine Frau berathschlagten mit einander über das Mittel, sich während der Nacht von dem Leichname zu befreien. Der Arzt mochte hin und her

sinnen, so viel er wollte, er fand keine List, um sich aus seiner Verlegenheit zu ziehen, aber seine erfindungsreichere Frau sagte: „Mir fällt etwas ein, wir wollen den Leichnam auf das Dach[34]) unserer Wohnung tragen, und ihn in den Schornstein unseres Nachbars, des Muselmanns werfen."

Dieser Muselmann war einer der Lieferanten des Sultans, und hatte Oel, Butter und alle Arten von Fett zu liefern. Er hatte ein Vorrathshaus bei seiner Wohnung, worin die Ratten und Mäuse großen Schaden anrichteten.

Da der jüdische Arzt den Vorschlag gebilligt hatte, so nahmen seine Frau und er den Buckligen, trugen ihn auf das Dach ihres Hauses, und nachdem sie ihm unter die Achseln Stricke gezogen hatten, ließen sie ihn durch den Schornstein so sanft in das Zimmer des Lieferanten herab, daß er an die Mauer gelehnt auf seinen Füßen, wie lebend, stehen blieb. Als sie fühlten, daß er unten war, zogen sie die Stricke hinauf, und ließen ihn in der beschriebenen Stellung.

Kaum waren sie wieder in ihrem Zimmer, als der Lieferant in das seinige trat. Er kam von einem Hochzeitmahle heim, zu welchem er diesen Abend war geladen gewesen, und hatte eine Laterne in der Hand. Er war nicht wenig erstaunt, bei ihrem Lichte einen Mann in seinem Kamine aufrecht stehen zu sehen; da er aber von Natur muthig war und sich einbildete, daß es ein Dieb wäre, so ergriff er einen großen Stock, und sagte, indem er gerade auf den Buckligen losging: ich bildete mir ein, daß es die Ratten und Mäuse wären, die meine Butter und mein Fett fressen, und du bist's, der zum Kamin herunterkömmt, um mich zu bestehlen. Ich glaube jedoch nicht, daß dir noch jemals die Lust anwandeln wird, wieder zu kommen."

Nach diesen Worten schlug er nach ihm und gab ihm mehre Stockschläge. Der Leichnam fiel auf die Nase

der Lieferant verdoppelt seine Schläge; da er aber endlich gewahr wird, daß der Körper, den er schlägt, bewegungslos ist, so hält er inne, um ihn zu betrachten. Als er nun sieht, daß es ein Leichnam ist, folgt die Furcht dem Zorne. „Was habe ich Elender gethan?“ sagte er. „Einen Menschen erschlagen! Ach, ich habe meine Rache viel zu weit getrieben! Großer Gott, wenn du dich meiner nicht erbarmest, so ist's um mein Leben geschehen. Tausendmal verflucht sei das Oel und das Fett, wodurch ich zu einer so verbrecherischen Handlung veranlaßt worden bin.“

Er blieb blaß und entstellt; er glaubte schon die Diener der Gerechtigkeit zu sehen, die ihn zum Tode schleppten, und er wußte nicht, was er anfangen sollte....

Einhundert und neun und zwanzigste Nacht.

Der Lieferant des Sultans von Kaschghar hatte, indem er den Buckligen schlug, seinen Buckel nicht bemerkt; als er ihn nun gewahrte, fing er an zu fluchen. „Verdammter Buckliger,“ rief er aus, „Hund von einem Buckligen! hätte es doch Gott gefallen, daß du mir all mein Fett gestohlen hättest und daß ich dich hier nicht gefunden hätte; dann würde ich nicht in der Verlegenheit sein, in welcher ich mich wegen deiner und deines nichtswürdigen Buckels befinde! Ihr Sterne,“ setzte er hinzu, „die ihr am Himmel leuchtet, habt in so dringender Gefahr nur Licht für mich.“

Indem er diese Worte sagte, lud er den Buckligen auf seine Schultern, verließ sein Zimmer, ging bis an das Ende der Straße, wo er ihn aufrecht an einen Laden lehnte, und machte sich sodann, ohne sich umzusehen, auf den Weg nach Hause.

Einige Augenblicke vor Tagesanbruche fiel es einem sehr reichen christlichen Kaufmann ein, der den Palast des

Sultans mit fast allem Nöthigen versorgte, nachdem er die Nacht durchschwelgt hatte, auszugehen, um sich in ein Bad zu begeben. Obgleich er betrunken war, bemerkte er doch, daß die Nacht sehr vorgerückt wäre, und daß man bald zum frühen Morgengebete rufen würde, er beschleunigte deshalb seine Schritte und eilte, ins Bad zu kommen, damit kein in die Moschee gehender Muselmann ihm begegnen und ihn als Betrunkenen ins Gefängniß führen möchte. Er verweilte jedoch, als er an das Ende der Straße gekommen war, eines Bedürfnisses wegen, bei der Bude, an welche der Lieferant des Sultans den Leichnam des Buckligen gelehnt hatte, welcher, da er erschüttert wurde, an den Rücken des Kaufmanns fiel, der ihn für einen Räuber hielt, von welchem er angegriffen würde, und ihm einen Faustschlag auf den Kopf gab, der ihn niederstürzte. Er gab ihm hierauf noch mehrere andere Schläge und rief um Hülfe.

Der Wächter des Viertels kam auf sein Geschrei herbei, und da er sah, daß es ein Christ war, der einen Muselmann mißhandelte, (denn der Bucklige war von unsrer Religion,) sagte er zu ihm: „Was für einen Grund habt ihr, einen Muselmann zu mißhandeln?" — „Er hat mich bestehlen wollen," erwiederte der Kaufmann, „und hat sich auf mich geworfen, um mich bei der Gurgel zu fassen." — „Ihr habt euch hinlänglich gerächt," sagte der Wächter, indem er ihn am Arme zog, „deshalb geht weg von da." Zu gleicher Zeit bot er dem Buckligen die Hand, um ihm zum Aufstehen behülflich zu sein, als er jedoch bemerkte, daß er todt war, fuhr er fort: „Oho, so hat also ein Christ die Kühnheit einen Muselmann zu ermorden!"

Indem er diese Worte sprach, hielt er den Christen fest, und führte ihn zum Polizeimeister, wo man ihn einsperrte, bis der Richter aufgestanden und im Stande war, den Beklagten zu verhören. Der christliche Kaufmann ward inzwischen nüchtern, und je mehr er über sein

Abenteuer nachdachte, je weniger konnte er begreifen, wie bloße Faustschläge einen Menschen hatten ums Leben bringen können.

Der Polizeimeister befragte, nach dem Bericht des Wächters und nach Besichtigung des zu ihm gebrachten Leichnams, den christlichen Kaufmann, der ein Verbrechen, welches er nicht begangen hatte, nicht leugnen konnte. Da der Bucklige dem Sultan angehörte, denn er war einer von seinen Lustigmachern, so wollte der Polizeimeister den Christen nicht hinrichten lassen, ohne zuvor den Willen des Fürsten zu wissen.

Er ging deshalb in den Palast, um den Sultan von dem Vorgefallenen zu benachrichtigen, und dieser sagte zu ihm: „Ich habe keine Gnade für einen Christen, der einen Muselmann tödtet; geh und erfülle deine Pflicht."

Der Polizeirichter ließ demnach einen Galgen aufrichten, und schickte Ausrufer in der Stadt umher, um bekannt zu machen, daß man einen Christen hängen würde, der einen Muselmann getödtet hatte.

Man führte nun den Kaufmann aus dem Gefängnisse an den Fuß des Galgens, und der Henker, nachdem er ihm den Strick um den Hals gelegt hatte, wollte ihn eben hinaufziehen, als der Lieferant des Sultans durch die Menge drang, und dem Henker, indem er sich ihm nahte, zurief: „Haltet ein, haltet ein, übereilet euch nicht; nicht Er hat den Mord begangen, sondern ich."

Der Polizeimeister, welcher der Hinrichtung beiwohnte, begann hierauf den Lieferanten zu befragen, der ihm, Punkt für Punkt erzählte, auf welche Weise der Bucklige von ihm getödtet worden wäre, und damit endete, zu sagen, daß er den Leichnam an den Ort gebracht, wo der christliche Kaufmann ihn gefunden hätte. — „Ihr waret im Begriff," fügte er hinzu, „einen Unschuldigen hinrichten zu lassen, weil er einen Menschen, der nicht mehr lebte, nicht getödtet haben kann. Es ist wahrlich schon genug für mich, einen Muselmann ermordet zu

haben, ohne mein Gewissen noch mit dem Tode eines Christen zu belasten, der kein Verbrecher ist."

Einhundert und dreißigste Nacht.

„Herr," sagte Scheherasade, „da der Lieferant des Sultans von Kaschghar sich selbst öffentlich angeklagt hatte, an dem Tode des Buckligen Schuld zu sein, so sah der Polizeimeister sich genöthigt, dem Kaufmanne Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. „Laß," sagte er zu dem Henker, „laß den Christen gehen, und hänge statt seiner diesen Menschen, weil seine Strafbarkeit durch sein eigenes Geständniß erwiesen ist."

Der Henker ließ den Kaufmann los, und legte sogleich den Strick um den Hals des Lieferanten. Aber indem er ihn hängen wollte, hörte er die Stimme des jüdischen Arztes, der ihn inständig bat, die Hinrichtung aufzuschieben, und der sich Platz machen ließ, um an den Fuß des Galgens zu gelangen.

Als er vor dem Polizeirichter stand, sagte er zu ihm: „Herr, dieser Muselmann, den ihr hängen lassen wollt, hat den Tod nicht verdient; ich allein bin der Verbrecher. In der gestrigen Nacht klopfte ein Mann und eine Frau, die ich nicht kenne, an meine Thüre und brachten mir einen Kranken. Meine Magd ging ohne Licht, um die Hausthüre zu öffnen, und empfing von dem Mann und der Frau ein Geldstück, um mich zu ersuchen, daß ich doch herunterkommen und den Kranken sehen möchte. Während sie mit mir sprach, brachten die beiden Leute den Kranken die Treppe herauf und entfernten sich sodann. Ich ging zur Treppe, ohne zu warten, bis meine Magd ein Licht angezündet hatte, und da ich in der Dunkelheit mit dem Fuße an den Kranken stieß, so kollerte er die Treppe hinunter. Endlich sah ich, daß er todt und daß es der bucklige Muselmann war, dessen Tod heute gerächt wer-

den soll. Meine Frau und ich, wir nahmen den Leichnam, trugen ihn auf unser Dach, von wo wir ihn auf das des Lieferanten, unsers Nachbarn, brachten, den ihr ungerechterweise hinrichten wollt, und wir ließen ihn durch den Schornstein in sein Zimmer hinab. Der Lieferant, der ihn dort fand, hat ihn wie einen Dieb behandelt, ihn geschlagen, und geglaubt, ihn getödtet zu haben, welches aber, wie ihr aus meiner Aussage hört, nicht der Fall ist. Ich bin also der einzige Urheber des Todtschlages; und obgleich ich es ohne meinen Willen bin, so habe ich doch beschlossen, mein Verbrechen zu büßen, damit ich mir nicht den Tod zweier Muselmänner vorzuwerfen habe, wenn ich es geschehen lasse, daß ihr dem Lieferanten des Sultans, dessen Unschuld ich euch so eben dargethan habe, das Leben nehmet. Seid also so gut, und laßt ihn gehen, und hängt mich anstatt seiner, weil niemand anders, als ich, den Buckligen getödtet hat."

Einhundert und ein und dreißigste Nacht.

Sobald der Polizeirichter überzeugt war, daß der jüdische Arzt der Mörder wäre, befahl er dem Henker, sich seiner Person zu bemächtigen, und den Lieferanten des Sultans frei zu lassen.

Der Arzt hatte schon den Strick um den Hals, und war im Begriffe zu sterben, als man die Stimme des Schneiders hörte, der den Henker bat, nicht weiter zu gehen, und der das Volk Platz machen ließ, um zum Polizeimeister gelangen zu können, zu welchem er, als er ihm nahe war, sagte: „Herr es fehlt wenig daran, daß ihr drei unschuldigen Personen das Leben genommen hättet; wenn ihr aber die Geduld haben wollt, mich zu hören, so werdet ihr den wahren Mörder des Buckligen kennen lernen. Wenn *sein* Tod durch den Tod eines anderen abgebüßt werden soll, so muß ich dieser Büßende sein. Als ich gestern gegen Abend in meinem Laden ar-

beitete, und in der Laune war, mich zu ergötzen, kam der halbtrunkene Bucklige, und setzte sich in meine Nähe. Er sang eine Zeit lang, und ich schlug ihm vor, den Abend bei mir zuzubringen. Er willigte darein, und ich nahm ihn mit nach Hause. Wir setzten uns zu Tische, ich legte ihm ein Stück Fisch vor, und da ihm nun beim Essen eine Gräte oder ein Knochen im Halse stecken blieb, so starb er in kurzer Zeit, ungeachtet aller Bemühungen, die meine Frau und ich anwendeten, um ihm zu helfen. Wir waren sehr betrübt über seinen Tod, und aus Furcht, deshalb bestraft zu werden, trugen wir den Leichnam an die Thüre des jüdischen Arztes. Ich klopfte, und sagte der öffnenden Magd, sie möchte schnell wieder hinaufgehn und ihren Herrn unserseits bitten, doch herunter zu kommen, um einen Kranken zu sehen, den wir mitgebracht hätten; und damit er es nicht abschlagen möchte, unsre Bitte zu erfüllen, gab ich ihr ein Silberstück, mit dem Auftrage, es ihm zu geben. Sobald sie wieder hinaufgegangen war, so trug ich den Buckligen die Treppe hinauf, legte ihn auf die oberste Stufe, und begab mich sodann schnell mit meiner Frau nach Hause. Der Arzt stieß, als er auf die Stufe trat, den Buckligen hinunter, und das machte ihn glauben, daß er ihn getödtet hätte. Da sich," fügte er hinzu, „die Sache nun so verhält, so laßt den Arzt frei, und laßt mich hinrichten."

Der Polizeimeister und alle Zuschauer konnten sich über die seltsamen, durch den Tod des Buckligen veranlaßten Begebenheiten nicht genug verwundern. „Laß den jüdischen Arzt frei," sagte der Richter zu dem Henker, „und hänge den Schneider, weil er sein Verbrechen bekannt. Man muß gestehen, daß diese Geschichte sehr seltsam ist, und mit goldenen Buchstaben aufgezeichnet zu werden verdient."

Der Henker ließ den Arzt frei, und legte den Strick dem Schneider um den Hals.

Einhundert und zwei und dreißigste Nacht.

Während der Henker sich bereitete, den Schneider zu hängen, sagte ein Beamter des Sultans von Kaschghar zu diesem, der den Buckligen, seinen Lustigmacher nicht lange entbehren konnte, und ihn zu sehen verlangte: „Herr, der Bucklige, dessentwegen Euer Majestät besorgt ist, hat sich gestern betrunken, ist sodann wider seine Gewohnheit aus dem Palast entwischt um in der Stadt herumzulaufen, und ist diesen Morgen todt gefunden worden. Man hat vor den Polizeirichter einen Mann gebracht, der angeklagt worden ist, ihn ermordet zu haben, und der Richter hat sogleich einen Galgen aufrichten lassen. Als nun der Angeklagte eben gehängt werden sollte, ist ein Mensch herbeigekommen, und nach diesem ein anderer: sie klagten sich selbst an, und einer spricht den andern schuldfrei. Das dauert nun schon eine lange Zeit so, und der Polizeimeister ist jetzt eben dabei, einen dritten Menschen zu befragen, der sich als den wahrhaften Mörder anklagt."

Nach diesem Berichte schickte der Sultan einen Gerichtsdiener auf den Richtplatz: „Eile schnell," sagte er zu ihm, „und sage dem Polizeirichter, er solle mir sogleich die Angeklagten vorführen: und auch die Leiche des armen Buckligen, den ich noch einmal sehen will, soll hergebracht werden."

Der Gerichtsdiener ging, und da er eben auf dem Richtplatz anlangte, als der Henker den Strick zu ziehen begann, um den Schneider aufzuhängen, so schrie er aus Leibeskräften, daß man die Hinrichtung aufschieben sollte. Da der Henker den Gerichtsdiener erkannte, wagte er nicht, weiter zu gehen, und ließ den Schneider los. Nachdem hierauf der Gerichtsdiener den Polizeimeister begrüßt hatte, erklärte er ihm den Willen des Sultans.

Der Richter gehorchte, verfügte sich mit dem Schneider, dem jüdischen Arzte, dem Lieferanten und dem christ-

lichen Kaufmanne nach dem Palast, und ließ die Leiche des Buckligen von vieren seiner Leute nachtragen.

Als sie nun Alle vor dem Sultan standen, warf sich der Polizeimeister zu den Füßen dieses Fürsten nieder, und erzählte ihm, als er wieder aufgestanden war, ganz getreulich alles, was er von der Geschichte des Buckligen wußte. Der Sultan fand sie so merkwürdig, daß er seinem Hof-Historiographen befahl, sie mit allen Nebenumständen niederzuschreiben. Hierauf sagte er, indem er sich an alle gegenwärtigen Personen wandte: „Habt ihr jemals etwas Erstaunlicheres gehört, als das, was sich jetzo, veranlaßt durch diesen Buckligen, meinen Lustigmacher, zugetragen hat?"

Der christliche Kaufmann nahm nun, nachdem er sich niedergeworfen und mit seinem Haupte die Erde berührt hatte, das Wort: „Mächtiger Herrscher," sagte er, „ich weiß eine Geschichte, die noch erstaunlicher ist, als die euch so eben mitgetheilte, und wenn Euer Majestät es erlaubt, so will ich sie euch erzählen. Die Ereignisse sind von der Art, daß niemand sie ohne Rührung anhören kann." Der Sultan erlaubte ihm, sie vorzutragen, welches er in folgenden Worten that:

Geschichte
welche der christliche Kaufmann erzählt.

„Herr, bevor ich die Geschichte beginne, welche Euer Majestät mir zu erzählen erlaubt, will ich, mit eurer Vergünstigung, bemerken, daß ich nicht die Ehre habe, in eurem Reiche geboren zu sein. Ich bin ein Ausländer, aus Kahiro gebürtig, von dem Volke der Kopten [35]), und meines Glaubens ein Christ. Mein Vater war ein Mäk-

ler, und hatte ein prächtiges Vermögen erworben, welches er mir bei seinem Tode hinterließ. Ich folgte seinem Beispiele, und trieb sein Gewerbe.

Als ich mich eines Tages in Kahiro in dem öffentlichen Wohngebäude der Getraidehändler befand, redete mich ein sehr wohlgebildeter und wohlgekleideter, junger, auf einem Esel reitender Kaufmann an. Er grüßte mich, und indem er ein Tuch öffnete, in welchem sich eine Sesamprobe befand, fragte er mich: „Wie viel gilt das große Maaß Sesam von dieser Güte?"

Einhundert und drei und dreißigste Nacht.

Ich untersuchte den Sesam, welchen der junge Kaufmann mir zeigte, und erwiederte ihm, daß das große Maaß nach dem laufenden Preise hundert Silberdrachmen gelte. „Geht zu den Kaufleuten," sagte er zu mir, „die für diesen Preis welchen haben wollen, und kommt nach dem Siegesthore, wo ihr einen von jeder anderen Wohnung getrennten Chan sehen werdet; dort will ich euch erwarten."

Hierauf ritt er weiter, und ließ mir die Sesamprobe, die ich mehreren Kaufleuten der Stadt zeigte, welche mir sagten, daß sie davon so viel nehmen wollten, als ich ihnen für hundert und zehn Silberdrachmen verschaffen würde; und durch diesen Preis wurde mir ein Gewinn von zehn Drachmen auf das Maaß zu Theil.

Durch diesen Gewinn gelockt, begab ich mich nach dem Siegesthore, wo der Kaufmann mich erwartete. Er führte mich in sein Vorrathshaus, welches mit Sesam angefüllt war. Es befanden sich darin funfzig große Maaß, welche ich messen, auf Esel laden ließ, und sie dann für fünftausend Silberdrachmen kaufte.

„Von dieser Summe," sagte der junge Mann, „kommen euch, für das Maaß zehn Drachmen, also fünfhun-

dert Drachmen zu, die ich euch bewillige; und da ich das übrige mir zukommende Geld nicht brauche, so mögt ihr es euch von den Kaufleuten auszahlen lassen, und es mir aufheben, bis ich es euch abfordern werde." Ich antwortete ihm, daß es jederzeit für ihn bereit liegen würde, küßte ihm die Hand, und entfernte mich, sehr vergnügt über seine Großmuth.

Es währte einen Monat, ehe ich ihn wieder sah; nach Verlauf dieser Zeit erschien er jedoch. „Wo sind," sagte er zu mir, „die viertausend fünfhundert Drachmen, die ich von euch zu fordern habe?" — „Sie sind bereit," erwiederte ich, „und ich werde sie euch sogleich aufzählen."

Da er auf seinem Esel saß, so bat ich ihn, abzusteigen und mir die Ehre zu erzeigen, vorher einen Imbiß mit mir zu sich zu nehmen. „Nein," sagte er, „ich kann jetzo nicht absteigen, ich habe hier in der Nähe ein dringendes Geschäft; aber ich werde hieher zurückkehren und im Vorbeireiten mein Geld mitnehmen, welches ich euch bereit zu halten bitte." Nach diesen Worten ritt er fort.

Ich erwartete ihn, aber vergebens, und er kam erst nach Verlauf eines Monats wieder. „Der junge Kaufmann," sagte ich zu mir selbst, „hat in der That ein großes Zutrauen zu mir, daß er, ohne mich näher zu kennen, eine Summe von viertausend fünfhundert Silberdrachmen in meinen Händen läßt! Ein anderer, als er, würde so nicht handeln, sondern befürchten, daß ich das Geld unterschlüge."

Er kam zu Ende des dritten Monats, wieder auf seinem Esel reitend, aber viel prächtiger als sonst gekleidet.

Einhundert und vier und dreißigste Nacht.

Sobald ich den jungen Kaufmann erblickte, ging ich ihm entgegen, beschwur ihn abzusteigen, und fragte ihn, ob ich ihm sein Geld nicht aufzählen sollte. „Das hat keine Eile," sagte er mit vergnügter und zufriedner Miene. „Ich weiß, daß es in guten Händen ist; ich werde es mir abholen, wenn ich mein anderes Geld ausgegeben, und sonst keins mehr habe. Lebt wohl," fügte er hinzu, „erwartet mich zu Ende der Woche." Er gab hierauf seinem Esel einen Schlag mit der Peitsche, und ich verlor ihn bald aus dem Gesichte.

„Gut," sagte ich zu mir selbst, „er sagt, ich soll ihn zu Ende der Woche erwarten, und seiner Rede nach, werde ich ihn vielleit in langer Zeit nicht wiedersehen. Ich will indessen sein Geld so benutzen, daß es mir einen Gewinn bringt."

Ich betrog mich in meiner Vermuthung nicht: das Jahr ging vorüber, ohne daß ich etwas von dem jungen Manne hörte. Am Ende des Jahres erschien er, eben so reich gekleidet, als das erstemal, aber es schien ihm etwas im Kopfe herumzugehen. Ich bat ihn, mir die Ehre zu erzeigen und bei mir einzutreten. „Das will ich diesmal wohl thun," antwortete er, „aber nur unter der Bedingung, daß ihr meinetwegen keine ungewöhnliche Ausgabe machet." — „Ich werde nichts thun, als was ihr wünscht; habt nur die Güte abzusteigen." Er stieg ab und trat bei mir ein.

Ich gab Befehl zu dem Mahle, womit ich ihn bewirthen wollte, und wir unterhielten uns, bis man auftrug. Als das Mahl bereit war, setzten wir uns zu Tische. Bei dem ersten Bissen bemerkte ich, daß er ihn mit der linken Hand nahm, und ich war verwundert zu sehen, daß er sich der rechten gar nicht bediente. Ich wußte nicht, was ich davon denken sollte. „Seit ich diesen Kaufmann

kenne," sagte ich zu mir selbst, „ist er mir immer sehr wohlgesittet vorgekommen, wäre es möglich, daß er sich aus Verachtung gegen mich so benimmt? Warum bedient er sich nicht seiner rechten Hand?"

Einhundert und fünf und dreißigste Nacht.

Der christliche Kaufmann war sehr neugierig zu wissen, warum sein Gast nur mit der linken Hand aß. „Nach der Mahlzeit," sagte er, „als meine Leute abgetragen und sich entfernt hatten, setzten wir uns alle beide auf ein Sofa. Ich bot dem jungen Mann ein treffliches Täfelchen Morselle an, welches er auch mit der linken Hand nahm. „Herr," sagte ich nun zu ihm, „ich bitte euch, mir die Freiheit zu verzeihen, die ich mir nehme, euch zu fragen, woher es kömmt, daß ihr euch nicht eurer rechten Hand bedient; vermuthlich habt ihr irgend ein Uebel daran?" Er stieß, anstatt mir zu antworten, einen tiefen Seufzer aus, und indem er seinen rechten Arm hervorzog, den er bis dahin unter seinem Kleide verborgen gehalten hatte, zeigte er mir, daß ihm die rechte Hand abgehauen war, worüber ich sehr erstaunt war. „Es hat euch ohne Zweifel verletzt," sagte er, „mich mit der linken Hand essen zu sehen; aber, urtheilt nun, ob ich anders kann." — „Darf man euch fragen," versetzte ich, „durch welches Unglück ihr eure rechte Hand verloren habt?" Er vergoß Thränen bei dieser Frage, und nachdem er sie getrocknet hatte, erzählte er mir seine Geschichte, wie ich sie euch jetzt erzählen werde:

„Ihr sollt wissen," sagte er zu mir, „daß ich in Bagdad geboren und der Sohn eines reichen und durch seine Verdienste und Rang in dieser Stadt, höchst ausgezeichneten Vaters bin. Kaum war ich unter die Leute gekommen, als ich von gereisten Personen, die ich besuchte,

Wunderdinge von Aegypten und besonders von Groß-Kahiro hörte, die mich in Erstaunen setzten, und mir Lust zum Reisen machten; aber mein noch lebender Vater hätte mir dazu nicht die Erlaubniß gegeben. Endlich starb er, und da sein Tod mich zum Herrn meiner Handlungen machte, so beschloß ich, nach Kahiro zu reisen. Ich verwendete eine sehr große Summe zum Ankaufe verschiedener Arten feiner Stoffe von Bagdad und Mussul, und machte mich auf den Weg.

Bei meiner Ankunft in Kahiro stieg ich in dem Chan ab, den man den Chan des Mesrur nennt; ich miethete daselbst eine Wohnung und ein Vorrathshaus, in welches ich die Ballen legen ließ, die ich auf Kameelen mitgebracht hatte. Als dies geschehen war, begab ich mich in mein Zimmer, um mich auszuruhen und von den Beschwerden des Weges zu erholen, während meine Leute, denen ich Geld gegeben hatte, Lebensmittel einkauften und die Küche besorgten. Nach der Mahlzeit ging ich aus, um das Schloß, einige Moscheen, die öffentlichen Plätze und andere sehenswerthe Orte zu besuchen.

Am folgenden Tag zog ich mich anständig an, und nachdem ich aus einigen meiner Ballen sehr schöne und sehr reiche Stoffe hatte nehmen lassen, in der Absicht, sie nach einem Besasthan[36]) bringen zu lassen, um zu sehen, was man dafür bieten würde, so belud ich einen meiner Sklaven damit und ließ ihn nach dem Besasthan der Cirkassier bringen. Ich sah mich bald von einer Menge von Mäklern und Ausrufern umgeben, die von meiner Ankunft benachrichtigt waren. Ich vertheilte Stoffproben unter mehrere Ausrufer, welche sie in dem ganzen Besasthan ausrufen und vorzeigen sollten; aber alle Kaufleute boten weniger dafür, als sie mir durch Ankauf und die Kosten der Reise zu stehen kamen. Das verdroß mich, und als ich mich darüber gegen die Ausrufer beschwerte, sagten sie zu mir: „Wenn ihr uns folgen wollt, so wol-

len wir euch ein Mittel sagen, durch welches ihr nichts an euren Stoffen verlieren sollt ...."

Einhundert und sechs und dreißigste Nacht.

Der christliche Kaufmann fuhr, sich fortwährend an den Sultan von Kaschghar wendend, folgendermaßen fort:

„Da mir die Mäkler und die Ausrufer," erzählte der junge Mann, „versprochen hatten, mir ein Mittel zu sagen, durch dessen Anwendung ich nichts an meinen Waaren verlieren würde, so fragte ich sie, was ich denn thun sollte?" — „Sie an verschiedene Kaufleute vertheilen," versetzten sie, „sie werden sie im einzelnen verkaufen, und zweimal in der Woche, Montags und Donnerstags, werdet ihr das dafür gelöste Geld erhalten. Dadurch werdet ihr gewinnen, anstatt zu verlieren, und auch den Kaufleuten wird ein kleiner Gewinn zu Theil werden. Unterdeß habt ihr die Freiheit, euch zu ergötzen, und in der Stadt und am Nil spazieren zu gehen."

Ich folgte ihrem Rathe, führte sie in mein Vorrathshaus, aus welchem ich alle meine Waaren nahm, und in den Besasthan zurückkehrend, vertheilte ich sie unter verschiedene Kaufleute, welche mir einen von Zeugen unterschriebenen Empfangschein gaben, unter der Bedingung, daß ich ihnen den ersten Monat nichts abfordere.

Als nun meine Geschäfte auf solche Weise geordnet waren, hatte ich nichts im Kopfe, als Ergötzlichkeiten. Ich befreundete mich mit verschiedenen Personen meines Alters, die für meinen Zeitvertreib sorgten. Nach Verlaufe des ersten Monats begann ich, meine Kaufleute wöchentlich zweimal zu besuchen, und zwar in Begleitung eines öffentlichen Beamten, um ihr Verkaufsbuch zu prüfen, und eines Wechslers, um die Güte und den Werth der Geldsorten, die sie mir auszahlten, zu untersuchen. So brachte ich an den Zahlungstagen immer eine starke Summe in

den Chan des Mesrur, in welchem ich wohnte. Das hinderte mich jedoch nicht, an den anderen Tagen der Woche, bald zu dem, bald zu jenem Kaufmanne zu gehen, mich durch Unterhaltung mit ihnen zu ergötzen und zu sehen, was in dem Besasthan vorging.

Eines Montags, als ich eben in dem Laden eines Kaufmannes, Namens Bedreddin, saß, trat eine Frau herein, die von Stande war, wie man es leicht an ihrem Wesen, ihrer Kleidung und einer sehr wohlgekleideten, sie begleitenden Sklavin sehen konnte. Sie setzte sich neben mich. Ihr Aeußeres, mit einer natürlichen, aus allem ihren Thun hervorleuchtenden Anmuth verbunden, nahm mich sehr für sie ein und erregte eine große Neigung in mir, sie näher kennen zu lernen.

Ich weiß nicht, ob sie es bemerkte, daß ich sie mit Vergnügen betrachtete, und ob meine Aufmerksamkeit ihr nicht mißfiel; aber sie erhub den Kreppschleier, der ihr über das Gesicht und über den Musselinschleier, welcher es verbarg, herabhing, und ließ mich große schwarze Augen sehen, von denen ich bezaubert wurde. Was aber vollends dazu beitrug, mich verliebt in sie zu machen, war der Ton ihrer Stimme und das feine und anmuthige Wesen, womit sie den Kaufmann grüßte und ihn fragte, wie er sich, seit sie ihn nicht gesehen, befunden hätte.

Nachdem sie sich eine Zeit lang mit ihm unterhalten hatte, sagte sie ihm, daß sie einen gewissen Stoff mit Goldgrund suchte; daß sie in seinen Laden, als in den am besten versehenen des ganzen Besasthans käme, und daß er ihr den gewünschten Stoff, wenn er ihn vorräthig hätte, zeigen möchte. Bedreddin zeigte ihr mehrere Stücke, sie blieb bei dem einen, und als sie nach dem Preise fragte, ließ er es ihr für elfhundert Silberdrachmen. „Ich willige darein euch diese Summe zu geben," sagte sie zu ihm; „ich habe zwar kein Geld bei mir, aber ich hoffe, daß ihr mir bis morgen trauen und mir erlauben werdet, den Stoff mit mir zu nehmen; ich werde nicht unterlassen,

euch morgen dafür elfhundert Drachmen zu schicken." — „Edle Frau," erwiederte Bedreddin, „ich würde euch mit Vergnügen trauen und euch den Stoff mitgeben, wenn er mir gehörte; aber er gehört diesem wackern jungen Manne hier, und ich muß ihm heute das Geld dafür bezahlen." — „Woher kömmt es denn," versetzte die Frau, sehr erstaunt, „daß ihr mich auf solche Weise behandelt? Komme ich nicht gewöhnlich in euren Laden? Und so oft ich Stoffe gekauft habe und ihr mir erlaubt habt, sie ohne augenblickliche Bezahlung mitzunehmen, habe ich jemals unterlassen, euch gleich am folgenden Tage das Geld zu senden?" Der Kaufmann gab das zu. „Es ist wahr, edle Frau," versetzte er; „aber ich muß heute Geld haben." — „Nun denn, da habt ihr euren Stoff," sagte sie, indem sie ihm denselben hinwarf. „Gott verderbe euch, und alles, was Kaufmann heißt! Ihr seid alle einer wie der andere, ihr habt für Niemand Rücksichten."

Nach diesen Worten stand sie schnell auf und entfernte sich, sehr erzürnt auf Bedreddin."

Einhundert und sieben und dreißigste Nacht.

Der christliche Kaufmann fuhr in seiner Erzählung fort: „Als ich sah," sagte der junge Mann zu mir, „daß die Frau fortging, fühlte ich wohl, daß mein Herz großen Antheil an ihr nahm; ich rief sie demnach zurück, und sagte zu ihr: „Edle Frau, erzeiget mir die Gnade zurückzukehren, vielleicht finde ich ein Mittel, euch beide zu befriedigen."

Sie kehrte um, indem sie mir sagte, daß es aus Liebe zu mir geschähe. „Herr Bedreddin," sagte ich hierauf zum Kaufmann, „wie theuer sagt ihr, daß ihr diesen mir gehörigen Stoff verkaufen wollt?" — „Elfhundert Silberdrachmen," sagte er; „für weniger kann ich ihn nicht lassen." — „So gebet ihn nur dieser Dame," ver-

setzte ich, „und sie mag ihn mitnehmen. Ich gebe euch hundert Drachmen Gewinn und eine Verschreibung, daß ihr diese Summe auf meine anderen Waaren entnehmen könnt.“ Ich schrieb wirklich eine solche Anweisung, unterzeichnete sie, und händigte sie dem Bedreddin ein.

Indem ich hierauf der Dame den Stoff übergab, sagte ich zu ihr: „Ihr könnt ihn mitnehmen, edle Frau, und was das Geld betrifft, so könnt ihr mir es morgen, oder an einem andern Tage, schicken; oder wenn ihr wollt, mache ich euch auch ein Geschenk mit dem Stoffe.“ — „So ist es nicht gemeint,“ versetzte sie. „Ihr behandelt mich auf eine so artige und verbindliche Weise, daß ich unwürdig sein würde, mich vor den Menschen sehen zu lassen, wenn ich euch nicht meine Erkenntlichkeit bezeigte. Möge Gott, um euch dafür zu belohnen, eure Güter mehren, euch lange Zeit nach mir leben lassen, euch nach eurem Tode die Himmelspforte öffnen, und die ganze Stadt eure Großmuth öffentlich bekannt machen.“

Diese Worte flößten mir Dreistigkeit ein. „Edle Frau,“ sagte ich zu ihr, „laßt mich zum Lohne der euch erwiesenen Artigkeit euer Antlitz schauen; dadurch werdet ihr mich mit Wucher bezahlen.“

Bei diesen Worten wendete sie sich auf meine Seite, hub den Musselinschleier auf, der ihr das Gesicht bedeckte, und zeigte meinen Augen eine erstaunenswerthe Schönheit. Ich war so überrascht davon, daß ich ihr nicht zu sagen vermochte, was ich davon dachte. Ich würde nicht müde geworden sein, sie zu betrachten; aber sie bedeckte sich schnell wieder das Gesicht, aus Furcht, daß man es gewahren möchte; und nachdem sie den Kreppschleier hatte herabfallen lassen, nahm sie das Stück Goldstoff und entfernte sich aus dem Laden, in welchem sie mich in einem Zustande ließ, sehr verschieden von dem, in welchem ich hereingekommen war. Ich blieb lange Zeit in einer seltsamen Verwirrung und Unruhe. Ehe ich den Kaufmann verließ, fragte ich ihn, ob er die Dame kenne. „Ja,“ gab

er mir zur Antwort, „sie ist die Tochter eines Emirs, der ihr bei seinem Sterben unermeßliche Güter hinterlassen hat.“

Als ich in den Chan des Mesrur zurückgekehrt war, trugen mir meine Leute das Abendbrot auf; aber es war mir unmöglich, zu essen. Eben so wenig konnte ich in der Nacht, die mir die längste meines Lebens schien, ein Auge zuthun.

Sobald es Tag wurde, stand ich in der Hoffnung auf, den Gegenstand, der meine Ruhe störte, wieder zu sehen; und ihm zu gefallen, zog ich mich noch sorgfältiger an, als am vergangenen Tage. Ich kehrte in Bedreddins Laden zurück.“

Einhundert und acht und dreißigste Nacht.

Der junge Mann aus Bagdad sagte, seine Abenteuer dem christlichen Kaufmann weiter erzählend: „Ich war noch nicht lange im Laden Bedreddins, als ich die Dame, von ihrer Sklavin begleitet und noch prächtiger gekleidet, als am vergangenen Tage, kommen sah. Sie sah den Kaufmann gar nicht an, und sagte zu mir, sich an mich allein wendend: „Herr, ihr seht, daß ich mein gestern gegebenes Wort pünktlich halte. Ich komme ausdrücklich, um euch die Summe zu bringen, für welche ihr so gütig waret, euch, ohne daß ihr mich kanntet, zu verbürgen; eine Großmuth, die ich nie vergessen werde.“ — „Edle Frau,“ erwiederte ich ihr, „es war unnöthig, euch zu beeilen; ich war wegen des Geldes ganz unbesorgt, und es thut mir leid, daß ihr euch so bemüht habt.“ — „Es wäre unrecht gewesen, eure Artigkeit zu mißbrauchen.“ Dies sagend, händigte sie mir das Geld ein und setzte sich neben mich.

Indem ich nun die Gelegenheit, mich mit ihr zu unterhalten benutzte, redete ich zu ihr von der Liebe, die ich

für sie fühlte; aber sie stand plötzlich auf und verließ mich, als ob sie über die ihr eben gemachte Erklärung sehr beleidigt wäre.

Ich folgte ihr mit den Augen, so lange ich sie sehen konnte, und als ich sie nicht mehr sah, nahm ich Abschied von dem Kaufmann, und ging aus dem Vesasthan, ohne zu wissen, wohin.

Ich dachte über dieses Abenteuer nach, als ich mich von hinten gezogen fühlte. Ich drehte mich sogleich um, zu sehen, wer mich zöge und ich gewahrte mit Vergnügen, daß es die Sklavin der Dame war, von welcher ich den Kopf voll hatte. „Meine Gebieterin," sagte sie zu mir, „die junge Person, mit welcher ihr in dem Laden eines Kaufmanns gesprochen habt, wünschte euch wohl ein Wort zu sagen."

Ich folgte ihr, und ich fand in der That ihre Gebieterin, die mich in dem Laden eines Wechslers, in welchem sie saß, erwartete.

Sie ließ mich neben sich sitzen, und sagte zu mir: „Mein lieber Herr, seid nicht erstaunt darüber, daß ich euch ein wenig ungestüm verließ; ich hielt es nicht für passend, euch vor jenem Kaufmann auf das Geständniß der Empfindungen, welche ich euch eingeflößt habe, günstig zu antworten. Aber weit entfernt, darüber beleidigt zu sein, gestehe ich, daß ich euch mit Vergnügen zuhörte, und ich schätze mich unendlich glücklich, einen Mann von euren Verdiensten zum Liebhaber zu haben. Ich weiß nicht, welchen Eindruck mein erster Anblick auf euch gemacht hat; was aber mich betrifft, so kann ich euch versichern, daß ich, sobald ich euch nur sah, eine Neigung für euch empfand. Seit gestern habe ich nur an die Dinge gedacht, die ihr mir sagtet, und mein Eifer, euch so zeitig aufzusuchen, muß euch wohl beweisen, daß ihr mir nicht mißfallet." — „Verehrte Frau," erwiederte ich, von Liebe und Wonne entzückt, „ich kann nichts Erfreulicheres hören, als was ihr die Güte habt, mir zu sagen. Es

ist unmöglich, leidenschaftlicher zu lieben, als ich euch liebe; seit dem glücklichen Augenblick, in welchem ihr vor meinen Augen erschienet, waren sie von so vielen Reizen geblendet, und mein Herz ergab sich ohne Widerstand." — „Verlieren wir keine Zeit mit unnützen Gesprächen," unterbrach sie mich, „ich zweifle nicht an eurer Aufrichtigkeit, und ihr werdet bald von der meinigen überzeugt sein. Wollt ihr mir wohl die Ehre erzeigen, zu mir zu kommen; oder wünscht ihr, daß ich zu euch komme?" — „Edle Frau," antwortete ich ihr, „ich bin ein Fremder und wohne in einem Chan; das ist kein schicklicher Ort, um eine Frau von eurem Range und von euren Verdiensten zu empfangen."

Einhundert und neun und dreißigste Nacht.

„Es ist passender, edle Frau," fuhr der Kaufmann fort, „daß ihr die Güte habt, mir eure Wohnung anzuzeigen, ich werde mir dann die Ehre geben, euch zu besuchen." Die Dame willigte darein. „Uebermorgen," sagte sie, „ist Freitag; kommet an diesem Tage, nach dem Mittagsgebet. Ich wohne in der Straße der Andacht. Ihr dürft nur nach dem Hause des Abu Schamma mit dem Zunamen Berkur fragen, der einst das Oberhaupt der Emire war; dort werden wir uns finden." Nach diesen Worten trennten wir uns, und ich brachte den folgenden Tag in großer Ungeduld zu.

Ich stand am Freitage sehr früh auf, zog mein schönstes Kleid an, steckte einen Beutel mit funfzig Goldstücken zu mir, und ritt auf einem Esel, den ich schon am vorigen Tage gemiethet hatte, begleitet von dem Manne, dem er gehörte. Als wir in der Straße der Andacht angelangt waren, sagte ich zu dem Herrn des Esels, er möchte nach dem Hause fragen, welches ich suchte. Man zeigte es ihm, und er führte mich hin. Ich stieg an der

Thüre ab, bezahlte ihn gut, und schickte ihn fort, indem ich ihm empfahl, sich das Haus, in welchem er mich ließ, gut zu merken, und nicht zu unterlassen, mich am Morgen des folgenden Tages abzuholen, um mich in den Chan des Mesrur zurückzugeleiten.

Ich klopfte an die Thüre, und alsbald öffneten sie zwei kleine Sklaven, welche weiß wie der Schnee und sehr sorgfältig gekleidet waren. „Habt die Güte einzutreten," sagten sie zu mir, „unsere Gebieterin erwartet euch mit Ungeduld. Seit zwei Tagen hört sie nicht auf, von euch zu reden."

Ich trat in den Hof und sah ein großes auf sieben Stufen erhöhtes Sommerhaus, von einem Gitter umgeben, durch welches es von einem Garten von bewundernswerther Schönheit getrennt war. Außer den Bäumen, welche nur zu seiner Verschönerung dienten, gab es eine Menge anderer, mit den köstlichsten Früchten belasteter. Ich war von dem Gesang einer großen Anzahl Vögel bezaubert, deren Töne sich mit dem Plätschern eines Springbrunnens von bewundernswürdiger Höhe mischten, den man in der Mitte eines herrlichen Blumenflors gewahrte. Dieser Springbrunnen war sehr schön, man sah an den vier Ecken des Wasserbekkens vier vergoldete Drachen, welche krystallhelles Wasser in Ueberfluß ausspien. Dieser reizvolle Ort gab mir einen hohen Begriff von der Eroberung, die ich gemacht hatte.

Die beiden kleinen Sklaven führten mich in einen prächtig eingerichteten Saal, und während der eine lief, um seiner Gebieterin meine Ankunft zu melden, blieb der andere bei mir, und machte mich auf alle Schönheiten des Saales aufmerksam."

Einhundert und vierzigste Nacht.

Der christliche Kaufmann fuhr auf folgende Weise fort dem Sultan von Kaschghar zu erzählen:

„Ich brauchte nicht lange," sagte der junge Mann zu mir, „in dem Saale zu warten; die Dame, welche ich liebte, trat bald, mit Perlen und Diamanten geschmückt, herein; aber sie glänzte noch mehr durch den Glanz ihrer Augen, als durch den ihrer Edelsteine. Ihr Wuchs, welcher nun nicht mehr durch ihre Stadtkleidung verborgen war, schien mir der feinste und schönste von der Welt.

Ich erzähle euch nichts von der Freude, die wir empfanden, uns wiederzusehen; denn ich würde sie nur schwach zu schildern vermögen. Ich sage euch deshalb nur, daß wir uns, nach den ersten Begrüßungen, beide auf ein Sofa setzten, wo wir uns höchst angenehm unterhielten. Man trug uns hierauf die köstlichsten und ausgesuchtesten Speisen auf. Wir setzten uns zu Tische, und nach der Mahlzeit begannen wir, uns, bis es Nacht wurde, zu unterhalten. Man brachte uns hierauf trefflichen Wein und Früchte, welche zum Trinken reizten, und wir tranken beim Klange der Instrumente, welche die Sklaven mit ihren Stimmen begleiteten. Die Dame vom Hause sang selbst und machte mich durch ihre zu Herzen dringenden Lieder vollends zum leidenschaftlichsten aller Liebhaber. Ich brachte hierauf die Nacht im Genuß aller Arten von Vergnügungen zu.

Nachdem ich am andern Morgen den mitgebrachten Beutel mit den funfzig Goldstücken geschickt unter das Kopfkissen gesteckt hatte, sagte ich der Dame Lebewohl, die mich fragte, wann ich sie wieder besuchen würde. „Theuerste Frau," erwiederte ich ihr, „ich verspreche euch, diesen Abend wiederzukommen." Sie schien höchlich über meine Antwort erfreut, geleitete mich an die Thüre, und beschwur mich, als wir uns trennten, mein Versprechen zu halten.

Derselbe Mann, der mich hingebracht hatte, erwartete mich mit seinem Esel. Ich bestieg ihn, und kehrte in den Chan des Mesrur zurück. Als ich den Mann

fortschickte, sagte ich ihm, daß ich ihn nicht bezahlte, damit er mich Nachmittags zu der Stunde, die ich ihm bestimmte, abholen sollte.

Sobald ich nun wieder in meiner Wohnung war, war meine erste Sorge, ein gutes Lamm und mehrere Gattungen von Kuchen einkaufen zu lassen, die ich der Dame durch einen Träger schickte. Ich beschäftigte mich hierauf mit ernsten Angelegenheiten, bis der Herr des Esels angelangt war. Ich machte mich mit ihm auf den Weg, und begab mich zu der Dame, die mich mit eben so vieler Freude, als an dem vergangenen Tage, aufnahm und mich mit einem eben so köstlichen Mahle, als das erste war, bewirthete.

Als ich am folgenden Tage von ihr ging, hinterließ ich ihr wieder einen Beutel mit funfzig Goldstücken, und kehrte in den Chan des Mesrur zurück."

Einhundert und ein und vierzigste Nacht.

Der junge Mann aus Bagdad setzte mit folgenden Worten seine Erzählung fort: „Ich besuchte die Dame nun täglich, und ließ jedesmal einen Beutel mit funfzig Goldstücken bei ihr zurück. Das dauerte, bis die Kaufleute, denen ich meine Waaren zum Verkaufe gegeben hatte, und die ich regelmäßig zweimal in jeder Woche besuchte, mir nichts mehr schuldig waren. Endlich sah ich mich nun ohne Geld und ohne Hoffnung, welches zu erhalten.

In diesem abscheulichen Zustand und mit dem Willen, mich meiner Verzweiflung zu überlassen, ging ich aus dem Chan, ohne zu wissen, was ich that, und kam in die Nähe des Schlosses, woselbst eine große Anzahl von Personen versammelt war, um ein Schauspiel zu sehen, welches der Sultan von Aegypten gab. Als ich mich dort unter die Menge gemischt hatte, kam ich zufällig in die

Nähe eines wohlberittenen und sehr sorgfältig gekleideten Reiters, an dessen Sattelbogen ein halboffner Sack hing, aus welchem eine Schnur von grüner Seide ragte. Indem ich die Hand auf den Sack legte, vermuthete ich, daß die Schnur zu einem im Sacke befindlichen Beutel gehörte. Während ich dies bedachte, ging auf der andern Seite des Reiters ein mit Holz beladener Lastträger vorüber, und zwar so nahe, daß der Reiter sich abwenden mußte, um zu verhindern, daß das Holz sein Kleid nicht berührte und zerrisse. In diesem Augenblick versuchte mich der Satan, ich faßte die Schnur mit der einen Hand, und indem ich mit der anderen die Oeffnung des Sackes zu erweitern versuchte, zog ich, ohne daß jemand es bemerkte, den Beutel heraus. Er war schwer, und ich zweifelte nicht, daß Gold oder Silber darin enthalten wäre.

Der Reiter, dem ich wahrscheinlich wegen dessen, was ich that, als er den Kopf von mir wegwendete, verdächtig vorkam, steckte, als der Lastträger sich vorbeigedrängt hatte, sogleich seine Hand in den Sack, und gab mir, da er seinen Beutel nicht fand, einen so kräftigen Hieb mit seiner Streitart, daß er mich zur Erde warf.

Alle diejenigen, welche Zeugen dieser Gewaltthat waren, fühlten sich dadurch ergriffen, und einige legten die Hand an den Zaum des Pferdes, um den Reiter aufzuhalten und ihn zu fragen, weshalb er mich geschlagen hätte, und ob es ihm erlaubt wäre, einen Muselmann auf solche Art zu mißhandeln. „Was habt ihr euch darein zu mischen?" antwortete er ihnen mit trotzigem Ton. „Ich habe es nicht ohne Ursache gethan; denn er ist ein Dieb."

Bei diesen Worten stand ich auf, und mein Aeußeres bewog Jedermann, sich meiner anzunehmen und zu schreien, er wäre ein Lügner, und es wäre nicht glaublich, daß ein junger Mann, wie ich, die schändliche Handlung, die er mir aufbürdete, begangen hätte. Kurz, sie blieben dabei, daß ich unschuldig wäre, und während sie

sein Pferd anhielten, um meine Flucht zu begünstigen, kam der Polizeimeister mit seinem Gefolge eben des Weges; und da er um den Reiter und mich so viele Leute versammelt sah, so näherte er sich mir, und fragte, was vorgefallen wäre. Es war unter den Gegenwärtigen niemand, der nicht den Reiter angeklagt hätte, mich, unter dem Vorwande, daß ich ihn bestohlen, ungerechterweise mißhandelt zu haben.

Der Polizeimeister hielt sich nicht an das, was man sagte, und fragte den Reiter, ob er nicht einen andern, als mich, im Verdacht des Diebstahls hätte. Der Reiter antwortete mit Nein, und sagte ihm die Ursache, die er hatte, zu glauben, daß er sich nicht irrte. Nachdem ihn der Polizeimeister angehört hatte, befahl er seinen Leuten, mich zu durchsuchen; was sie denn auch sogleich thaten, und einer von ihnen, der mir den Beutel abnahm, zeigte ihn öffentlich.

Einhundert und zwei und vierzigste Nacht.

Als der Polizeimeister den Beutel in seinen Händen hatte, fragte er den Reiter, ob er ihm gehörte und wie viel er Geld hineingethan hatte. Der Reiter erkannte ihn für den gestohlenen, und versicherte, daß er zwanzig Zeckinen enthielte. Der Richter öffnete ihn, und nachdem er wirklich zwanzig Zeckinen darin gefunden hatte, gab er ihn ihm zurück. Sogleich ließ er mich vor sich kommen: „Junger Mann," sagte er, „gestehet mir die Wahrheit; habt ihr den Beutel dieses Reiters genommen? Wartet nicht, bis ich euch foltern lasse, um euch zum Geständniß zu bringen." Indem ich hierauf die Augen niederschlug, sagte ich zu mir selber: „Wenn ich auch die Sache läugne, so wird mich doch der Beutel, den man bei mir gefunden hat, für einen Lügner gelten lassen." Um also eine dop-

volle Züchtigung zu vermeiden, erhub ich den Kopf und gestand, daß ich der Dieb wäre.

Kaum hatte ich dieses Geständniß gemacht, als der Polizeimeister, nachdem er Zeugen aufgerufen hatte, mir die Hand abzuhauen befahl. Der Urtheilspruch wurde auf der Stelle vollzogen; was das Mitleid aller Zuschauer erregte, und ich bemerkte sogar auf dem Gesicht des Reiters, daß er nicht weniger gerührt war, als die andern. Der Polizeimeister wollte mir noch einen Fuß abhauen lassen; aber ich flehte den Reiter an, um Gnade für mich zu bitten; er that es, und erhielt Gewährung.

Als der Richter seines Weges gegangen war, nahte sich mir der Reiter. „Ich sehe wohl," sagte er zu mir, indem er mir den Beutel darreichte, „daß die Nothwendigkeit euch zu einer so schändlichen und eines so wohlgebildeten jungen Mannes, wie ihr seid, ganz unwürdigen Handlung getrieben hat; nehmet also hier diesen unheilbringenden Beutel, ich schenke ihn euch, und das euch widerfahrene Unglück thut mir sehr leid."

Nach diesen Worten verließ er mich; und da ich durch das verlorene Blut sehr geschwächt war, so hatten einige wackere Leute aus dem Viertel die mitleidige Güte, mich in ihre Wohnung zu nehmen und mir ein Glas Wein zu trinken zu geben. Sie verbanden auch meinen Arm und hüllten meine Hand in ein linnenes Tuch. Ich nahm sie, sie an meinen Gürtel hängend, mit mir.

Wäre ich in diesem traurigen Zustande in den Chan des Mesrur zurückgekehrt, so würde ich dort nicht die nöthige Hülfe gefunden haben. Es war auch sehr gewagt, mich der jungen Dame zu zeigen. „Vielleicht," sagte ich, „wird sie mich nicht mehr sehen wollen, wenn sie meine Schande vernommen hat." Ich unterließ jedoch nicht, dieses Theil zu ergreifen; damit aber die Leute, welche mich verfolgten, des Nachlaufens müde würden, so ging ich durch viele abgelegene Gassen, und begab mich endlich zu der Dame, bei welcher ich so schwach und ermüdet ankam,

daß ich mich auf das Sofa warf, den rechten Arm unter dem Kleide verbergend; denn ich hütete mich wohl, ihn sehen zu lassen.

Inzwischen eilte die von meiner Ankunft und von meinem Uebelbefinden benachrichtigte Dame herbei, und sagte zu mir, da sie mich so blaß und entstellt sah: „Was habt ihr denn, liebste Seele?" Ich verstellte mich. „Es ist," erwiederte ich, „ein heftiges Kopfweh, was mich quält." Sie schien sehr betrübt darüber. „Setzet euch," fuhr sie fort, (denn ich war aufgestanden, um sie zu empfangen). „Saget mir, wie euch das gekommen ist. Ihr befandet euch das letzte Mal, als ich das Vergnügen hatte, euch zu sehen, so wohl! Es ist euch noch etwas, das ihr mir verbergt. Saget mir, was es ist." Da ich stille schwieg und, statt der Antwort, Thränen aus meinen Augen flossen, sagte sie: „Ich begreife nicht, was euch betrüben kann. Sollte ich euch unbewußt eine Veranlassung zur Betrübniß gegeben haben? Und kommt ihr hieher, um mir zu sagen, daß ihr mich nicht mehr liebt?" — „Das ist es nicht, meine Theuerste," entgegnete ich ihr seufzend, „und ein so ungerechter Verdacht vermehrt mein Leiden noch." Ich konnte mich nicht entschließen, ihr dessen wahre Ursache zu entdecken.

Als es Nacht geworden war, trug man das Abendessen auf. Sie bat mich, zu essen; da ich mich aber nur der linken Hand bedienen konnte, so bat ich sie, mich dessen zu überheben, indem ich mich damit entschuldigte, daß ich keine Eßlust hätte. „Sie wird sich einfinden," sagte sie, „sobald ihr mir entdeckt, was ihr mir mit so vieler Halsstarrigkeit verbergt. Eure Abneigung gegen das Essen kömmt ohne Zweifel nur von der Mühe her, die ihr euch gebt, um euch dazu zu zwingen." — „Ach, meine Beste," versetzte ich, „ich muß mich wohl dazu zwingen." Kaum hatte ich diese Worte gesprochen, als sie mir zu trinken einschenkte, und indem sie mir die Schale reichte,

sagte sie: „Trinket, das wird euch Muth einflößen!" Ich streckte also die linke Hand aus und nahm die Schale.

Einhundert und drei und vierzigste Nacht.

„Als ich die Schale in der Hand hatte," erzählte der junge Mensch," verdoppelten sich meine Thränen, und ich stieß neue Seufzer aus." — „Was habt ihr denn so bitter zu weinen und zu seufzen," sagte hierauf die Dame, „und warum nehmt ihr die Schale mit der linken Hand, und nicht lieber mit der rechten?" — „Ach, meine Verehrteste," antwortete ich ihr, „entschuldiget mich, ich beschwöre euch, ich habe an der rechten Hand eine Geschwulst." — „Zeiget mir diese Geschwulst," sagte sie, „ich will sie aufstechen." Ich entschuldigte mich, indem ich sagte, daß sie dazu noch nicht reif wäre, und ich leerte die sehr große Schale. Die Dünste des Weines und meine Ermüdung und Ermattung betäubten mich bald, und ich versank in einen tiefen Schlaf, welcher bis an den andern Tag dauerte.

Während ich schlief, hub die Dame, welche wissen wollte, was ich eigentlich an der rechten Hand hätte, mein Kleid empor, welches sie verbarg, und sah mit einem Erstaunen, das ihr euch denken könnt, daß sie abgehauen war und daß ich sie in einem leinenen Tuche mitgebracht hatte. Sie begriff nun ohne Mühe, warum ich ihren dringenden Bitten so lange widerstanden hatte, und sie brachte die Nacht damit zu, sich über mein Unglück zu betrüben, indem sie nicht zweifelte, daß meine Liebe zu ihr es veranlaßt hätte.

Bei meinem Erwachen bemerkte ich wohl, daß sie von einem lebhaften Schmerz ergriffen war. Deßungeachtet sagte sie mir, um mich nicht zu kränken, von nichts. Sie ließ mir eine Kraftbrühe von Geflügel auftragen, die man auf ihren Befehl für mich zubereitet hatte, und nö-

thigte mich zum Essen und Trinken, damit ich, wie sie sagte, wieder zu den nöthigen Kräften käme.

Ich wollte hierauf Abschied von ihr nehmen, aber sie hielt mich bei meinem Kleide zurück, indem sie mir sagte: „Ich werde nicht zugeben, daß ihr euch von hier entfernet. Obgleich ihr mir nichts davon gesagt habt, so bin ich doch überzeugt, daß ich die Ursache des Unglücks bin, welches ihr euch zugezogen habt. Der Schmerz, den ich darüber empfinde, wird mich nicht lange leben lassen, aber ehe ich sterbe, muß ich ein Vorhaben ausführen, das ich zu euren Gunsten gefaßt habe."

Nach diesen Worten ließ sie einen Gerichtsbeamten und Zeugen holen und mir eine Schenkungsurkunde über alle ihre Güter ausfertigen. Nachdem sie alle ihre Leute für ihre Bemühungen belohnt und fortgeschickt hatte, öffnete sie einen großen Kasten, in welchem sich alle, ihr seit dem Beginn unseres Liebesverhältnisses von mir geschenkten Beutel befanden. „Sie gehören euch alle," sagte sie zu mir, „ich habe keinen einzigen angerührt; hier habt ihr den Kasten; schaltet damit nach Belieben." Ich dankte ihr für ihre Großmuth und für ihre Güte. Sie sagte hierauf: „Ich rechne das, was ich eben für euch gethan habe, für nichts, und ich werde erst dann ganz zufrieden sein, wenn ich sterbe, um euch zu bezeugen, wie sehr ich euch liebe."

Ich beschwur sie bei allem, was die Liebe irgend vermag, einen so traurigen Entschluß aufzugeben; aber ich konnte sie nicht davon abbringen, und der Kummer, mich einhändig zu sehen, zog ihr eine Krankheit von fünf oder sechs Wochen zu, an welcher sie starb.

Nachdem ich ihren Tod pflichtschuldigst beweint hatte, setzte ich mich in den Besitz aller ihrer Güter, die sie mich kennen gelehrt hatte; und der Sesam, den ihr euch bemüht habt für mich zu verkaufen, machte einen Theil davon aus."

Einhundert und vier und vierzigste Nacht.

Der junge Mann aus Bagdad beendigte auf solche Weise die Geschichte, die er dem christlichen Kaufmann erzählt hatte: „Das, was ihr jetzt gehört habt," fuhr er fort, „muß mich entschuldigen, daß ich bei euch mit der linken Hand gegessen habe. Ich bin euch übrigens für die Mühe, die ihr euch meinetwegen gegeben habt, sehr verbunden. Ich kann euch für eure Treue nicht erkenntlich genug sein; und da ich, so viel ich auch verschwendet habe, Gott sei Dank, noch Vermögen genug besitze, so bitte ich euch, die Summe, die ich von euch zu fordern habe, als Geschenk anzunehmen. Außerdem habe ich euch noch einen Vorschlag zu machen. Da ich nach dem, was ich euch erzählt habe, nicht länger in Kahiro bleiben kann, so bin ich entschlossen abzureisen, um nie wieder hieher zu kommen. Wenn ihr mir Gesellschaft leisten wollt, so wollen wir gemeinschaftlich Handel treiben, und den dadurch erlangten Gewinn theilen.

Als der junge Mann aus Bagdad mit seiner Geschichte zu Ende war," sagte der christliche Kaufmann, „dankte ich ihm bestmöglichst für das mir gemachte Geschenk, und nahm seinen Vorschlag, mit ihm zu reisen, sehr gern an, indem ich ihn versicherte, daß sein Vortheil mir immer eben so am Herzen liegen würde, als der meinige.

Wir setzten einen Tag zu unserer Abreise fest, und als er genommen war, machten wir uns auf den Weg. Wir sind durch Syrien und Mesopotamien gereist, haben ganz Persien durchstrichen, und sind endlich, nachdem wir uns in verschiedenen Städten aufgehalten haben, o Herr, in eure Hauptstadt gekommen. Nach Verlauf einiger Zeit bezeigte mir der junge Mann sein Verlangen, nach Persien zurückzukehren und sich dort niederzulassen: wir berechneten uns mit einander, und trennten

uns mit gegenseitiger Zufriedenheit. Er reiste ab, und ich, Herr, bin in dieser Stadt geblieben, allwo ich die Ehre habe in Eurer Majestät Diensten zu sein. Das ist die Geschichte, die ich euch zu erzählen hatte; findet ihr sie nicht erstaunenswerther, als die des Buckligen?"

Der Sultan von Kaschghar gerieth gegen den christlichen Kaufmann in Zorn. „Du bist sehr dreist," sagte er zu ihm, „daß du es wagst, mir eine Geschichte zu erzählen, die meiner Aufmerksamkeit so wenig würdig ist, und sie der des Buckligen zu vergleichen. Kannst du dir schmeicheln, mich zu überzeugen, daß die faden Abenteuer eines jungen Wüstlings bewundernswerther sind, als die meines Lustigmachers? Ich werde euch alle viere hängen lassen, um seinen Tod zu rächen."

Bei diesen Worten warf sich der erschrockene Lieferant zu den Füßen des Sultans: „Herr," sagte er, „ich bitte Euer Majestät inständigst, ihren gerechten Zorn noch zurückzuhalten, mich anzuhören, und uns allen vieren Gnade widerfahren zu lassen, wenn die Geschichte, die ich Euer Majestät erzähle, schöner ist, als die des Buckligen." — „Ich bewillige deine Bitte," sagte der Sultan; „rede!"

Der Lieferant nahm hierauf das Wort und begann:

Geschichte
welche der Lieferant des Sultans von Kaschghar erzählt.

„Herr, eine sehr geachtete Person ladete mich gestern zu der Hochzeit einer ihrer Töchter ein. Ich unterließ nicht, mich am Abend zur bestimmten Stunde einzufinden, und ich befand mich in einer Gesellschaft von Doktoren, Ju-

stizbeamten und andern höchst ausgezeichneten Personen der Stadt. Nach den Feierlichkeiten trug man ein prächtiges Mahl auf; man setzte sich zu Tische, und jeder aß, was ihm am besten mundete. Es gab unter andern Gerichten ein ganz vortreffliches, mit Knoblauch zubereitetes, von welchem alle haben wollten; und da wir unter den Gästen einen bemerkten, der nicht von dem Gerichte aß, obgleich es vor ihm stand, so ladeten wir ihn ein, gleich uns, zuzulangen. Er beschwur uns, ihn nicht zu nöthigen: „Ich werde mich wohl hüten," sagte er, „von einer Mengspeise zu essen, in welcher Knoblauch ist; ich habe nicht vergessen, was es mich gekostet hat, einst von einem solchen Gerichte gegessen zu haben." Wir baten ihn, uns zu erzählen, was ihm denn eine so große Abneigung gegen den Knoblauch eingeflößt hätte. Aber der Herr vom Hause sagte, ohne ihn zur Antwort zu lassen: „Ehrt ihr meinen Tisch auf solche Weise? Das Gericht ist köstlich, ihr dürft es nicht ungekostet lassen, und müßt mir den Gefallen erzeigen, gleich den andern, davon zu essen." — „Herr," versetzte der Gast, der ein Kaufmann aus Bagdad war, „glaubet nicht, daß ich aus falschem Zartgefühle mich so benehme; wenn ihr es ausdrücklich verlangt, will ich euch wohl gehorchen; aber ich kann es nur unter der Bedingung thun, daß ich mir nach dem Essen, mit eurer Vergünstigung, die Hände vierzigmal mit Kali [37]), vierzigmal mit der Asche der nämlichen Pflanze, und eben so oft mit Seife wasche. Ihr werdet es mir nicht übel nehmen, wenn ich so verfahre, um einen Eidschwur zu halten, den ich abgelegt habe, eine Mengspeise mit Knoblauch nur unter dieser Bedingung zu essen."

Einhundert und fünf und vierzigste Nacht.

Der Lieferant fuhr in seiner, an den Sultan von Kaschghar gerichteten Erzählung fort: „Da es der Haus-

herr dem Kaufmann nicht erlassen wollte, von der Knoblauchspeise zu essen, so befahl er seinen Leuten ein Becken mit Wasser, und Kali, Asche von derselben Pflanze, und Seife bereit zu halten, damit der Kaufmann sich so oft, als ihm belieben würde, waschen könnte. Nachdem er diesen Befehl gegeben hatte, wandte er sich an den Kaufmann, und sagte zu ihm: „Folget unserem Beispiele und esset. An Kali, an Asche von derselben Pflanze, und an Seife soll's euch nicht fehlen."

Der Kaufmann, der über die Gewalt, welche man ihm anthat, unmuthig schien, streckte die Hand aus, nahm einen Bissen, den er zitternd an den Mund brachte und mit einem Widerwillen aß, über welchen wir alle sehr erstaunt waren. Doch überraschte es uns noch mehr, zu bemerken, daß er nur vier Finger und keinen Daumen hatte; was bis dahin, obgleich er schon von anderen Speisen gegessen hatte, noch von niemand war bemerkt worden.

Der Hausherr nahm sogleich das Wort: „Ihr habt keinen Daumen," sagte er zu ihm, „durch welchen Zufall habt ihr ihn verloren?" — „Herr," erwiederte er, „der Daumen fehlt mir nicht bloß an der rechten, sondern auch an der linken Hand." Zugleich zeigte er uns die letztere, und ließ uns sehen, daß er die Wahrheit gesagt hatte. „Das ist noch nicht alles," fügte er hinzu, „mir fehlt noch an beiden Füßen die große Zehe, und ihr könnt mir's glauben, ich bin auf diese Weise durch ein unerhörtes Abenteuer verstümmelt, welches ich euch, wenn ihr die Geduld haben wollt, es zu hören, wohl erzählen will. Es wird nicht minder euer Erstaunen, als euer Mitleid erregen. Doch erlaubet mir, daß ich mir vorher die Hände wasche."

Nach diesen Worten stand er von Tische auf, und nachdem er sich hundert und zwanzig Mal die Hände gewaschen hatte, setzte er sich wieder auf seinen Platz, und erzählte uns seine Geschichte, wie folgt:

„Ihr sollt wissen, meine Herren, daß unter der Re-

gierung des Chalyfen Haroun Arreschyd mein Vater in Bagdad, woselbst ich geboren bin, lebte und für einen der reichsten Kaufleute dieser Stadt galt. Da er aber ein sehr vergnügungssüchtiger Mann war, der das Schwelgen liebte und seine Geschäfte vernachlässigte, so hatte ich nach seinem Tode, statt ein großes Vermögen zu erben, alle erdenkliche Sparsamkeit nöthig, um seine hinterlassenen Schulden zu bezahlen. Es gelang mir jedoch, sie alle zu tilgen, und durch meine Bemühungen fingen meine Umstände an, eine lachende Außenseite zu gewinnen.

Als ich eines Tages meinen Laden öffnete, ritt eine Dame, von einem Verschnittenen und zwei Sklavinnen begleitet, bei meiner Thüre vorbei, und hielt still. Sie stieg mit Hülfe des Verschnittenen ab, der ihr die Hand bot und zu ihr sagte: „Gnädige Frau, ich sagte es euch wohl, daß ihr zu früh kommen würdet; ihr seht, daß noch niemand im Besasthan ist, und wenn ihr mir geglaubt hättet, würdet ihr euch die Mühe des Wartens erspart haben."

Sie sah sich nach allen Seiten um, und da sie gewahrte, daß wirklich noch kein anderer Laden, als der meinige geöffnet war, so näherte sie sich ihm, und bat mich um die Erlaubniß, sich dort auszuruhen, bis die anderen Kaufleute kämen. Ich erwiederte ihre Begrüßung geziemend.

Einhundert und sechs und vierzigste Nacht.

Die Dame setzte sich in meinen Laden, und da sie sah, daß außer dem Verschnittenen und mir noch niemand in dem ganzen Besasthan war, so entschleierte sie sich das Gesicht, um frische Luft zu schöpfen. Niemals habe ich etwas so Schönes gesehen: sie sehen und leidenschaftlich lieben, war Eins für mich; immer hatte ich die Augen auf sie geheftet. Es schien mir, daß meine Aufmerksam-

keit ihr nicht unangenehm war, denn sie ließ mir Zeit, sie nach Bequemlichkeit zu betrachten, und sie verschleierte das Gesicht erst, als die Furcht, bemerkt zu werden, sie dazu nöthigte.

Nachdem sie sich wieder in den vorigen Zustand versetzt hatte, sagte sie zu mir, daß sie mehrere Gattungen der schönsten und reichsten Stoffe suchte, die sie mir nannte und mich fragte, ob ich sie vorräthig hätte. „Ach gnädige Frau," antwortete ich ihr, „ich bin ein junger Kaufmann, der erst seit kurzem seinen Handel eingerichtet hat; ich bin nicht reich genug, um ein so bedeutendes Geschäft zu treiben, und es ist mir sehr schmerzlich, daß ich euch von dem, was euch auf den Besasthan geführt hat, nichts vorweisen kann; um euch aber die Mühe zu ersparen, von Laden zu Laden zu gehen, werde ich, wenn ihr es mir erlaubt, sobald die Kaufleute sich eingefunden haben, alles, was ihr verlangt, bei ihnen holen: sie werden mir den genausten Preis sagen, und ihr könnt, ohne weiter zu gehen, hier eure Einkäufe besorgen."

Sie willigte darein, und ich hatte mit ihr eine Unterhaltung, die um so länger dauerte, als ich sie glauben machte, daß die Kaufleute, welche die verlangten Stoffe hätten, noch nicht angelangt wären.

Ihr Geist bezauberte mich nicht minder, als die Schönheit ihres Gesichts; aber ich mußte mich am Ende doch des Vergnügens ihrer Unterhaltung berauben. Ich eilte, die von ihr verlangten Stoffe zu holen; und als sie diejenigen, welche ihr am besten gefielen, ausgesucht hatte, so setzten wir den Preis auf fünftausend Drachmen gemünzten Silbers fest.

Sie stand sadann auf und ging fort, nachdem sie Abschied von mir genommen hatte. Ich begleitete sie mit den Augen bis an die Pforte des Besasthans, und hörte nicht auf, sie zu betrachten, bis sie wieder auf ihrer Maulesselin saß.

Kaum war die Dame verschwunden, als mir einfiel,

daß die Liebe mich hatte eine Thorheit begehen lassen. Sie hatte mir so den Kopf verwirrt, daß ich nicht darauf geachtet hatte, daß die Dame fortgegangen war, ohne zu bezahlen, und daß ich nicht einmal darnach gefragt hatte, wer sie wäre und wo sie wohnte. Ich bedachte zugleich, daß ich nun mehreren Kaufleuten, die vielleicht nicht die Geduld haben würden zu warten, eine beträchtliche Summe schuldig wäre. Ich ging, mich bei ihnen bestmöglichst zu entschuldigen, indem ich ihnen sagte, daß ich die Dame kennte. Ich kehrte hierauf, eben so verliebt, als wegen einer so großen Schuld verlegen, in meinen Laden zurück.

Einhundert und sieben und vierzigste Nacht.

„Ich hatte," fuhr der Kaufmann fort, „meine Gläubiger um eine achttägige Frist gebeten; da diese nun vorbei war, drängten sie mich, sie zu bezahlen. Ich bat sie, mir dieselbe Frist nochmals zu bewilligen: sie thaten es, aber schon am folgenden Tage sah ich die Dame auf ihrer Mauleselin, mit demselben Gefolge und zu derselben Stunde, wie das erstemal, ankommen.

Sie kam gerade auf meinen Laden zu. „Ich habe euch ein wenig warten lassen," sagte sie, „aber nun bringe ich euch das Geld für die neulich mitgenommenen Stoffe; traget es zu einem Wechsler, damit er untersuche, ob es von gutem Gehalt und richtig gezählt ist."

Der Verschnittene, der das Geld hatte, ging mit mir zum Wechsler, und die Summe fand sich richtig und in gewichtiger Geldsorte. Ich kehrte zurück, und hatte wieder das Glück, die Dame zu unterhalten, bis alle Läden des Besasthans offen waren. Obgleich wir nur von sehr gewöhnlichen Dingen sprachen, so wußte sie ihnen doch eine Wendung zu geben, welche dieselben neu erscheinen ließ, und mir bewies, daß ich mich nicht geirrt hatte,

als ich ihr, schon bei unserer ersten Unterredung, viel Verstand zuschrieb.

Als die Kaufleute gekommen waren und ihre Läden geöffnet hatten, brachte ich denjenigen, bei welchen ich Stoffe auf Borg genommen hatte, das schuldige Geld, und erlangte von ihnen ohne Mühe, daß sie mir andere von der Dame verlangte anvertrauten. Ich nahm dergleichen für tausend Goldstücke, und die Dame nahm die Waare wieder mit, ohne sie zu bezahlen, ohne mir etwas zu sagen, und ohne sich zu erkennen zu geben. Es wunderte mich sehr, daß sie mir nichts zurück ließ, und daß ich ohne Bürgschaft und ohne die Gewißheit einer Entschädigung blieb, im Fall ich sie nicht wiedersähe. „Sie zahlt mir eine sehr ansehnliche Summe," sagte ich zu mir selbst; „aber sie bleibt mir eine noch ansehnlichere schuldig. Sollte sie eine Betrügerin sein, und wäre es möglich, daß sie mich nur gelockt hätte, um mich um so tiefer ins Verderben zu bringen? Die Kaufleute kennen sie nicht, und werden sich an mich halten."

Meine Liebe war nicht mächtig genug, um mich an sehr trübseligen Betrachtungen zu hindern. Meine Unruhe vermehrte sich von Tage zu Tage, einen ganzen Monat hindurch, welcher verfloß, ohne daß ich von der Dame irgend etwas erfuhr. Endlich wurden die Kaufleute ungeduldig, und ich war, um sie zu befriedigen, schon darauf gefaßt, alles, was ich hatte, verkaufen zu müssen, als ich sie eines Morgens in demselben Aufzuge, wie früher, wiederkommen sah.

„Nehmet eure Goldwage," sagte sie zu mir, „um das Gold zu wägen, welches ich euch mitbringe." Diese Worte zerstreuten meine Besorgniß und verdoppelten meine Liebe vollends. Ehe sie die Goldstücke aufzählte, legte sie mir mehrere Fragen vor; unter andern fragte sie mich, ob ich verheirathet wäre. Ich antwortete ihr, daß ich es nicht wäre und es auch niemals gewesen. Hierauf sagte sie zu dem Verschnittenen, indem sie ihm das Gold gab:

„Leihet uns euren Beistand, um unsere Angelegenheit zu Ende zu bringen!“ Der Verschnittene lachte, und ließ mich, nachdem er mich bei Seite gezogen hatte, das Gold wägen. Während ich wägte, sagte er mir ins Ohr: „Ich sehe es euch wohl an, daß ihr meine Gebieterin liebt, und ich bin erstaunt, daß ihr nicht dreist genug seid, ihr eure Liebe zu entdecken. Sie liebt euch noch mehr, als ihr sie liebt. Glaubet nur nicht, daß sie eurer Stoffe bedarf; sie kömmt bloß, weil ihr ihr eine heftige Leidenschaft eingeflößt habt, und sie hat euch auch nur deshalb gefragt, ob ihr verheirathet seid. Ihr dürft nur sprechen, und es steht nur bei euch, sie zu heirathen, wenn ihr wollt.“ — „Es ist wahr,“ entgegnete ich ihm, „daß ich seit ich sie zum erstenmale sah, Liebe für sie empfinde; aber ich wagte es nicht, auf das Glück, ihr zu gefallen, Anspruch zu machen. Ich bin mit Leib und Seele der ihrige, und ich werde nicht unterlassen, euch für den guten Dienst, den ihr mir leistet, erkenntlich zu sein.“

Ich war endlich mit dem Abwägen der Goldstücke fertig, und während ich sie wieder in den Beutel that, wendete sich der Verschnittene zu der Dame und sagte ihr, daß ich sehr zufrieden wäre; dies war das unter ihnen verabredete Wort. Sogleich stand die Dame von ihrem Sitze auf und entfernte sich, indem sie mir sagte, daß sie mir den Verschnittenen senden, und daß ich nur thun möchte, was er mir von Seiten ihrer sagen würde.

Ich brachte jedem Kaufmanne das ihm gebührende Geld, und erwartete einige Tage hindurch den Verschnittenen mit Ungeduld. Endlich kam er.

Einhundert und acht und vierzigste Nacht.

Ich empfing den Verschnittenen sehr freundschaftlich und erkundigte mich bei ihm nach dem Befinden seiner Gebieterin. „Ihr seid,“ sagte er, „der glücklichste Lieb-

haber von der Welt; sie ist krank vor Liebe. Es ist nicht möglich, daß man mehr Lust haben kann, euch zu sehen, als sie hat; und wenn sie über ihre Handlungen gebieten könnte, so würde sie zu euch kommen und gern alle Augenblicke ihres Lebens mit euch zubringen." — „Ihrem edlen Wesen und ihrem feinen Benehmen nach," sagte ich zu ihm, „habe ich eine Dame von Stande vermuthet." — „Ihr habt euch in dieser Vermuthung nicht betrogen," versetzte der Verschnittene; „sie ist der Liebling Sobeïdens, der Gemahlin des Chalyfen, welche sie um so mehr liebt, da sie sie von Kind auf erzogen hat, und sich bei allen Einkäufen auf sie verläßt. Da sie die Absicht hat, sich zu verheirathen, so hat sie der Gemahlin des Beherrschers der Gläubigen erklärt, daß sie die Augen auf euch geworfen habe, und hat sie um ihre Zustimmung gebeten. Sobeïde hat ihr gesagt, daß sie einwillige, daß sie euch aber vorher sehen wolle, um sich zu überzeugen, ob sie eine gute Wahl getroffen habe, und daß sie in diesem Falle die Hochzeitskosten tragen würde. Ihr seht also, daß euer Glück gemacht ist. Wenn ihr der Günstlingin gefallen habt, so werdet ihr der Herrin, die nur darauf bedacht ist, ihr Vergnügen zu machen, und die ihrer Neigung keinen Zwang anthun wird, nicht minder gefallen. Es kömmt also nur darauf an, daß ihr in den Palast kommet, und ihr seht mich deshalb hier. Entschließet euch." — „Ich bin völlig entschlossen," erwiederte ich ihm, „und ich bin bereit, euch zu folgen, wohin ihr mich führen werdet." — „Das ist gut," sagte der Verschnittene; „aber ihr wißt, daß in die Zimmer der Damen des Palastes keine Männer kommen dürfen, und daß man euch nur durch Maaßregeln, die eine große Heimlichkeit erfordern, einführen kann; die Lieblingin hat sichere genommen. Thut euererseits alles, was von euch abhängt; seid jedoch vor allem vorsichtig und verschwiegen; denn es geht um euer Leben."

Ich versicherte ihn, daß ich alles thun würde, was man mir beföhle. „Ihr müßt euch also," sagte er zu mir,

„beim Eintritte der Nacht in die Moschee begeben, welche Sobeïde, die Gemahlin des Chalyfen, am Ufer des Tigris hat erbauen lassen, und dort warten, bis man euch abholt.“ Ich willigte in alles, was er wollte.

Ich erwartete das Ende des Tages mit Ungeduld, und als es da war, machte ich mich auf den Weg. Ich wohnte dem Gebet anderthalb Stunden nach Sonnenuntergang in der Moschee bei, in welcher ich der letzte blieb.

Ich sah alsbald einen Kahn ankommen, dessen Ruderer lauter Verschnittene waren; sie stiegen ans Land und trugen mehrere große Kisten in die Moschee, worauf sie sich wegbegaben. Es blieb nur ein einziger zurück, den ich für denselben erkannte, der die Dame immer begleitet und am Morgen mit mir gesprochen hatte.

Ich sah nun auch die Dame eintreten, ging ihr entgegen, und bezeigte ihr meine Bereitwilligkeit, ihre Befehle zu vollziehen. „Wir haben,“ sagte sie zu mir, „keine Zeit zu verlieren.“ Sie öffnete hierauf eine der Kisten und befahl, daß ich mich hineinlegen sollte: „Das ist,“ setzte sie hinzu, „eine zu eurer und zu meiner Sicherheit nöthige Sache. Fürchtet nichts, und lasset mich für das übrige sorgen.“ Ich war schon zu weit gegangen, um wieder zurück zu können; ich that was sie verlangte, und sie verschloß sogleich die Kiste mit einem Schlüssel. Hierauf rief der Verschnittene, der ihr Vertrauter war, die andern Verschnittenen, welche die Kisten in die Moschee getragen hatten, und ließ sie alle in den Kahn zurücktragen. Da sich hierauf die Dame und ihr Verschnittener wieder eingeschifft hatten, so ruderte man fort, um mich in die Wohnung Sobeïdens zu bringen.

Während dieser Zeit stellte ich ernsthafte Betrachtungen an, und die Gefahr bedenkend, in welcher ich mich befand, bereute ich es, mich ihr ausgesetzt zu haben. Ich nahm meine Zuflucht zu Gebeten und Gelübden, zu welchen es eben nicht die rechte Zeit war.

Der Kahn landete an der Pforte des Palastes des Chalifen, man lud die Kisten ab, welche in das Zimmer des Befehlshabers der Verschnittenen gebracht wurden, der den Schlüssel zu den Zimmern der Frauen in Verwahrung hat, und ohne strenge Durchsuchung nichts einläßt. Dieser Befehlshaber hatte sich schlafen gelegt; man mußte ihn wecken und aufstehen heißen.

Einhundert und neun und vierzigste Nacht.

Der Befehlshaber der Verschnittenen, unwillig darüber, daß man ihn so im Schlafe gestört hatte, zankte sehr mit der Günstlingin, daß sie so spät käme. „Ihr werdet nicht so leicht wegkommen, als ihr es euch einbildet," sagte er zu ihr, „keine einzige dieser Kisten wird eingelassen, ohne daß ich sie geöffnet und sorgfältig durchsucht habe."

Zugleich befahl er den Verschnittenen, sie insgesammt, eine nach der andern, vor ihn zu bringen und sie zu öffnen. Sie fingen mit derjenigen an, in welcher ich verborgen war, nahmen sie und setzten sie vor ihm hin. Ich wurde nun von einem unbeschreiblichen, tödtlichen Schrekken ergriffen, und glaubte, daß der letzte Augenblick meines Lebens da wäre.

Die Günstlingin, welche den Schlüssel hatte, bestand darauf, daß sie ihn nicht hergeben und nicht leiden würde, daß man die Kiste öffnete. „Ihr wißt wohl," sagte sie, „daß ich nichts kommen lasse, was nicht für Sobeïden, eure und meine Herrin, bestimmt ist. Diese Kiste ist insbesondere mit köstlichen Waaren angefüllt, welche neu angelangte Kaufleute mir anvertraut haben. Es befindet sich überdies eine Anzahl Flaschen darin, die mit aus Mekka gesandtem Wasser der Quelle Semsem angefüllt sind. Sollte eine davon zerbrechen, so würden die Waaren beschädigt und ihr dafür verantwortlich werden; und die

Gemahlin des Beherrschers der Gläubigen würde sich wohl wegen eurer Unverschämtheit zu rächen wissen. Kurz, sie sprach mit so vieler Festigkeit, daß der Befehlshaber nicht die Dreistigkeit hatte, auf der Untersuchung, sowohl derjenigen Kiste, in welcher ich mich befand, als auch der andern, zu beharren. — „Weiter mit den Kisten!" sagte er zornig. Man öffnete die Wohnung der Frauen, und trug alle Kisten hinein.

Kaum waren sie dort, als ich plötzlich schreien hörte: „Der Chalyf, der Chalyf!" Diese Worte vergrößerten meinen Schreck auf einen Grad, daß ich nicht begreife, wie ich nicht auf der Stelle starb. Es war in der That der Chalyf. „Was bringt ihr denn in diesen Kisten?" sagte er zu der Günstlingin. „Beherrscher der Gläubigen," antwortete sie, „es sind neu angelangte Stoffe, welche die Gemahlin Euer Majestät zu sehen gewünscht hat." — „Oeffnet, öffnet," sagte der Chalyf, „auch ich will sie sehen." Sie wollte das abwenden, indem sie ihm vorstellte, daß diese Stoffe nur für Frauen geeignet wären, und daß er seiner Gemahlin dadurch das Vergnügen rauben würde, sie zuerst zu sehen. „Oeffnet, sag' ich," versetzte er, „ich befehle es euch." Sie stellte ihm noch vor, daß Seine Majestät, indem Sie sie nöthigte, gegen ihre Herrin zu fehlen, sie ihrem Zorn aussetzte. „Nein, nein," sagte er, „ich verspreche euch, daß sie euch darüber keinen Vorwurf machen wird. Oeffnet nur, und laßt mich nicht länger warten."

Man mußte gehorchen; und ich fühlte mich damals so sehr beunruhigt, daß ich noch immer schaudre, so oft ich daran denke. Der Chalyf setzte sich, und die Günstlingin ließ alle Kisten, eine nach der andern, vor ihn hin tragen, und öffnete sie. Um die Sache in die Länge zu ziehen, entwickelte sie ihm die Schönheit jedes Stoffes insbesondere. Sie wollte seine Geduld ermüden, aber das gelang ihr nicht. Da ihr nicht weniger als mir daran lag, die Kiste, in welcher ich mich befand, nicht zu öffnen,

so beeilte sie sich nicht, sie herbeibringen zu lassen, und sie blieb nur noch allein zu untersuchen übrig. „Laßt uns zu Ende kommen," sagte der Chalyf, „und noch sehen, was sich in dieser Kiste befindet." Ich weiß nicht zu sagen, ob ich in diesem Augenblicke lebendig oder todt war; aber ich glaubte nicht, daß ich einer so großen Gefahr entgehen würde.

Einhundert und funfzigste Nacht.

Als die Günstlingin Sobeïdens sah, daß der Chalyf ausdrücklich die Oeffnung der Kiste verlangte, in welcher ich mich befand, sagte sie: „Was diese Kiste hier betrifft, so wird, ich bitte darum, Euer Majestät die Gnade haben, mir das Vorzeigen ihres Inhalts zu erlassen; es sind Sachen, die ich Ihr nur in Gegenwart Ihrer Gemahlin zeigen kann." — „Wohlan denn," sagte der Chalyf, „ich habe nichts dagegen, laßt eure Kisten wegtragen." Sie ließ sie sogleich weg und in ihr Zimmer tragen, wo ich wieder zu athmen begann.

Sobald die Verschnittenen, welche die Kisten hereingebracht, sich entfernt hatten, öffnete sie schnell diejenige, in welcher ich eingesperrt war. „Steiget heraus," sagte sie zu mir, indem sie mir die Thür einer Treppe zeigte, welche zu einem oberen Zimmer führte: „geht hier hinauf, und erwartet mich."

Sie hatte kaum die Thür hinter mir verschlossen, als der Chalyf eintrat und sich auf die Kiste setzte, welche ich so eben verlassen hatte. Der Beweggrund dieses Besuchs war eine Anwandlung von Neugier, welche mich nicht betraf. Der Fürst wollte sie nur über das befragen, was sie in der Stadt gesehen oder gehört hatte. Sie unterhielten sich ziemlich lange, worauf er sie endlich verließ und sich in seine Wohnung zurückzog.

Als sie sich frei sah, kam sie in das Zimmer, in

welches ich hinaufgestiegen war, und machte mir viele Entschuldigungen über die Beunruhigungen, welche sie mir verursacht hatte. „Meine Angst," sagte sie zu mir, „ist nicht minder groß gewesen, als die eure, weil ich aus Liebe zu euch gelitten habe, und auch meinetwegen, da ich dieselbe Gefahr lief. Eine andre an meiner Stelle würde vielleicht nicht den Muth gehabt haben, sich eben so gut aus einer so kitzlichen Lage zu ziehen. Es bedurfte nicht weniger Dreistigkeit, noch Geistesgegenwart, oder vielmehr, es bedurfte nur aller der Liebe, die ich für euch empfinde, um mich aus dieser Verlegenheit zu ziehen; aber beruhiget euch, es ist nun nichts mehr zu fürchten."

Nachdem wir uns einige Zeit mit vieler Zärtlichkeit unterhalten hatten, sagte sie zu mir: „Es ist Zeit, euch zur Ruhe zu begeben; leget euch schlafen! Ich werde nicht versäumen, euch morgen zu irgend einer Stunde des Tages meiner Gebieterin Sobeïde vorzustellen; und das ist eine leichte Sache, denn der Chalyf besucht sie nur in der Nacht."

Durch diese Worte wieder ermuthigt, schlief ich ziemlich ruhig; denn wenn mein Schlaf auch zuweilen durch Beunruhigungen unterbrochen wurde, so waren sie doch von angenehmer Art, und durch die Hoffnung veranlaßt, eine Frau von so viel Geist und Schönheit zu besitzen.

Am folgenden Tage unterrichtete mich die Günstlingin Sobeïdens, ehe sie mich vor ihrer Gebieterin erscheinen ließ, über die Art, wie ich mich in ihrer Gegenwart zu benehmen hätte, und sagte mir ungefähr, was für Fragen die Fürstin mir vorlegen würde, und was ich darauf antworten sollte. Sie führte mich hierauf in einen Saal, in welchem alles von erstaunlicher Zierlichkeit und reicher Pracht war. Ich war noch nicht eingetreten, als zwanzig schon ältliche Sklavinnen, alle in reichen und gleichen Anzügen, aus Sobeïdens Gemache traten und sich mit großer Ehrbarkeit vor einen Thron in zwei gleiche Reihen stellten. Ihnen folgten zwanzig andre ganz junge

und gleich jenen gekleidete Frauen, jedoch mit dem Unterschiede, daß ihre Kleidungen etwas Zierlicheres hatten. Sobeïde erschien mitten unter diesen mit majestätischem Ansehn und mit Edelsteinen und allen Arten von Juwelen so belastet, daß sie kaum gehen konnte. Sie setzte sich auf den Thron. Ich habe vergessen, euch zu sagen, daß ihre Günstlingin sie begleitete, und daß sie ihr zur Rechten stehen blieb, während die Sklavinnen, etwas entfernter, in Haufen zu beiden Seiten des Thrones standen.

Sobald die Gemahlin des Chalyfen sich gesetzt hatte, machten mir die zuerst eingetretenen Sklavinnen ein Zeichen, daß ich mich nähern sollte. Ich ging zwischen den beiden Reihen, welche sie bildeten, vorwärts, und warf mich nieder, mit dem Kopfe den Teppich berührend, der unter den Füßen der Fürstin lag. Sie befahl mir, aufzustehen, und erzeigte mir die Ehre, sich nach meinem Namen, nach meiner Familie und nach meinen Glücksumständen zu erkundigen; worauf ich ihr zu ihrer Zufriedenheit antwortete. Ich merkte das nicht bloß an ihren Mienen, sondern sie gab mir es auch noch durch die Dinge zu erkennen, welche sie die Güte hatte, mir zu sagen. „Es macht mir viel Freude," sagte sie zu mir, „daß meine Tochter, (so nannte sie ihre Günstlingin), — denn ich betrachte sie als eine solche, nach der Sorgfalt, mit welcher ich sie erzogen habe, — eine mir gefällige Wahl getroffen hat: ich billige sie und willige in eure Verheirathung. Ich werde selbst die Vorbereitungen zu eurer Hochzeit anordnen. Doch ich bedarf vorher meiner Tochter noch auf zehn Tage; während dieser Zeit werde ich mit dem Chalyfen reden und seine Einwilligung erhalten; ihr bleibt hier; man wird Sorge für euch tragen."

Einhundert und ein und funfzigste Nacht.

Ich blieb also zehn Tage in der Frauen-Wohnung des Chalyfen. Während dieser ganzen Zeit war ich des

Vergnügens beraubt, die Günstlingin zu sehen; aber ich wurde auf ihren Befehl so gut behandelt, daß ich übrigens alle Ursache hatte, sehr zufrieden zu sein.

Sobeïde sprach mit dem Chalyfen von dem Entschlusse, den sie gefaßt hatte, ihre Günstlingin zu verheirathen; und dieser Fürst, der ihr hiebei völlige Freiheit ließ, nach Belieben zu schalten, bewilligte der Günstlingin eine beträchtliche Summe, um auch zu ihrer Einrichtung beizutragen.

Als die zehn Tage verflossen waren, ließ Sobeïde einen Heirathsvertrag aufsetzen, der ihr, gehörig abgefaßt, gebracht wurde. Die Vorbereitungen zur Hochzeit wurden gemacht; man rief die Spielleute, die Tänzer und Tänzerinnen herbei, und es gab, neun Tage hindurch, große Vergnügungen im Palaste. Da der zehnte Tag zu der letzten Hochzeitsfeierlichkeit bestimmt war, so wurde die Günstlingin auf der einen Seite und ich auf der andern ins Bad geführt. Abends setzte ich mich zu Tische; man trug mir alle Arten von Gerichten auf, unter andern eine Mengspeise mit Knoblauch, ganz derjenigen gleich, von welcher man mich hier zu essen zwingen wollte. Sie schmeckte mir so gut, daß ich die anderen Speisen fast nicht berührte. Aber zu meinem Unglücke begnügte ich mich, als ich vom Tische aufstand, damit, mir die Hände blos abzuwischen, statt sie mir ordentlich zu waschen; und das war eine Nachlässigkeit, die mir bis dahin noch niemals begegnet war.

Da es Nacht war, so suchte man die Tageshelle durch eine sehr glänzende Beleuchtung der Frauenwohnung zu ersetzen. Die Instrumente ließen sich hören, man tanzte, man spielte tausend Spiele, und der ganze Palast hallte von Freudengeschrei wieder. Man führte meine Braut und mich in einen großen Saal, woselbst man uns auf zwei Throne niedersetzen ließ. Die Frauen, welche meine Braut bedienten, ließen sie mehrmals die Kleider wechseln, und kämmten ihr, wie es am Hochzeitstage gebräuchlich

ist, die Haare auf verschiedene Weise; und so oft ihr eine andere Kleidung angezogen war, ließ man mich sie sehen.

Als nun endlich alle diese Feierlichkeiten vorbei waren, führte man uns in die Hochzeitkammer. Sobald man uns dort allein gelassen hatte, näherte ich mich meiner Gattin: aber statt meine Entzückungen zu erwiedern, stieß sie mich heftig zurück und erhub ein schreckliches Geschrei, welches alsbald alle Frauen der Wohnung herbeizog, die dessen Veranlassung wissen wollten. Was mich betraf, so war ich, von einem tiefen Erstaunen ergriffen, unbeweglich geblieben, ohne nur die Kraft zu haben, meine Frau um die Ursache zu fragen. „Liebe Schwester," sagten sie zu ihr, „was ist euch denn, seit der kurzen Zeit, daß wir euch verlassen haben, begegnet? Erzählet es uns, damit wir euch beistehen." — „Schaffet mir," rief sie aus, „schaffet mir diesen nichtswürdigen Menschen hier aus den Augen." — „Aber, meine Theuerste," sagte ich zu ihr, „wodurch kann ich so unglücklich gewesen sein, euren Zorn zu verdienen?" — „Ihr seid ein Nichtswürdiger," antwortete sie mir voll Wuth, „ihr habt Knoblauch gegessen und euch nachher nicht die Hände gewaschen! glaubt ihr, daß ich es leiden mag, daß ein so unreinlicher Mensch sich mir nähert, um mich zu verpesten? Leget ihn auf die Erde," fügte sie, sich zu den Frauen wendend, hinzu, „und holet mir einen Ochsenziemer."

Sie warfen mich sogleich nieder, und während die einen mich bei den Armen und die andern bei den Beinen hielten, schlug meine Frau, die sehr schnell bedient worden war, mich unbarmherzig, bis die Kräfte sie verließen. Hierauf sagte sie zu den Frauen: „Nehmet ihn mit und schicket ihn zum Polizeimeister, damit ihm dieser die Hand abhauen lasse, mit welcher er das Knoblauchgericht gegessen hat." Bei diesen Worten rief ich aus: „Großer Gott! Ich bin von Schlägen gleichsam zermalmt, und zur Vermehrung meiner Trübsal werde ich noch dazu verdammt, daß mir die Hand soll abgehauen

werden! Und warum? Weil ich eine Mengspeise mit Knoblauch gegessen, und mir nachher die Hände nicht gewaschen habe! Welch ein Zorn um solch eine Kleinigkeit! Hol' die Pest das Knoblauchgericht! Verdammt sei der Koch, der es zubereitet, und der, welcher es aufgetragen hat!"

Einhundert und zwei und funfzigste Nacht.

Alle die Frauen, welche zugesehen hatten, wie ich tausend Streiche mit dem Ochsenziemer bekam, hatten Mitleid mit mir, als sie davon hörten, daß mir die Hand abgehauen werden sollte. „Unsere liebe Schwester und gute Dame," sagten sie zu der Günstlingin, „ihr treibt eure Rache zu weit. Es ist freilich ein Mensch ohne Lebensart, der euren Stand und die Rücksichten mißkennt, welche ihr verdient; wir bitten euch jedoch, den von ihm begangenen Fehler nicht zu beachten, sondern zu verzeihen." — „Noch habe ich nicht hinlängliche Genugthuung," sagte sie; „ich will, daß er Lebensart lerne und so fühlbare Zeichen seiner Unreinlichkeit an sich trage, daß es ihm in seinem Leben nicht wieder einkömmt, eine Mengspeise mit Knoblauch zu essen, ohne des Händewaschens zu gedenken."

Sie ließen sich durch ihre abschlägige Antwort nicht abschrecken, warfen sich zu ihren Füßen und sagten zu ihr, indem sie ihr die Hand küßten: „Unsere gute Dame, im Namen Gottes, mäßiget euern Zorn und gewähret uns die Begnadigung, um welche wir euch bitten."

Sie antwortete ihnen nichts; aber sie stand auf und verließ, nachdem sie tausend Schimpfreden gegen mich ausgestoßen hatte, das Zimmer. Alle Frauen folgten ihr, und ließen mich in unbeschreiblicher Betrübniß allein.

Zehn Tage lang bekam ich niemand zu sehen, als eine alte Sklavin, die mir zu essen brachte. Ich erkun-

digte mich bei ihr nach der Günstlingin. „Sie ist krank," sagte die alte Sklavin zu mir, „von dem vergifteten Geruche, den ihr sie habt einathmen lassen. Warum habt ihr euch aber auch die Hände nicht gewaschen, nachdem ihr von dieser verdammten Knoblauchspeise gegessen hattet?" — „Ist es möglich," sagte ich hier zu mir selbst, „daß der Zartsinn dieser Frauen so groß ist, und daß sie, wegen eines so leichten Fehlers, so rachsüchtig sind?" Ich liebte jedoch meine Frau, ungeachtet ihrer Grausamkeit, und unterließ nicht, sie zu beklagen.

Eines Tages sagte die Sklavin zu mir: „Eure Gattin ist genesen, sie ist ins Bad gegangen, und hat mir gesagt, daß sie euch morgen besuchen werde. Habet also noch Geduld und suchet euch in ihre Launen zu fügen. Sie ist übrigens eine sehr verständige, sehr vernünftige, und von allen Frauen, die unsere verehrungswürdige Gebieterin Sobeïde umgeben, sehr geliebte Person."

Wirklich kam meine Frau am folgenden Tage, und sagte mir: „Ich muß sehr gut sein, da ich, nach der mir von euch angethanen Beleidigung, doch wieder zu euch komme. Aber ich kann mich nicht entschließen, mich mit euch zu versöhnen, ehe ich euch nicht nach Verdienst bestraft habe, weil ihr euch die Hände nicht gewaschen habt, nachdem ihr von einer Mengspeise mit Knoblauch gegessen hattet."

Nach diesen Worten rief sie die Damen, welche mich, ihrem Befehle gemäß, auf die Erde legten; und nachdem sie mich gebunden hatten, nahm sie ein Scheermesser und hatte die Unmenschlichkeit, mir die beiden Daumen und die beiden großen Zehen abzuschneiden. Eine der Frauen legte eine gewisse Wurzel auf, um das Blut zu stillen, was jedoch nicht hinderte, daß das schon in Menge vergossene Blut und der erlittene Schmerz mich ohnmächtig machten.

Ich kam wieder zu mir, und man gab mir Wein zu trinken, um mich wieder zu Kräften zu bringen. „Ach,"

sagte ich damals zu meiner Gattin, „wenn es mir jemals wieder begegnen sollte, eine Mengspeise mit Knoblauch zu essen, so schwöre ich euch, daß ich, statt Eines Males, mir die Hände hundert und zwanzigmal mit Kali, mit Asche von derselben Pflanze und mit Seife waschen werde!“ — „Nun wohl,“ sagte meine Frau, „unter dieser Bedingung will ich das Vergangene wohl vergessen und mit euch, wie mit meinem Ehemanne, leben.“ —

„Das, ihr Herren,“ fügte der Kaufmann von Bagdad, sich zu der Gesellschaft wendend, hinzu, „das ist die Ursache, weshalb ich, wie ihr gesehen habt, es verweigerte, von der Mengspeise mit Knoblauch zu essen, welche vor mir stand.

Einhundert und drei und funfzigste Nacht.

Die Frauen wendeten, um mein Blut zu stillen, nicht bloß die erwähnte Wurzel an, sondern auch Balsam von Mekka, den man nicht in dem Verdacht haben konnte, verfälscht zu sein, weil er aus der Apotheke des Chalyfen kam.

Durch die Kraft dieses Wunderbalsams wurde ich in wenig Tagen vollkommen geheilt; und meine Frau und ich, wir blieben zusammen, als ob ich niemals eine Mengspeise mit Knoblauch gegessen hätte.

Da ich sonst immer meiner Freiheit genossen hatte, so langweilte es mich sehr, stets in dem Palaste des Chalyfen eingeschlossen zu sein; ich wollte jedoch meiner Gattin nichts davon merken lassen, aus Furcht, ihr zu mißfallen. Sie merkte es aber doch, und wünschte selbst sehr, herauszukommen. Die Erkenntlichkeit allein ließ sie bei Sobeïden bleiben. Aber sie hatte Verstand, und wußte ihrer Gebieterin so gut vorzustellen, welchen Zwang es mich kostete, nicht in der Stadt, wie ich sonst immer gethan, mit Leuten meines Standes zu leben, daß diese gute

Fürstin sich lieber des Vergnügens beraubte, ihre Günstlingin um sich zu haben, als das, was wir beide gleich sehnlich wünschten, nicht zu bewilligen.

Demnach sah ich, einen Monat nach unserer Verheirathung, meine Gattin nebst mehreren Verschnittenen erscheinen, wovon jeder einen Sack mit Gelde trug. Als sie sich entfernt hatten, sagte sie: „Ihr habt mir nichts über die Langeweile geäußert, welche euch der Aufenthalt am Hofe verursacht; aber ich habe sie wohl bemerkt, und habe glücklicherweise ein Mittel gefunden, euch zufrieden zu stellen. Sobeïde, meine Gebieterin, erlaubt uns, den Palast zu verlassen; und hier sind funfzigtausend Zechinen, welche sie uns zum Geschenke macht, um uns in den Stand zu setzen, daß wir bequem in der Stadt leben können. Nehmet zehntausend davon und gehet, uns ein Haus zu kaufen."

Ich fand sehr bald eins für diese Summe; und nachdem ich es prächtig hatte einrichten lassen, zogen wir hinein. Wir kauften eine große Anzahl Sklaven und Sklavinnen, und sorgten für schöne Kleider. Kurz, wir fingen ein höchst angenehmes Leben an. Aber die Herrlichkeit dauerte nicht lange: am Ende eines Jahres erkrankte meine Frau, und starb in wenigen Tagen.

Ich hätte mich wieder verheirathen und nach wie vor anständig in Bagdad leben können; aber die Neigung, die Welt zu sehen, flößte mir ein anderes Vorhaben ein. Ich verkaufte mein Haus, und nachdem ich mehrere Arten von Waaren eingekauft hatte, schloß ich mich einer Karavane an, und zog nach Persien. Von dort nahm ich meinen Weg nach Samarkand [28]), von wo ich in diese Stadt gekommen bin, und mich hieselbst niedergelassen habe."

„Dies, o Herr," sagte der Lieferant zu dem Sultan von Kaschghar, „ist die Geschichte, welche in der Gesellschaft, in der ich mich gestern befand, der Kaufmann von Bagdad erzählte."

„Diese Geschichte," sagte der Sultan, „hat wohl etwas Außergewöhnliches; aber sie ist der des kleinen Buckligen doch nicht zu vergleichen."

Hierauf warf sich nun der Jüdische Arzt, der sich genähert hatte, vor dem Throne dieses Fürsten nieder, und sagte, nachdem er wieder aufgestanden war: „Herr, wenn Euer Majestät die Güte haben will, auch mich anzuhören, so schmeichle ich mir, daß ihr mit der Geschichte, die ich euch erzählen will, zufrieden sein werdet!" — „Wohlan, erzähle!" sagte der Sultan, „wenn sie aber nicht erstaunenswerther ist, als die des kleinen Buckligen, so hoffe nicht, daß ich dir das Leben schenke."

Die Sultanin Scheherasade hielt inne, weil es tagte; in der nächsten Nacht aber fuhr sie fort, wie folget:

Einhundert und vier und funfzigste Nacht.

„Herr," sagte Scheherasade, „da der Jüdische Arzt den Sultan von Kaschghar geneigt fand, ihn zu hören, so nahm er folgendermaßen das Wort:

Geschichte
vom jüdischen Arzt erzählt.

„Herr, während ich zu Damask Arzneikunde studirte, und diese edle Kunst mit einigem Rufe zu treiben begann, kam ein Sklave zu mir, der mich zum Befehlshaber der Stadt holte, um einen Kranken zu besuchen. Ich begab mich hin, und man führte mich in ein Zimmer, wo ich einen sehr wohlgebildeten jungen Mann fand, der von dem Uebel, an welchem er litt, sehr entkräftet war. Ich grüßte ihn und setzte mich zu ihm; er erwiederte nichts auf

meine Begrüßung, aber er bezeugte mir durch ein Zeichen mit den Augen, daß er mich verstände und mir dankte. „Herr," sagte ich zu ihm, „ich bitte euch, mir eure Hand zu geben, damit ich euch an den Puls fühlen kann." Anstatt mir jedoch die rechte Hand darzureichen, reichte er mir die linke; was mich sehr in Erstaunen setzte. „Das ist," sagte ich bei mir selbst, „eine große Unwissenheit, nicht zu wissen, daß man einem Arzte die rechte und nicht die linke Hand reichen muß." Ich unterließ jedoch nicht, ihm an den Puls zu fühlen; und nachdem ich ein Recept geschrieben hatte, entfernte ich mich.

Ich setzte meine Besuche neun Tage lang fort, und so oft ich ihm an den Puls fühlen wollte, reichte er mir die linke Hand. Am zehnten Tage schien es mir, daß er sich wohl befände, und ich sagte ihm, daß er nichts weiter nöthig hätte, als ins Bad zu gehen. Der Befehlshaber von Damask, welcher gegenwärtig war, ließ mich, um mir seine Zufriedenheit zu bezeigen, in seiner Gegenwart mit einem sehr reichen Oberkleide bekleiden, indem er mir sagte, daß er mich zum Arzte des städtischen Hospitals und seines Hauses ernennte, wo ich, wenn ich Lust hätte, täglich an seiner Tafel speisen könnte.

Auch der junge Mann benahm sich sehr freundschaftlich gegen mich, und bat mich, ihn in das Bad zu begleiten. Als wir dort waren und seine Leute ihn entkleidet hatten, sah ich, daß ihm die rechte Hand fehlte. Ich bemerkte zugleich, daß sie ihm erst vor nicht langer Zeit abgehauen worden war: das war auch die Ursache seiner Krankheit, die man mir verschwiegen hatte; und während die nöthigen äußeren Heilmittel angewendet wurden, hatte man mich gerufen, damit das Fieber, welches er bekommen hatte, keine üble Folgen haben möchte. Ich war sehr erstaunt und betrübt, ihn in diesem Zustand zu sehen; was ihm auch mein Gesicht zu erkennen gab.

„Doctor," sagte er zu mir, „verwundert euch nicht darüber, daß mir die Hand abgehauen ist; ich werde euch

schon einmal die Veranlassung dazu erzählen, und ihr werdet da eine erstaunliche Geschichte hören."

Nachdem wir aus dem Bade gekommen waren, setzten wir uns zu Tische und unterhielten uns nachher. Er fragte mich, ob er, ohne Nachtheil für seine Gesundheit, außerhalb der Stadt, in dem Garten des Befehlshabers, spazieren gehen dürfte. Ich erwiederte, daß er es nicht nur dürfte, sondern daß sogar die frische Luft sehr heilsam für ihn sein würde. „Wenn das ist," sagte er, „und ihr so gut sein wollt, mich zu begleiten, so will ich euch draußen meine Geschichte erzählen." Ich erwiederte, daß ich den ganzen übrigen Tag zu seinen Diensten wäre.

Hierauf befahl er seinen Leuten, etwas zum Imbisse mitzunehmen, und wir machten uns auf den Weg, und begaben uns in den Garten des Befehlshabers. Wir gingen dort zwei oder dreimal auf und nieder, und nachdem wir uns auf einen Teppich gesetzt hatten, welchen seine Leute unter einem Baum ausbreiteten, der einen angenehmen Schatten gab, erzählte mir der junge Mann seine Geschichte in folgenden Worten:

„Ich bin in Mussul geboren und meine Familie ist eine der angesehensten dieser Stadt. Mein Vater war der älteste von zehn Kindern, welche mein Großvater bei seinem Sterben alle am Leben und verheirathet hinterlassen hatte. Aber von dieser großen Anzahl von Brüdern war mein Vater der einzige, der Kinder hatte, oder vielmehr Ein Kind, nämlich mich. Er gab mir eine sehr sorgfältige Erziehung, und ließ mich in allem unterrichten, was ein Knabe meines Standes lernen mußte.

Einhundert und fünf und funfzigste Nacht.

Ich war schon groß, und fing an unter die Leute zu kommen, als ich mich eines Tages mit meinem Vater

und meinen Oheimen in der großen Moschee in Mussul zum Mittagsgebete befand. Nach dem Gebete ging alles fort, außer meinem Vater und meinen Oheimen, die sich auf den über den ganzen Fußboden der Moschee verbreiteten Teppich setzten. Ich setzte mich zu ihnen, und die Rede kam zufällig auf das Reisen. Sie priesen die Schönheiten und Merkwürdigkeiten einiger Königreiche und ihrer Hauptstädte; aber einer meiner Oheime sagte, daß, wenn man dem übereinstimmenden Bericht einer Menge von Reisenden glauben wollte, auf der Erde kein schöneres Land, als Aegypten, und kein schönerer Fluß als der Nil, zu finden wäre; und was er davon erzählte, gab mir einen so hohen Begriff, daß mich in diesem Augenblicke die Lust ergriff, hinzureisen. Alles, was meine andern Oheime zu sagen wußten, um Bagdad und dem Tigris den Vorzug zu geben, indem sie diese Stadt den wahren Sitz der muselmännischen Religion und die Hauptstadt von allen Städten der Erde nannten, machte nicht den mindesten Eindruck auf mich. Mein Vater unterstützte die Meinung desjenigen seiner Brüder, der zu Gunsten Aegyptens gesprochen hatte; was mir viel Freude machte. „Was man auch sagen mag," rief er aus, „wer Aegypten nicht gesehen hat, hat das Merkwürdigste auf Erden nicht gesehen. Die Erde ist dort ganz von Gold, das heißt, so fruchtbar, daß sie ihre Bewohner bereichert. Alle Weiber sind bezaubernd, entweder durch ihre Schönheit, oder durch ihr anmuthvolles Wesen. Wo gibt es einen bewundernswürdigern Fluß, als den Nil? Welches Wasser war jemals leichter und köstlicher? Selbst der Schlamm, den er bei seinem Austreten mit sich führt, düngt er nicht die Felder, die ohne Arbeit tausendmal mehr, als andere, noch so mühsam bearbeitete Erdstriche, hervor bringen? Höret, was ein Dichter, der genöthigt war, Aegypten zu verlassen, den Aegyptern sagte:

„Euer Nil überhäuft euch täglich mit Wohlthaten;
nur euretwegen kömmt er so weit her!"

„Ach! indem ich mich von euch entferne, gießen meine Thränen so reichlich, wie seine Wasser."

„Ihr werdet seiner Süßigkeiten ferner genießen, während ich verdammt bin, mich ihrer, wider Willen, zu berauben."

„Wenn ihr," fuhr mein Vater fort, „von der Seite er Insel, welche die beiden größten Arme des Nils bilden, euch umschaut, welche Abwechselung des Grüns, welcher Schmelz aller Gattungen von Blumen, welche wunderſame Menge von Städten, Flecken, Kanälen und tausend anderen angenehmen Gegenſtänden! Wenn ihr nun ie Augen auf die andere Seite, nach Aethiopien zu, erft, wie viele andere Gegenstände der Bewunderung! ich kann das Grün so vieler, von den verschiedenen Kanälen des Nils bewässerter Felder mit nichts besser vergleichen, als mit glänzenden in Silber gefaßten Smaragden. Ist Kahiro nicht die größte, bevölkertſte und reichſte Stadt der Welt? Welche prächtige öffentliche und Privatgebäude! Wenn ihr bis zu den Pyramiden geht, so wird euch ein Staunen ergreifen, ihr werdet bei dem Anblicke dieſer Steinmaſſen von ungeheurer Größe, die ſich bis an den Himmel erheben, unbeweglich bleiben! Ihr werdet genöthigt ſein, zu geſtehen, daß die Pharaonen, die in ihrer Erbauung ſo viel Reichthümer und Menſchen verwendet haben, alle nachfolgende Monarchen, nicht nur in Aegypten, ſondern auf der ganzen Erde, an Pracht und Erfindung durch Hinterlaſſung von Denkmälern, die ihres Andenkens ſo würdig ſind, übertroffen haben. Dieſe Denkmäler, welche ſo alt ſind, daß die Gelehrten über die Zeit ihrer Errichtung ſich nicht einigen können, beſtehen noch heute, und werden noch ſo viele Jahrhunderte dauern, als ſie ſchon gedauert haben. Ich übergebe die Seeſtädte des Königreichs Aegypten, als da ſind, Damiette, Rosette, Alexandrien, mit Stillſchweigen, woſelbſt, ich weiß nicht wie viele Völker tauſend Gattungen von Seide und Leinwand, und tauſend andere zum Nutzen und

zur Lust der Menschen dienende Gegenstände holen. Ich spreche aus Erfahrung; ich habe dort mehrere Jahre meiner Jugend zugebracht, welche ich, so lange ich lebe, für die angenehmsten meines ganzen Lebens halten werde."

Einhundert und sechs und funfzigste Nacht.

Meine Oheime hatten meinem Vater nichts entgegenzusetzen, und stimmten alle dem bei, was er von Kahiro, vom Nil und vom ganzen Königreich Aegypten sagte. Was mich betraf, so war meine Einbildungskraft so voll davon, daß ich die nächste Nacht fast schlaflos zubrachte.

Kurze Zeit nachher gaben meine Oheime selbst zu erkennen, welchen Eindruck die Schilderungen meines Vaters auf sie gemacht hatte. Sie machten ihm den Vorschlag zu einer gemeinschaftlichen Reise nach Aegypten; er nahm ihn an, und da sie reiche Kaufleute waren, so beschlossen sie, Waaren mitzunehmen, die sie dort verhandeln könnten.

Ich erfuhr, daß sie sich zur Reise vorbereiteten; ich suchte meinen Vater auf, und bat ihn mit thränenden Augen, er möchte mir erlauben, ihn zu begleiten, und mir eine Anzahl Waaren zu einem eignen Geschäfte bewilligen. „Du bist noch zu jung," sagte er zu mir, „um eine Reise nach Aegypten zu unternehmen, die Beschwerde ist zu groß, und ich bin überzeugt, daß diese Reise dir verderblich sein würde."

Diese Worte benahmen mir die Reiselust nicht; ich wandte die Fürsprache meiner Oheime bei meinem Vater an, und sie bewirkten endlich, daß ich, jedoch nur bis Damask, mitreisen und dort, während sie nach Aegypten gingen, bleiben sollte. „Die Stadt Damask," sagte mein Vater, „hat auch ihre Schönheiten, und er muß sich mit der Erlaubniß begnügen, dorthin zu reisen." Wie begierig ich auch war, Aegypten, nach allem, was ich davon

gehört hatte, zu sehen, so war er doch mein Vater, und ich unterwarf mich seinem Willen.

Ich reiste also mit meinen Oheimen und ihm nach Mussul ab. Wir reisten durch Mesopotamien, gingen über den Euphrat, und kamen in Aleppo an, allwo wir einige Tage verweilten; und von dort begaben wir uns nach Damask, dessen Ansicht mich sehr angenehm überraschte. Wir kehrten alle in demselben Chan ein. Wir brachten einige Tage damit zu, in allen den köstlichen Gärten der Umgegend spazieren zu gehen; und wir waren einstimmig der Meinung, daß man Recht habe zu sagen, Damask liege inmitten eines Paradieses.

Meine Oheime dachten endlich darauf, ihren Weg fortzusetzen: doch besorgten sie vorher den Verkauf meiner Waaren, was sie auf eine so vortheilhafte Weise thaten, daß mir ein Gewinn von fünfhundert Prozent zu Theil wurde. Dieser Verkauf verschaffte mir eine ansehnliche Summe, deren Besitz mir große Freude machte.

Mein Vater und meine Oheime ließen mich also in Damask und setzten ihre Reise fort. Nach ihrer Abreise nahm ich mich sehr in Acht, mein Geld nicht unnützerweise zu verschwenden. Ich miethete jedoch ein prächtiges Haus; es war ganz von Marmor, mit goldenen und asurnen Laubwerkgemälden geziert, auch hatte es einen Garten mit sehr schönen Springbrunnen. Ich richtete es ein, zwar nicht so reich, als seine Pracht es verlangte, aber doch anständig genug für einen Mann von meinem Stande. Es hatte einst einem der vornehmsten Herren der Stadt, Namens Modoun Abdurraham gehört, und es gehörte damals einem reichen Juwelenhändler, welchem ich monatlich nur zwei Scherifs [39]) bezahlte. Ich hatte eine zahlreiche Dienerschaft, ich lebte mit Anstand; ich bewirthete zuweilen die Leute, mit denen ich Bekanntschaft gemacht hatte, und ließ mich zuweilen von ihnen bewirthen; und so brachte ich, die Rückkehr meines Vaters erwartend, meine Zeit in Damask zu. Meine Ruhe wurde durch keine Lei-

denschaft gestört, und der Umgang mit wackeren, anständigen Leuten machte meine einzige Beschäftigung aus.

Eines Tages, als ich an der Thüre meines Hauses saß, und frische Luft schöpfte, kam eine sehr sorgfältig gekleidete, und dem Anscheine nach, sehr wohlgebildete Frau auf mich zu, und fragte mich, ob ich keine Stoffe verkaufte? Dies sagend, trat sie in meine Wohnung.

Einhundert und sieben und funfzigste Nacht.

Als ich sah, daß die Frau in mein Haus getreten war, stand ich auf, machte die Thüre zu, führte sie in einen Saal, und bat sie, sich zu setzen. „Verehrte Frau," sagte ich zu ihr, „ich habe wohl Stoffe gehabt, die würdig waren, euch gezeigt zu werden: aber ich habe keine mehr; was mir jetzt recht verdrüßlich ist."

Sie hob den Schleier auf, der ihr Gesicht bedeckte, und ihre Schönheit machte einen solchen Eindruck auf mich, wie ihn noch keine Frau auf mich gemacht hatte. „Ich bedarf keiner Stoffe," erwiederte sie mir, „ich bin bloß gekommen, um euch zu besuchen, und, wenn es euch angenehm ist, den Abend mit euch zuzubringen. Ich bitte euch nur um einen leichten Imbiß."

Von so gutem Glücke entzückt, befahl ich meinen Leuten, uns mehrere Gattungen von Früchten und Wein zu bringen. Wir wurden schnell bedient, aßen, tranken und ergötzten uns bis Mitternacht; kurz, ich hatte noch keine Nacht so angenehm als diese zugebracht.

Am anderen Morgen wollte ich der Schönen zehn Scherifs in die Hand drücken; aber sie zog sie heftig zurück. „Ich habe euch nicht aus Eigennutz besucht, und ihr beleidigt mich. Weit entfernt, Geld von euch zu nehmen, will ich, daß ihr welches von mir nehmet; denn sonst komme ich nicht wieder." Zugleich zog sie zehn Scherifs aus ihrem Beutel und zwang mich, sie anzuneh-

men. „Erwartet mich in drei Tagen nach Sonnenuntergange.“ Mit diesen Worten nahm sie Abschied von mir, und ich fühlte, als sie ging, daß sie mein Herz mit sich nahm.

Nach drei Tagen verfehlte sie nicht, sich zur bestimmten Stunde einzufinden, und ich empfing sie mit aller Freude eines ungeduldig Wartenden. Wir brachten den Abend und die Nacht wie das erstemal zu; und als sie mich am folgenden Morgen verließ, versprach sie, mich zu besuchen, ging aber nicht, ohne mir vorher wieder zehn Scherifs gegeben zu haben.

Sie kam zum drittenmale; und als der Wein uns beiden die Köpfe erhitzt hatte, sagte sie zu mir: „Mein liebes Herz, was denkst du von mir, bin ich nicht schön und unterhaltend?“ — „Diese Frage, meine Liebste, scheint mir sehr unnöthig; alle die Beweise von Liebe, die ich euch gebe, müssen euch überzeugen, daß ich euch sehr lieb habe. Ich bin hocherfreut, euch zu sehen und zu besitzen! Ihr seid meine Königin, meine Sultanin! Ihr macht das ganze Glück meines Lebens aus!“ — „O,“ sagte sie zu mir, „ich bin überzeugt, daß ihr aufhören würdet, diese Sprache gegen mich zu führen, wenn ihr eine meiner Freundinnen gesehen hättet, die viel jünger und schöner ist, als ich! Sie besitzt eine so fröhliche Laune, daß sie die schwermüthigsten Leute zum Lachen bringen würde. Ich muß sie zu euch hieher bringen. Ich habe ihr von euch erzählt, und nach dem, was ich ihr von euch gesagt habe, stirbt sie vor Begierde, euch zu besuchen. Sie hat mich gebeten, ihr dieses Vergnügen zu verschaffen, aber ich habe es nicht gewagt, ihre Bitte zu erfüllen, ohne vorher mit euch deshalb gesprochen zu haben.“ — „Meine Beste,“ sagte ich zu ihr, „ihr könnt thun, was euch beliebt; was ihr mir aber auch von eurer Freundin sagen mögt, ich fordre alle ihre Reize auf und heraus, euch mein Herz zu rauben. Es hängt so fest an euch, daß nichts im Stande ist es loszureißen.“ — „Nehmet euch

wohl in Acht," erwiederte sie, „ich sage euch, daß ich eure Liebe auf eine schwere Probe setzen werde."

Dabei blieb es; und als sie mich am andern Morgen verließ, gab sie mir, statt zehn Scherifs, funfzehn, die ich anzunehmen genöthigt war. „Erinnert euch," sagte sie zu mir, „daß ihr in zwei Tagen eine neue Gästin bei euch haben werdet; denket darauf, sie gut zu empfangen; wir werden zur gewohnten Stunde nach Sonnenuntergang kommen."

Ich ließ an dem bestimmten Tage den Saal schmücken und einen guten Imbiß bereiten."

Einhundert und acht und funfzigste Nacht.

Der junge Mann aus Mussul sagte, in seiner an den jüdischen Arzt gerichteten Erzählung fortfahrend:

„Ich erwartete die beiden Schönen mit Ungeduld, und sie kamen bei anbrechender Nacht. Beide entschleierten sich: und wenn ich von der Schönheit der ersten überrascht gewesen war, so hatte ich noch weit mehr Ursache, es beim Anblick ihrer Freundin zu sein. Sie hatte regelmäßige Züge, ein vollkommenes Gesicht, lebhafte Farbe und so glanzvolle Augen, daß ich ihren Glanz kaum ertragen konnte.

Ich dankte ihr für die Ehre, die sie mir erzeigte, und bat sie, mich zu entschuldigen, wenn ich sie nicht nach Verdienst empfinge." — „Lassen wir die höflichen Redensarten," sagte sie zu mir, „es käme eigentlich mir zu, euch dergleichen hören zu lassen, da ihr erlaubt habt, daß meine Freundin mich hieher bringen darf, weil ihr mich aber bei euch dulden wollt, so lassen wir die Umstände, und denken wir nur daran, uns zu ergötzen."

Da ich Befehle gegeben hatte, daß man uns den Imbiß auftragen sollte, sobald die Frauen angekommen wären, so setzten wir uns bald zu Tische. Ich saß der

Neuangelangten gegenüber, und sie hörte nicht auf, mich lächelnd anzusehen. Ich konnte ihren siegenden Blicken nicht widerstehen, und sie machte sich zur Herrin meines Herzens, ohne daß ich mich dessen erwehren konnte. Aber sie fühlte auch selbst Liebe, indem sie mir welche einflößte, und weit entfernt, sich Zwang anzuthun, sagte sie mir sehr lebhafte Dinge.

Die andere Schöne, welche das beobachtete, lachte anfangs nur darüber. „Ich habe es euch wohl gesagt," sagte sie, indem sie das Wort an mich richtete, „daß ihr meine Freundin liebenswürdig finden würdet, und ich merke wohl, daß ihr euren Schwur, mir treu zu bleiben, schon verletzt habt." — „Meine Verehrteste," antwortete ich, indem ich lachte, wie sie, „ihr würdet Ursache haben, euch über mich zu beklagen, wenn ich es gegen eine Frau, die ihr mir zugeführt habt und die ihr liebt, an Höflichkeit fehlen ließe; und ihr könntet mir beide den Vorwurf machen, daß ich es nicht verstände, den artigen Wirth zu machen."

Wir fuhren fort zu trinken; aber je mehr der Wein uns erhitzte, je zuvorkommender wurden wir, die neue Schöne und ich, gegen einander, so, daß sich ihrer Freundin eine heftige Eifersucht bemächtigte, von welcher sie uns bald einen sehr traurigen Beweis gab. Sie stand auf und ging hinaus, indem sie uns sagte, sie würde wiederkommen; aber wenige Augenblicke nachher veränderte sich das Gesicht der bei mir gebliebenen Schönen; sie bekam heftige Krämpfe und gab endlich in meinen Armen ihren Geist auf, während ich Leute herbeirief, die mir helfen sollten, ihr beizustehen.

Ich gehe aus dem Zimmer, ich frage nach dem andern Fräulein; meine Leute sagen mir, daß sie die Hausthüre geöffnet habe und fortgegangen sei. Ich schöpfte also Verdacht, — und nichts war wahrscheinlicher, — daß sie es wäre, die den Tod ihrer Freundin veranlaßt hätte. In der That war sie so geschickt und boshaft ge-

wesen, in die letzte Schaale, welche sie selbst ihr dargereicht hatte, ein sehr heftiges Gift zu thun.

Ich war lebhaft über diesen Unfall betrübt. „Was soll ich thun?" sagte ich zu mir selbst, „was soll aus mir werden?"

Da ich glaubte, daß keine Zeit zu verlieren wäre, so ließ ich bei dem Scheine des Mondes und ohne Geräusch eine der großen Marmorplatten, mit welchen der Hof meines Hauses gepflastert war, aufheben und schnell ein Grab graben, in welches sie den Leichnam der jungen Frau begruben. Nachdem die Marmorplatte wieder an ihren Ort gelegt war, nahm ich ein Reisekleid und was ich an Gelde hatte, und verschloß alles, sogar die Hausthüre, die ich mit meinem Siegel besiegelte. Ich ging zu dem Juwelenhändler, der des Hauses Eigenthümer war, bezahlte ihm den schuldigen Miethzins und noch auf ein Jahr voraus, gab ihm den Schlüssel, und bat ihn, mir denselben aufzubewahren: „Ein dringendes Geschäft," sagte ich zu ihm, „nöthigt mich, einige Zeit abwesend zu sein, und ich muß zu meinen Oheimen nach Kahiro." Ich nahm hierauf Abschied von ihm, stieg sogleich zu Pferde, und reiste mit meinen Leuten, die meiner warteten, ab.

Einhundert und neun und funfzigste Nacht.

Meine Reise war glücklich, und ich langte in Kahiro ohne Unfall an. Dort fand ich meine Oheime, die sehr erstaunt waren, mich zu sehen. Ich sagte ihnen zu meiner Entschuldigung, daß ich mich gelangweilt hätte, sie zu erwarten, und daß ich, da ich keine Nachrichten von ihnen erhalten, durch meine Unruhe zu dieser Reise angetrieben wäre. Sie nahmen mich sehr freundlich auf, und versprachen mir, es zu bewirken, daß mein Vater über meine ohne seine Erlaubniß unternommene Abreise von Damask

nicht zürnete. Ich wohnte mit ihnen in demselben Chan, und sah alles, was es in Kahiro Schönes zu sehen gab.

Weil sie ihre Waaren verkauft hatten, beschlossen sie nach Mussul zurückzukehren, und fingen schon an, die nöthigen Vorbereitungen zu ihrer Rückreise zu treffen. Da ich jedoch nicht alles gesehen hatte, was ich in Aegypten zu sehen wünschte, so nahm ich mir eine Wohnung in einem von ihrem Chan sehr entfernten Viertel, und ließ mich nicht eher sehen, als bis sie abgereist waren. Sie suchten mich lange durch die ganze Stadt, da sie mich aber nicht fanden, so vermutheten sie, daß die Reue, gegen den Willen meines Vaters nach Aegypten gekommen zu sein, mich bewogen hätte, nach Damask zurückzukehren, ohne ihnen etwas davon zu sagen; und so reisten sie in der Hoffnung ab, mich dort zu finden und mich bei ihrer Durchreise mitzunehmen.

Ich blieb also nach ihrer Abreise in Kahiro, woselbst ich drei Jahre verweilte, um meine Neugier, alle Wunder Aegyptens zu sehen, völlig zu befriedigen. Während dieser Zeit versäumte ich nicht, dem Juwelenhändler Gold zu schicken und ihn zu ersuchen, daß er mir sein Haus bewahrte, denn ich hatte die Absicht, nach Damask zurückzukehren, und mich daselbst noch einige Jahre aufzuhalten. Es begegnete mir in Kahiro nichts, was des Erzählens werth wäre; aber ihr werdet ohne Zweifel über das, was sich nach meiner Rückkehr in Damask mit mir zutrug, sehr erstaunt sein.

Ich stieg bei meiner Ankunft in dieser Stadt bei dem Juwelenhändler ab, der mich sehr freundlich aufnahm, und der mich selbst in mein Haus begleitete, um mir zu beweisen, daß während meiner Abwesenheit niemand hinein gekommen wäre. In der That fand ich das Siegel noch unverletzt auf dem Schlosse. Ich ging in das Haus und fand alles in dem Zustande, in welchem ich es verlassen hatte.

Beim Reinigen und Auskehren des Saales, in

welchem ich mit den Frauen gegessen hatte, fand einer meiner Leute ein goldenes Halsband, an welchem sich zehn sehr große und vollkommene Perlen befanden; er brachte es mir, und ich erkannte es für das, welches ich an dem Halse der jungen vergifteten Frau gesehen hatte. Es mußte sich losgemacht haben und heruntergefallen sein, ohne daß ich es bemerkte. Ich konnte es nicht ohne Thränen betrachten, indem ich eines so liebenswürdigen Wesens und ihres so traurigen Todes gedachte. Ich hüllte es ein und verbarg es sorglich an meiner Brust.

Ich brachte einige Tage damit zu, mich von den Beschwerden meiner Reise zu erholen, und begann hierauf die Leute zu besuchen, mit denen ich früher Bekanntschaft gemacht hatte. Ich überließ mich allen Arten von Vergnügungen und gab unmerklich mein ganzes Geld aus. Ich beschloß in dieser Lage, statt meines Hausgeräthes, das Halsband zu verkaufen; aber ich verstand mich so schlecht auf Perlen, daß ich mich, wie ihr hören werdet, sehr ungeschickt bei der Sache benahm.

Ich begab mich auf den Besasthan, wo ich einen Ausrufer bei Seite zog, ihm das Halsband zeigte, ihm sagte, daß ich es verkaufen wollte, und ihn bat, es den vorzüglichsten Juwelieren zu zeigen. Der Ausrufer gerieth über das Halsband in Erstaunen. „Wie schön das ist!" rief er aus, nachdem er es eine lange Weile mit Bewunderung betrachtet hatte. „Niemals haben unsere Kaufleute etwas so Kostbares gesehen! Ich werde ihnen damit ein großes Vergnügen machen, und ihr dürft nicht zweifeln, daß sie um die Wette einen hohen Preis darauf setzen werden."

Er führte mich an einen Laden, und es traf sich, daß es der meines Hausherrn war. „Erwartet mich hier," sagte der Ausrufer zu mir, „ich werde euch bald Antwort sagen."

Während er auf sehr geheimnißvolle Weise von Kaufmann zu Kaufmann ging, um das Halsband vorzu-

weisen, setzte ich mich zu dem Juwelenhändler, der sehr erfreut war, mich zu sehen, und wir fingen an, uns von gleichgültigen Dingen zu unterhalten. Der Ausrufer kam zurück, nahm mich bei Seite, und anstatt mir zu sagen, daß man das Halsband mindestens auf zweitausend Scherifs schätzte, versicherte er mich, daß man nur funfzig dafür geben wollte. „Das kömmt daher," fügte er hinzu, „daß, wie man mir gesagt hat, die Perlen falsch sind; überlegt's euch, ob ihr es für diesen Preis lassen wollt." Da ich ihm auf sein Wort glaubte, und sehr nothwendig Geld brauchte, sagte ich zu ihm: „Gehet, ich verlasse mich auf das, was ihr mir sagt, und auf diejenigen, die sich besser darauf verstehen, als ich: liefert es ab, und bringet mir sogleich das Geld."

Der Ausrufer hatte mir die funfzig Scherifs im Namen des reichsten Juwelenhändlers im ganzen Besasthan geboten, welcher dieses Gebot nur gemacht hatte, um mich zu prüfen und zu erfahren, ob ich den Werth des Halsbandes wohl kennte. Er hatte also kaum meine Antwort vernommen, als er den Ausrufer vor den Polizeimeister führte und zu diesem, ihm das Halsband vorweisend, sagte: „Herr, dies ist ein Haslband, welches man mir gestohlen hat; der als Kaufmann verkleidete Dieb hat die Dreistigkeit gehabt, es zum Verkauf ausbieten zu lassen, und er ist jetzt im Besasthan. Er begnügt sich mit funfzig Scherifs für ein Kleinod, welches zweitausend werth ist; nichts kann besser beweisen, daß er ein Dieb ist."

Der Polizeimeister ließ mich auf der Stelle festnehmen, und als ich vor ihm stand, fragte er mich, ob das Halsband, das er in der Hand hatte, nicht dasselbe wäre, welches ich auf dem Besasthan zum Verkauf ausgeboten hätte? Ich antwortete ihm mit Ja. „Ist es war," versetzte er, „daß ihr es für funfzig Scherifs lassen wollt?" Ich gab das zu. „Nun wohlan," sagte er mit einem spöttischen Tone, „man gebe ihm die Bastonade! Er wird bald bekennen, daß er mit seinem schönen Kaufmannskleide

doch nur ein Erzdieb ist; man schlage ihn, bis er das eingesteht." Die Heftigkeit der Stockschläge machte mich zum Lügner; ich bekannte, gegen die Wahrheit, daß ich das Halsband gestohlen hätte, und der Polizeimeister ließ mir sogleich die Hand abhauen.

Dies verursachte in dem Besasthan einen großen Lärm, und ich war kaum zu Hause, als ich den Hausherrn kommen sah. „Mein Sohn," sagte er zu mir, „ihr scheint ein so anständiger und wohlerzogener junger Mann zu sein, wie ist es möglich, daß ihr eine so unwürdige Handlung, als die, wovon ich reden gehört habe, begangen habt? Ihr selbst habt mich von eurem Vermögen unterrichtet, und ich zweifle nicht, daß es sich damit so verhält, wie ihr mir gesagt habt. Warum habt ihr mich nicht um Geld angesprochen? Ich würde euch welches geliehen haben; aber nach dem Vorgefallenen kann ich euch nicht länger in meinem Hause dulden; nehmet eure Maaßregeln, und suchet euch eine andre Wohnung."

Ich fühlte mich durch seine Worte sehr bekümmert, und bat ihn, mir zu erlauben, daß ich noch drei Tage in seinem Hause bleiben dürfte; was er mir auch gestattete.

„Ach!" rief ich aus, „welch ein Unglück, und welch eine Schmach! Soll ich es wagen, nach Mussul zurückzukehren? Und wird alles, was ich meinem Vater zu sagen vermag, ihn von meiner Unschuld überzeugen?"

Einhundert und sechszigste Nacht.

Drei Tage nachdem mir dieses Unglück begegnet war, sah ich mit Erstaunen einen Trupp Polizeidiener und den Kaufmann, der mich fälschlich als den Dieb des Halsbandes mit Perlen verklagt hatte, zu mir ins Haus treten. Ich fragte sie, was sie zu mir führete; aber anstatt mir zu antworten, banden und knebelten sie mich, indem sie mich mit Schimpfreden überhäuften und mir sagten,

daß das Halsband dem Befehlshaber von Damask gehörte, der es seit länger als drei Jahren verloren hätte, und daß zu derselben Zeit eine seiner Töchter verschwunden wäre. Stellet euch den Zustand vor, in welchen mich diese Nachricht versetzte! Ich faßte jedoch einen Entschluß. „Ich werde dem Befehlshaber die Wahrheit sagen," sagte ich zu mir selbst; „es wird von ihm abhängen, mir zu verzeihen, oder mich tödten zu lassen."

Als man mich vor ihn brachte, bemerkte ich, daß er mich mit einem mitleidigen Auge ansah, und das war mir eine gute Vorbedeutung. Er ließ mich entfesseln, und sagte hierauf, indem er sich an den Juwelenhändler, der mein Ankläger war, und an meinen Hausherrn wandte:

„Ist das der Mensch, der das Perlenhalsband zum Verkauf ausgeboten hat?" Sie hatten ihm kaum mit Ja geantwortet, als er fortfuhr: „Ich bin überzeugt, daß er das Halsband nicht gestohlen hat, und ich bin sehr erstaunt, daß man ihm eine so große Ungerechtigkeit hat widerfahren lassen." Durch diese Worte ermuthigt, rief ich aus: „Herr, ich schwöre euch, daß ich in der That sehr unschuldig bin. Ich bin sogar überzeugt, daß das Halsband meinem Ankläger, den ich niemals gesehen habe, und dessen Treulosigkeit an meiner unwürdigen Behandlung schuld ist, nie gehört hat. Es ist wahr, daß ich den Diebstahl eingestanden habe; aber ich habe dieses Geständniß wider mein Gewissen, von Qualen bedrängt und aus einer Ursache abgelegt, die ich euch zu sagen bereit bin, wenn ihr die Güte haben wollt, mich anzuhören." — „Ich weiß bereits genug," sagte der Befehlshaber, „um euch sogleich einen Theil der Gerechtigkeit, den ich euch schuldig bin, widerfahren zu lassen. Man führe," fügte er hinzu, „den falschen Ankläger fort, und lasse ihn dieselbe Strafe erleiden, die er diesen jungen Mann, dessen Unschuld mir bekannt ist, hat erleiden lassen."

Man vollstreckte diesen Befehl auf der Stelle: der Juwelenhändler wurde abgeführt und nach Verdienst be-

straft. Nachdem hierauf der Befehlshaber alle Gegenwärtigen hatte hinausgehen lassen, sagte er zu mir: „Mein Sohn, erzählet mir ohne Furcht, wie dies Halsband in eure Hände gekommen ist, und verschweiget mir nichts."

Hierauf entdeckte ich ihm alles Vorgefallene, und gestand ihm, daß ich lieber für einen Dieb hätte gelten, als dieses traurige Abenteuer kund machen wollen. „Großer Gott," rief der Befehlshaber, als ich meine Erzählung beendet hatte, aus, „deine Rathschlüsse sind unerforschlich, und wir müssen uns ihnen ohne Murren unterwerfen! Ich empfange mit vollkommener Unterwerfung den Streich, welcher mich nach deinem Gefallen getroffen hat." Hierauf sagte er, seine Worte an mich richtend: „Mein Sohn, nachdem ich nun von dir die Ursache deines Unglücks, welches mich sehr betrübt, erfahren habe, will ich dir auch das meinige erzählen. Wisse, daß ich der Vater der beiden Frauen bin, von welchen du mir eben erzählt hast."

Einhundert und ein und sechszigste Nacht.

Der Befehlshaber von Damask sagte, indem er fortfuhr, sich an den jungen Mann aus Mussul zu wenden: „Wisset also, mein Sohn, daß die erste Frau, welche die Unverschämtheit gehabt hat, euch in eurer Wohnung aufzusuchen, die älteste von allen meinen Töchtern ist. Ich hatte sie in Kahiro an einen ihrer Vettern, den Sohn meines Bruders, verheirathet. Ihr Mann starb, und sie kehrte zu mir zurück, verdorben durch tausend Nichtswürdigkeiten, welche sie in Aegypten gelernt hatte. Vor ihrer Ankunft war ihre jüngere Schwester, welche auf eine so beklagenswerthe Weise in euren Armen gestorben ist, sehr sittsam, und ihr Betragen hatte mir nie Veranlassung zu irgend einer Klage gegeben. Die älteste knüpfte einen engen Freundschaftsbund mit ihr, und machte sie nach und

nach eben so schlimm, als sie selbst war. Da ich den Tag nach dem Tode der jüngeren sie nicht sah, als ich mich zu Tische setzte, so erkundigte ich mich nach ihr bei der ältesten, welche nach Hause gekommen war; aber anstatt mir zu antworten, fing sie an, so bitterlich zu weinen, daß ich daraus nichts Gutes weissagte. Ich drang in sie, mir zu sagen, was ich wissen wollte. „Mein Vater," entgegnete sie mir schluchzend, „ich weiß euch nichts anderes zu sagen, als daß meine Schwester gestern ihr schönstes Kleid anzog, ihr schönes Perlenhalsband anlegte, und sich seitdem nicht wieder hat sehen lassen." Ich ließ meine Tochter in der ganzen Stadt aufsuchen, konnte aber von ihrem traurigen Schicksale nichts erfahren. Inzwischen hörte die älteste, die ohne Zweifel ihre eifersüchtige Wuth bereute, nicht auf, sich zu betrüben, und den Tod ihrer Schwester zu beweinen; sie enthielt sich sogar aller Nahrung, und machte dadurch ihrem beklagenswerthen Leben ein Ende. Das," fuhr der Befehlshaber fort, „ist das Loos der Menschen! das sind die Unglücksfälle, denen sie ausgesetzt sind! Aber, mein Sohn," fügte er hinzu, „da wir alle beide unglücklich sind, so lasset uns unsere Leiden vereinen und uns von einander nicht mehr trennen. Ich gebe euch meine dritte Tochter zur Frau, sie ist jünger als ihre Schwestern, und gleicht ihnen durch ihre Aufführung keineswegs. Sie ist sogar schöner, als sie waren, und ich kann euch versichern, daß sie einen Charakter besitzt, der ganz geeignet ist, euch glücklich zu machen. Mein Haus wird das eurige, und nach meinem Tode sollt ihr und meine Tochter meine einzigen Erben sein."

„Herr," sagte ich zu ihm, „eure viele Güte verwirrt mich, und ich werde nie im Stande sein, euch dafür die gebührende Erkenntlichkeit zu bezeigen." — „Lassen wir das," unterbrach er mich, „und verschwenden wir die Zeit nicht mit unnützen Reden." Er ließ hierauf Zeugen kommen, und ich heirathete seine Tochter ohne weitere Feierlichkeit.

Er begnügte sich nicht mit der erwähnten Bestrafung des Juwelenhändlers, der mich fälschlich angeklagt hatte, sondern ließ noch, zu meinem Vortheile, sein sehr beträchtliches Vermögen in Beschlag nehmen. Kurz, ihr habt, seit ihr bei dem Befehlshaber aus und eingeht, selbst sehen können, in welchem Ansehen ich bei ihm stehe. Ich muß euch überdem noch sagen, daß ein Mann, den meine Oheime ausdrücklich nach Aegypten geschickt haben, um mich daselbst aufzusuchen, bei seiner Durchreise dahinter gekommen ist, daß ich mich hier befinde, und mir gestern einen Brief von ihnen überbracht hat. Sie melden mir den Tod meines Vaters, und laden mich ein, seine Hinterlassenschaft in Mussul in Empfang zu nehmen; da mich aber die Verwandtschaft und Freundschaft des Befehlshabers an ihn fesseln, und mir nicht erlauben, mich von ihm zu entfernen, so habe ich den Boten mit einer Vollmacht zurückgeschickt, um mir Alles, was mir gebührt zukommen zu lassen. Nach dem, was ihr nun von mir gehört habt, werdet ihr mir hoffentlich die Unhöflichkeit verzeihn, die ich mir, während des Laufes meiner Krankheit, gegen euch habe zu Schulden kommen lassen, indem ich euch die linke Hand statt der rechten bot."

„Dies," so sagte der jüdische Arzt zu dem Sultan von Kaschghar, „erzählte mir der junge Mann aus Mussul. — Ich blieb in Damask, so lange der Befehlshaber lebte, und da ich nach seinem Tode noch in der Blüthe meines Lebens war, so ging ich auf Reisen. Ich durchstrich Persien, ging dann nach Indien, und habe mich nun endlich in eurer Hauptstadt niedergelassen, wo ich mit Ehren das Gewerbe eines Arztes treibe."

Der Sultan von Kaschghar fand diese letzte Geschichte recht ergötzlich. „Ich gestehe," sagte er zu dem Juden, „was du erzählt hast, ist außerordentlich; aber, aufrichtig gesagt, die Geschichte des Buckligen ist noch außerordentlicher und erstaunlicher; also hoffe nicht, daß ich

dir und den andern das Leben schenke; ich werde euch alle viere hängen lassen."

„Habet, o Herr, die Gnade, noch zu warten," sagte der vortretende und sich zu den Füßen des Sultans werfende Schneider; „da Euer Majestät ergötzliche Geschichten liebt, so wird euch die, welche ich euch zu erzählen habe, nicht mißfallen." — „Ich will auch wohl dich anhören," sagte der Sultan zu ihm; „aber schmeichle dir nicht, daß ich dich leben lasse, wenn du mir nicht ein noch unterhaltenderes Abenteuer, als das des Buckligen, erzählst."

Hierauf nahm der Schneider mit Vertrauen, und so, als ob er seiner Sache gewiß wäre, das Wort, und erzählte wie folget:

Geschichte
welche der Schneider erzählte.

„Herr, vor zwei Tagen erzeigte mir ein Bürger dieser Stadt die Ehre, mich zu einem Fest einzuladen, welches er gestern früh seinen Freunden gab; ich begab mich bei guter Zeit zu ihm, und fand ungefähr zwanzig Personen bei einander.

Wir erwarteten niemand mehr, außer dem Herrn vom Hause, der eines Geschäftes wegen ausgegangen war, als wir ihn, begleitet von einem fremden, sehr wohlgekleideten und wohlgebildeten, aber lahmen jungen Manne kommen sahen. Wir standen alle auf, und um dem Hausherrn Ehre zu machen, baten wir den jungen Mann, sich zu uns auf das Sofa zu setzen. Er war bereit, es zu thun, als er plötzlich, bei dem Anblick eines zu unserer Gesellschaft gehörigen Barbiers, zurückfuhr und hinaus-

gehen wollte. Der Herr vom Hause, über dies Benehmen erstaunt, hielt ihn zurück. „Wohin geht ihr?“ sagte er zu ihm. „Ich nehme euch mit mir, um einem Feste beizuwohnen, das ich meinen Freunden gebe, und kaum seid ihr gekommen, so wollt ihr schon wieder gehen!“ — „Herr,“ erwiederte der junge Mann, „ich bitte euch inständig, mich nicht zurück zu halten, und mir zu erlauben, daß ich gehen darf. Ich kann ohne Schrecken diesen abscheulichen Barbier nicht sehen; obgleich er in einem Lande geboren ist, in welchem alle Menschen weiß sind, so gleicht er doch einem Aethiopier, aber seine Seele ist noch schwärzer und scheußlicher, als sein Gesicht.“

Einhundert und zwei und sechzigste Nacht.

„Wir erstaunten alle nicht wenig über diese Worte,“ fuhr der Schneider fort, „und wir begannen eine sehr üble Meinung von dem Barbier zu hegen, ohne zu wissen, ob der junge Fremde berechtigt war, in solchen Ausdrücken von ihm zu sprechen. Wir erklärten sogar, daß wir einen Mann, von dem uns eine so abscheuliche Schilderung gemacht würde, nicht an unserem Tische leiden würden. Der Hausherr bat den Fremden, uns zu erzählen, was für eine Ursache er hätte, den Barbier zu hassen.“

„Herr,“ erwiederte der junge Mann, „ihr sollt wissen, daß dieser verdammte Barbier an meiner Lahmheit Schuld ist, und daß mir etwas höchst Grausames widerfahren ist; ich habe deshalb den Schwur gethan, alle die Orte, wo ich ihn finde, zu meiden, und nicht mit ihm in derselben Stadt zu wohnen; deshalb habe ich mich von Bagdad entfernt, woselbst ich ihn zurückließ, und habe eine lange Reise gemacht, um mich hier mitten in der Großen Tatarei niederzulassen, wo ich mir schmeichelte, ihn niemals zu sehen. Ich finde ihn jedoch nun, gegen meine

Erwartung, hier, und das nöthigt mich, mich wider Willen der Ehre zu berauben, mit euch mich zu ergötzen. Noch heute will ich mich aus eurer Stadt entfernen, und mich, wenn ich kann, an Orte begeben, wo er mir nicht vor Augen kömmt."

Er wollte uns nach diesen Worten verlassen; aber der Hausherr hielt ihn noch zurück, und bat ihn, noch bei uns zu bleiben, und uns die Ursache der Abneigung zu erzählen, die er gegen den Barbier hegte, der während dieser ganzen Zeit die Augen niederschlug und stille schwieg. Wir verbanden unsere Bitten mit denen des Hausherrn, und endlich setzte sich der junge Mann, unserem Andringen nachgebend, auf das Sofa, und erzählte uns, nachdem er dem Barbier, aus Furcht ihn zu sehen, den Rücken zugewandt hatte, folgendermaßen seine Geschichte:

„Mein Vater bekleidete in Bagdad einen Rang, der ihm erlaubte, auf die ersten Stellen Anspruch zu machen; aber er zog jederzeit ein ruhiges Leben allen Ehren, die er verdienen konnte, vor. Ich war sein einziges Kind, und als er starb, war mein Geist schon gebildet, und ich alt genug, um über das große Vermögen, welches er mir hinterlassen hatte, schalten zu können. Ich verschwendete es nicht auf thörichte Weise, sondern ich machte einen Gebrauch davon, der mir die Achtung der ganzen Welt zuzog.

Noch hatte ich keine Leidenschaft gefühlt, und weit entfernt, für die Liebe empfänglich zu sein, muß ich, vielleicht zu meiner Schande, gestehen, daß ich den Umgang mit Frauen sorgfältig vermied. Als ich mich eines Tages auf einer Straße befand, sah ich eine große Anzahl Frauen mir entgegen kommen; ich ging in eine kleine Straße, in deren Nähe ich mich befand, und setzte mich neben einer Hausthüre auf eine Bank. Ich saß einem Fenster gegenüber, auf welchem ein Gefäß mit sehr schönen Blumen stand, und ich hatte die Augen darauf gerichtet, als das Fenster sich öffnete, und ich ein junges

Fräulein erscheinen sah, deren Schönheit mich blendete. Sie warf ihre Augen auf mich, und indem sie die Blumen mit einer Hand, weißer als Alabaster, begoß, sah sie mich mit einem Lächeln an, welches mir eben so viel Liebe für sie einflößte, als ich bis dahin Abneigung gegen alle Frauen gefühlt hatte. Nachdem sie die Blumen begossen, und mir einen höchst bezaubernden Blick zugeworfen hatte, der mir vollends das Herz durchbohrte, machte sie das Fenster wieder zu, und ließ mich in einer unbeschreiblichen Unruhe und Verwirrung.

Ich würde lange in diesem Zustande geblieben sein, wenn der Lärm, den ich auf der Straße hörte, mich nicht wieder zu mir selber gebracht hätte. Ich wandte meinen Kopf, indem ich aufstand, und sah, daß es der erste Kadi der Stadt war, der, von fünf oder sechs Untergebenen begleitet, auf einem Maulthiere ritt; er stieg vor der Thüre des Hauses ab, in welchem die junge Schöne das Fenster geöffnet hatte, und ging hinein; woraus ich schloß, daß er ihr Vater wäre.

Ich kam in meine Wohnung in einem Zustande, sehr verschieden von dem, in welchem ich sie verlassen hatte, erregt von einer Leidenschaft, die um so heftiger war, da ich ihre Regung noch niemals empfunden hatte; und ich legte mich in einem heftigen Fieber, welches eine große Betrübniß in meinem Hause verursachte, zu Bette. Meine Verwandten, die mich liebten, und wegen einer so plötzlichen Krankheit sehr beunruhigt waren, eilten schnell herbei, und quälten mich sehr, ihnen die Veranlassung zu sagen, wovor ich mich aber wohl hütete. Mein Stillschweigen machte sie nur noch unruhiger, und die Aerzte vermochten diese Unruhe nicht zu zerstreuen, weil sie aus meinem Uebel, das ihre Arzneimittel nur ärger machten, nicht klug werden konnten,

Meine Verwandten begannen an meinem Leben zu verzweifeln, als eine alte Frau aus ihrer Bekanntschaft mich besuchte. Sie betrachtete mich mit vieler Aufmerk-

samkeit, und nachdem sie meinen Zustand untersucht hatte, erkannte sie, ich weiß nicht durch welchen Zufall, den Grund meiner Leiden. Sie nahm meine Verwandten bei Seite, bat sie, sie möchten sie mit mir allein, und alle meine Leute hinausgehen lassen.

Als sich alle aus dem Zimmer entfernt hatten, setzte sie sich mir zu Häupten, und sagte: „Mein Sohn, ihr habt bis jetzt die Ursache eures Uebels halsstarrig verschwiegen; allein mir braucht ihr sie nicht zu gestehen, ich besitze Erfahrung genug, um dies Geheimniß zu durchdringen, und ihr werdet mir nicht in Abrede stellen, daß es die Liebe ist, die euch krank macht. Ich kann eure Heilung bewirken, wenn ihr mir nur sagt, wer das glückliche Fräulein ist, welche euer so unempfindliches Herz zu rühren wußte; denn ihr stehet in dem Rufe, die Frauen nicht zu lieben, und ich bin nicht die letzte gewesen, die das bemerkt hat: doch es ist nun eingetroffen, was ich vorausgesehen habe, und ich bin sehr erfreut, daß mir die Gelegenheit zu Theil wird meine Talente anzuwenden, um euch aus der Noth zu helfen."

Einhundert und drei und sechzigste Nacht.

Nachdem die alte Frau dies gesagt hatte, hielt sie inne, um eine Antwort abzuwarten; aber obgleich ihre Worte auf mich einen großen Eindruck gemacht hatten, so wagte ich es doch nicht, ihr den Grund meines Herzens aufzudecken. Ich wandte mich nur nach ihrer Seite und seufzte tief, ohne ihr etwas zu sagen. „Ist es die Schaam," versetzte sie, „die euch hindert, mit mir zu sprechen, oder fehlt es euch an Vertrauen? Zweifelt ihr an der Erfüllung meines Versprechens? Ich könnte euch eine Anzahl von jungen Leuten aus eurer Bekanntschaft anführen, welche eben solches Leid fühlten, wie ihr, und denen ich geholfen habe."

Kurz, die gute Alte sagte mir noch so viel andere Dinge, daß ich mein Stillschweigen brach, ihr mein Leid vertraute, ihr den Ort bezeichnete, wo ich die Ursache meines Uebels gesehen hatte, und ihr alle Umstände meines Abenteuers erzählte. „Wenn es euch gelingt," sagte ich zu ihr, „und ihr mir das Glück verschafft, diese bezaubernde Schönheit zu sehen und ihr von meiner glühenden Leidenschaft für sie sagen zu können, so könnt ihr auf meine Erkenntlichkeit zählen." — „Mein Sohn," erwiederte die Alte, „ich kenne die Person, die ihr meint; sie ist, wie ihr ganz richtig geschlossen habt, die Tochter des ersten Kadi's in dieser Stadt. Ich wundere mich nicht, daß ihr sie liebt, sie ist die schönste und liebenswürdigste Jungfrau in Bagdad; aber es verdrießt mich, daß sie sehr stolz und unzugänglich ist. Ihr wißt, wie streng unsre Gerichtspersonen auf die Beobachtung der harten Gesetze halten, welche den Frauen so lästigen Zwang auferlegen; sie selbst beobachten sie noch strenger in ihren eigenen Häusern; und der Kadi, den ihr gesehen habt, hält noch viel schärfer darauf, als alle die andern zusammengenommen. Da sie ihren Töchtern immer vorpredigen, daß es ein großes Verbrechen sei, sich den Männern zu zeigen, so sind diese größtentheils so vollkommen davon überzeugt, daß sie auf den Straßen nur Augen haben, um auf ihren Weg zu sehen, wenn die Nothwendigkeit sie zum Ausgehen zwingt. Ich will nicht geradezu behaupten, daß die Tochter des ersten Kadi's auch so gesonnen sei; aber das hindert mich nicht, zu fürchten, daß in Hinsicht ihrer eben so große Schwierigkeiten zu überwinden sind, als in Hinsicht ihres Vaters. Wollte Gott, ihr liebtet ein anderes Fräulein, ich würde dann nicht so viele Schwierigkeiten finden, als ich hier voraussehe. Ich werde jedoch mein ganzes Geschick anwenden; aber es wird Zeit kosten, bis wir zum Ziele gelangen. Fasset jedoch Muth, und vertrauet mir!"

Die Alte verließ mich, und durch die lebhafte Vor-

stellung aller der Schwierigkeiten, von welchen sie mir vorgeredet hatte, und durch die daraus hervorgehende Furcht, daß ihr Unternehmen nicht gelingen würde, verschlimmerte sich mein Uebel.

Sie kam am nächsten Tage wieder, und ich las auf ihrem Gesichte, daß sie mir nichts Günstiges zu melden hatte. Auch sagte sie mir in der That: „Mein Sohn, ich habe mich nicht betrogen, ich habe noch etwas anderes zu überwinden, als die Wachsamkeit eines Vaters; ihr liebt einen unempfindlichen Gegenstand, der sich darin gefällt, allen, die sich von ihm bezaubern lassen, eine glühende Liebe einzuflößen. Sie hat mich mit Vergnügen angehört, so lange ich nur von dem Uebel erzählt habe, welches sie euch verursacht hat; so wie ich aber nur den Mund geöffnet habe, um sie zu bewegen, daß sie euch erlauben sollte, sie zu besuchen und zu sprechen, hat sie mir einen schrecklichen Blick zugeworfen und gesagt: „ihr seid sehr dreist, mir solch einen Antrag zu machen, und ich verbiete euch, mich jemals wiederzusehen, wenn ihr solche Reden führen wollt."

„Lasset euch dadurch nicht betrüben," fuhr die Alte fort, „ich bin so leicht nicht abzuweisen, und wenn ihr nur nicht die Geduld verliert, so hoffe ich doch noch zum Ziele zu kommen."

Um meine Erzählung abzukürzen," fügte der junge Mann hinzu, „will ich euch nur sagen, daß diese gute Unterhändlerin bei der stolzen Feindin meiner Ruhe noch mehrere unnütze Versuche zu meinen Gunsten machte. Der Kummer, welchen ich darüber empfand, trieb mein Uebel auf eine Höhe, daß die Aerzte mich gänzlich aufgaben. Ich wurde schon wie ein Sterbender angesehen, als die Alte kam, um mir das Leben wiederzugeben.

Damit niemand es hörte, sagte sie mir ins Ohr: „Denket auf das Geschenk, welches ihr mir für die gute Nachricht, die ich euch bringe, zu machen habt." Diese Worte brachten eine wunderbare Wirkung hervor, ich er-

hob mich auf meinem Sitze und erwiederte ihr mit Entzücken: „Am Geschenke soll's nicht fehlen. Was habt ihr mir zu sagen?" — „Mein lieber Herr," versetzte sie, „ihr werdet nicht daran sterben, und ich werde bald das Vergnügen haben, euch in vollkommener Gesundheit und sehr zufrieden mit mir zu sehen. Gestern, Montags, ging ich zu dem Fräulein, welches ihr liebt, und fand sie bei guter Laune; ich machte ein trauriges Gesicht, stieß im Ueberfluß tiefe Seufzer aus und ließ einige Thränen fließen. „Meine gute Mutter," sagte sie zu mir, „was habt ihr, warum scheint ihr so betrübt?" — „Ach, mein liebes und verehrungswürdiges Fräulein," antwortete ich ihr, „ich komme von dem jungen Herrn, von welchem ich neulich mit euch sprach: mit dem ist's vorbei; er wird aus Liebe zu euch das Leben verlieren; es ist sehr Schade um ihn, das versichere ich euch, und ihr seid wirklich sehr grausam gegen ihn." — „Ich weiß nicht," erwiederte sie, „warum ihr mich zur Ursache seines Todes machen wollt! Wie kann ich dazu beigetragen haben?" — „Wie?" versetzte ich, „habe ich euch denn nicht neulich gesagt, daß er eurem Fenster gegenüber saß, als ihr es öffnetet, um eure Blumen zu begießen? Er sah dieses Wunder von Schönheit, diese Reize, die euer Spiegel euch täglich zeigt: seit diesem Augenblicke verschmachtet er, und sein Uebel hat sich so verschlimmert, daß er sich im kläglichsten Zustande befindet.

Einhundert und vier und sechzigste Nacht.

Ihr erinnert euch wohl, werthes Fräulein, wie streng ihr mich kürzlich behandeltet, als ich euch von seiner Krankheit erzählen und euch ein Mittel vorschlagen wollte, ihn aus der Gefahr, in welcher er sich befand, zu retten; ich kehrte, nachdem ich euch verlassen hatte, zu ihm zurück, und er bemerkte kaum, als er mich erblickte, daß ich

ihm keine günstige Antwort brachte, als sein Uebel sich verdoppelte. Seit dieser Zeit ist er dem Tode nahe, und ich weiß nicht, ob ihr ihm noch, wenn ihr euch seiner erbarmt, das Leben retten könnt.

So sprach ich zu ihr," fügte die Alte hinzu. „Die Furcht vor eurem Tode erschütterte sie, und ich sah, wie ihr Gesicht die Farben wechselte." „Ist das," sagte sie, ‚was ihr mir erzählt, auch gewiß wahr? Und ist er wirklich nur aus Liebe zu mir so krank?" — „Ach, edle Frau, das ist nur zu wahr! Wollte Gott, daß es falsch wäre!" — „Und glaubt ihr," versetzte sie, „daß die Hoffnung mich zu sehen und mit mir zu sprechen, dazu beitragen könnte, ihn seiner jetzigen Gefahr zu entreißen?" — „Das ist wohl noch möglich," sagte ich zu ihr, „und wenn ihr es mir befehlt, so werde ich dieses Mittel versuchen." — „Nun wohlan," erwiederte sie seufzend, „macht ihm also Hoffnung, mich zu sehen; aber er erwarte keine andere Gunst von mir, am wenigsten trachte er darnach, mich zu heirathen, und daß mein Vater in unsere Heirath willige." — „Meine Gnädige," rief ich aus, „ihr seid sehr gütig. Ich werde zu dem jungen Herrn gehen, und ihm sagen, daß er das Vergnügen haben wird, euch zu sprechen." — „Ich weiß," sagte sie, „keine bequeme Zeit, ihm diese Gunst zu erweisen, als nächsten Freitag [40]), während des Mittagsgebetes. Er soll aufpassen, bis mein Vater sich in die Moschee begibt, und, wenn er sich wohl genug befindet, sich an der Hausthüre zeigen. Aus meinem Fenster werde ich ihn kommen sehen und herunter kommen, um ihm aufzumachen. Wir können uns während der Dauer des Gebetes unterreden, und er muß sich vor der Rückkehr meines Vaters entfernen."

Heute," fuhr die Alte fort, „ist Dienstag. ihr könnt euch bis Freitag erholen, und euch zu dieser Zusammenkunft anschicken." Je mehr die gute Alte sprach, je mehr fühlte ich, daß mein Uebel sich minderte, und am Ende ihrer Worte fühlte ich mich geheilt.

„Nehmet," sagte ich zu ihr, indem ich ihr einen ganz vollen Beutel gab: „euch allein verdanke ich meine Heilung, und ich halte dieses Geld für besser angewendet, als das, was ich den Aerzten gab, die mich in meiner Krankheit nur gequält haben."

Als die Alte mich verlassen hatte, fühlte ich mich kräftig genug, um aufzustehen. Meine Verwandten, die höchlich erfreut waren, mich so wohl zu sehen, wünschten mir Glück dazu, und entfernten sich.

Freitag früh kam die Alte, als ich mich eben anzog, und das schönste Kleid aus meinem Vorrathe wählte. „Ich frage euch nicht," sagte sie, „wie ihr euch befindet, das, womit ich euch beschäftigt sehe, giebt mir deutlich genug zu erkennen, was ich davon denken soll; aber werdet ihr euch nicht baden, ehe ihr zu dem ersten Kadi geht?" — „Das würde," erwiederte ich, „zu viel Zeit erfordern; ich werde mich damit begnügen, einen Barbier kommen und mir Kopf und Bart scheeren zu lassen." Sogleich befahl ich einem meiner Sklaven, mir einen geschickten und schnellen Barbier zu holen.

Der Sklave brachte mir hier diesen unglücklichen Barbier, der, nachdem er mich gegrüßt hatte, zu mir sagte: „Herr, nach eurem Gesichte zu urtheilen, befindet ihr euch nicht wohl." Ich sagte ihm, daß ich eben erst von einer Krankheit genesen wäre. „Ich wünsche," versetzte er, „daß Gott euch von allen Arten von Uebeln befreien, und seine Gnade euch immer und überall begleiten möge." — „Ich hoffe," entgegnete ich ihm, „daß er euren Wunsch, für welchen ich euch schönstens danke, erhören wird." — „Weil ihr eben erst von einer Krankheit genesen seid, so bitte ich Gott, daß er euch bei guter Gesundheit erhalte. Saget mir jetzo nur, was ich bei euch soll. Ich habe mein Scheermesser und meine Lancetten mitgebracht: soll ich euch barbieren oder Blut lassen?" — „Ich habe euch," erwiederte ich, „gesagt, daß ich so eben erst genesen bin, und ihr könnt euch wohl denken, daß ich euch nur des

Barbierens wegen habe kommen lassen: sputet euch, und lasset uns keine Zeit mit Schwatzen verlieren; denn ich bin eilig, und werde zur Mittagstunde pünktlich erwartet."

Einhundert und fünf und sechzigste Nacht.

„Der Barbier," fuhr der Hinkende von Bagdad fort, „brauchte viel Zeit, um seinen Barbiersack zu öffnen und seine Messer heraus zu nehmen; und anstatt Wasser in sein Becken zu gießen, nahm er ein sehr hübsches Astrolabium aus seinem Sacke, ging aus meinem Zimmer und stellte sich in die Mitte des Hofes, um die Sonnenhöhe zu messen. Er kam mit derselben Ernsthaftigkeit wieder, und sagte zu mir: „Es wird euch sehr angenehm sein, zu erfahren, daß wir heute Freitag, den 18ten Tag des Monats Safar[41]) haben, im Jahre 653 seit der Flucht[42]) unsers großen Propheten von Mekka nach Medina, und des Jahres 7320[43]) der Epoche des großen, zweihörnigen Iskender; und daß die Conjunction des Mars und der Venus bedeutet, daß ihr keine bessere Zeit, euch barbieren zu lassen, wählen könntet, als eben heute und eben jetzt. Aber anderseits ist diese Conjuntion von übler Vorbedeutung für euch: sie belehrt mich, daß euch heute eine große Gefahr bevorsteht: nicht gerade der Verlust eures Lebens, aber ein Uebel, an welchem ihr euer ganzes Leben hindurch leidet. Ihr seid mir Dank dafür schuldig, daß ich euch den Rath gebe, euch vor diesem Unglücke zu hüten, es würde mir sehr leid thun, wenn es euch träfe."

Ihr könnt euch wohl denken, wie unwillig ich war, in die Hände eines so geschwätzigen und närrischen Barbiers gefallen zu sein! Welch verdrießliches Hinderniß für einen Liebhaber, der sich zu einem Stell-dich-ein vorbereitet! Ich war sehr erbittert darüber. „Ich kümmere mich wenig," sagte ich zornig zu ihm, „um eure Rathschläge

und Weissagungen. Ich habe euch nicht rufen lassen, um euch über Sterndeuterei zu befragen; ihr seid hier, um mich zu barbieren; also barbieret mich oder scheret euch fort, damit ich einen andern Barbier kommen lasse."

„Herr," erwiederte er mit einem Gleichmuthe, der mich noch ungeduldiger machte, „was habt ihr für einen Grund, euch so zu erzürnen? Wißt ihr wohl, daß kein anderer Barbier mir gleich kömmt, und daß ihr einen meines gleichen nicht findet, und wenn ihr ihn ausdrücklich machen ließet? Ihr habt nichts als einen Barbier verlangt, und ihr habt in meiner Person den besten Barbier von Bagdad, einen erfahrenen Arzt, einen tiefgelehrten Chemiker, einen untrüglichen Astrologen, einen vollendeten Grammatiker, einen vollkommenen Rhetoriker, einen feinen Logiker, einen in der Geometrie, in der Arithmetik, in der Astronomie und in allen Feinheiten der Algebra ganz bewanderten Mathematiker, einen der Geschichte aller Königreiche der Welt höchst kundigen Historiker. Außerdem bin ich in allen Theilen der Philosophie zu Hause, und weiß alle unsere Gesetze und Traditionen auswendig. Ich bin Dichter, Architekt: ach, was bin ich denn nicht! Für mich gibt's in der ganzen Natur nichts Verborgenes. Euer seliger Vater, dem ich den Zoll der Thränen widme, so oft ich an ihn denke, war von meinen Diensten wohl überzeugt. Er liebte mich, liebkoste mich, und hörte nicht auf, mich in allen Gesellschaften, die er besuchte, als den ersten Menschen der Welt zu citiren. Ich will aus Erkenntlichkeit und Freundschaft für ihn mich zu euch halten, euch in meinen Schutz nehmen und euch vor allen Gefahren sichern, mit welchen die Gestirne euch bedrohen."

Bei diesen Worten konnte ich mich, ungeachtet meines Zorns, des Lachens nicht enthalten: „Werdet ihr nicht," sagte ich, „bald ausgeschwatzt haben, ihr lästiger Schwätzer, und wollt ihr wohl anfangen, mich zu barbieren?" —

Einhundert und sechs und sechzigste Nacht.

„Herr," entgegnete mir der Barbier, „ihr beleidigt mich, indem ihr mich einen Schwätzer scheltet, da mir im Gegentheil alle Welt den ehrenvollen Namen Assamit[44]) gibt. Ich hatte sechs Brüder, die ihr wohl mit Recht hättet Schwätzer nennen können; und damit ihr sie kennet, so wisset, daß der älteste Bakbouk[45]), der zweite Alhedär[46]), der dritte Bukeibik[47]), der vierte Alkous Al-assiwany[48]), der fünfte Annaschär[49]), und der sechste Schakayk[50]) hieß. Das waren unerträgliche Plauderer; aber ich, der jüngste, ich bin bedächtig und gedrängt in meinen Reden."

Setzet euch, Herr, ich bitte euch, an meine Stelle! Was sollte ich thun, als ich mich so meuchelmörderisch behandelt sah? „Gebet ihm drei Goldstücke," sagte ich zu dem, der meine häuslichen Ausgaben besorgte, „er soll sich fortpacken und mich in Ruhe lassen, ich will heute nicht barbiert sein."

„Herr," sagte hierauf der Barbier zu mir, „seid so gut, mir zu sagen, was ihr mit diesen Reden meint? Ich habe euch nicht aufgesucht, sondern ihr habt mich kommen lassen; und da sich die Sache so verhält, so schwöre ich, auf das Wort eines Muselmannes, daß ich nicht fortgehe, bis ich euch barbiert habe. Wenn ihr meinen Werth nicht anerkennt, so ist das nicht meine Schuld. Euer seliger Vater ließ mir Gerechtigkeit widerfahren, so oft er mich holen ließ, damit ich ihm Blut lassen sollte, mußte ich mich zu ihm setzen, und da war es denn eine wahre Lust, die schönen Dinge zu hören, wovon ich ihn unterhielt. Ich erhielt ihn in beständiger Bewunderung, ich riß ihn hin, und wenn ich fertig war, rief er aus: „Ihr seid eine unerschöpfliche Quelle von Wissenschaft! Niemand kömmt euch an Tiefe des Wissens gleich!" — „Mein lieber Herr," erwiederte ich ihm, „ihr erweist mir mehr

Ehre, als ich verdiene. Wenn ich etwas Schönes sage, so verdanke ich es dem gütigen Gehör, welches ihr mir gönnt; eure Freigebigkeit flößt mir alle diese erhabenen Gedanken ein, welche so glücklich sind, euch zu gefallen." Eines Tages, als er über eine bewundernswürdige Rede, die ich ihm gehalten hatte, sehr entzückt war, sagte er: „Man gebe ihm hundert Goldstücke und bekleide ihn mit einem meiner reichsten Kleider." Ich empfing dies Geschenk auf der Stelle. Ich stellte ihm sogleich ein Horoskop, und fand, daß er der glücklichste Mensch von der Welt wäre. Ich trieb meine Gefälligkeit noch weiter, denn ich ließ ihm Blut mit Schröpfköpfen."

Der Barbier ließ es nicht bei diesem Gewäsche bewenden, er begann ein neues, das eine gute halbe Stunde währte. Ermüdet, ihn zu hören, und in Verzweiflung, daß die Zeit verstrich, ohne daß ich gefördert wurde, wußte ich nicht mehr, was ich ihm sagen sollte. „Nein," rief ich aus, „es ist nicht möglich, daß es auf der Welt noch einen Menschen gibt, der sich, so wie ihr, ein Vergnügen daraus macht, die Leute in Wuth zu bringen."

Einhundert und sieben und sechzigste Nacht.

Ich glaubte, daß es mir besser gelingen würde, den Barbier durch Güte zu beschwichtigen. „Ich bitte euch um Gotteswillen," sagte ich zu ihm, „lasset alle die schönen Reden, und fertiget mich schnell ab: ein sehr wichtiges Geschäft ruft mich, wie ich euch schon gesagt habe, aus dem Hause."

Bei diesen Worten fing er an zu lachen. „Es wäre sehr löblich," sagte er, „wenn unser Geist immer in derselben Lage bliebe, und wir immer klug und vernünftig wären; ich will inzwischen glauben, daß, wenn ihr euch gegen mich erzürnt habt, eure Krankheit diese Veränderung in eurer Laune hervorgebracht habe, weshalb ihr

einiger Lehren bedurft; und ihr könnt nichts besseres thun, als dem Beispiel eures Vaters und eures Großvaters folgen. Sie fragten mich in allen Angelegenheiten um Rath, und ich kann wohl ohne Eitelkeit sagen, daß sie mit meinen Rathschlägen sehr zufrieden waren. Sehet nur, Herr, man ist in seinen Unternehmungen fast niemals glücklich, wenn man dabei nicht erleuchtete Personen zu Rathe zieht. Man wird, sagt das Sprichwort, kein geschickter Mann, wenn man sich nicht von einem geschickten Manne rathen läßt. Ich bin euch ganz ergeben, und ihr habt ganz über mich zu befehlen."

„Ich kann es," unterbrach ich ihn, „also nicht über euch gewinnen, daß ihr alle diese langen Redensarten unterlasset, die mir nur den Kopf verwirren, und mich hindern, dahin zu gehen, wo ich zu thun habe? Barbieret mich also, oder gehet." Indem ich dies sagte, stand ich, mit dem Fuß auf die Erde stampfend, unwillig auf.

Als er sah, daß ich ganz ernstlich böse war, sagte er zu mir: „erzürnet euch nicht, wir wollen anfangen."

Er wusch mir in der That den Kopf, und fing an, mich zu scheeren, aber er hatte kaum vier Messerstriche gethan, als er innehielt, um mir zu sagen: „Herr, ihr seid lebhaft, ihr solltet euch solcher Aufwallungen enthalten, die nur vom Satan herkommen. Ich verdiene übrigens, daß ihr Achtung gegen mich heget, meines Alters, meines Wissens und meiner glänzenden Tugenden wegen."

„Fahret fort, mich zu barbieren," sagte ich, ihn wieder unterbrechend, „und schwatzet nicht mehr." — „Das heißt," sagte er, „daß ihr ein Geschäft habt, welches euch drängt; ich wette, daß ich mich nicht irre." — „Seit zwei Stunden," entgegnete ich ihm, „sage ich euch das, und ihr solltet mich schon längst barbiert haben." — „Mäßiget euren Eifer," versetzte er, „ihr habt vielleicht das, was ihr vorhabt, noch nicht recht bedacht: wenn man eine Sache übereilt, so bereut man es hinterdrein fast immer. Ich wünschte wohl, daß ihr mir sagtet, was

das für ein Geschäft ist, das euch so drängt, ich werde euch darüber meine Meinung sagen. Ihr habt übrigens noch Zeit, da man euch erst in der Mittagsstunde erwartet, und bis dahin noch drei Stunden sind." — „Das geht mich nichts an," sagte ich: „Leute von Wort und Ehre finden sich vor der festgesetzten Zeit ein; aber ich bemerke nicht, daß ich, indem ich mich mit euch einlasse, selbst in den Fehler geschwätziger Barbiere falle. Machet, daß ihr mit dem Barbieren zu Ende kommet."

Je mehr Eile ich zeigte, je weniger zeigte er mir, zu gehorchen. Er legte sein Scheermesser hin, um sein Astrolabium zu nehmen, und ließ dieses wieder, um jenes zu ergreifen."

Scheherasade, die den Tag anbrechen sah, schwieg stille. In der nächsten Nacht fuhr sie jedoch in der begonnenen Erzählung folgendermaßen fort:

Einhundert und acht und sechzigste Nacht.

„Der Barbier," sagte der junge Mann, „legte wieder sein Scheermesser hin, nahm zum zweitenmale sein Astrolabium, um nachzusehen, wie viel Uhr es wäre. Er kam wieder. „Herr," sagte er zu mir, „ich wußte wohl, daß ich mich nicht irrete, es fehlen noch drei Stunden bis Mittag, das ist gewiß, oder alle Regeln der Astronomie sind falsch." — „Gerechter Himmel," rief ich aus, „meine Geduld ist zu Ende! Ich kann das nicht länger aushalten. Verdammter Barbier! Unglücksbarbier! Es fehlt wenig, daß ich mich über dich hermache und dich erdrossele!" — „Sachte, Herr," sagte er ganz kalt und ohne sich von meinem Zorn aufregen zu lassen, zu mir, „fürchtet ihr denn nicht, aufs neue krank zu werden? Erbost euch nicht, ihr sollt augenblicklich bedient werden."

Bei diesen Worten steckte er sein Astrolabium wieder in seinen Barbiersack, nahm sein Scheermesser heraus, welches er auf dem an seinem Gürtel hangenden Leder hin und her strich, und fing an, mich zu barbieren, wobei er jedoch das Sprechen nicht lassen konnte. „Wenn ihr, Herr," sagte er zu mir, „mir sagen wolltet, was das für ein Geschäft ist, welches ihr Mittags habt, so würde ich euch deshalb einen guten Rath geben." Um ihn zu beruhigen, sagte ich ihm, daß ich zu Mittag von Freunden erwartet würde, die mich bewirthen und sich mit mir über die Wiederherstellung meiner Gesundheit erfreuen wollten.

Als der Barbier von einer Bewirthung hörte, rief er aus: „Gott segne euch an diesem Tage, wie an allen andern! Ihr erinnert mich, daß ich gestern vier oder fünf Freunde auf heute zu mir zu Tische eingeladen, ich habe es vergessen und noch keine Anstalten getroffen." — „Seid deshalb ganz unbesorgt," sagte ich zu ihm, „obgleich ich auswärts esse, ist meine Speisekammer doch, wie immer, wohl versehen; ich schenke euch alles, was sie enthält, ich will euch so viel Wein geben, als ihr verlangt, denn ich habe ganz vortrefflichen Wein in meinem Keller: aber ihr müßt euch sputen, mich vollends zu barbieren; und bedenket, daß, wenn mein Vater euch Geschenke gab, damit ihr reden solltet, ich euch beschenke, damit ihr schweiget."

Mein Wort genügte ihm nicht. „Gott vergelte euch," rief er aus, „die Güte, welche ihr mir erzeigt; aber lasset mich sogleich diese Vorräthe sehen, damit ich weiß, ob sie zur Bewirthung meiner Freunde hinreichen; denn sie sollen mit dem guten Mahle, welches ich ihnen vorsetze, zufrieden sein." — „Ich habe," sagte ich, „ein Lamm, sechs Kapaune, ein Dutzend Hühner und noch allerlei zu vier Voressen." Ich befahl einem Sklaven, dies alles, nebst vier großen, mit Wein gefüllten Krügen, herbeizubringen.

„Das ist schön," sagte der Barbier; „aber nun

brauche ich noch Früchte und Gewürze zum Fleische.“ Ich ließ ihm geben, was er noch verlangte. Er hörte auf, mich zu barbieren, um von dem Gebrachten eins nach dem andern zu untersuchen; und da diese Untersuchung länger als eine halbe Stunde währte, so fluchte und wüthete ich; aber ich mochte noch so sehr fluchen und wüthen, der verdammte Kerl sputete sich doch nicht. Er ergriff jedoch wieder das Scheermesser und barbierte mich einige Augenblicke, hielt aber plötzlich wieder inne und sagte: „Ich hätte nicht geglaubt, Herr, daß ihr so freigebig wäret; nun aber sehe ich, daß euer verstorbener Vater wieder in euch auflebt. Gewiß, ich verdiene die Güte nicht, womit ihr mich überhäuft, und versichere euch, daß ich euch dafür ewig dankbar bleiben werde. Denn, Herr, ihr müßt wissen, daß ich nichts besitze, was ich nicht der Großmuth so wackerer Leute, wie ihr, verdanke; worin ich dem Santout gleiche, der die Leute im Bade reibt[51]), dem Saly, welcher geröstete Kichererbsen in den Straßen verkauft, dem Salout, welcher Bohnen, dem Akraschy, welcher Kräuter verkauft, dem Abou-Mekarès, welcher die Straßen besprengt, um den Staub zu löschen, und dem Kassem von der Leibwache des Chalyfen: alle diese Leute lassen keine Schwermuth bei sich aufkommen, sind weder überlästig noch zänkisch, zufriedener mit ihrem Schicksal, als der Chalyf inmitten seines Hofes, immer vergnügt und sing- und tanzlustig; und jeder von ihnen hat seinen besonderen Gesang und seinen besonderen Tanz, wodurch sie ganz Bagdad ergötzen: aber was ich am meisten an ihnen schätze, ist, daß sie keine große Schwätzer sind, eben so wenig, als der Sklave, der eben die Ehre hat, mit euch zu sprechen. Sehet, Herr, daß ist hier der Gesang und der Tanz des Santout, der die Leute im Bade reibt; sehet mich an und gebet Acht, ob ich ihn gut nachzuahmen verstehe.“

Einhundert und neun und sechzigste Nacht.

Der Barbier sang nun den Gesang und tanzte den Tanz des Santout, und was ich ihm auch sagen mochte, um seinen Narrenspossen ein Ende zu machen, so hörte er doch nicht eher auf, als bis er alle diejenigen, welche er genannt, nachgeahmt hatte.

Hierauf sagte er, sich zu mir wendend: „Herr, ich lasse diese wackeren Leute zu mir kommen; wißt ihr was, haltet mit uns, und lasset eure Freunde, die vielleicht große Schwätzer sind, und euch nur durch ihre langweiligen Reden betäuben, und euch eine schlimmere Krankheit, als die, von welcher ihr jetzt genesen seid, verursachen werden; bei mir werdet ihr im Gegentheil nur Vergnügen haben."

Ungeachtet meines Zornes konnte ich mich nicht enthalten, über seine Narrheit zu lachen. „Ich wollte," sagte ich, „ich hätte kein Geschäft, ich würde dann euren Vorschlag annehmen und recht gern mit euch gehen, um mich mit euch zu ergötzen; aber ich muß euch bitten, mich für heute davon zu entbinden; ein andermal, wenn ich freier sein werde, wollen wir diese Partie machen. Barbieret mich nur zu Ende, und machet, daß ihr nach Hause kommt; eure Freunde sind vielleicht schon dort." — „Herr," versetzte er, „schlaget mir meine Bitte nicht ab. Kommet und ergötzet euch mit der angenehmen Gesellschaft, die ich bei mir haben werde. Wenn ihr einmal mit diesen Leuten zusammen gewesen seid, werden sie euch so gefallen, daß ihr ihretwegen euren Freunden entsagen werdet." — „Sprechen wir nicht weiter davon," erwiederte ich, „ich kann nun einmal eurem Feste nicht beiwohnen."

Ich gewann durch Güte nichts. „Weil ihr also nicht zu mir kommen wollt," sagte der Barbier, „so müßt ihr mir erlauben, mit euch zu gehen. Ich werde, was

ihr mir gegeben habt, zu mir schaffen, meine Freunde werden, wenn's ihnen gefällig ist, essen, und ich werde gleich wiederkommen. Ich will nicht so unhöflich sein, euch allein zu lassen; ihr verdient wohl, daß ich euch diese Aufmerksamkeit erweise." — „Himmel," rief ich aus, „werde ich mich denn heute von einem so überlästigen Menschen nicht losmachen! Im Namen des großen, lebendigen Gottes," sagte ich zu ihm, „endet eure lästigen Reden! Gehet zu euren Freunden, trinket, esset, vergnügt euch, und lasset mir die Freiheit, zu den meinigen zu gehen. Ich will allein gehen, und ich bedarf keiner Begleitung. Auch muß ich euch gestehen, daß der Ort, wo ich hingehe, kein Ort ist, wo ihr aufgenommen werden könntet; man will daselbst nur mich." — „Ihr spottet, Herr," entgegnete er, „wenn eure Freunde euch zu einem Fest eingeladen haben, was für ein Grund kann euch hindern, mir zu erlauben, daß ich euch begleite? Sie werden sich freuen, davon bin ich überzeugt, wenn ihr ihnen einen Menschen zuführt, der, wie ich, lustige Einfälle hat, und eine Gesellschaft angenehm zu unterhalten weiß. Was ihr mir auch vorredet, die Sache ist beschlossen, ich begleite euch wider euren Willen."

Diese Worte, meine Herren, setzten mich in große Verlegenheit. „Wie soll ich diesen verdammten Barbier los werden," sagte ich zu mir selbst. „Wenn ich auf meinem Widerspruch beharre, so nimmt unser Streit gar kein Ende." Uebrigens hörte ich, daß man schon zum erstenmale zum Mittagsgebete rief [52]), und daß es Zeit war, zu gehen; ich ergriff also das Theil, nichts zu sagen, und mich anzustellen, als willigte ich in sein Mitgehen.

Er barbierte mich hierauf vollends; und als dies geschehen war, sagte ich zu ihm: „Nehmet einige meiner Leute, damit sie euch diese Vorräthe zu euch tragen helfen, und kommet wieder; ich erwarte euch, und werde nicht ohne euch weggehen."

Er ging endlich, und ich zog mich vollends an. Ich hörte zum letztenmale zum Gebete rufen, und eilte, mich auf den Weg zu machen. Aber der boshafte Barbier, der meine Absicht errathen hatte, war mit meinen Leuten nur so weit gegangen, um sie in seine Wohnung gehen zu sehen, und hatte mein Haus nicht aus dem Gesichte verloren. Er hatte sich an einer Ecke der Straße versteckt, um mich zu beobachten und mir zu folgen. In der That gewahrte ich ihn, als ich bei der Thüre des Kadi's angelangt war und mich umwandte, an dem Eingange der Straße, worüber ich einen tödtlichen Verdruß empfand.

Die Thüre des Kadi's war halb offen, und ich sah beim Eintreten die alte Frau, welche mich erwartete, und welche, nachdem sie die Thüre wieder zugemacht hatte, mich in das Zimmer des jungen Fräuleins führte, in welche ich verliebt war. Aber kaum fing ich an, mich mit ihr zu unterhalten, als wir ein Geräusch auf der Straße hörten. Das Fräulein ging an das Fenster, und sah durch das Gitter, daß es ihr Vater war, der von dem Gebete zurückkehrte. Auch ich sah hinaus, und gewahrte den Barbier, der auf demselben Flecke saß, auf welchem ich gesessen hatte, als ich das Fräulein zum erstenmale sah.

Ich fürchtete nun zwei Dinge, die Ankunft des Kadi's und die Gegenwart des Barbiers. Das Fräulein beruhigte mich über die erste, indem sie mir sagte, daß ihr Vater nur selten in ihr Zimmer käme; auch hätte sie, in der Vermuthung, daß dieser verdrüßliche Vorfall Statt finden könnte, schon auf ein Mittel gedacht, mich sicher fortzuschaffen: aber die Unbesonnenheit des unglücklichen Barbiers verursachte in mir eine große Unruhe, die, wie ihr hören werdet, auch keineswegs grundlos war.

Sobald der Kadi im Hause war, gab er selbst einem Sklaven, der sie verdient hatte, die Bastonnade. Der Sklave stieß ein großes Geschrei aus, welches man auf

der Straße hörte. Der Barbier glaubte, ich wäre es, der so schrie, und ich würde mißhandelt. In dieser Voraussetzung fängt er endlich zu schreien an, zerreißt seine Kleider, bestreut sein Haupt mit Asche, und ruft die ganze Nachbarschaft um Hülfe an, die denn auch herbeieilt. Man frägt ihn, was es gibt, und was für Hülfe er verlangt: „Ach," ruft er aus, „man bringt meinen Herrn, meinen lieben Beschützer, ums Leben!" Und ohne etwas weiter zu sagen, läuft er zu mir nach Hause, indem er immerfort auf dieselbe Weise schreit, und kömmt in Begleitung aller meiner mit Stöcken bewaffneten Bedienten zurück. Sie schlugen nun mit einer Wuth, die nicht zu beschreiben ist, an die Thüre des Kadi's, welcher einen Sklaven abschickte, um zu sehen, was das für ein Lärm wäre. Dieser aber kömmt ganz erschrocken zu seinem Herrn zurück, und sagt: „Herr, mehr als zehntausend Menschen wollen mit Gewalt bei euch eindringen, und fangen an, die Thüre zu erbrechen."

Der Kadi lief sogleich herzu, öffnete selbst die Thüre, und fragte, was man wollte. Seine ehrwürdige Gegenwart vermochte meinen Leuten keine Achtung einzuflößen, und sie waren so unverschämt, zu ihm zu sagen: „Verfluchter Kadi, Hund von Kadi, was habt ihr für einen Grund, unsern Herrn umzubringen? Was hat er euch gethan?" — „Ihr guten Leute," antwortete ihnen der Kadi, „warum sollte ich euren Herrn umgebracht haben, den ich nicht kenne, und der mich nicht beleidigt hat? Mein Haus ist offen, kommet herein, sehet und suchet." — „Ihr habt ihm die Bastonnade gegeben," sagte der Barbier, „ich habe noch vor einem Augenblick sein Geschrei gehört." — „Aber saget mir nur," versetzte der Kadi, „welche Beleidigung hätte mir euer Herr wohl anthun können, um mich dahin zu bringen, ihn so, wie ihr es sagt, zu mißhandeln? Ist er in meinem Hause? Und wenn er drin ist, wie ist er hereingekommen, oder wer kann ihn eingeführt haben?" — „Ihr werdet mir mit

eurem großen Barte nichts weiß machen, abscheulicher Kadi," versetzte der Barbier, „ich weiß wohl, was ich sage. Eure Tochter liebt unsern Herrn, und hat ihm in eurem Hause während des Mittagsgebetes ein Stell-dich-ein gegeben; ohne Zweifel hat man euch davon benachrichtigt, ihr seid nach Hause gekommen, habt ihn überrascht, und ihm von euren Sklaven die Bastonnade geben lassen. Aber ihr sollt diese schändliche Handlung nicht ungestraft begangen haben, der Chalyf soll sie erfahren, und wird gute und schnelle Gerechtigkeit üben. Lasset ihn heraus, und gebet ihn uns sogleich wieder, wo nicht, so dringen wir hinein und entreißen ihn euch, euch zur Schmach." — „Es ist unnütz, so viel zu schwatzen," versetzte der Kadi, „und einen solchen Lärm zu machen; wenn das, was ihr saget, wahr ist, so dürft ihr nur hereinkommen und ihn suchen, ich gebe euch dazu Erlaubniß."

Der Kadi hatte kaum diese Worte geredet, als sich der Barbier und meine Leute, gleich Wüthenden, in das Haus stürzten, und mich überall zu suchen begannen.

Einhundert und siebenzigste Nacht.

Da ich alles gehört hatte, was der Barbier zu dem Kadi sagte, so suchte ich einen Ort, um mich zu verbergen. Ich fand keinen andern, als eine große Kiste, in welche ich mich warf, und welche ich sodann zumachte. Nachdem der Barbier überall herumgeschnüffelt hatte, kam er auch in das Zimmer, in welchem ich mich befand. Er nahte sich der Kiste, öffnete sie, hob sie, sobald er mich erblickt hatte, auf seinen Kopf, und trug mich von dannen. Er stieg eine sehr hohe Treppe hinunter in einen Hof, durch welchen er schnell hindurchging und endlich die Thüre, welche auf die Straße führte, erreichte. Wäh-

rend er mich so trug, öffnete sich unglücklicherweise die Kiste, und da ich nun die Schmach nicht erdulden konnte, mich den Blicken und dem Gespötte des Pöbels, welcher uns nachlief, ausgesetzt zu sehen, so sprang ich mit solcher Eile auf die Straße, daß ich mir das Bein bedeutend verletzte, und seitdem immer lahm geblieben bin. Ich fühlte mein ganzes Uebel nicht sogleich, und stand auf, um mich dem Gelächter des Volkes durch eine schnelle Flucht zu entziehen. Ich warf sogar mit vollen Händen Silber und Gold aus, womit mein Beutel angefüllt war, und während das Volk es aufraffte, entwischte ich durch abgelegene Straßen.

Aber der verdammte Barbier, der die List benutzte, deren ich mich bediente, um mich von der Menge loszumachen, folgte mir, ohne mich aus dem Gesichte zu verlieren, und rief mir aus Leibeskräften zu: „Haltet, Herr, warum lauft ihr denn so? Wüßtet ihr nur, wie betrübt ich über die schändliche Behandlung bin, die euch der Kadi hat widerfahren lassen, euch, der ihr so großmüthig seid, und dem ich und meine Freunde so vielen Dank schuldig sind! Hab' ich's euch nicht gesagt, daß ihr durch eure Halsstarrigkeit, mich nicht mit euch nehmen zu wollen, euer Leben in Gefahr setztet? Da seht ihr nun, was euch durch eure Schuld begegnet ist; und wenn ich nicht darauf beharrt wäre, euch zu folgen, wo ihr auch hinginget, was würde aus euch geworden sein? Aber wohin geht ihr denn, Herr? wartet doch auf mich."

So redete der unselige Barbier ganz laut auf der Straße. Er begnügte sich nicht damit, in dem Viertel des Kadi's einen solchen Lärm veranlaßt zu haben, die ganze Stadt sollte davon erfahren. Wüthend, wie ich war, hatte ich Lust, ihn zu erwarten, um ihn zu erdrosseln; aber ich würde dadurch meinen Zustand nur noch auffallender gemacht haben. Ich ergriff ein anderes Theil, da ich sah, daß sein Rufen mich zum Schauspiel einer

großen Menge von Leuten machte, welche an den Thüren und Fenstern erschienen, oder auf den Straßen stehen blieben: ich ging in einen Chan, dessen Aufseher ich kannte. Ich fand ihn an der Thüre, wohin der Lärm ihn gelockt hatte. „Ich bitte euch um Gotteswillen," sagte ich zu ihm, „verhindert diesen Rasenden, mir in den Chan zu folgen." Er versprach mir's und hielt Wort, aber nicht ohne Mühe; denn der starrköpfige Barbier wollte trotz seiner Abwehr eindringen, entfernte sich erst, nachdem er ihm tausend Schimpfreden gesagt hatte, und hörte, auf dem Wege nach Hause, nicht auf, allen denen, welchen er begegnete, den großen Dienst, den er mir geleistet haben wollte, mit Uebertreibung zu erzählen.

Auf diese Weise befreite ich mich von einem so beschwerlichen Menschen. Der Aufseher des Chans bat mich nun, ihm meine Geschichte zu erzählen. Ich that es. Hierauf bat ich ihn meinerseits, mir bis zu meiner Genesung ein Zimmer zu vermiethen. „Herr," sagte er zu mir, „würdet ihr in eurer Wohnung nicht mehr Bequemlichkeit haben?" — „Ich will nicht in meine Wohnung zurückkehren," erwiederte ich ihm, „dieser abscheuliche Barbier würde nicht unterlassen, mich dort aufzusuchen; ich würde täglich von ihm belästigt werden, und mich endlich noch darüber zu Tode ärgern, daß ich ihn immer vor Augen hätte. Uebrigens kann ich nach dem, was mir heute begegnet ist, mich nicht entschließen, länger in dieser Stadt zu bleiben. Ich will hingehen, wohin mein Geschick mich führen wird."

Wirklich nahm ich, sobald ich genesen war, alles Geld, dessen ich zum Reisen zu bedürfen glaubte, und machte von meinem übrigen Vermögen eine Schenkung an meine Verwandten.

Ich bin demnach von Bagdad abgereist und hieher gekommen. Ich hatte Ursache, zu hoffen, daß ich diesen unheibringenden Barbier nicht in einem von meinem Va-

terlande so fernen Lande wiederfinden würde: und doch finde ich ihn hier unter euch. Seid also über meinen Drang, mich zu entfernen, nicht verwundert. Ihr könnt euch wohl denken, was für Aerger mir der Anblick eines Menschen verursachen muß, der Schuld an meiner Lahmheit und an der traurigen Nothwendigkeit ist, daß ich fern von meinen Verwandten, meinen Freunden und meinem Vaterlande leben muß."

Nach diesen Worten stand der junge Lahme auf, und ging fort. Der Herr vom Hause begleitete ihn bis an die Thüre, indem er ihm sein Mißvergnügen bezeigte, ihm, wider sein Wissen, eine solche Unannehmlichkeit bereitet zu haben.

„Als der junge Mann sich entfernt hatte," fuhr der Schneider fort, „waren wir alle über seine Geschichte sehr verwundert. Wir richteten unsere Blicke auf den Barbier, und sagten ihm, daß er Unrecht hätte, wenn das, was wir eben gehört hätten, wahr wäre. „Meine Herren," erwiederte er uns, indem er sein Haupt erhub, welches er bis dahin immer gesenkt hielt, „das Stillschweigen, welches ich beobachtet habe, so lange der junge Mann mit euch gesprochen hat, beweist euch hinlänglich, daß er nichts von mir erzählt hat, was ich nicht eingestehe. Was er euch aber auch gesagt hat, ich behaupte dennoch, daß ich thun mußte, was ich gethan habe; ihr möget selbst darüber richten. Hatte er sich nicht in die Gefahr begeben, und wäre er ihr, ohne meinen Beistand, so glücklich entgangen? Er hat wohl von Glück zu sagen, daß er mit einer so leichten Verwundung weggekommen ist. Habe ich mich nicht einer größeren Gefahr ausgesetzt, um ihn aus einem Hause zu schaffen, in welchem ich ihn gemißhandelt glaubte? Hat er also Ursache, sich über mich zu beklagen, und mir so abscheuliche Beleidigungen zu sagen? Das hat man davon, wenn man undankbaren Leuten dient. Er beschuldigt mich, ein Schwätzer zu sein; das ist eine

bloße Verläumdung: von sieben Brüdern, die wir waren, bin ich derjenige, welcher am wenigsten spricht und den meisten Verstand besitzt. Um euch davon zu überzeugen, meine Herren, brauche ich euch nur meine und ihre Geschichte zu erzählen. Gönnet mir, ich bitte euch, eure Aufmerksamkeit.

Anmerkungen.

(L. bezeichnet die von Langlès, zu seiner Ausgabe und Uebersetzung der Reisen Sindbads.)

[1]) Eine ähnliche Geschichte, wie diese hier vom Vogel Roch, liest man bei Bochart, **Hierozoïcon T. II. p. 840**, aus **al-Domeïry**. L.

[2]) Im Text (bei Langlès, und Uebersetzung S. 80) stehen hier einige schon von Galland unterdrückte ekelhafte Schilderungen. E. G. — Ganz dasselbe Abenteuer hat der Indische Prinz Kamarupa, in seiner fabelhaften Geschichte, aus dem Persischen übersetzt von Wilh. Frankin, 1790, und darnach Deutsch in der Blauen Bibl. Bd. 12. S. 40.

[3]) An Kokos-Nüssen sind die Sondischen Inseln besonders fruchtbar, so wie die Maldiwen, von wo sie durch ganz Indien verführt werden, auf Schiffen, die aus Kokos-Bäumen gezimmert, und deren Segel und Tauwerk aus den Fasern der Schale gemacht sind: nach Jon. Scott. Vergl. auch Pyrard's Reise. L.

[4]) Komari, mit dem Vorgebirge Komorin, ist die Spitze der Halbinsel diesseit des Ganges. G. Nach **Geogr. Nubiens. Clim. I. p. IX.** ist das Aloeholz von Sanf, drei Meilen von Komâr, welches auch von Sindbad, bei Langlès, daneben gerühmt wird, noch vorzüglicher. Vergl. auch **Ol. Celsii Hierobotanicon T. I. p.** 135. 171. Sanf oder Senef, ist nicht näher nachzuweisen. Von Komâr berichten die von Renaudot Französisch herausgegebenen Arabischen Reisen, daß der König von dem Mâhâ-râdschâ (Ober-König, vermuthlich von Dechan) besiegt und unterjocht worden sei. L. — Die Pfeffer-Insel liegt in der Sondischen Meerenge. Hole, **Arabian nigths T. II. p. 70.** — Seit undenklichen Zeiten, wie annoch, fischt man Perlen in diesen Gegenden, zwischen dem Vorgebirge Komorin und der Nordküste von Zeilan, L.

[5]) Das süße Wasser hier dicht an der Meeresküste darf nicht auffallen, nachdem Ives und andere Reisende sogar in dem Meere süße Brunnen gefunden haben, im Persischen Meerbusen unweit der Insel Bahréïn. L.

[6]) Bekanntlich ist die Insel Zeylan sehr reich an Edelsteinen. Eine gelehrte Abhandl. über die Mineralogie dieser Insel s. in Davy's Reise, Lond. 1821. 4. L.

[7]) Man findet einige solche Quellen auf Zeilan. — Ueber die Entstehung des grauen Ambra's vergl. Dr. Swediauer zu Chardin's Reise, der Ausg. von Langlès. T. III. p. 32. L.

[8]) In Betreff der hier vorkommenden Schwarzen, berichten die durch Renaudot bekannt gemachten Arabischen Reisen von menschenfressenden Negern im 9ten Jahrh. in dem Meere von Andaman, oder Bai von Bengalen. Ptolemäus setzt sie auf die Insel Nikobar in demselben Meere. L.

[9]) Die Bewässerung der Felder wird in Zeilan auf eine sehr eigenthümliche Weise bewerkstelligt. S. Knox Reise Kap. 3. E. G.

[10]) Serendyb ist der Arabische Name der Insel Zeilan; die Hauptstadt aber heißt eigentlich Kandy. Die Eingebornen nennen die Insel Lanka. E. G.

[11]) Mehrere morgenländische Erdbeschreiber, Dioder und Ptolemäus, versetzen ebenfalls Zeilan unter die Linie; aber um so irriger, als ihre der Linie nächste Spitze noch 5 Grad und 49 Minuten davon entfernt ist. L.

[12]) Die Parasange oder Farsang ist ein Wegemaß bei den alten Persern, ein wenig länger als eine Französische Meile (22½ gehen auf einen Grad). — Die Insel Zeilan hat in der That ungefähr 100 Franz. Meilen in der Länge, aber nur etliche 50 in der Breite. G.

[13]) Dieser Berg ist, wie auch das Folgende zeigt, der Adams-Berg (pic d'Adam), auf welchem man noch die Fußtapfen unsers gemeinsamen Vaters zeigt. E. G. Er ist von bedeutender Höhe, obwohl bekanntlich nicht der höchste der Erde.

[14]) Langlès übersetzt dieses Thier durch Gaselle (Antelope, die, nach Hole, auf den Sondischen Inseln gefunden wird, und aus deren Haut die Einwohner ein gelbliches Pergament bereiten. Für solches hält er auch einen kleinen Koran in Kufischer Schrift, welchen er der Pariser Bibliothek verschafft, und den, nach einer, freilich etwas verdächtigen Schlußanmerkung, der Chalyf Harun Arreschyd selber besessen hat. — Diese Gaselle gleicht mehr dem Schwein, als der eigentlichen Gaselle;

sie hat vorn zwei hörnerartige Haken. Vergl. Marsden **History of Sumatra** p. 117 (der dritten Ausg.) L. — Die Schingalesische Sprache, die auf Zeilan gesprochen wird, stammt von dem Pali, dem mehrere Arabische Wörter beigemischt sind. E. G. — Die Größe des Rubins ist gewiß übertrieben, aber bekanntlich ist Zeilan reich an sehr schönen Rubinen, so wie im Indischen Meere Perlen von außerordentlicher Größe gefischt werden. Das Gewicht der letzten ist im Arabischen ein Metskâl, welche der Pater Ange de Saint-Joseph in seiner **Pharmacopaea Persica** auf anderthalb unserer Drachmen berechnet. Dasselbe Wort bezeichnet sonst auch eine, bald eingebildete, bald wirkliche Münze, deren Werth oft gewechselt hat. — In Bengalen giebt es eine Schlange, deren Haut äußere Schäden heilen soll, wenn man sie auf die kranke Stelle legt. Hole, bei Jon. Scott, S. 83. L.

15) Sulyman ist Salomon. Und Mâhâ-râdschâ bedeutet im Indischen überhaupt großer König, Ober-König von Indien. Galland setzt dafür das wohl nur daraus entstellte **Mihrage**, und erklärt diesen durch einen alten, wegen seiner Macht und Weisheit bei den Arabern berühmten König.

16) Eine zum Arabischen Irak gehörige Insel, im westlichsten Arme des Euphrats, 50 Französische Meilen von Bagdad. G. — Bei Langlès ist Haruns Brief zugleich im Namen dessen Sohns und Nachfolgers Amyn.

17) Mussons sind periodische Winde, die im Indischen Meere regelmäßig und abwechselnd mehrere Monate hindurch von Osten nach Westen und von Westen nach Osten wehen. Man nennt auch die Jahreszeiten, während welcher die Winde herrschen, Musson. G.

18) Die Barmekiden sind, nächst den regierenden Häusern, eine der erlauchtesten Familien Asiens. Der erste, der dieses Geschlecht berühmt gemacht hat, nannte sich Abu-Aly-Jahia-Ben-Chaled-Ben-Barmek. Mit allen bürgerlichen und kriegerischen Tugenden begabt, wurde er vom Chalysen Mahadi zum Hofmeister seines Sohnes Harun-Arreschyd gewählt. Er hatte vier Kinder, Namens Fadhel, Giafar (der von welchem hier die Rede ist,), Muhammed und Mussa, welche nicht von der Tugend des Vaters entarteten, und den Ruf der Barmekiden bis zur höchsten Stufe erhuben, auf welche Verdienst und Gunst eine Familie erheben können, die nicht auf dem Throne sitzt. Die Barmekiden haben das Eigenthümliche, daß, vom Glücke verlassen und bei dem Chalysen Harun Arreschyd in Ungnade gefallen, das Andenken, welches die Völker von dem Verdienst und den Eigenschaften dieser großen Männer be-

wahrten, ihr Unglück auf solche Weise überlebt hat, daß sie fast eben so viel Geschichtsschreiber gefunden haben, welche ihr Leben beschrieben, als die größten Fürsten des Morgenlandes. G.

19) Rihan bedeutet im Arabischen Basilikum, eine wohlriechende Pflanze. Die Araber benennen so ihre Sklaven, wie man im Französischen einen Lakei Jasmin nennt. G.

20) Nur-eddin heißt auf Arabisch das Licht der Religion.

21) Bedr-eddin heißt der volle Mond der Religion. G.

22) Schems-eddin bedeutet Sonne der Religion. Muhammed ist derselbe Name mit Mohamed. Vergl. Anmerk. 39. zu Bd. 1.

23) Im ganzen Orient werden die Finanzgeschäfte von Juden oder Armeniern besorgt. E. G.

24) Diese und die folgende Nacht fehlen in dem zu Kalkutta gedruckten Arabischen Text. E. G.

25) Alle Morgenländer schlafen in Unterbeinkleidern, was für die Folge dieser Geschichte zu merken ist. G.

26) Agib bedeutet im Arabischen wunderbar. G.

27) Hims, Hems, Homs (ehemals Emesa), und Hamasch, Hamath, Aman (ehemals Epiphania), zwei Städte am Orontes, jetzt in dem Türkischen Paschalik Damask in Syrien gelegen. G.

28) Vier Städte in Mesopotamien, dem heutigen Diarbekir. Mussul oder Mossul liegt auf dem rechten Ufer des Tigris. Es ist eine Handelsstadt, aus welcher die gelben Saffiane gezogen werden. Aus dieser Stadt stammen die Musseline. Sie liegt der Stelle gegenüber, auf welcher Ninive stand. Diarbekr (das ehemalige Amid) ist die Hauptstadt des heutigen Paschalik Diarbekr oder Diarbekir, und liegt am Tigris. Sie enthält mehr denn 20,000 Christen. Es wird daselbst ein großer Handel mit rother Leinwand, mit Baumwolle und Saffian von derselben Farbe, die nach Europa ausgeführt werden, getrieben. G.

29) Ommiaden heißen die Chalyfen von Damask, nach Ommiah, einem ihrer Ahnen. G.

30) Da die Muselmänner sich vor den fünf Gebeten jedesmal waschen, so halten sie es für unnöthig, sich vor dem Essen zu waschen, sie thun es aber nachher, weil sie ohne Gabel essen. — Durch Schnee kühlt man im ganzen Morgenlande, wo er zu haben ist, das Getränk sehr schnell ab. G.

31) Den Namen Schaban geben die Morgenländer gewöhnlich den schwarzen Verschnittenen. G.

32) Kaschghar ist ein Asiatisches Königreich in der Tatarei, das ungefähr 160 Franz. Meilen lang und 100 breit ist. Gegenwärtig ist es in Gewalt der Kalmucken, unter Hoheit des Kaisers von China, der es im Jahre 1759 eroberte. Die Hauptstadt führt den Namen des Königreichs. G.

33) Auf diesem Esel ritt, nach der Meinung der Muhammedaner, Esdras, als er aus der Babylonischen Gefangenschaft nach Jerusalem kam. G.

34) In fast allen Städten des Orients sind die Dächer der Häuser terrassenförmig und mit einander zusammenhangend. Die Bewohner schlafen oft auf ihnen während der Sommernächte. E. G.

35) Kophten oder Kopten, ein Name, welchen man den in Aegypten eingebornen Christen gibt. Sie sind Griechischer Religion von der Eutychianischen oder Jakobitischen Sekte. G.

36) Besasthan bedeutet Seidenstoff-Markt. E. G. schreibt Bezestin, und G. Bezestein, wo auch andere kostbare Waaren verkauft werden.

37) Kali heißt eine am Meere wachsende Pflanze, die man sammelt und grün verbrennt; ihre Asche heißt Soda, wie auch die Pflanze selbst genannt wird. G. — Daher al-Kali der Chemiker. E. G.

38) Samarkand, eine alte große Stadt Asiens, im Lande der Usbeken, Hauptstadt des Königreichs desselben Namens, mit einer berühmten Akademie, und einem Schlosse, welches der gewöhnliche Sitz Tamerlans war. Sie treibt einen großen Handel, besonders mit Früchten, die auf ihrem Gebiete angenehmend gedeihen. Sie hat eine schöne Lage am Sogd-Flusse, ziemlich nah an der Persischen Gränze. G.

39) Scherif, so viel als Zeckine. Das Wort findet sich auch in Altfranz. Schriften. G. Daher unser Scherflein.

40) Der Freitag ist der Feiertag der Muselmänner. An diesem Tage dürfen die Gläubigen die gemeinschaftlichen Gebete in der Moschee nicht versäumen. E. G.

41) Der Monat Safar (der Reisemonat) ist der zweite des muselmännischen Jahres. E. G. — Das Jahr 653 der Hedschra ist das Jahr 1255 nach Christi Geburt. Man kann hieraus schließen, daß diese Erzählungen um diese Zeit im Arabischen gedichtet, oder doch aus Persien, welches damals durch die Einfälle der Mongolen verwüstet wurde, gekommen sind. G.

42) Diese Flucht heißt auf Arabisch Hegira oder Hedschra. E. G.

43) Was das Jahr 7320 betrifft so hat der Verfasser sich in dieser Behauptung geirrt. Das Jahr 653 der Hedschra und

1255 n. Chr. G. fällt erst auf das Jahr 1557 der Aera der Seleuciden oder Alexanders des Großen, welcher hier, nach dem Ausdrucke der Araber, der zweihörnige Iskender heißt. G.

44) Bedeutet: der Stumme, Schweigsame.

45) Bed.: Das Glucken einer Flüssigkeit aus einer Flasche mit enger Oeffnung.

46) Bed.: Der ungestraft Blut vergießen darf, also ein Wundarzt.

47) Bed.: Das Glucken einer Flüssigkeit aus einer Flasche mit weiter Oeffnung.

48) Bed: Der Sinesische oder porzelainene Becher.

49) Bed.: Der Säger.

50) Bed.: Die Anemone.

51) Die Bäder der Morgenländer gleichen den unsrigen gar nicht. Man badet gemeinschaftlich in einem großen Gemache. Die Frauen kommen daselbst zusammen, und bleiben stundenlang bei einander. Es ist gebräuchlich, sich den Leib von Sklaven massieren (gleichsam durchkneten) zu lassen. Die Hitze wird in diesen Bädern auf einen fast unbegreiflichen Grad gesteigert. F. G.

52) Es sind die Mueffins, welche von der Höhe der Minarets (Moscheen-Thürme) die Gläubigen zum Gebete rufen. Sie singen dann mit lauter Stimme einen Gesang, welchen sie Edsan nennen, und worin das muselmännische Glaubensbekenntniß vorkömmt: **La Ilah ill' Allah wa Muhammed rassul allah!** (Nur Allah ist Gott und Muhammed ist sein Prophet). F. G.

Inhalt des dritten Bändchens.

	Seite
86ste Nacht	3
Fünfte Reise Sindbads, des Seefahrers nach den Sundischen Inseln	3
87ste Nacht	4
88ste Nacht	6
89ste Nacht	9
Sechste Reise Sindbads, des Seefahrers, nach Zeilan	11
90ste Nacht	13
91ste Nacht	17
92ste Nacht	20
Siebente und letzte Reise Sindbads, des Seefahrers	22
93ste Nacht	25
94ste Nacht	29
Die drei Aepfel	32
95ste Nacht	33
96ste Nacht: Geschichte der zerstückten Frau	38
97ste Nacht	42
Geschichte des Nureddin-Ali und Bedreddin-Hassan	45
98ste Nacht	51
99ste Nacht	55
100ste Nacht	59

Seite
101ste Nacht 61
102te Nacht 64
103te Nacht 66
104te Nacht 68
105te Nacht 70
106te Nacht 71
107te Nacht 73
108te Nacht 77
109te Nacht 80
110te Nacht 82
111te Nacht 83
112te Nacht 85
113te Nacht 86
114te Nacht 89
115te Nacht 91
116te Nacht 93
117te Nacht 95
118te Nacht 97
119te Nacht 100
120ste Nacht 102
121ste Nacht 104
122ste Nacht 107
123ste Nacht 110
124ste Nacht 112
125ste Nacht 114
126ste Nacht 117
127ste Nacht 120
Geschichte des kleinen Buckligen 120
128ste Nacht 122
129ste Nacht 124
130ste Nacht 127
131ste Nacht 128
132ste Nacht 130
Erzählung des christlichen Kaufmanns 131
133ste Nacht 132

Seite
134ste Nacht 134
135ste Nacht 135
136ste Nacht 137
137ste Nacht 139
138ste Nacht 141
139ste Nacht 143
140ste Nacht 144
141ste Nacht 146
142ste Nacht 148
143ste Nacht 151
144ste Nacht 153
Erzählung des Lieferanten des Sultans 154
145ste Nacht 155
146ste Nacht 157
147ste Nacht 159
148ste Nacht 161
149ste Nacht 164
150ste Nacht 166
151ste Nacht 168
152ste Nacht 171
153ste Nacht 173
154ste Nacht 175
Erzählung des Jüdischen Arztes 175
155ste Nacht 167
156ste Nacht 180
157ste Nacht 182
158ste Nacht 184
159ste Nacht 186
160ste Nacht 190
161ste Nacht 192
Erzählung des Schneiders 195
162ste Nacht 196
163ste Nacht 199
164ste Nacht 202
165ste Nacht 205

Seite
166ste Nacht 207
167ste Nacht 209
168ste Nacht 210
169ste Nacht 215
170ste Nacht 219
Anmerkungen 223

27398
L Arab
A6E8

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

Do not
remove
the card
from this
Pocket.

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU, Boston

Author Arabian nights - ...
Title Tausend und eine Nacht (Habicht et al)
Vol 1 & 2

27398
LArab
A658
.Gh

BOUND BY THE J.E. BRYANT COMPANY LTD TORONTO

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 15 17 06 05 003 2